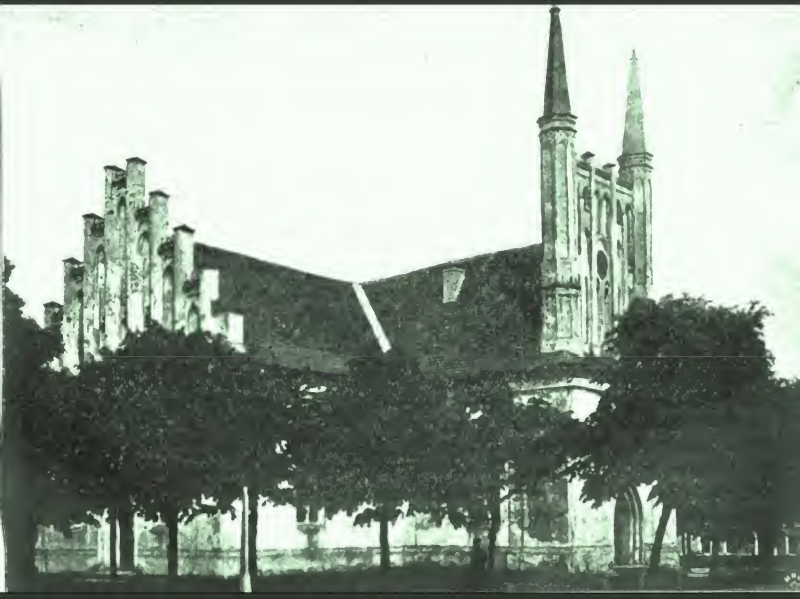


Brandenburgia

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Märkisches Provinzial-Museum

Digitized by Google

Ger 28.3.6

No 8946

Digitized by Google

Digitized by Google

Krüner

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

IX. Jahrgang 1900/1901.

Berlin 1901.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Ger 20.3.6

Harvard College Library
APR 23 1909
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

15. (8. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 3. Februar 1900, abends 7½ Uhr im Sitzungssaale des Königl. Museums für Völkerkunde, Königgrätzer Strasse 120.

In der 15. (8. ausserordentlichen) Versammlung des VIII. Vereinsjahres, welche sehr zahlreich von Mitgliedern und Gästen besucht war, hielt Dr. Gustav Albrecht einen Vortrag über „Berlin vor 100 Jahren", in welchem er das Aussehen und die Umgebung der damaligen Residenzstadt und das Leben und Treiben ihrer Bewohner in anschaulicher Weise schilderte. Der Vortrag wurde durch eine grosse Anzahl Lichtbilder illustriert, die nach zeitgenössischen Abbildungen aus den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums hergestellt waren.

In einer kurzen Einleitung gab der Vortragende einen Rückblick über die Entwicklung Berlins unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. und wies darauf hin, dass die Residenz ihren Charakter, den sie um die Wende des 18. Jahrhunderts trug, hauptsächlich dem friedericianischen Zeitalter verdankte, da der grosse König eine Vorliebe für prächtige Bauten besass und nicht nur öffentliche Gebäude, sondern auch Privathäuser auf seine Kosten und nach seinen Angaben erbauen liess. Die Bestrebungen Friedrichs des Grossen um die Verschönerung Berlins setzte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in gleichem Masse fort, und viele der noch jetzt erhaltenen Prachtbauten sind in jenen Zeiten entstanden. Berlin hatte bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Anfang zu einer vorteilhaften Entwicklung als Haupt- und Residenzstadt von Preussen gemacht, und wenn es sich auch noch nicht mit anderen Hauptstädten des Kontinents messen konnte, so machte es doch einen gefälligen Eindruck auf die fremden Besucher, und fast übereinstimmend wird es von Reisenden als ein ansprechendes Städtchen mit breiten Strassen und freien Plätzen, mit hübschen Spazierwegen und weiten Gärten, und die Bewohner als kunstsinnige, gemütliche und humorvolle Menschen geschildert. In den Vorstädten, besonders nach Osten hin, sah es natürlich weniger prunkvoll aus, hier fand man kleine unansehnliche

Digitized by Google

Häuser mit Dunghaufen auf den Höfen, ungepflasterte Strassen und Felder und Gemüsegärten zwischen den Häusern. Im allgemeinen indes hatte sich Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. sehr zu seinem Vorteil entwickelt.

An einem Plan aus dem Jahre 1795 zeigte der Vortragende, wie weit sich das damals aus 10 Stadtvierteln bestehende Stadtgebiet ausdehnte und in welcher Weise es von der durch Friedrich Wilhelm I. angelegten Stadtmauer umschlossen wurde. Darauf begann die Wanderung von Südwesten aus. Von den damals bedeutend höheren Rollbergen bei Rixdorf warf man einen Blick auf die Stadt mit ihren Häusern und Türmen und gelangte durch die dichtbewaldete Hasenheide an den Tempelhofer Weinbergen vorüber zum Hallischen Thor, hinter dem sich das Rondeel, der heutige Bellealliance-Platz ausbreitete. Durch die Wilhelmstrasse, in deren südlichem Teil sich die schlichten Häuser böhmischer Weber erhoben, während weiterhin sich Paläste bis zu den Linden hinauf hinzogen, erreichte man die Leipzigerstrasse mit dem alten Leipziger Thor am Achteck und den Wilhelmsplatz mit den Standbildern der Feldherren Friedrichs des Grossen. Die Mauerstrasse mit ihren Kirchen, die Mohrenstrasse und der Gensdarmenmarkt mit dem neuerbauten Schauspielhause und die königliche Bank in der Jägerstrasse wurden vorgeführt, dann der Opernplatz mit seinen prächtigen Bauten, und bei der Schilderung der damaligen Theaterverhältnisse warf Dr. Albrecht auch einige Seitenblicke auf das Verhalten des Publikums im Theater. Es ging sehr gemütlich zu im alten Berlin. Die Zuschauer, welche freien Eintritt zu den Opernvorstellungen hatten, brachten grosse und kleine Hunde, andere ihre Kinder mit ins Theater, die Kadetten kletterten auf die Bänke, um besser sehen zu können, und versperrten dadurch den Hintensitzenden die Aussicht. Da ferner die Damen durch hohe Coiffuren und Hüte à la Montgolfier den Blick nach der Bühne hinderten, so wurden häufig Rufe, wie „Niedersetzen! Hut ab!“, laut, und dieser Lärm soll im Verein mit dem Kindergeschrei und dem Hundegewinsel einen wenig erquicklichen Genuss der Oper gewährt haben.

Die Wanderung ging dann die „Linden“ hinunter zum Brandenburger Thor, das in der Gestalt, wie es zur Zeit Friedrichs II. aussah, und in seiner neuen, von Langhans erbauten Form gezeigt wurde, und durch die Dorotheenstadt zurück über den „Katzenstieg“ und die angrenzenden Wiesen nach dem Opernplatz, von wo man über die Neustädter Brücke zum Zeughaus und dem Palais Friedrich Wilhelms III. und über die Hundebrücke (jetzt Schlossbrücke) in den Lustgarten kam. Dieser wurde damals als Exerzierplatz benutzt und war rings von hohen Pappeln eingefasst, an einer Ecke erhob sich das Standbild des Fürsten Leopold von Dessau. Die südliche Seite des Lustgartens

Digitized by Google

wurde vom königlichen Schlosse begrenzt, dem damals noch die Kuppel und die Terrassen fehlten, an der Ostseite streckte der von Friedrich dem Grossen neuerbaute Dom seine zierliche Kuppel in die Luft, und wo heute das alte Museum steht, verband ein breiter Graben die beiden Spreearme; die kleine Pomeranzenbrücke führte über ihn zum Neuen Packhof hinüber. Den Abbildungen vom Lustgarten folgten solche vom Schlossplatz mit der Stechbahn, von der Brüderstrasse mit der Petrikirche, von der Langen Brücke mit dem Denkmal des Grossen Kurfürsten und von der Breitenstrasse. Der hier abgehaltene Weihnachtsmarkt und die Auffahrt der Fürstlichkeiten zur Neujahrsgratulation wurden nach seltenen Stichen vorgeführt, ferner der Fischmarkt am Köllnischen Rathaus und Handwerkerunruhen aus dem Jahre 1795 in der Lappstrasse*), der jetzigen Petristrasse. Von Alt-Kölln aus führte der Weg über die Jungfernbrücke nach dem Friedrichswerder hinüber und am Werderschen Markt mit der Doppelkirche und der Münze entlang die alte Friedrichstrasse (jetzt Kurstrasse) hinunter zum Spitalmarkt, von wo man durch die Wallstrasse in den Stadtteil Neu-Kölln gelangte. Dieser wurde im Süden von dem Festungsgraben, dem sogenannten „Grünen Graben", begrenzt, und hinter diesem begann die Köllnische Vorstadt oder das Köpnicker Viertel. Dieser Stadtteil war wenig bebaut, die Strassen verliefen in den Feldern, welche sich nebst Gärten bis zur Stadtmauer und zum Kottbuser und Schlesischen Thore hin ausdehnten. Die Gegend vor dem letzteren, der Schlesische Busch, das Magistratsförsterhaus Treptow und das Dorf Stralow mit seinem volkstümlichen Fischzug wurden besucht und dann die Wanderung durch die nördlich der Spree gelegenen Stadtteile angetreten.

Durch die noch sehr ländliche Stralauer Vorstadt führte der Weg an Obst- und Gemüsegärten und an Holzplätzen neben der Spree vorüber durch die Holzmarktstrasse zur Strasse „An der Contrescarpe" (jetzt Alexanderstrasse) und zur Waisenbrücke, neben der sich die mit hohem Turm gezierte Hospitalkirche erhob. Durch die Neue Friedrichstrasse und Stralauerstrasse kam man an der Paddengasse vorüber zur Klosterstrasse mit der Parochialkirche und dem grauen Kloster und zum Molkenmarkt mit dem Mühlenhof und dem Hause des Münzjuden Ephraim, und diese altberlinischen Stätten, sowie die nun folgenden Abbildungen der Nikolaikirche, des alten Rathauses mit der Gerichtslaube und dem „Kaak" und des Neuen Marktes mit dem alten Galgen gaben dem Vortragenden Gelegenheit zu interessanten historischen Rückblicken. Von Alt-Berlin ging es über den teilweise noch jetzt erhaltenen Bau der Königsbrücke zum Paradeplatz, dem heutigen Alexanderplatz, hinüber, an dessen südlicher Seite sich das Arbeitshaus, von den Berlinern „Ochsenkopp" genannt, erhob. Bei diesem Bilde gab Dr. Albrecht humoristische Schilderungen von dem Bettelunwesen und

*) Monatsblatt VII, 280.

Digitized by Google

dem Treiben der Bettelvögte, von den Polizeieinrichtungen und den Nachtwächtern im damaligen Berlin und führte in echtem Berliner Dialekt manche Anekdoten und Spottverse über diesen Gegenstand an. Vom Paradeplatz aus kam man nach verschiedenen Spaziergängen zum Schützenplatz am Bernauer Thor und durch das Scheunenviertel zurück zur Münzstrasse und zum Haakeschen Markt. Dann wurde ein Spaziergang vor den Thoren nach verschiedenen Weinbergen, Maulbeerplantagen und Vergnügungslokalen unternommen, so nach dem „Schlösschen" vor dem Frankfurter Thore und nach dem Gesundbrunnen vor dem Rosenthaler Thore, worauf man der Spandauervorstadt zwischen Oranienburgerstrasse, Schiffbauerdamm und Charitéstrasse einen Besuch abstattete und sich an dem ländlichen Charakter der Gegend, an den blühenden Gärten und der idyllischen Umgebung der Panke erfreute. Zum Schluss der Wanderung wurde die Gegend am Invalidenhause, das Moabiterland und der Tiergarten aufgesucht und an einer Reihe interessanter Abbildungen gezeigt, wie es bei der Rousseauinsel und beim Hofjäger, am Potsdamer Platz und bei der Schafbrücke, der jetzigen Potsdamerbrücke, bei Schloss Bellevue und an den „Zelten" vor 100 Jahren aussah. Ein Eisfest hinter den Zelten bildete den Abschluss der mit grosser Sorgfalt zusammengestellten Bilderreihe.

---

16. (8. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen.

1. Verlag und Redaktion unserer vaterländischen Zeitschrift „Der Bär" haben eine Probenummer ausgelegt, von der Exemplare beliebig entnommen werden können. Der „Bär" berichtet regelmässig über die Thätigkeit der „Brandenburgia" und erweckt durch seine gediegenen, mit Abbildungen versehenen Abhandlungen über unsere Provinz auch sonst das Interesse unserer Mitglieder, denen deshalb die Verbreitung dieses Organs hiermit bestens empfohlen wird.

2. Die Neuwahl der Vorstandsmitglieder auf zwei Jahre vom 1. April d. J. bis 31. März 1902 findet in der ordentlichen März-Sitzung am 21. k. M. im Rathaus-Bürgersaal statt. Die Stelle des Ersten Vorsitzenden ist zur Zeit unbesetzt.

Digitized by Google

Die Wahl der Ausschuss-Mitglieder für dieselbe Zeit erfolgt in der ordentlichen Sitzung des diesjährigen Aprils am 25. desselben.

3. Das Pagenhof-Grundstück, Berlin, Holzgartenstrasse 8, unserm Mitgliede, Herrn Hofjuwelier Paul Telge, gehörig, habe ich bereits in unserer Sitzung am 31. v. M. erwähnt.

In der Holzgartenstrasse, einer Nebenstrasse der Kurstrasse, unweit der Reichsbank, erhebt sich das nur vier Fenster Front zeigende, in holländischer Manier gebaute Haus, das mit seiner siebenstufigen, mit eisernem Geländer versehenen Treppe, die von der Strasse ins Hochparterre führt, und mit dem über dem 1. Stock aufgebauten hochdachigen Giebelgeschoss sofort an die Zeit des Grossen Kurfürsten erinnert. Das Haus, welches jetzt bereits seit einem halben Jahrhundert im Besitz der Familie Telge sich befindet, führte den Namen „Pagenhof" bis zum Jahre 1713. In den alten Adresskalendern ist noch zu lesen: „Herr Michel Katsch, Pagen-Hofmeister, wohnt auf dem Friedrichs-Werder hinter der Münze auf dem Pagenhofe." König Friedrich Wilhelm I. löste bei seinem Regierungsantritt den gesammten Hofstaat, auch das Pageninstitut, auf, und der Pagenhof ging dadurch in Privatbesitz über. In seinem Innern erinnert auch heute noch verschiedenes an die alte Zeit; so ein verzierter Kamin, der noch heute ebenso raucht, wie zu der Zeit, als noch lustige Pagenstreiche vor ihm ausgeheckt und unter Jubeln erzählt wurden. Vor etwa 15 Jahren hatte sich in dem westlichen Giebelzimmer ein mit Riesennägeln befestigt gewesener Balken gelöst und fiel herab, wobei Herr Telge nicht unerhebliche Verletzungen erlitt. In dem Loche, das der Balken in der Wand hinterliess, fand man eine schwarze Ratte (Mus rattus) sowie ein bleiernes Baumeister-Zeichen eingemauert, dieses in Medaillenform zum Anhängen durchbohrt. Das Stück ist um ein winziges grösser als ein Zweimarkstück. Auf der Vorderseite in Relief

Digitized by Google

Mauerkelle und Mauerhammer von einem Lorbeerkranz umgeben. In die flache Rückseite ist eingeschnitten M [eister] Hans Schild 1669. Letztere Jahreszahl bedeutet das Erbauungsjahr. Wir fügen eine Ansicht des im Innern mit Geschmack und Liebe renovierten und ausgestatteten alten Giebelhauses sowie eine Abbildung der Medaille bei.

4. Templin, die Perle der Uckermark. Kurzer Abriss der Geschichte der Stadt und Führer durch Templin und Umgebung. Von O. S.-Templin 1899. Druck und Verlag von Gottfr. Kortes. — 36 S. Kl. 8.

Unseren Mitgliedern ist die so überaus freundliche Lage der Stadt Templin, ihr behäbiges, durch ehrwürdige und hochinteressante Baureste des Mittelalters geschmücktes Aussehen von dem am 30. August 1896 unternommenen Ausfluge her noch frisch in der Erinnerung, bei welchem wir durch den inzwischen leider verstorbenen Bürgermeister Nitzschke und andere Herren auf das Freundlichste empfangen und geführt wurden*).

Auch der Nachfolger, jetzige Bürgermeister Herr Neumann, lässt sich die Hebung des Fremdenverkehrs in Templin sehr angelegen sein und er hat deshalb die Herausgabe des mit 8 Abbildungen geschmückten „Abrisses" besonders gefördert. Verfasser, Herr Kreisphysikus Dr. O. Solbrig, giebt in kurzer Bädeker-Form zugleich mit dem Geschichtlichen einen vollkommen befriedigenden Führer durch die Stadt sowie deren wellige und zum Teil waldige, auch von den „Augen der Landschaft" glänzende Umgebung. Unser Urteil über die Schrift lautet kurz formuliert: Überall bestens zu empfehlen. Nach dem Erscheinen des Buches ist bei dem Geheimen Staatsarchiv, wie Herr Bürgermeister Neumann mir am 6. d. M. schreibt, zu allgemeiner Freude eine sehr alte Urkunde noch ermittelt worden, in der von den Gewässern circa terminos Templyn die Rede ist, schon dem Jahr 1270 angehörig. Bisher ward Templin zuerst 1317 erwähnt beim Templiner Frieden, den Markgraf Waldemar mit König Erich von Dänemark und dem vereinigten Fürstenbunde schloss.

5. Als charakteristischen Beitrag zur Kenntnis des berlinischen Volks-Dialekts übersendet uns Herr Professor Dr. Georg Knaack zu Stettin, dem unsere „Brandenburgia" schon mehrfach Mitteilungen verdankt, „die sogenannte Nationalhymne von Tempelhof" nach dem Wortlaut, den Herr Karl Löschhorn (aus Wollstein in Posen) in der Zeitschrift für deutsche Sprache 1899 S. 274) abdruckt, wie folgt:

1. Was hab'n wir denn for'n Schuster
Bei uns in Tempelhof?
Am Dage flickt er Stiebel und Schuh',

*) Vgl. „Brandenburgia" V. 1896/97, S. 260.

Digitized by Google

Det Nachts klaut er das Leder zu.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

2. Was hab'n wir denn for'n Tischler
Bei uns in Tempelhof?
Der Mann der is' zum Sterben zu dumm,
Statt's Leim nimmt er Petroleum.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

3. Was hab'n wir denn for'n Schlächter
Bei uns in Tempelhof?
Der Kerl der is' een Hauptgenie
Macht Kalbskotelettes von Hottehüh.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

4. Was hab'n wir for 'ne Feuerwehr
Bei uns in Tempelhof?
De Feuerwehr kommt anjerennt
Und fragt: „Wo hat et denn jebrennt?"
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

Dies schöne Lied ist nicht blos als Sprachprobe für den Berliner Geist typisch, sondern auch durch den in Berlin sehr beliebten Zug der Selbstironie. Nach Karl Löschhorn ist die „Nationalhymne von Tempelhof" auch sangbar und die Melodie dazu eine geschickte Auswahl aus der modernen Weise „Tarara Bumdiä" und dem uralten in der „Brandenburgia"*) erwähnten Volkslied „Herr Schmidt, Herr Schmidt".

6. Nachfolgende neun Photographien, von denen die ersten 7 unser Mitglied, Herr cand. iur. Friedrich Backschat mit gewohnter Kunst aufgenommen, werden Ihrer besondern Beachtung empfohlen.

a) Allgemeine Ansicht des Städtchens Kloster Zinna.

b) Das bekannte Sakramentshäuschen daselbst, vergl. den Backschatschen Vortrag „Brandenburgia" VII. S. 409 flg.

c) Allgemeine Ansicht von Neuendorf bei Potsdam.

d) Ansicht des neuen, nahe bei der charakteristischen alten kleinen Kirche errichteten Gotteshauses, siehe die Besprechung von Backschats Geschichte Neuendorfs, „Brandenburgia" VIII. S. 309.

e) Das Denkmal der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813, welches besonders durch die unermüdlichen, geradezu bewundernswerten Anstrengungen unsers Mitgliedes, Pfarrer Zimmermann zu Nieder-Görsdorf, so reichen Schmuck erhalten hat. Unterhalb des Denkmals ist das kleine von Herrn Z. begründete Museum, weiter westlich liegt das bei der Schlacht vielbedeutend eingreifende Dorf Niedergörsdorf in der Höhe; gerade unten fällt von der Denkmalshöhe

*) „Brandenburgia" IV. 1895/96, S. 263.

Digitized by Google

der Blick auf den stattlichen Turm des Dorfes Dennewitz. Aufgenommen, ebenso wie f und g, gelegentlich einer Sonntags-Exkursion des Märkischen Museums am 31. Oktober 1899.

f) Das Haus des Schmieds von Jüterbog. Eins der launigsten brandenburgischen Märchen ist das vom Jüterboger Schmied. Eines Abends kommt ein ehrwürdiger Greis zu dem Schmied und bittet um Nachtlager. Der Schmied, von dem die Sage als für seine Solidität sprechend erzählt, dass er gern schwarz und weiss gekleidet ging, beherbergte und bewirtete den Fremden willig, der ihm beim Scheiden die Erfüllung dreier Wünsche zusagte: wenn sich jemand auf des Schmieds Grossvaterstuhl setzte oder auf den Birnbaum im Garten stieg oder seinen Platz im ledernen Kohlensack des Schmiedes nahm, so konnte er diese Stellen ohne des letztern Erlaubnis nicht verlassen.

Als nun der Tod kam, um den Schmied zu holen, nötigte dieser ihn auf den Stuhl und der Gevatter Klapperbein musste dem Schmied, um nur los zu kommen, zehn Lebensjahre zulegen. Nun kam der Tod wieder, der Schmied erklärte sich bereit, bat aber den Tod freundlich, sich doch ein paar saftige Birnen vom Baum zu holen. Dort wurde dem Ärmsten noch übler mitgespielt, denn die Schmiedegesellen zerdroschen ihm mit ihren Eisenstangen sein Knochengerüst höchst fühlbar. Nachdem sich der Tod nochmals in ähnlicher Weise freigekauft, begegnete ihm der Teufel auf der Landstrasse, dem er sein Leid klagte. Gevatter Urian aber verschwor sich, er wolle mit dem Schmied schon fertig werden.

Er klopfte bei diesem an, wurde aber vorsichtigerweise nicht eingelassen; auf vieles Bitten gewährte ihm der Schmied endlich, dass er durchs Schlüsselloch einfahren könne. Das that denn der Teufel auch, fuhr aber dabei in den vorgehaltenen Kohlensack, der alsbald fest zugebunden wurde. Drauf wurde der Teufel mit Schmiedehämmern derartig verhauen, bis er um Gnade mit dem Versprechen, nie wiederzukommen, gebeten*).

Was Sie hier schauen, ist nun das Haus des mutigen Schmieds von Jüterbog, der Tod und Teufel trotzte, wie es jetzt aussieht.

Davor befindet sich ein arg verwüstetes Mordkreuz angeblich aus dem 12. Jahrhundert.

Links von dem Hause sehen Sie einen Teil des Tanzberges mit Lindenbäumen bestanden, unter welchen die heidnischen wendischen Jungfrauen zu Ehren der Göttin der Morgenröthe Iutra Tänze aufführten.

g) Der Tempel der Göttin Iutra, von der Jüterbog den Namen haben soll, liegt dahinter auf der Photographie, verdeckt durch das Haus des Schmiedes. An seiner Stelle steht in dem Stadtteil Neumarkt

*) Zu vergl. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen. 1843. Nr. 86, 87 und 88.

Digitized by Google

die uralte Jakobikirche, deren romanische Formen zum Teil bis in das XI. Jahrhundert zurückreichen sollen und deren Äusseres Ihnen das Bild wiedergiebt.

h) Ansicht von Bauerngehöften aus dem benachbarten Flämingsdorf Kaltenborn, mit höchst stattlichen stilgerechten Hausformen, welche

i) die zweite Ansicht bei einem zweistöckigen, mit bedeckter Galerie versehenen Wohnhaus noch besser verdeutlicht.

Zu h und i freundliche Geschenke des Berliner Touristenklubs an das Märkische Museum.

7. Merkwürdiger Totenbrauch aus der Neumark. Durch Herrn Geheimen Regierungsrat Harrassowitz wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass bei einer Obduktion am 9. August 1899 an der Leiche des durch eine Verletzung mit der Sense gestorbenen Arbeiters Wilhelm Muchow aus Raduhn a/Oder, Kreis Königsberg N/M. eine seltsame Ausstattung beobachtet worden sei. Mit Hülfe des bei der Leichenschau beteiligten Herrn Amtsrichters Schneidereit aus Königsberg N M. wurde folgendes ermittelt. Die Gerichts-Deputation fand die Leiche auf dem Hausflur aufgebahrt liegen. Auf den geschlossenen Augenlidern lagen Kupfermünzen, unter der Zunge steckte ebenfalls eine Münze. Auf der Brust aber befanden sich gekreuzt eine eiserne Axt und ein Messer, scharf geschliffen. Dieser unzweifelhaft bis in die Heidenzeit zurückreichende Totenbrauch ist also zu deuten. Die Beschwerung der Augenhöhlen mit Münzen kann vielleicht mit dem allgemein üblichen Herabdrücken der Augenlider bei soeben Verstorbenen erklärt werden. Die Münze unter der Zunge wird u. a. als Zehr- oder Fähr-Pfennig gedeutet, damit der Abgeschiedene zur Wegzehrung etwas mit sich nimmt oder um dem Fergen, welcher ihn über den kalten Strom nach dem Reich der Abgeschiedenen übersetzt, das Fährgeld zu reichen. Mit der Holzaxt setzt er sein Gewerbe fort, sie dient ihm auch wie das Messer sowohl zur Verteidigung wie für den alltäglichen wirtschaftlichen Gebrauch.

Der bei der Obduktion zugezogene praktische Arzt Dr. Nimsch aus Königsberg N M. bemerkte, es handele sich um einen Volksaberglauben, den er schon häufig in dortiger Gegend beobachtet habe.

Ich bitte mir bzw. dem Märkischen Museum von ähnlichen Fällen in unserer Provinz im heimatkundlichen Interesse Mitteilung zu machen.

8. Zehden und die Burg Kinz. In den Monatsblättern, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Jahrg. 1900, S. 47 heisst es wörtlich: „Herr Oberlehrer Dr. van Niessen macht Mitteilung von dem Ergebnis seiner Untersuchungen über die Burg Kinz, wo Bogislaw II. häufig weilte, (castrum Kenitz prope Oderberch, Pom. Urk.-Buch I, S. 144. Danach

Digitized by Google

ist es unzweifelhaft, dass dieselbe an der Stelle der Stadt Zehden gegenüber von Oderberg lag." — Für die Frühgeschichte der Neumark von Belang.

9. Der Denkmalsschutz ausgedehnt auf Gegenstände der Natur, insbesondere Bäume.

Von dem lebhaften Wunsche beseelt, dass der Schutz, welcher den von Menschenhand errichteten vor-, früh- und eigentlich geschichtlichen National-Denkmälern des deutschen Volks mehr und mehr bewilligt wird, auch auf die hervorragendsten denkmalartigen Schöpfungen der deutschen Natur in allen ihren drei Gebieten, der Geologie, der Botanik und der Zoologie ausgedehnt werde, habe ich mich vom Jahr 1887 ab mit Gleichgesinnten in Verbindung gesetzt und habe mich in meiner Eigenschaft als vieljähriger Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine bemüht in diesem Sinne auch öffentlich und amtlich einzuwirken. Besonders erfolgreich bin ich in dieser Beziehung unterstützt worden durch die Herren Professor Ernst Rudorff-Gross-Lichterfelde und unser Mitglied Dr. Carl Bolle. Um die Sache amtlich in die Wege zu leiten, reichten dieselben im Mai 1888 einen ausführlichen motivierten „Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur" bei dem Gesamtverein ein*).

Es heisst darin am Schluss:

„Das erste aber ist und bleibt der Einfluss auf die Gesetzgebung und so erlaube ich mir den Antrag zu stellen, dass dem in dem auf S. 145, Sp. 1 v. v. Jahrgangs abgedruckten Protokolle der vorjährigen Generalversammlung verzeichneten Beschluss: „Die deutschen Regierungen . . . . . anzustreben"**) die folgenden Worte hinzugefügt werden möchten: Es ist hierbei nicht nur an den Schutz des Menschenwerks gedacht, sondern zugleich an die Schonung landschaftlicher Eigentümlichkeiten, insofern die Natur als Bedingung alles menschlichen Wirkens unzertrennlich von diesem bleibt, auch in der Schätzung ihrer historischen Bedeutung.

Alte Bäume, Baumgruppen und Büsche, Quellen, Bäche, Wasserfälle, Hügel, Felsen, Felskämme, einzelne Blöcke sind unverändert und unberührt zu erhalten. Nicht nur die von Seiten der Industrie, des Verkehrswesens, der Spekulation der Gastwirte, der Touristenvereine u. s. w. drohenden Gefahren sind ins Auge zu fassen, es ist auch, zumal bei Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen, die Berücksichtigung der natürlichen und historischen Verhältnisse, die Schonung der ursprünglichen Waldgrenzen, der Waldwiesen, der natürlichen Bachläufe, be-

*) Abgedruckt im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine, Jahrg. 36, 1888. S. 86—88.

**) Bezieht sich auf die Schutzvorschriften für von Menschenhand entstandene Denkmäler.

Digitized by Google

deutsamer Stege und Hecken zu erwirken, und die bisherige Praxis insofern zu erweitern, als für dieselbe ausschliesslich das Prinzip der geraden Linie und die Bequemlichkeit der Rechnung, kurz Gründe der rationellen Abstraktion neben solchen des materiellen Nutzens massgebend gewesen sind. Die Ausrottung seltener eigentümlicher Pflanzen (z. B. anemone alpina auf dem Brocken im Harz, Edelweiss in den Alpen) und Tiere ist zu verhindern.

Gross-Lichterfelde bei Berlin, Mai 1888. Ernst Rudorff.

Das Vorliegende hat meine völlige Billigung und Beistimmung. — Dr. Carl Bolle."

Nach reiflichen Erwägungen beschloss die Generalversammlung des Gesamtvereins auf der Hauptversammlung zu Posen am 11. September 1888, um nicht wegen Kompetenzüberschreitungen von der Jagd, Fischerei, Schiffahrt, Landwirtschaft pp. überhaupt zurückgewiesen zu werden, den erbetenen „Schutz der Natur" wie folgt, auf meinen Antrag, (vgl. S. 133, 134 a. a. O.) zu präcisieren:

„Die Generalversammlung beschliesst:

I. in Anlehnung an den Mainzer Beschluss Nr. 1 vom 15. September 1887 die deutschen Regierungen zu ersuchen, den Denkmalsschutz auch, soweit als möglich, auf die Erhaltung der geschichtlich überkommenen Physiognomie des Landes, namentlich insofern interessante Felsen, Bäume u. dergl. in Frage kommen, auszudehnen.

II. Die Generalversammlung beschliesst:
die weitergehenden Forderungen der Rudorff-Bolleschen Anträge vom Mai 1888 abzulehnen. Dies soll jedoch nicht ausschliessen, dass der Gesamtverein die Bemühungen Anderer, welche den Schutz naturgeschichtlich denkwürdiger, durch Ausrottung bedrohter Pflanzen und Tiere abzwecken, auch seinerseits in gegebenen einzelnen Fällen befürwortend unterstützt.

Die Versammlung erklärte sich mit den Ausführungen des Herrn Friedel völlig einverstanden."

Bei der wiederum von mir geleiteten Hauptversammlung des Gesamtvereins zu Metz am 12. September 1889 wurden (Korrespondenzblatt 1889. S. 147) diese nämlichen Beschlüsse noch einmal ausdrücklich betont.

Gewissermassen, um eine Probe auf dies Exempel zu machen, wendete sich der Verwaltungs-Ausschuss des Gesamtvereins in einer von mir entworfenen und unterzeichneten Eingabe vom 4. Oktober 1889 an den damaligen preussischen Kultusminister Herrn von Gossler zum Schutz der in dem Königlichen Botanischen Garten an der Potsdamerstrasse zu Berlin vorhandenen geschichtlichen (u. a. zum Teil von der Hand des Grossen Kurfürsten gepflanzten) alten Bäume mit dem Antrage, dass diese bei den Umänderungen in dem Bestande und der Einteilung des Gartens geschont würden. Es geschah

Digitized by Google

dies in Folge von Klagen des Herrn Dr. Bolle, nach dessen Beobachtung der damalige, inzwischen verstorbene Direktor des Botanischen Gartens unter dem alten Baumbestand „wie der Würgeengel umherginge".

Der Minister antwortete hierauf folgendes:

„Berlin, den 9. Januar 1890.

Dem Verwaltungs-Ausschuss erwidere ich auf die Eingabe vom 4. Oktober v. J., dass ich Anordnung getroffen habe, dass auf die Erhaltung des alten Baumbestandes im hiesigen königlichen Botanischen Garten, bezw. der Anpflanzungen daselbst, welche lokalgeschichtliche Beziehungen haben, in Zukunft thunlichst Bedacht genommen wird. gez.: v. Gossler." *)

Damals wusste man — wenigstens in der Öffentlichkeit — noch nichts von dem drohenden Schicksal dieses kostbaren, den Dryaden und der Göttin Flora geweihten Haines. Geholfen hat der Ministerial-Erlass leider nicht viel. Der Garten-Direktor hatte eiligst, so viel er konnte, herunterschlagen lassen und damit schon damals bewusst oder unbewusst der von der Bürgerschaft und von allen Baumfreunden so hart verurteilten fiskalischen Ausnutzung des Gartengeländes Vorschub geleistet.

Andere Völker sind uns im Schutz der natürlichen Denkmäler bereits weit voraus. Namentlich gilt dies von den Franzosen. Das französische Denkmäler-Schutzgesetz vom 30. März 1887, welches bereits auf der Generalversammlung der gedachten Geschichts- und Altertums-Vereine zu Mainz i. J. 1887 als Vorsitzender von mir gerühmt wurde**), führt im Kapitel I die Überschrift: „Immeubles et monuments historiques ou mégalithiques", unterscheidet also mit Vorbedacht die eigentlichen menschlichen Monumente von den nicht hierzu zu rechnenden anderweitigen Immobilien und macht beide Gruppen zum Gegenstand des nationalgeschichtlichen Schutzes. Dies wird ausdrücklich im Artikel I bestätigt, welcher der Schutz-Klassierung im Sinne des Gesetzes, sowohl die „immeubles par nature" wie die „immeubles par destination" unterwirft. Unter diesen „immeubles par nature", diesen „natürlichen Immobilien", welche die zu schützende geschichtliche Landes-Physiognomie betreffen, werden aber recht eigentlich und unzweifelhaft in vielen Fällen einzelne Felspartien, einzelne Bäume, Baumgruppen, ganze landschaftliche Prospekte u. dergl. verstanden werden können, insbesondere wenn sie als Wohnstätten, Opferplätze, Versammlungsörter pp. gedient haben, aber sicherlich in einzelnen Fällen auch da, wo dies nicht der Fall ist und wofür, um nach der neuen Welt überzuschweifen, der unter den strengsten Schutzbestimmungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika stehende Yellowstone-Park das grossartigste Beispiel liefert.

*) Korrespondenzblatt 1890, S. 17 und 111, von mir als Vorsitzender der Hauptversammlung zu Schwerin i. M. am 9. September 1890 zur Sprache gebracht.

**) Korrespondenzblatt 1888, S. 133.

Digitized by Google

Es ist nun höchst erfreulich zu sehen, wie endlich auch bei uns in Preussen die bessere Erkenntnis aufdämmert und dass der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Herr Freiherr von Hammerstein-Loxten hier die Initiative ergriffen hat. Das Nähere ist in einem an sich unscheinbar auftretenden, hiermit vorgelegten Schriftchen von 94 S. kl. 8° enthalten, welches sich betitelt: „Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preussen. 1. Provinz Westpreussen. Mit 22 Abbildungen". Berlin, Gebrüder Borntträger. 1900.

Wie zu erwarten, steht an der Spitze dieser gemeinnützigen, höchst dankenswerten Bestrebungen Herr Professor Dr. Conwentz, der unermüdliche im Dienste der angewandten Naturkunde thätige Direktor des Danziger Provinzial-Museums. Herr Staatsminister Dr. von Gossler, dessen Verständnis für die Sache aus dem von mir zuvor erwähnten, wenn auch erfolglosen Einschreiten zu Gunsten des Berliner Botanischen Gartens hervorgeht, hat als Oberpräsident der Provinz Westpreussen selbstverständlich alles veranlasst, um Herrn Conwentzs Bemühungen zu unterstützen. —

Zu den am meisten bedrohten Gebieten gehört, wie Conwentz S. VI unter unserer auf langjähriger Anschauung beruhenden, vollsten Zustimmung ausführt, der Wald, der einer immer mehr gesteigerten wirtschaftlichen Ausnutzung unterliegt. Vornehmlich seit dem Beginn einer planmässigen Wirtschaft geht der natürliche Wald — unser uralter deutscher Wald, unser nationaler Stolz seit den Zeiten des Julius Cäsar und des Cornelius Tacitus, beständig zurück. An Stelle des Waldes tritt die Forst, mit nur wenigen ertragreichen Holzarten, meist in künstlich erzogenen Stämmen. „Durch den in Deutschland jetzt vorherrschend geübten Kahlschlag werden die urwüchsigen Bäume und Sträucher nahezu gänzlich vernichtet, und gleichzeitig schwindet ein Teil der übrigen Pflanzen- und Tierwelt, deren Lebensbedingungen mehr oder weniger an jene geknüpft sind. Alljährlich gehen seltene Bäume durch elementare Gewalt, wie durch Unachtsamkeit und durch Willkür verloren; ganze Waldteile fallen der Axt oft schonungslos zum Opfer. Wenn nicht jetzt Massnahmen getroffen werden, um dem Einhalt zu thun, wird der deutsche Wald, welcher bezeichnende Pflanzenvereinigungen darstellt und der auch der Schauplatz der deutschen Sage und frühesten Geschichte war, vom Erdboden verschwinden."

Gerade wie man in allen preussischen Provinzen — und weiter in ganz Deutschland — eine Inventur der zu schützenden menschengeschichtlichen Denkmäler aufnimmt, so muss auch den von mir vorerwähnten allgemein deutschen Beschlüssen der Jahre 1887/89 entsprechend eine allgemeine Inventarisierung der Naturdenkmäler erfolgen. Das Mini-

Digitized by Google

sterium für Domänen und Forsten ist für Preussen hier die geeignete Stelle, denn ein grosser Teil der zu schützenden Gewächse und Landschaftsprospekte liegt im Besitz des Fiskus. Er muss zuerst mit gutem Beispiel vorangehen; vermöge des Forstaufsichtsrechts kann diese Verwaltungsstelle aber auch auf die Korporationen angehörigen Waldungen einwirken. Schliesslich hat die Domänen- und Forstverwaltung, sobald sie nur ernstlich will, auch Mittel und Wege genug, um auf einzelne Privatbesitzer einen güstigen Einfluss im Sinne der Denkmalsschonung in Wald und Feld auszuüben.

Was zunächst für Westpreussen angestrebt ist, kann selbstredend für uns in Brandenburg vollkommen vorbildlich sein. Conwentz drückt sich S. VIII wörtlich wie folgt aus: „Was die Auswahl des Stoffes anlangt, so werden hier einmal diejenigen Baumindividuen berücksichtigt, welche durch eine geschichtliche oder kulturgeschichtliche Bedeutung, durch hohes Alter oder durch ungewöhnliche Grössenverhältnisse, durch Bildungsabweichungen u. dergl. m. ausgezeichnet sind. Ferner seltene Baumarten und Spielarten, sowie solche Arten, die in Vergessenheit geraten oder in raschem Schwinden begriffen sind. Daneben finden subfossile Holzreste (†) Erwähnung, um durch die Spuren früheren Gedeihens auch zum Auffinden der Art in der Gegenwart anzuregen. Beiläufig sind Orts- und Flurnamen berücksichtigt, welche auf ehemaliges Vorkommen einer Holzart deuten. Sodann kleinere Waldteile, die sich durch charakteristische urwüchsige Hölzer auszeichnen, namentlich wenn ein geographisches Interesse damit verbunden ist. Weiter andere Waldteile, in welchen sehr seltene Pflanzen- und Tierarten leben, und solche, welche von besonderem landschaftlichen Reiz sind."

Von den merkwürdigsten Bäumen sind Abbildungen gegeben, oder sie sind auf Kärtchen nachgewiesen.

So z. B. die Beutkiefern (vergl. den Vortrag von K. Müllenhoff „Brandenburgia" VIII, S. 312 flg. und meine Notiz ebend. S. 307 flg.), zweibeinige Buchen und Eichen, krause Buchen, Elsbeer- und Mehlbeerbäume, Eiben, Trauerfichten, Wachholder, selbst die Mistel, die Sumpfheide und Speisetrüffel ist nicht vergessen.

Das Beobachtungsgebiet ist über die Provinz etwas erweitert, indem in Zusammenhang mit dem westpreussischen Gelände die angrenzenden Teile von Pommern, Brandenburg, Posen und Ostpreussen, selbst Russlands mehrfach hinzugezogen sind. Die brandenburgischen Angaben sind folgende.

S. 59: „Märkisches Nachbargebiet. — Im Südwesten des vorgenannten Reviers [Revierförsterabteilung Neuhof] liegt die zum Regierungsbezirk Frankfurt a/O. gehörige Oberförsterei Hochzeit. Am Südrand derselben, im Schutzbezirk Hochzeit, Jag. 4, auf dem Lenzen-

Digitized by Google

werder, findet sich die Elsbeere, Pirus torminalis, in einem urwüchsigen Bestand starken Rotbuchen-Stangenholzes, welches mit Eiche, Linde, Espe u. a. m. gemischt ist. Ferner tritt die kleinblätterige Mistel auf Kiefern in der Oberförsterei nicht gerade selten auf."

S. 80: „Kurznadelige Kiefer, Pinus silvestris parvifolia (=brachyphylla, microphylla). — Sonst findet sich die kurznadelige Kiefer z. B. in den Forsten des Grafen von Schwerin in Wendisch-Wilmersdorf, Mark Brandenburg, sowie in anderen Gegenden, zumal auf Mooren, auch in Schweden."

Wir empfehlen übrigens dem Herrn Direktor Conwentz auch die sogenannten Hexenbesen, insbesondere die durch den Exoascus-Pilz veranlassten, in den forstlichen Schutz mit aufzunehmen. Unsere Mitglieder aber bitten wir bezüglich des Schutzes seltener und merkwürdiger Bäume sowie sonstiger Erzeugnisse des Pflanzenreichs in unserer Provinz Brandenburg Mitteilungen und Anträge an das Märkische Provinzial-Museum zu richten; dasselbe wird solche gern der zuständigen Zentralstelle übermitteln.

B. Herr Dr. Zache besprach: „Das Oderbruch. Eine historisch landwirtschaftliche Skizze von Paul M. C. Wolff, Landwirtschaftslehrer. Berlin 1899. „Gutenberg" Druckerei und Verlag, Aktiengesellschaft."

Wie der erweiterte Titel sagt, bringt der Verfasser eine kurze und knappe Schilderung der Kultur des Oderbruches. Die erste Hälfte behandelt die Vergangenheit und die zweite beschäftigt sich mit den heutigen Zuständen. Der Verfasser geht aus von der Grösse des Bruches, den alten Flussläufen, der Lage der Ortschaften und der Beschäftigung der Bewohner. Darauf schildert er die Verwaltung und Besiedelung durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Endlich behandelt er die Zustände der heutigen Landwirtschaft, den Boden, die Kulturgewächse, deren Erträge etc. Den Schluss aber des Ganzen bildet die Darstellung der Versumpfung des Oderbruches. Hier stellt sich der Verfasser ganz auf den Standpunkt des Oderbrücher Landwirts und führt nur die schwärzesten Punkte an. Er erblickt mit den Bruchbewohnern die Ursache der Versumpfung in zwei wassertechnischen Einrichtungen: dem Hohensaatener Wehr und den Buhnen. Das Hohensaatener Wehr hält bei Hochwasser in der Oder das Binnenwasser zurück, so dass die tiefste Stelle des Bruches, das Niederoderbruch zwischen Freienwalde und Oderberg, unter Wasser zu stehen kommt. Wäre es aber nicht vorhanden, so würde durch den Rückstau die Wasserflut noch weiter hinauf reichen. Die Buhnen beschleunigen die Versandung der unteren Oder, wodurch das Bett der Oder und somit der Spiegel des Hochwassers sich beständig hebt. Da nun die Buhnen nur bis zum Ende des Oderbruches reichen, so findet die Sandablagerung hauptsächlich im unteren

Digitized by Google

Laufe der Oder statt, wodurch die Vorflut behindert wird. Dieser Übelstand ist offenbar der verhängnisvollste; deshalb hat die Regierung auch in den nächsten Etat eine Summe für die Regulierung der unteren Oder eingestellt, so dass also hier auf Abhülfe zu hoffen ist. Ein zweiter Vorschlag ist noch nicht über das Stadium der Untersuchungen und theoretischen Erwägungen hinausgekommen. Das sind die Fangvorrichtungen in den schlesischen Quellgebieten der Nebenflüsse. Endlich und das scheint mir die Hauptsache, ist die Wasserkalamität vielleicht nur eine vorübergehende, bedingt durch meteorologische Ereignisse, deren Ursachen wechselnd und unbekannt sind. Der polemische und anklägerische Charakter der Schrift geht aber daraus hervor, dass der Verfasser die einzigen Einrichtungen, die sich bewährt haben, nicht erwähnt, die Polder mit den Schneckwerken. Es bestehen schon zwei solche, welche sich sehr gut bewähren. Und es bleibt nur übrig, ihre Zahl zu vermehren, so dass ein Schneckwerk dem folgenden das Wasser übergiebt, bis es das letzte in die Oder wirft. Wie das aber bei allen wasserbautechnischen Unternehmungen dieser Art geschieht, fängt man von oben an statt von unten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es billiger ist. Die Landwirte sind auch nicht geneigt an die Einrichtungen heranzugehen, weil es eine Belastung ihrer Wirtschaften fordert, und bei der augenblicklichen Lage kann man es ihnen auch nicht verdenken.

C. Darauf hielt Herr Robert Mielke seinen Vortrag: „Totengebräuche und Totensagen in der Mark Brandenburg". Wir bringen den Vortrag, welcher mit reichem Beifall aufgenommen wurde, als besonderen Aufsatz weiter unten.

D. Nach der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder zu einer zwanglosen Vereinigung im Rathauskeller.

Totengebräuche und Totensagen in der Mark.*)

Von **Robert Mielke.**

Dem Andenken der Toten läuten einmal im Jahre die Glocken; bei ihrem Klange zögert der Schritt der Zeit, dem man ja so freigebig die Vernichtung alter Anschauungen zuschreibt, um in den Gestalten lieber Verstorbener die Vergangenheit dem einzelnen wieder aufleben

*) Wo die Quellen nicht vollständig angegeben sind, bedeuten: Gand. = Gander, Niederlausitzer Volkssagen. Berlin 1894; v. Schul. = von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880; Kuhn & Schw. = Kuhn & Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848; Schw. = Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1895.

Digitized by Google

zu lassen. Arm und reich wandern auf die Friedhöfe, um in der Unrast des Schaffens eine stille Zwiesprache mit den Verstorbenen zu pflegen wie in alten Tagen, da der Schmerz und die Freude noch laut in die Öffentlichkeit hineindrangen. Sind wir auch mit unseren Gefühlen stiller, mit ihren Äusserungen sparsamer geworden, in den Vorstellungen von Tod und Sterben bricht doch häufig noch ein Stück uralter Vergangenheit durch, die das tiefe Seelenleben des Volkes blosslegen. Nicht arm ist auch die Mark an Gebräuchen, die der Tod in das Volksleben hineingewebt hat.

Totengebräuche nenne ich die Handlungen, die in der breiten Masse des Volkes ausgeübt werden, um einerseits das Wohl des Verstorbenen noch nach dem Hingang zu fördern und andrerseits — mehr nach aussen wirkend — das Andenken bei den Überlebenden dauernd zu erhalten. Der Tod ist ja nach einem allgemeinen Menschheitsglauben nicht der endgültige Abschluss aller irdischen Beziehungen; vielmehr wirkt der Schatten des Verstorbenen in gutem und bösem Sinne auf seine nächste Umgebung ein. Es ist daher eine der ersten Sorgen des Zurückbleibenden, seine schädigende Rückwirkung abzuwehren und seine schützende Kraft zu gewinnen. Bei heidnischen Vorstellungen hat jene die Oberhand, während die monotheistischen Religionen — vor allen der Katholizismus — die wohlwollende Förderung zu schätzen wissen. Beide werden uns heute beschäftigen, da sie sich in dem Volksglauben zu ganz bestimmten Handlungen veräusserlicht haben, die nicht selten mit ihren Wurzeln in die grauste Vorzeit zurückreichen.

Oft schon fällt in den Lenz des Lebens ein Schatten von dem unabwendbaren Geschick, wenn man zu gewissen Zeiten, in den Zwölften, der Neujahrsnacht, dem ersten Jahrestage und anderen Ereignissen die Anzeichen erkennt, wann und wo der Tod seinen Einzug halten wird. Oder auch gelegentliche Zeiterscheinungen wie ein zirpendes Heimchen im Hause, das Ticken des Holzwurms, ein unerklärliches Geräusch, das Stehenbleiben der Uhr, die Entdeckung eines Maulwurfhügels bei dem Wohnhause verkünden den ungebetenen Schnitter. Einmal — ich hörte die Erzählung in der Altmark — zeigte ein gespenstiger Sarg das kommende Unheil an. Die weisse Frau im Hohenzollernschloss spukt ja noch heute umher, wie in gleicher Weise den alten Schlossherren von Sorau — den Bibersteinern — ein kopfloser Mönch den Todesfall voraussagte. Geheimnisvoll lacht es laut auf dem Werbellin über die Wellen beim Herannahen des Gevatters Tod und auf dem Gohlitzer See bei Lehnin tanzt ein grüner Hut als Unheilsbote umher. Die Schreie des Uhus und der Eule werden in dem Sinne des alten Lutherliedes: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen" gedeutet und manche ängstliche Seele zählt auf der Sommerfahrt an den Rufen des Kuckucks die ihr noch vergönnten Jahre. Aus Tränen und den Glockenklängen

Digitized by Google

kann der Kundige den Tod vorauskünden (v. Schul. S. 236). Eine rührende Gestalt hat die slavische Anschauung in der Bužawoscz geschaffen, die man unsichtbar weinen hört, wenn Kinder sterben sollen. (v. Schul. S. 145, 146.)

Geht es ans Sterben, so wird dem Scheidenden ein leichter Tod herbeigesehnt, der indessen aus bestimmten Gründen nicht immer eintreten kann. Nach der Volksanschauung muss der Ringende seine irdischen Angelegenheiten ganz geordnet haben; namentlich kann eine ungesühnte Sünde seinen Hingang erschweren. Zu solchen Sünden gehören: Mord, Totschlag, Brand, Betrug, Gotteslästerungen u. a. m. Von dem alten General von Sparr weiss man, dass er nicht hat leben und sterben können, bis man ihm die Fusssohlen aufgeschnitten und dort die Oblaten gefunden und herausgenommen hatte, die er beim Abendmahl immer für seine Zauberzwecke beiseite zu bringen gewusst hatte. (Kuhn & Schw. Nr. 76.) Besonders kann ein Sterbender nicht hinübergehen, bevor nicht der von ihm sehnlichst Erwartete eingetroffen ist. Kann man sich garnicht weiter helfen, so nimmt man das Kopfkissen fort, um den Tod herbeizurufen; ein allgemein verbreiteter Gebrauch, der eine sehr natürliche Wirkung hervorbringt, aber doch mit der Mystik des Todes gedeutet wird.

Nach dem Verscheiden öffnet man die Fenster, um die Seele hinauszulassen, die, als Vogel gedacht, fortflattert (v. Schul. S. 237) oder im bösen Sinne umgedeutet, wohl auch vereinzelt als eine Maus umherirrt (Gand. Nr. 240). Die Stühle werden verhängt, das Wasser im Hause verschüttet, die Stühle oder die Böcke, auf denen der Sarg stand, umgestürzt aus Furcht, dass sich sonst noch mehr Tote im Hause finden würden. In sinniger Weise wird auch der Tod den Haustieren mit Einschluss der Bienen (v. Schul. S. 236) durch lautes Ansagen verkündet (Altmark, Lausitz), sonst würde der Erbe Gefahr laufen, dass diese sich nicht vermehren.

Auch nach aussen scheint man früher ein Zeichen des Todesfalles angebracht zu haben; denn eine glaubhafte Überlieferung berichtet, dass bei der Plünderung Fürstenwaldes im Jahre 1528 durch den Ritter von Minckwitz ein Bürger ein langes weisses Laken mit Erfolg aufgehangen habe, als ob ein Toter im Hause sei (Wohlbrück, Gesch. d. Bist. Lebus). So lange der Sarg über der Erde ist, soll er bewacht werden, was heute nicht mehr häufig, früher aber die Regel war. 1495 bestimmt eine Frau in Seehausen „dass 4 Priester sollen jeder einen Psalter lesen und dafür 4 Schill. und eine Mahlzeit bekommen“. Diese Frau traf auch Anordnung, dass man „ihren swarten hoyken (den Staatsmantel) soll auf die Bahre legen“ (v. Raumer, Gerichtsbuch der Stadt S. in Ledeburs Archiv XIII, S. 177/178), eine Verfügung, die noch bei der Beerdigung mancher Standes- oder Berufsperson nachklingt.

Digitized by Google

Ist nun der Tote eingesargt, so bleibt er in der Wohnung, wo auch die Predigt stattfindet. Eine Totenwache ist nicht üblich, wenn auch nach einer Spreewaldsage Lichte brennen sollen, damit dem Toten nicht die Mäuse die Augen ausfressen (v. Schul. S. 236). Unter dem Geläut der Glocken, die vielfach erst nach der Beisetzung verstummen, wird der Sarg zur Gruft getragen. In den nördlichen Dörfern der Mark führte man ihn wohl auch ein- oder dreimal um die Kirche, dann hinein, um die letzte Einsegnung zu vollziehen. Früher war es auch üblich, bei Standespersonen 2 Lichter auf Kosten der Angehörigen auf den Altar zu setzen, die, mit Flor umhangen, während des Trauerjahres bei jedem Gottesdienste brennen mussten. Damit hängt zusammen, dass noch vor etwa 35 Jahren in Alt-Thymen bei Lychen jedesmal der Kirche Lichter gestiftet wurden, sobald einer gestorben war.

Auf der einen Seite kann eine Berührung des Toten gewisse Krankheiten z. B. Trunksucht (v. Schul. S. 235) heilen; auf der anderen aber fürchtet man die unselige Weiterwirkung seines Einflusses, der von allem ausgehen kann, was mit ihm in Berührung gestanden hat. Für den ersten Fall nimmt man gern etwas von den Stoffen, die zur Beisetzung dienten; ja man scheut, wie noch vor 4 Jahren in Nudow bei Potsdam sich ereignete, selbst den gewaltsamen Einbruch in die Kirche nicht, um einen Fetzen von dem Leichentuch zu gewinnen. Von der anderen unheilvollen Einwirkung sprechen die vielen Überlieferungen von den Nachzehrern und den Doppelsaugern, die man durch bestimmte Massregeln unschädlich zu machen weiss, die ich aber hier übergehen kann. Um ihnen zu wehren, werden im Spreewald alle Ecken und Zipfel der Kleidung mit Nadeln festgesteckt (Niederl. Mitt. II, S. 145), wird die Tragbahre umgekippt (Altmark) oder das Stroh, die Wagenrunge, die Leitern, auf denen der Sarg stand, an gewissen Stellen der Dorfmark abgeworfen und verbrannt. Aus dieser Veranlassung heisst eine Ackerstelle bei Fürstenwalde, wo drei Dorfgrenzen zusammenstossen, die „Totenrunge“ (Kuhn & Schw. S. 86). Hierher gehören auch einige örtliche Gebräuche wie das Setzen der Tragbahre auf das Grab (Neuendorf b. Oderberg) oder das kreuzweise Werfen von eisernen Spaten bei einem Manne, von hölzernen bei einer Frau auf den Sarg*) (Altmark), aus deren Richtung man das Haus des nächsten Todesfalles erfahren will.

Nach uraltem Herkommen legte man dem Toten einen Zehrpfennig, die Totenmünze in den Sarg, vielfach in den Mund, ein Gebrauch, der an den Obolos der Griechen erinnert. Mehr als man annimmt, wird auf dem Lande an diesem uralten Opfer festgehalten, wenn man es auch der Geistlichkeit und neugierigen Fragern gegenüber ableugnet. Mit

*) Vergl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch S. 198, wo ähnliches zu finden.

Digitized by Google

diesem Totenpfennig zogen die Seelen der Abgeschiedenen, um ihn zu verspielen, nach einem merkwürdigen Ort zwischen der Oberwelt und dem Totenreich, der im Volksmunde Owerskrug, Abis-, Abers-, Obis-, Nobis- oder Nåberskrug heisst, sich in der Mark Brandenburg und Norddeutschland in sehr vielen Flurnamen erhalten hat und eine Brücke vom altgermanischen Mythus nach der christlichen Anschauung schlägt. (J. Grimm, Deutsche Mythologie S. 954 und Bär III. S. 60.)

Es ist überhaupt eine eigne Sache mit den Seelen der Abgeschiedenen. Sie kehren häufig an den Ort ihrer einstigen Thätigkeit zurück, um hier nach dem Rechten zu sehen. Nach der Sage geht alle Morgen eine Magd in die Kasematten von Cüstrin, um dort das Bett des Markgrafen Hans zu machen, der angeblich jede Nacht dort schläft (Kuhn & Schw. S. 36). Nach Alt-Wittenberge kehrt von Zeit zu Zeit eine Nonne zurück, um sich in der Elbe zu waschen.

Die Ursachen des Zurückkehrens sind verschieden. Die Sorge um ihr Kind treibt die Mutter zurück (Gand. Nr. 203, 204), wie, ähnlich der Lenorensage, die Liebe den toten Geliebten zur Braut bringt (v. Schul. S. 138), oder es holt in humoristischer Anwandlung die verstorbene Gattin ihren trinkenden Gemahl aus der Kneipe (Gand. Nr. 205). In den meisten Fällen sind es unerfüllte Wünsche, die den Abgeschiedenen keine Ruhe lassen (v. Schul. S. 95, 149, 239, 240, Gand. 206, 207, 210, 219); dann ist die Ruhelosigkeit nur vorübergehend und mit der Erfüllung beendet. Dauernd irren die Seelen ungetaufter Kinder umher (v. Schul. S. 237), der Frauen, die im Kindbette sterben (Gand. Nr. 200), der Selbstmörder, der Erschlagenen oder der Menschen, die mit Streit von hinnen gehen (Gand. Nr. 199); sie führen als Aufhocker (v. Schul. S. 148) oder gespenstige Tiere ein unstätes, menschenerschreckendes Dasein, von dem so manche grauliche Geschichte auf Stadt und Land eine Kunde giebt.

Hat gar einer die Welt mit einem Verbrechen beladen verlassen, dann hat er niemals Ruhe; er muss zurückkehren, um als Geist seine Unthat zu sühnen oder wieder gutzumachen*) (Kuhn & Schw. Nr. 67, 132 u. a.). Das traf vor allen die, die Land abpflügten oder die Grenzsteine betrügerisch verrückten, Verbrechen, die schon in den alten deutschen Stammesgesetzen (vergl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 546) schwer gebüsst wurden (Kuhn & Schw. Nr. 105, 114, 135, Schwartz Nr. 29). In einer Spreewaldsage (v. Schul. S. 139) kehrt auch die alte Auffassung wieder, dass dem Toten beim Herantreten des Mörders das Blut aus Nase und Mund fliesst (vergl. Grimm, Rechtsaltert. S. 931). Hier hat er also noch keine Ruhe, bis sein Tod gerächt ist.

*) Bezeichnend ist hier das Schicksal des Meineidigen, der als Geist seinen Kindern den Rat erteilt, es nicht ebenso zu machen (Gand. Nr. 216).

Digitized by Google

Anders wieder ist es mit dem Junker von Kahlebutz in Kampehl, der seine Unthat neben dem Umherspuken durch das selbstbeschworene Verhängnis büsst, dass sein Leichnam nicht verwest, wie man sich noch heut in dem stillen Dorfe an der Dosse überzeugen kann.

Kehren wir jedoch wieder zu den Gebräuchen zurück.

Ist der Verstorbene beigesetzt, ist alles geschehen, was eine Beunruhigung der Lebenden durch den Schatten verhindert, sind die lauten Klagen des Augenblicks verhallt, dann kommt die wehmütige Stimmung des Gedenkens zur Geltung und aus den schmerzensreichen Tagen der ersten Empfindung löst sich die Sorgfalt heraus, das Andenken nun sichtbar sich und anderen zu erhalten. Schon der Leichenschmaus, den man in unsre graue Vorzeit zurück zu verfolgen versucht und den man hier und dort gewisser Rohheiten beschuldigt hat, bot Gelegenheit, die Vorzüge des Toten zu würdigen. Dauernder waren aber die Denkmäler, die treue Liebe demselben errichtete. Was im südlichen Deutschland die Totenbretter und prunkvolle Grabkreuze bedeuten, im westlichen Norddeutschland seltsame Holzgestelle, die die Grabstellen pultartig überdecken, wird in der Mark und ihren östlichen Nachbargebieten von Totenkronen und Kränzen und daneben Kreuzen, Stäben und Pfählen ersetzt.

Sind die Grabhügel die natürlichen Denkzeichen, mit denen fast auf der ganzen Erde gleichartig der Ort der Ruhe sichtbar gemacht wird, so tritt bei den eigentlichen Äusserungen des Kunstfleisses das in den Vordergrund, was inschriftlich für den einzelnen Toten, künstlerisch für die Art seines Volkes zeugt. In der Mark war es bis vor einem Menschenzeitalter ganz allgemein üblich, durch Kronen und Kränze die in den Kirchen aufgehängt wurden, das Andenken zu erhalten. Ursprünglich ist diese Sitte vielleicht in ganz Norddeutschland üblich gewesen; schon Justus Möser spricht im vorigen Jahrhundert von ihr (Patriot. Phantas. Nr. 39); sie hat sich in der Mark und den östlichen Provinzen am längsten gehalten. Die Uckermark, die auch in anderer Hinsicht eine kulturgeschichtliche Ausnahmestellung einnimmt, zeichnet sich darin durch zähes Festhalten am Alten aus. Wahrscheinlich ist auch in Mecklenburg die Sitte bekannt gewesen, worauf noch manche örtliche Erinnerungen hindeuten; heute ist sie hier jedoch ganz verschwunden und keine Zeugen gemahnen im Innern der Dorfkirchen an sie. Ihr Verschwinden ging Hand in Hand mit dem in der Prignitz, wo sie sich nach der Elbe zu immer mehr verliert.

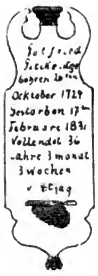
Noch giebt es genug Kirchen, in denen diese Zeugen, die den Lebenden mit dem Toten verbinden, eine beredte Sprache reden; sie werden jedoch immer mehr unterdrückt unter dem Vorgeben, dass sie den Staub auffangen und die Kirche verunzieren. Es ist schade darum, denn sie brachten neben ihrer künstlerischen Wirkung doch immer ein persönliches

Digitized by Google

Moment in das Innere, das auf die Stimmung der Gemeinde sicher nicht ohne Einfluss war. Fontane berichtet einmal von einer alten Witwe in Geltow, dass sie ihrem verstorbenen Enkel, der ihr ein und alles war, eine reich verzierte Totenkrone anfertigen liess und dieselbe, trotzdem der die Kirche bisweilen besuchende König Friedrich Wilhelm III. die Sitte nicht liebte, neben ihrem Sitze aufhängte, „weil sie sonst keine Ruhe und Andacht mehr habe", wie sie wörtlich dem Prediger gegenüber behauptete. Heute entfernt man diese poesievollen Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit immer mehr und — was schlimmer ist — weiss nichts besseres an ihre Stelle zu setzen.

Neben der Krone spielt noch der Kranz eine Rolle, der, ebenfalls mit Bändern verziert, aufgehängt wird. Beide sind Unverheirateten nach der Überlieferung gewidmet, wenigstens ist mir auch in Hunderten von Dorfkirchen nicht ein Beispiel vorgekommen, das sich mit Sicherheit auf eine verheiratete Person beziehen liess. Ursprünglich ist wohl die Krone das einzige Denkmalszeichen, das später erst dem Kranze wich. Nicht immer, aber doch häufig ist dabei der Kranz dem Jüngling, die Krone der Jungfrau zugewiesen, wobei es auch vorkommen konnte, dass der Jünglingskranz aus Myrten (Vieseke i. d. Prignitz) geflochten war. Beide, Krone und Kranz, sind bis zur Gruft auf dem Sarge gewesen, bisweilen aber auch dem Verstorbenen aufs Haupt gesetzt und erst nach der Bestattung in die Kirche überführt worden.

Man hing die Kränze einfach an Nägeln auf und bediente sich für die Krone eines mit einer Konsole versehenen Wandbrettes. Diese meist künstlerisch gearbeiteten Bretter geben Alter, Geschlecht, Geburts- und Sterbetag mit peinlichster Genauigkeit an; sie sind ihrer ganzen Art nach den Totenbrettern Bayerns zu vergleichen. Ein solches, aus dem Jahre 1671 stammendes Brett ist noch mit darauf befindlicher Krone aus künstlichen Blumen in Schwaneberg bei Prenzlau vorhanden, gewiss ein altes Zeugnis für die Sitte. In dieser Weise sind auch die älteren hergestellt, reich mit Papieren und Bändern und in späterer Zeit mit geschmacklosem Flittergold durchflochten. In einzelnen Dörfern des Sternberger Landes ist die Krone mit 4—5 Puppenköpfen verziert, in denen ich Engel erblicken möchte.



Totenbrett zu Seehausen Uckerm.

Einen schönen Zug verraten uns die Bänder, die bisweilen Monogramme, Sprüche und Lebenslauf enthalten; denn sie sind von Eltern, Geschwistern und vor allen von den Pathen gewidmet. Jeder Dorfbewohner konnte durch solche Stiftung dem Verstorbenen seine letzte Ehre erweisen.

Es sind teilweise prachtvolle Webereien, die aus Krefelder und

Digitized by Google

Lyoner Fabriken stammen. Sind sie auch heute verblasst, so leuchteten sie einst in voller Farbenfrische, deren Spuren an geschützten, gefalteten Stellen noch ersichtlich ist. Von dem einfachen Band zu prunkvollen Brokatgeweben und zarten Damast- und Spitzenarbeiten, bestickt, gewirkt, selbst bedruckt und bemalt, bilden sie den wichtigsten Teil der Gabe, die, einem Familienschatz vergleichbar, von den Generationen bewahrt und bewacht wurden. Man scheut sich auch noch heute, sie zu vernichten, lässt sie lieber auf dem Kirchboden verkommen oder vergräbt sie, als dass man sie absichtlich zerstört. Auch die Sage hat sich dieser Kronen bemächtigt, wie unsere Mitglieder bei dem Besuche der Klein-Machnower Kirche erfahren konnten. Nach der Überlieferung ist die eine der dort vorhandenen Kronen von einem Fräulein von Hake im Wahnsinn über den Tod ihres Bräutigams geflochten worden, während die andere von Burschen dem Andenken eines Genossen gestiftet wurde, den sie in einer Rauferei erschlagen hatten.

Totenkrone m. Puppen. Seren. Kr. Oststernberg.

Kissen mit Aufnahmarbeit u. Bändern. Kemnitz bei Werder. Märk. Pr.-Mus

Das Wandbrett oder in Ersatz eines solchen ein in Herzform geschnittenes Blatt Papier enthielt neben den Personalien einen Spruch, der meistens dem Gesangbuch oder der Bibel entnommen aber auch in volkstümlicher Weise gedichtet wurde. Von der tiefen Andacht einzelner dieser Dichtungen hier wenige Proben:

„Du teures Kind, Du fehlst uns allen,
Die Freude sank mit Dir hinab!
Ach, uns're Rose ist gefallen,
Als Knospe brach der Tod sie ab!"

(Bölkendorf 1869.)

In Prenden heisst es an einer Stelle:

Hold wie der Lenz im Rosenmorgen glüht,
So prangtest Du in süsser Unschuldsfülle!
Als zarter Sprössling uns zur Lust geblüht,
Der Jugend Schmuck, mit liebevoller Hülle.
Doch rasch entriss die bitt're Todeswut
Dich unerbittlich Deiner Lieben Herzen;
Es folgt Dir sanft der Lieben Thränenglut
Mit tiefem Kummer, Gram und Seelenschmerzen.
Nimm noch an Deinem Grabe meinen Segen
Geliebte Seele, Du warst fromm und gut;
Dort kommt die längst beweinte Dir entgegen
Gehüllt im Glanz (und frommer Huth?) 1852.

Digitized by Google

Bisweilen folgt der direkten Anrede eine Erwiderung wie im folgenden:

„In der schönsten Blütenzeit
Gingst Du schon zur Ewigkeit;
Die Deinen trauern sehr um Dich
Und weinen um Dich bitterlich."

„Ach liebstes Mutterherz,
Stellt Euren Mut zufrieden,
Lasst fahren Angst und Schmerz,
Dass ich von Euch geschieden;
Der so mich Euch gegeben
Nimmt wieder hin mein Leben." (1849. Bölkendorf.)

Oder es klagt die Verstorbene in freier Umbildung eines alten Kirchenliedes von Zacharias Werner:

„Mein Herzensvater weint Ihr noch,
Und Du, die mich geboren?
Was grämt Ihr, was macht Ihr doch?
Ich bin ja unverloren.
Ach! sollt Ihr sehen wie mir's geht
Und wie mich der so hoch erhöht,
Der selbst so hoch erhoben.
Ich weiss, Ihr würdet anders thun
Und meiner Seele süsses Ruhn
Mit Eurem Munde loben. —
So gebt Ihr Liebsten mich doch schlecht
Dahin in Gottes Willen.
Sein Rat ist gut, sein Thun ist recht,
Er wird wohl wieder stillen
Die Schmerzen, so er Euch gemacht,
Und hiermit sei Euch gute Nacht
Von Eurem Kind vergönnet.
Es kommt die Zeit, da mich und Euch
Vereint der Tod in seinem Reich;
Der mich und Euch jetzt trennet."

(Schweinrich: Prignitz 1861.)

Diese Bitte an die Überlebenden, die Thränen zu stillen, kehrt sehr häufig in den Poesien wieder und erinnert an die uralte, schon in der Edda (Edda, herausgegeben v. Wolzogen S. 260), dem Nibelungenliede (Abenteuer 38, Strophe 2239) erwähnte, und von dem Pfarrer Helmold von Bosau für das 12. Jahrh. bezeugte Sage von dem Thränenkrüglein, das durch die Thränen der Mutter zum Überlaufen voll wird. Diese durch viele Volkslieder (Talvj, Volksl. der Serben, Halle 1835 I. 67.; Hoffmann, Schlesische Volksl. Nr. 290) und Sagen auch für die Mark Brandenburg (v. Schul. S. 238, Gand. Nr. 208, 209) bestätigte Sage

Digitized by Google

findet durch eine wendische Anschauung Unterstützung, nach der man dem Toten die Ruhe raubt, wenn man auf den Sarg eine Thräne fallen lässt (Veckenstedt: Wend. Sagen etc. S. 450).

Der Verstorbene ist in den Aufschriften als Redender gedacht, der Trostesworte seinen Angehörigen zuruft. Häufig schliessen darum die Verse mit dem Worte „Gute Nacht“ oder „Auf Wiedersehn“. Es erinnern diese Dichtungen an die Marterln in Tirol, die ebenfalls in gereimter Weise zu dem Lesenden sprechen.

Das erwähnte Brett von 1671 giebt einen Anhalt für das Alter unserer Sitte, die wir jedenfalls nicht über die Reformation zurückführen dürfen; jedenfalls nicht in der Form, dass die Kronen in der Kirche aufbewahrt wurden. Die meisten alten Landkirchen waren, wie es von einer grossen Anzahl in Norddeutschland feststeht, an den Wänden über und über bemalt und boten daher keinen Platz für das Anbringen der Kronen. Vermutlich hat erst die Reformation selbst mit ihren Nachwirkungen diese Blumengebilde von den Grabhügeln in die Kirche geführt, was durch das Fehlen der Sitte in dem katholischen Süddeutschland sehr wahrscheinlich wird, denn die Kronen, die im südlichen Bayern das zu Häupten des Grabes gesteckte Holzkreuz zieren, sind nicht als Denkmal selbst gedacht. Wie tief die Sitte im Volksempfinden wurzelt, ersieht man aus den Kronen aus Blech, die den Särgen aufgenagelt werden.

Die Kronen sind Denkmale. Es wurde daher entbehrlich, an der Grabstätte selbst ein solches zu errichten. Erst mit dem Verschwinden der Sitte, etwa von dem Anfang dieses Jahrhunderts an, treten diese auf unseren ländlichen Kirchhöfen auf. Vorher kannten die Familien — was ja durch die Kleinheit der Gemeinden nahe genug lag — die einzelnen Gräber auch ohne direkte Bezeichnung. Es lässt sich auch ganz gut verfolgen, wie die Entwickelung zu den modernen monumentalen Kreuzen, aus einfachen, schüchternen Anfängen vor sich ging. Nur die grossen Familien haben hier schon früh eine Ausnahme gemacht, wobei indessen nicht ausser Acht zu lassen ist, dass sie mit der Zeit die im Innern der Kirche gelegenen Grabgewölbe mit dem offenen Kirchhof vertauschten. Im Einklang mit dieser Umwandlung steht es auch, dass da, wo die Sitte der Kronen früh aufgegeben wurde, sich auch eine reichere Auswahl in den Grabdenkmälern zeigt. In den nördlichen Grenzdörfern der Mark, wo die Kronen längst verschwunden sind, treten alte, kunstvolle Kreuze aus Schmiedeeisen und Holz auf, die auf dem mecklenburgischen Boden zu einer klassischen Vielseitigkeit sich ausgebildet haben.

Stenzig.
Kr. Sternberg

In der Form lassen sich deutlich drei Entwicklungsstufen verfolgen:

Digitized by Google

Pfahl, Stele und Kreuz. Der einfache Pfahl ist aus Holz, selten verziert und wohl ursprünglich schon neben den Kronen üblich. Neben ihm tritt die Stele auf, um Namen und Daten aufzunehmen und schliesslich wird aus dem Pfahl unter Aufgabe der Stele das Kreuz mit Inschrift. Besonders kunstvoll sind einzelne schmiedeeiserne in der Uckermark, bei denen mecklenburgischer Einfluss nicht zu verkennen ist. In der

Lunow, Uckerm.

Kutzerow. Uckerm.

Helle, Prignitz

Schapow. Uckerm.

Selchow. Kr. Sternberg.

Lausitz dagegen hat man, vermutlich in Anlehnung an ältere Überlieferungen, das Holzkreuz reicher ausgestaltet, indem man es über dem Querarm mit einem giebelartigen Schutzdach versehen hat. Wieweit man hierbei auf eine allgemeine slavische Anschauung zurückgeht, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; jedenfalls ist dieses überdachte Holzkreuz auch in Litauen bekannt, wo es für Frauengräber bestimmt ist. Eine merkwürdige altslavische Form fand ich an einem zerbrochenen Kreuz in der Niederlausitz (Linderode), dessen unterer Teil mit dem Wellenornament verziert war, das für die wendischen vorgeschichtlichen Gefässe charakteristisch ist. An andrer Stelle (Lunow b/Angermünde) hat sich die Stele zu einem dreiästigen, hölzernen Baum entwickelt.

Linderode bei Sorau

Interessant ist es zu verfolgen, wie Sinnbilder, die heut nicht mehr in ihrer Bedeutung verstanden werden, zu Mythen Veranlassung geben. Um mit einem berühmten Beispiel zu beginnen, das der „Brandenburgia“ durch den Besuch Havelbergs vielleicht noch in Erinnerung ist, so haben eine schadhafte Stelle auf dem Grabstein des Bischofs Johann von Wöpelitz und der dort angebrachte Hund die Sage verursacht, dass der Bischof durch den Stich eines Lindwurms getötet sei. In ähnlicher Weise heisst es in Heiligengrabe von einer Äbtissin von Quitzow, die am Finger

Lunow bei Oderberg.

Digitized by Google

einen Schlangenring trägt, dass die Dame an einem Schlangenbiss verstorben sei. Wegen unglücklicher Liebe wieder sollen sich zwei Stiftsdamen erschossen haben, deren Grab in dem Kreuzgang dieses Klosters von einem gemeinsamen Grabstein bedeckt ist. Immer wieder klammert sich der Volksglaube an eine unerklärliche Form und sucht sie auf seine Weise zu deuten. Noch vor einigen Wochen wurde einigen unserer Mitglieder von einer Frau Anno in Nudow erzählt, deren Grabstein nur dieses Wort noch erkennen liess. So verdichten sich mit der Zeit die Erinnerungen an die seltsamen Zigeunergräber zu sagenhaften Erzählungen, so hat auch der fast den Blicken ganz entzogene Kirchhof vor dem Potsdamer Bahnhof schon zu Mythen Veranlassung gegeben.

Bei diesem Zuge, eine seltsame Form durch irgend eine Erdichtung zu begründen, ist es eigentlich wunderbar, dass sich ein solches Denkmal einer Deutung bisher entzogen hat, welches gerade dazu auffordert. Aber vielleicht ist sie nur nicht bekannt! Dieses steht in Chorin, ist mit kriegerischen Sinnbildern geschmückt und dennoch durch die Inschrift einer Frau zugeeignet. Es liegt die Erklärung nahe, dass der Stein ursprünglich eine andre Bestimmung gehabt hat, der er aus irgend einem Grunde entzogen ist.

Auch der Humor wagt sich hin und wieder auf die Kirchhöfe, wenn er auch nicht immer in der treuherzigen Form erscheint, wie sie die Inschrift am Oldenburger Friedhofsportal mit ihrem biederen „o ewich is so lanck" einschliesst, sondern einen spröderen und derberen Zug besitzt. Ich will nur wenige erwähnen. Die eine soll sich in Templin i. U.*) befinden und recht ungalant sagen:

„Hier ruht meine Frau,
Die soviel Jahre gezankt mit mir
Wandrer gehe fort von hier,
Sonst zankt sie noch mit Dir."

Weniger grob und deutlich ist das Gedächtnis einer Bauernfrau in Gräbendorf bei Königs-Wusterhausen geehrt:

„Was gesprochen, ist gehalten,
Ja es fanden sich noch Spalten, die das
Besprochene wollten spalten;
Gott gab mir einen kräftigen Sinn,
Es ist ein köstlich' Ding, geduldig sind,
Und auf die Güte
Des Herrn hoffen." 1844.

*) Leider habe ich sie nicht zu Gesicht bekommen, kann daher weder für die Thatsache einstehen noch für eine etwaige andere Lesart. Ich führe sie nichtsdestoweniger an, um eine Bestätigung oder Berichtigung zu ermöglichen. Undenkbar scheint mir eine solche Grabschrift nicht.

Digitized by Google

Sehr beliebt bei diesen Grabinschriften sind Anspielungen auf die Thätigkeiten der Verstorbenen. Der von Dr. Albrecht in dem Monatsblatt der „Brandenburgia“ S. 176 d. Jahrg. angezogenen aus Brunne möchte ich eine andere aus Salzwedel an die Seite stellen, die einem 1711 verstorbenen Postmeister gewidmet ist:

„Eile nicht, Wandersmann! als mit der Post. Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhen die Gebeine des Herrn Matthias Schulzen, Königl. Preuss. 25 jährigen unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein Fremdling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei eingetretenem Postamte und andern Berufs-Sorgen, bewies er sorgfältig sein Christentum; bei vorkommenden Unglücksposten richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibesschwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reiste den 2ten Juni 1711 hinauf ins Paradies; der Leib hernachmals in dies Grab. Gedenke, Leser! bey Deiner Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost. Jesaia XXX VIII 1.

Doch genug hiervon.

Die Grundstimmung in der Anwendung der Krone und der Grabdenkmale ist die gleiche; sie entspringt dem menschlich-schönen Gefühl, in dem Toten nicht den dauernd Abgeschiedenen, sondern nur den zeitlich Getrennten zu sehen, der ja in der Vorstellungswelt des Volkes, wie sie die Sagen wiederspiegeln, selbst zeitweilig mit den Lebenden in Berührung treten kann. Darum sind selbst Verstorbenen, deren Leiber in unbekannter Erde ruhen, Denkmäler errichtet, darum heiligt das Kreuz als Symbol des Christentums die Stätte seines letzten Schlafes, darum hat sich auch diese Vorstellung zu der Forderung verdichtet, dass der Tote sein Denkmal haben müsse, sei es auch nur der Stein- und Reisighaufen, die Vorübergehende dem Andenken eines Ermordeten errichten.

Dass Tote umgehen, ist bereits gesagt, dass man sich aber auch von dem Aufenthalt im Grabe selbst bestimmte Vorstellungen machte, ergiebt sich aus einer Erzählung, die ich einst bei Treuenbrietzen hörte, nach der sich in der Nähe hätte ein Herr von Oppen in sitzender Stellung beisetzen lassen. Erinnert man sich dabei der uralten Erzählungen von Alarichs Grab im Busento, von Karl des Grossen Thronsitz im Aachener Dom, von dem im Grabe sitzenden Bischof Siegmund von Halberstadt, von Barbarossas sagenumwobener Ruhestätte im Kyffhäuser, denkt man daran, dass Harald Blauzahns Leiche und die seiner Nachfolger aufrecht vermauert wurden, dass selbst Till Eulenspiegel nach der Überlieferung stehend beigesetzt wurde, so wird es wahrscheinlich,

Digitized by Google

dass der Gebrauch der Steinzeit, hervorragende Tote sitzend zu bestatten, in diesen Fällen noch nachklingt.

Derselben Anschauung von dem Aufenthalt im Grabe ist es zuzuschreiben, wenn dem Verstorbenen bestimmte Beigaben ins Grab gelegt werden, Gegenstände, von denen man sich eine unselige Einwirkung auf die Überlebenden verspricht. Sie verbindet sich mit einer anderen uralten Vorstellung, dass sich der Tote von seinen liebsten Sachen nicht trennen kann. Die schöne Sitte, welche in den gebildeten Kreisen Pommerns herrscht, dem Gatten die Briefe in den Sarg zu legen, die sie sich als Braut und Bräutigam geschrieben haben, findet in der Mark ihr Gegenstück in dem Myrtenkranz, den Brautschuhen der Braut und den Trauringen*).

Ob man dem Manne die Waffen, der Frau den Schmuck, Nadel und Zwirn, wie es 1229 von den heidnischen Preussen (Balt. Studien XXXVI 1886 S. 68) überliefert ist, ob man dem Kinde das Spielzeug, dem Bischof den Stab und den Ring mitgiebt, oder ob man dem verstorbenen Juden Geld — der Volkshumor behauptet auch Schlüssel, einen Beutel mit Steinen und einen Holzstab — ins Grab legt, überall blickt die Sorgfalt für den Aufenthalt unter der Rasendecke heraus. Schon in einer Sage aus Zehden (Bär 11. Jahrg. S. 118), nach welcher der Geist des mit dem Tode Ringenden, noch bevor letzterer stirbt, nach dem Kirchhof gehen müsse, um sich die spätere Grabstelle zu besehen, ist die Anschauung niedergelegt, dass der Leichnam einen sicheren Ruheort finden müsse.

Daher wird in den alten Gesetzen — in der Lex Salica sogar mehrfach — nicht nur die Störung des Grabes, sondern auch eine Beraubung des über ihm errichteten Gebäudes schwer gebüsst.

Der Bischof Thietmar von Merseburg (VI. Buch, Kap. 13) bezichtigt sich einer solchen schweren Sünde, die ihm eine böse Krankheit als Strafe zugezogen hatte. Es ist ganz folgerichtig, dass die durch die Reformation aus Woldeck vertriebenen Mönche nach dem Tode dort zurückkehren müssen, wie man einen noch im vorigen Jahrhundert gesehen haben will, der als Zeichen seines Besuches einen Pfeil und Buchstaben in einen Stein der Kirche meisselte**). Mehr noch treten diese Beziehungen zwischen dem Toten und Lebendigen in den vielen Baumsagen klar hervor. Bisweilen nämlich übernimmt die Natur, ein Totenmal dadurch zu schaffen, dass sie an der Stätte einen Baum emporspriessen lässt, den die Phantasie der Lebenden mit spukhaften Eigenschaften

*) An Beigaben sind in der Lausitz festgestellt: Peitsche (Finsterwalde), Kamm (Rehain), Pfeifenkopf (Dollenchen). (Nach Mitteilungen von Sanitätsrat Dr. Behla in Luckau.) Gander erwähnt noch Kamm und Schnupftabaksdose (Gand. Nr. 220).

**) Solche Mönche spuken noch umher in Guben (Gand. Nr. 248) und in Havelberg (Schw. Nr. 114).

Digitized by Google

begabt. In der Mark werden die Linden gern mit Verstorbenen in Verbindung gebracht. So rauscht in Brielow bei Rathenow die gewaltige uralte Linde eine geheimnisvolle Mär von einer schönen jungen Schwedin, die allnächtlich ihren Bräutigam, der als Offizier gestorben und daselbst begraben ist, in ihren Zweigen beweint. Man weiss auch in Ruppin, dass der Pater Wichmann, der dort mit seinen Wunderthaten eine hervorragende Stellung einnimmt, in einem gläsernen Sarge unter einer Linde begraben ist. In dem Dorfe Mansfeld bei Putlitz steht auf dem Grabe des 1779 mit 28 Jahren gestorbenen Karl Friedrich von Putlitz eine riesige Linde, von der man folgendes erzählt: Der Baron war ein recht liederlicher Patron, der frühzeitig an den Folgen seiner Ausschweifungen zu Grunde ging. Auf seinem Totenbette äusserte er den Wunsch, dass man ihm eine Linde auf sein Grab pflanzen möge. Würde sie ausschlagen, so würde er auch selig werden. So geschah es, die Linde gedieh, steht heute noch und der Baron ist selig geworden. Die Sage von den Dreibrüderlinden auf dem hl. Geistkirchhof zu Berlin wissen ähnliches zu berichten, obwohl sie noch keine Todesverkünderinnen geworden sind, sondern als Zeichen der Unschuld emporkeimten. Langdauernd wie die Sage blüht ja auch der Lindenbaum und so möchte ich zum Schluss mit Beziehung auf beide wünschen, dass sich der Schluss eines schwedischen Volksliedes recht bewahrheiten möge, das da sagt:

„Da wächset eine Lind' auf beider Grab,
Die stehet allda bis zum jüngsten Tag."

Kleine Mitteilungen.

Ältere Erwähnungen von Burgwällen: Manche Notiz findet sich an Stellen, wo sie nur der Zufall aufspürt. So sind auch die folgenden Erwähnungen von Wert, die sich unter vereinzelten Arbeiten des Ledeburschen Archivs befinden:

1. Aus einer lausitzischen Urkunde von 1315. . . . „terminatur supra Borgwelchen, vulgaritur nuncupatum, quod jaced in silva inter molendinum de villa Bork et novam villam.

Archiv XV 1839, S. 207 u. IX 1832, S. 156.

2. Aus einem Aktenstücke des churmärkischen Lehnarchivs 47. Th. S. 68. 15 Jahrg. „Nota van des vagedes brugge eyn recht raa bet up den borchwal de uppe den kummernitze leget, is des godeshuses (Havelberg)

Archiv IX 1832, S. 156.

3. Aus einem Schreiben des Vogtes der Neumark an den Hofmeister 1405: „euwir genaden gruche czu wissen vy is umb dy Houchtzit ist, adir was es ist, das dy Houchtzit heysset das ist eyn borchwal vnd eyne

Digitized by Google

begenet do vormols vnd nicht lange hot eyn berchfrit vff gestanden, vnd eyn offen stedechin hot doby gelegen etc.

Archiv XI 1833, S. 371. R. M.

Fragekasten.

In Nr. 5 des Jahrganges VIII dieser Zeitschrift findet sich S. 184 unter der Überschrift Fragekasten die Anfrage: „Wo kommt der Ausdruck **Knäppner** für Storch noch vor“.

Da bis jetzt keine Antwort auf diese Frage erfolgt ist, erlaube ich mir hierzu einige Bemerkungen zu machen.

Aus meiner Kindheit ist mir erinnerlich, dass diese Bezeichnung in einem Kinderliede auftrat, das im Anfang der Siebziger Jahre in Schaumburg bei Cüstrin bekannt war und etwa folgenden Wortlaut hatte:

Ich wollte mir mal zu meiner Mütze was kaufen,
Da kam ich zu dem Knäppner gelaufen.
„Ach Knäppner, lieber Knäppner, gieb mir auch was dazu!“
Der Knäppner gab seinen Schnabel dazu.

Für das Wort Knäppner wurde bei der Wiederholung der Strophe ein anderes zweisilbiges Wort eingesetzt, wobei nicht nur Tiernamen, sondern auch Bezeichnung menschlicher Thätigkeit wie Priester und Küster Verwendung fanden. Bei der weiteren Fortführung wurden die betreffenden beigesteuerten Gaben mit Nennung des Gebers wiederholt und zum Schluss die Zeile: „Ach was für 'ne schöne Mütze wird das!“ beigefügt.

Bei einem Gespräch mit dem praktischen Arzt Herrn Dr. Hartwich in Havelberg über volkstümliche Namen unserer heimischen Tiere wurde auch des Ausdruckes Knäppner Erwähnung gethan, und der genannte Herr, welcher bei seiner ausgedehnten Landpraxis vielfach Gelegenheit hat, solche volkstümlichen Bezeichnungen kennen zu lernen, erinnerte sich daran, diesen Namen in einigen Dörfern der Altmark in der Nähe von Tangermünde gehört zu haben.

In Havelberg und seiner nächsten Umgebung ist weder die Bezeichnung „Knäppner“ noch „Adebar“, sondern durchgängig der Name „Hainotter“ üblich, so heisst auch eine der der Stadt Havelberg [cf. A. Zoellner: Chronik der Stadt Havelberg] eingereihten Berggemeinden „Hainotterberg“. Über die Schreibweise dieses Namens scheint man wenig einig zu sein, so schreibt Masius in seinen Naturstudien S. 157 „Hainotter“ S. 161 „der wendische (?) Name Heinotter, der in Lüneburg gebräuchlich ist“. In Brehms Tierleben 6 Bd. 1892, S. 507 findet sich „Honoter“. Dr. Bolle (dies. Zeitschr. Bd. III, S. 50) ein in der Altmark hin und wieder gebrauchtes Storchsynonym, „Heinotter“ oder „Hannotter“.

Die Bezeichnung „Knäppner“ scheint wenig beobachtet zu sein, so findet sich in den mir zugänglichen Angaben über den Storch und seine Geschichte dieser Name in etwas veränderter Form als „Knappner“ in der Abhandlung von H. Hocke: Allerlei vom Storch (Natur u. Haus. Jahrg. VII,

Digitized by Google

S. 160) ohne nähere Angabe der Gegend, in welcher diese Benennung üblich ist. Dr. Bolle in seinem oben angeführten Vortrage schreibt (S. 49) „Auf dem Lande (?) nennt man ihn wohl auch „Kneppner". Masius in seinen Naturstudien, Charakterbilder aus der Vogelwelt, führt in den Anmerkungen zum Artikel Storch die Bezeichnung Kneppner nicht an, obwohl er dort eine ganze Reihe heimischer und fremder Benennungen des Storches nebst ihren mutmasslichen Erklärungen angiebt.

Die Verbreitung des Ausdrucks „Knäppner" lässt sich zur Zeit nach dem geringfügigen Material nicht bestimmen, nur glaube ich annehmen zu können, dass sich derselbe auf den niederdeutschen Anteil unserer Mark beschränkt.

Dass Hohennauen im Gebiete des Niederdeutschen liegt, scheint der dort vorkommende Ausdruck Adebar zu bezeugen.

Die Erklärung, welche Dr. Bolle giebt: „Klapperstorch und Kneppner, beides Worte, die dem allbekannten klappernden Ton seiner Stimme entlehnt sind" ist wohl die richtige, sie ist übrigens auch von Masius (S. 161) als Erklärung für Heinotter angewandt worden, wie für das lateinische ciconia schon früher von Isidor.

Beachtung verdient eine Bemerkung bei V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin, 1874. S. 523:

„Sicher sind viele der Tiernamen nur Onomatopöien. Die Erklärung durch unabhängig von einander entstandene Klangnachahmungen reicht indess allein nicht aus. Sie widerlegt sich durch den Umstand, dass jene Bezeichnungen offenbar reihen- und zonenweise auftreten und durch ihre zu nahe Übereinstimmung. Wären sie nicht gewandert, sondern auf jedem Boden von selbst entstanden, so würde sich eine viel grössere individuelle Mannichfaltigkeit zeigen, denn jedes Volk hört anders und liebt andere Lautkombinationen. Nichts spricht dagegen ein Nachbar dem andern leichter nach, als Onomatopöien, Interjektionen, Ausbrüche des Affekts, emphatische und elementare Ausdrücke aller Art."

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, dass man den volkstümlichen Namen unserer Mark etwas mehr Beachtung schenkt, als es in der Regel geschieht und gleichzeitig dabei zu beobachten Gelegenheit nimmt, in welcher Gegend noch solche Volksnamen sich trotz des alles nivellierenden Geistes moderner Zeit erhalten haben.

Hanau a/M., Anfang März 1900. Dr. Tr. Müller.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

17. (9. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Feier des 8. Stiftungsfestes. Mittwoch, den 7. März 1900 abends 9 Uhr in den Sälen der Schlaraffia, Encke-Platz No. 4 und 4a.

Das diesjährige Stiftungsfest, das sich dank den rastlosen Bemühungen unseres bewährten Festordners, des Herrn Körner, den vorhergehenden würdig anschloss, war von zahlreichen Mitgliedern und Gästen besucht, so dass fünf Festtafeln in dem prachtvollen Saale aufgestellt waren. Das gedruckte Programm mit seinen zahlreichen Darbietungen erweckte die höchste Spannung. Ein von unserem Ehrenmitgliede, Herrn Ferdinand Meyer gedichteter Prolog, welcher von der Hofschauspielerin Fräulein Ellfrieda Mahn gesprochen wurde, leitete die Festlichkeit ein. Darauf begann die Tafel, während welcher Toaste und Vorträge wechselten. Den ersten Toast brachte, an Stelle unseres durch Unwohlsein verhinderten II. Vorsitzenden, Herr Stadtsyndikus Weise auf Seine Majestät aus. Das dreifache Hoch klang begeistert durch den Saal. Ihm folgte der Toast auf die Gäste, ausgebracht durch Herrn Telge an Stelle des gleichfalls erkrankten Herrn Professors Euler. Den Dank hierfür übermittelte Herr Direktor Müller. In der nächsten Pause liess Herr Superintendent Wegener die Damen leben, worauf Herr Professor Dr. Ascherson des Festordners, Herrn Körners, gedachte und ihn als den Baumeister des heutigen Festes pries. Den Schluss der Toaste bildete das Hoch, das Herr Körner auf unsern verehrten Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel, ausbrachte. Auch die Vorträge fanden lebhaften Beifall. Mit kraftvoller und warmer Stimme sang Herr Taenzler die Arien aus „Martha“ und der „Zauberflöte“. Dem folgte ein deklamatorischer Vortrag von Fräulein Ellfrieda Mahn, bestehend aus einigen humoristischen Gedichten. Den Schluss bildeten die reizenden Lieder, welche Frau Tilly Fickert mit melodischer Stimme sang. Diese reiche Abwechselung und der hohe Kunstgenuss hob von Minute zu Minute die Stimmung, so dass auch die gemeinschaftlichen Lieder, deren Texte zum Teil von unseren Mitgliedern

Digitized by Google

herrührten, mit Begeistrung gesungen wurden. Nach aufgehobener Tafel begann der Tanz. Als die Polonaise sich zu einem Kreise im Saale entwickelt hatte, erschienen die spanischen Tänzer und Tänzerinnen in ihren farbenprächtigen und geschmackvollen Kostümen. Es war ein prächtiger Anblick, wie diese 16 jugendlichen Paare in graziösen Bewegungen durch den Saal schwebten, und sympathischer Beifall erklang zum Schluss, besonders auch für Herrn Dr. iur. Depène, welcher die Mühe des Einübens des Tanzes gehabt. Darauf trat der allgemeine Tanz in sein Recht, und nicht wenig trugen die bunten Kostüme der Spanier und Spanierinnen dazu bei, dem Bilde des Saales ein eigenartiges Aussehen zu verleihen.

---

18. (9. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 21. März 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der II. Vorsitzende, Geheimrat E. Friedel, dankt dem Ausschussmitgliede Grubenbesitzer Franz Körner für die vielen, erfolgreichen Mühen, die er zum Wohlgelingen des Stiftungsfestes aufgewendet, dem Dr. jur. Depène für die Veranstaltung der spanischen Quadrille und allen Damen und Herren, welche sich um das Stiftungsfest verdient gemacht haben.

B. Demnächst findet die Neuwahl des gesamten Vorstandes auf Grund § 20 der Satzungen auf zwei Jahre für die Zeit vom 1. April 1900 bis 31. März 1902 statt.

Auf Antrag eines ordentlichen Mitgliedes erfolgt die Wahl durch mündliche Zustimmung, wogegen kein Widerspruch erhoben wird. Darnach sind für die beregte Zeit einstimmig gewählt:

a) der bisherige II. Vorsitzende Geheimrat Friedel zum I. Vorsitzenden;
b) der bisherige Beisitzer Schulrat Dr. Euler zum II. Vorsitzenden;
c) der bisherige Beisitzer Dr. Bolle zum I. Beisitzer;
d) der bisherige Bibliothekar Dr. Bahrfeldt zum II. Beisitzer;
e) der bisherige I. Schriftwart Dr. Zache für das gleiche Amt;
f) der bisherige II. Schriftwart Dr. Pniower für das gleiche Amt;
g) der Pfleger Generalkonsul Landau für das gleiche Amt;
h) der Schatzmeister Ritter für das gleiche Amt;
i) der Archivar Altrichter für das gleiche Amt;
k) das bisherige Ausschussmitglied Direktor Dr. Müllenhoff zum Bibliothekar.

Digitized by Google

C. In Gemässheit des § 17 der Satzungen wurden hierauf auf übereinstimmenden Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses die Herren

a) Oberpräsident der Provinz Brandenburg von Bethmann-Hollweg in Potsdam,
b) der Oberbürgermeister a. D. Zelle,
c) der Oberbürgermeister von Berlin Kirschner,
d) der Landesdirektor der Provinz Brandenburg Freiherr von Manteuffel

vom 1. April 1900 ab einstimmig zu Ehrenmitgliedern gewählt.

D. Aus der Vorstands- und Ausschusssitzung vom 17. d. M. wird mitgeteilt, dass der Vorschlag, den entfernter (jenseits der Vorortsverkehrszone) Wohnenden, wenn sie der „Brandenburgia" als Mitglied beitreten, ein ermässigter Jahresbeitrag bewilligt werden möge, abgelehnt ist, weil sich herausgestellt hat, dass während das Mitglied zur Zeit 12 Mark Jahresbeitrag zahlt, die Aufwendungen für das Mitglied aus der Gesellschaftskasse dermalen etwa 14 Mark betragen, wobei noch weiter zu berücksichtigen ist, dass die Portoauslagen für die entfernter Wohnenden höher sind als wie für Berlin und Vororte.

Mit dem Drucker wird ein neuer, den veränderten Verhältnissen mehr Rechnung tragender Vertrag abgeschlossen werden. Für 6 Mark sollen fortan nur die 12 Monatshefte verkäuflich sein; dagegen wird jedes Heft des Archivs mit 20 Pfennig pro Bogen beim Verkauf berechnet werden.

E. Die Neuwahl des Ausschusses auf 2 Jahr vom 1. April 1890 ab findet in der ordentlichen Sitzung am 25. desselben gemäss § 23 a. a. O. auf Grund von Vorschlagslisten statt, welche der Vorstand mit der doppelten Anzahl der zu wählenden, folglich mit 24 Namen zu versehen hat.

F. Herr W. Pütz überreicht der Gesellschaft folgende 8 von ihm für das Märkische Museum als Geschenk bestimmte i. J. 1899 vortrefflich aufgenommene Photographien:

1. Blick von den Pichelsbergen im Grunewald über die Havel, im Hintergrunde die Festung Spandau mit der Nikolaikirche;
2. Östlicher Stoss des Alvenslebenbruchs im Muschelkalk von Rüdersdorf. Die nach Nord einfallenden Schaumkalkbänke werden von dem Oberen Geschiebemergel in gerader Linie abgeschnitten;
3. Der für die Förderung des Kalks nach den Öfen dienende Bremsberg in Kalkberge Rüdersdorf;
4. Die grossartige glaziale Auswaschungs-Schlucht im Alvenslebenbruch ebendaselbst;
5. Die östliche Wand dieser Schlucht mit deutlichen Gletscherschrammen;

Digitized by Google

6. Die westliche Wand der Schlucht mit deutlichen Auswaschungsspuren und Gletscherschrammen, ebendaselbst;
7. Riesenkessel mit Reibsteinen in der glazialen Auswaschungs-Schlucht (Photolithographie), erinnernd an ähnliche Vorkommnisse im Gletschergarten zu Luzern und
8. Glazialschrammung des Schaumkalks oben an der östlichen Kante des Alvenslebenbruchs in Rüdersdorf, mit Blick in den Tiefbau des Bergwerks.

G. Mittelalterliche Aussätzigen-Häuser.

Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg hat, Potsdam den 9. Februar 1900, folgendes Schreiben an die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg gerichtet:

Der Herr Minister der geistlichen p. p. Angelegenheiten hat die Behörden aufgefordert, ihm eingehende Mitteilungen darüber zu machen, ob und welche Reste sich von Aussatzhäusern des Mittelalters und deren innerer Einrichtung bis jetzt erhalten haben. Hierbei ist es erwünscht festzustellen, an welchen Orten nachweislich Aussatzhäuser bestanden haben, welche Bezeichnung diese führten, unter welcher Verwaltung sie standen, für wie viele Kranken sie berechnet waren, wann sie gegründet und aufgehoben sind, ob sie in Kranken- oder Siechenhäuser umgewandelt worden, ob und welche Baulichkeiten oder Reste der inneren Einrichtung etwa noch vorhanden sind.

Da die meisten Aussatzhäuser dem heiligen Georg oder dem heiligen Lazarus gewidmet waren, fragt es sich, ob die noch jetzt bestehenden Georgs-Spitäler und Hospitäler ad Lazarum aus alten Leproserien hervorgegangen sind.

Ich würde sehr dankbar sein, wenn mir von dort aus über diese Fragen, soweit sie die Provinz Brandenburg betreffen, Auskunft gegeben oder die zu ihrer Beantwortung notwendigen Unterlagen bezeichnet oder zur Verfügung gestellt werden könnten, sofern dies ohne grosse Mühewaltung möglich ist. gez. von Bethmann-Hollweg.

Der II. Vorsitzende Herr E. Friedel hat hierauf namens unserer Gesellschaft geantwortet, dass leider eine die Zusammenstellung aller dieser Institute in der Provinz Brandenburg umfassende Arbeit fehle und empfohlen, amtlicherseits Fragebogen diesbezüglich an die einzelnen Städte unseres Landesteils gelangen zu lassen. Einer Zusammenstellung des also gewonnenen Materials würde die „Brandenburgia“ sich gern unterziehen.

H. Herr E. Friedel bespricht die zur Zeit im Kunstgewerbe-Museum stattfindende Ausstellung aus der Bücher- und Bildersammlung des Freiherrn Franz von Lipperheide, welche sich auf Kostüm-Wissenschaft bezieht:

Im Anschluss an meine Mitteilung vom 12. Dezember 1899 (Altberlinisches Trachtenbuch) „Brandenburgia“ S. 376 flg. möchte ich die Mitglieder bitten, doch ja die höchst lehrreiche Ausstellung zu besuchen.

Digitized by Google

Von dem Katalog lege ich vor die ersten 12 Hefte des ersten Bandes, dritte Abteilung, Büchersammlung. Die Inhalts-Übersicht umfasst folgendes:

I. Allgemeine Trachtenkunde (Werke des 16. bis 19. Jahrhunderts).
II. Die Tracht im Altertum.
III. Die Tracht im Mittelalter und in der Neuzeit.
IV. Einzelne Teile der Tracht.
  A. Haartracht und Kopfbedeckung.
  B. Halsbekleidung.
  C. Handschuhe und Muff, Stock und Schirm.
  D. Fächer.
  E. Schnürbrust und Reifrock.
  F. Fussbekleidung.
  G. Schmucksachen.
V. Die Tracht einzelner Stände.
VI. Die Tracht für besondere Veranlassungen.
  A. Festlichkeiten.
  B. Leibesübungen und Spiele.
  C. Theater-, Phantasie- und Maskenkostüme.
VII. Ästhetik und Hygiene der Tracht.
VIII. Gesetze und Verbote (Kleiderordnungen).
IX. Streitschriften und Satiren auf die Tracht; Karikaturen und Spottbilder.
X. Die Künste und Gewerbe im Dienste der Tracht.
  A. Allgemeines.
  B. Schneiderei und Verwandtes.
  C. Textile Kunst und weibliche Handarbeiten.
  D. Die Ausschmückung des Hauses.
XI. Hülfswissenschaften.

Gestatten Sie mir noch hier aus der ungeheuren, erdrückenden Masse des Stoffes ein Trachtenstück, welches als Kopfbedeckung unter IV. A. der vorstehenden Übersicht rangiert, speciell die Fontange, zu erwähnen, weil mir in Bezug auf dieselbe zufällig kürzlich ein tragikomischer Vorfall zur Kenntnis gelangt ist, welcher sich in unseren guten Städtchen Crossen a/O. und Züllichau gegen Ende des 17. Jahrhunderts zugetragen hat.

Der Buchdrucker Michael Schwartz (Svarez) in Crossen a/O., Grossvater des berühmten Verfassers des Allgemeinen Preussischen Landrechts Carl Gottlieb Svarez, liess am 4. November 1693 in Crossen als Zeitung ein Gedicht zur Verspottung der eben aufgekommenen Frauen-Frisuren à la Fontange*) abdrucken, welches er

*) Stölzel, in dem Anm. 2 genannten Werk, sagt „à la Pompadour". Das ist unrichtig. Die Marquise von Pompadour um 1720 geboren und am 15. April 1764 verstorben hat mit der bereits um 1680 erfundenen Fontange nichts zu thun.

Digitized by Google

selbst gedichtet, und dem ein Holzschnitt beigegeben war, der „ein halbes Weibsbild mit hoher Fontange vorstellte“. In dem Spottgedicht erzählte er, ein Bäcker zu Züllichau habe ein Brot aus dem Backofen gezogen und an den Magistrat abgeliefert, welches einem mit jener Frisur versehenen Frauenkopf auffällig geglichen habe.

Der Magistrat in Züllichau hielt sich durch das Gedicht für beleidigt, verklagte den Drucker und liess die noch vorhandenen Exemplare konfiszieren. So berichtet die Crossener Chronik. Das darin und in die Züllichauer Chronik sub 1693 aufgenommene Gedicht lautet*):

1.

Merkt auf, hört was ich singen will,
Entsetzlich ist's zu hören,
Nehmt's recht zu Herzen und steht still,
Die Wunder sich vermehren.
Ach nehmt's an mit bestürztem Sinn,
Zieht Hertzen und Gedanken hin
Zu Gott, weint heisse Zehren.

2.

Es wil die stoltze Greuelthat
Sich an kein Zeichen kehren,
Die Hoffarth folgt des Teufels Raht,
Lässt ihr durchaus nicht wehren,
Sie hält all göttlich Drawgesicht [Drohgesicht]
Nur für ein bloss Menschengedicht,
Verwirfft all Straf' und Lehren.

3.

Des Höchsten Hand hat uns formirt
Und nichts an unss vergessen,
Nach seinem Bildniss auch geziert,
Doch sind wir so vermessen,
Dass uns beliebt die neue Tracht,
So aus Frankreich ist hergebracht,
Von neuen Hoff-Mätressen.

4.

Dadurch sucht ihr nur Ruhm und Ehr,
Lasst euch davor nichts schrecken,
Thürmt die Fontangen immer höh'r,

*) Die Mitteilung ist entnommen aus Adolf Stölzels vortrefflichem Buch: Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1885. S. 22—25. — In Crossen a/O. ist übrigens Gottfried Schwartz am 24. August 1693 geboren, der Vater des 1746 in Schweidnitz geborenen Juristen Svarez.

Digitized by Google

Bleibt stets in Sünden stecken;
Ihr affet solche Moden nach,
Davon ihr habet Hohn und Schmach,
Helfft Satans Brut aushecken.

5.

Zu Züllchow der bekannten Stadt
Solch wunder ist geschehen:
Alda ein Weib gebacken hat,
Merckt was dabey geschehen:
Alss der Becker zum ofen tritt
Und nimmt sein schauffel mit,
Die Brot all auszuziehen.

6.

Er zog eins nach dem andern für
Sie waren wohl gelungen;
Endlich bracht er auch solches hier,
Das ward fast vorgezwungen;
Als er kam bis zum Ofenschlund
Der Beck'r verschrack von Herzensgrund,
Ein Menschenbild er sahe.

7.

Das war nach aller Kunst und Art
Als wie ein Mensch formiret,
Gar künstlich alss ein Jungfraw zart,
Mit ein'r Fontange gezieret;
Gewachsen aus dem Brodt herfür,
Der Becker trug solchs vor der Thür,
Viel Leuten es gezeiget.

8.

Endlich bracht er's zur Obrigkeit,
Die solch's erkannte eben,
Dass Gott hiemit viel Straff' andeut',
Weil wir ihm wiederstreben.
Im Rathhaus ist es beygelegt,
Wie man wol zum Gedächtnis pflegt.

9.

Drum die ihr weltlich seyd und stoltz
Betrachtet dieses Wunder,
Dass Gott euch nicht wie unnütz Holtz
Verwirft zum Höllen-Zunder,
Und acht die Warnungszeichen viel
Doch nicht vor blosses Kinderspiel
Umb solchen krausen Plunder.

Digitized by Google

Diese Sache erregte, wie schon angedeutet, ein grosses Aufsehen in der damals so abergläubischen Zeit, verletzte aber auch die Züllichauer Obrigkeit und erbitterte sie gegen den Dichter und Buchdrucker Schwartz.

Der Verfasser der Züllichauer Chronik (gedruckt im Berl. Geh. St. A., herausgegeben von Christoph Wilken, Züllichau 1753) bemerkt dazu: „Dieses Brodt ist auf Befehl des Magistrats aufs Rathhaus gebracht und besehen worden, weil man ausgebranst, dass der Becker M. Wentzel erschrocken, und nicht gewusst, wie er es aus dem Ofen bringen sollte. Da sich denn befunden, dass dieses ausgewirkte Brodt, ehe es in den Ofen kommen, von dem Weibe oben mit 8 oder mehr Creutz-Schnitten gezeichnet worden. Dieses Zeichen hatte die Hitze des Ofens in die Höhe getrieben; weil es nun wegen der Creutzschnitte würflich aussahe, solte es eine wulst oder Weiberaufsatz bedeuten. Dieser Kleberanst ward abgeschnitten und im Rathhause aufgehoben, das Brodt aber dem armen Weibe wiedergegeben, mit der Erinnerung, sie solte es in Gottes Nahmen verzehren, weil alles gar natürlich damit zugegangen, und sich keine ungleiche Gedanken davon beybringen lassen. Ich habe dies abgeschnittene Stück Brodt, welches in der Breite etwa 3quer Finger austrug, im Rathhause selbst gesehen, und nicht die geringste ähnlichkeit daran gefunden, die eine Fontange vorstellen können. Hingegen hatte der Crossenschen Buchdrucker, Michael Schwartz, der ehemals in Züllich wegen des gedruckten Seculum Brandenb. eingezogen worden, ein recht weiber-Gesichte mit einer Fontange in seinem Holzschnitte auf das Bild des Brodtes gesetzt, und erlogene, alberne verse dazu gedruckt, welche sein so genandter Schwager, der alberne Matthes Schmidt, im Lande herumbragen musste. Er wäre aber bald übel angekommen, und musste sich gewaltig aufs bitten legen, als Ihn E. E. Rath zu Züllich in Crossen verklagte und die annoch vorhandene Exemplaria confisciren lies. pp. Es sind dergleichen Figuren an den Brodten gar nichts ungewohnliches, und könten viel Exempel angeführet, dass sich die Gestalt eines Creutzes, Eyes, Eichel und dergleichen auf den Brodten hervorgethan, nachdem man das Zeichen darauff gemacht."

Der hohe Kopfputz Fontange hat übrigens seinen Namen von einer Geliebten Ludwigs XIV. Marie Angelique de Scoraille de Roussile (geb. 1661, Tochter eines heruntergekommenen Edelmannes), die er mit 17 Jahren zur Edeldame der Königin-Mutter machte. Bei aller geistigen Beschränktheit wusste die junge Schöne den Roi Soleil, welcher der Marquise von Montespan überdrüssig war, der Art zu fesseln, dass er sie zur Herzogin von Fontanges machte und ihr eine Monatsunterstützung von 100000 Thalern aussetzte. Sie gab bald die Moden an; als ihr bei einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, nahm sie zu einem selbst gewählten Aufbau von Blattwerk ihre Zuflucht, das sie durch ein auf der Stirn geknüpftes Band befestigte. Dieses Impromptü wurde für reizend befunden, sofort nachgeahmt und als Fontange über die ganze Damenwelt Europas verbreitet*).

*) Die Herzogin starb übrigens schon am 28. Juni 1681 an den Folgen einer Entbindung in der Abtei Portroyal zu Paris.

Digitized by Google

Die Geistlichkeit wütete gegen die neue Tracht von der Kanzel. Verschiedene Pamphlete gegen die Fontange-Mütze aus damaliger Zeit sind noch erhalten, z. B. „die Sturmhaube des heutigen Frauenzimmers“ (1690); Hohen-Uffer: „die verabgötterte Fontange“ (Frankf. 1690); „die bestialische Fontange“ (1696). Selbstverständlich war, more solito, der Modeteufel stärker, und die vornehmen wie geringen Frauen und Mädchen bis in die kleinen Städte wie Crossen und Züllichau hinein huldigten der neuen Tracht, deren Verbreitung durch die neumodischen Sitten der geflüchteten Huguenotten begünstigt wurde.

I. Herr E. Friedel gedenkt der Zweihundertjahrsfeier der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Anlehnung an die Staatsfeier, welche am 19. im Weissen Saal des Residenzschlosses, und an die wissenschaftliche Feier, welche gestern in dem Sitzungssaal des Hauses der Abgeordneten, Prinz Albrechtstr. Nr. 5 statt gehabt und zu welcher der Vorstand der „Brandenburgia“ Einladungen erhalten hat.

Der Vortragende verweist im Allgemeinen auf das dreibändige Prachtwerk Professor Dr. Harnacks, welches soeben als Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf Veranlassung dieser Körperschaft erschienen ist und begnügt sich darauf hinzuweisen, welche specielle Wohlthat speciell für Berlin und die Mark Brandenburg die Begründung der „Sozietät der Scientien“ durch Leibniz war und wie dankbar wir dem Hofprediger Friedrichs III. Jablonski und der klugen philosophischen Fürstin Sophie Charlotte sein müssen, denen es gelang, den Kurfürsten zu bestimmen, dass er am 19. März 1700 auf der Fahrt von Berlin nach Oranienburg sein Einverständnis mit der Gründung erklärte.

Denn in Berlin und in der Mark herrschte noch krasser Aberglaube zur Zeit der Regierung des Grossen Kurfürsten und zu Anfang der des ersten preussischen Königs. Dass der Hexenglaube noch blühte, ist bekannt, aber auch die Alchymie triumphierte noch über die Chemie, die Goldmacherei beschäftigte einen Kunckel und König Friedrich I. liess einen prahlerischen armen Teufel, weil er nicht Gold zu machen verstand, in einem Goldflitterkleid aufhängen. Ebenso interessierte sich die gebildete Welt mehr für die Astrologie und das Horoskop als für die Astronomie.

An unreifen Versuchen auf Begründung einer allgemeinen wissenschaftlichen Vereinigung hat es bereits unter dem Grossen Kurfürsten nicht gefehlt. Eine Gelehrtenstadt sollte begründet und in ihr für die Bürger die lateinische Sprache als Umgangsidiom eingeführt werden. Ziesar oder die Müggelberge sollten die Stätte für die neue Gelehrten-Republik hergeben. Wilibald Alexis in seinem vaterländischen Roman Dorothea hat sich dies Thema, wenn auch mit dichterischer Ausschmückung,

Digitized by Google

nicht entgehen lassen. Bereits i. J. 1688 hatte der 21 jährige Leibniz dem Kurfürsten von Mainz den Plan einer Wissenschafts-Societät unterbreitet, der aber ganz unpraktisch erschien. Drei Jahrzehnte gaben dem grossen Polyhistor die nötige Musse seine Vorschläge auf das Praktische zu koncentrieren, bis er endlich als Nachfolger des Historiographen Pufendorf im Frühjahr 1700 nach Berlin berufen, ein geläutertes Projekt unterbreiten konnte.

Es sei vergönnt, noch die herrlichen Worte zweier Redner, unsers Kaisers am 19. und Adolf Harnack's am 20. d. M., zu wiederholen.

Unser Monarch sagte von der Akademie am Schluss seiner Ansprache: „In dieser selbstlosen Hingabe, der sie Grosses zu danken hat, und die ihr weiterhin den Erfolg des Schaffens verbürgt, dient sie zugleich dem gottgewollten Ziele alles Wissens, die Menschheit tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten einzuführen. Wie die Naturwissenschaften im letzten Ziele den Urgrund alles Seins und Werdens zu erforschen trachten, so bleibt, wie es Goethe — selbst einst auswärtiges Mitglied dieser Körperschaft — ausgesprochen hat, „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Unglaubens und Glaubens" und, wie in seinem Sinne hinzuzufügen ist, die Bethätigung Gottes am Menschengeschlecht. So bewährt sich auch an Ihren Arbeiten, wie es Leibniz wollte, dass durch die Wissenschaften „die Ehre Gottes und das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts beständig befördert wird." Dass dies allzeit geschehe, dazu walte der Segen des Höchsten über Ihnen auch im neuen Jahrhundert."

Harnack schloss seine geistvolle Rede wie folgt:

„Die Wissenschaft ist nicht die einzige Aufgabe der Menschheit und auch nicht die höchste. Aber Die, denen sie befohlen ist, sollen sie von ganzem Herzen und mit allen Kräften treiben. Wie verschieden sich auch die wissenschaftlichen Epochen gestalten mögen, im Grunde bleibt die Aufgabe immer dieselbe: den Sinn für Wahrheit rein und lebendig zu erhalten und diese Welt, die uns gegeben ist, als ein Kosmos von Kräften, nachzuschaffen als einen Kosmos von Gedanken. Möge es unserer Akademie auch in ihrem dritten Jahrhundert beschieden sein, an diesem Werke der Menschheit mitzuarbeiten und mögen finstere Mächte ihr fernbleiben; möge das Licht, das im Anfang war, ihren Weg bestrahlen, und das Wort, das im Anfang war, ihrem Geiste leuchten."

Diese Wünsche macht die „Brandenburgia" am heutigen Abend gern auch zu den ihrigen.

Noch sei verstattet, auf das interessante Siegel der Akademie der Wissenschaften hinzuweisen. Es führt die Umschrift: Sigill. Reg. Academiae Boruss. Über einer vieltürmigen Stadt steigt der naturalistisch-stilisierte Adler auf hinwärts nach dem über ihm sichtbaren Sternbild des grossen Bären oder Wagen. Darüber die absichtlich mehrdeutige Inschrift: Cognita Ad Sidera Tendit, d. h. das Erkannte dehnt sie bis zu den Gestirnen aus, wobei man zunächst an die Stern-

Digitized by Google

kunde denken kann, deren Studium anfänglich die Hauptaufgabe der Akademie war, wie auch die hiermit in Verbindung stehende Kalendermacherei eine Haupteinnahmequelle der Gesellschaft bildete. Andererseits kann man das „ad sidera“ auch auf den Himmel als Symbol der Gottheit selbst beziehen.

Es ist daher kein übler Gedanke, dass zur Erinnerung an das Jubelfest eine Plakette gestiftet werden soll, deren Ausführung dem Bildhauer August Vogel in Auftrag gegeben worden ist. Der Avers zeigt den aufsteigenden Adler mit dem Spruche „Cognita ad sidera tendit“ und als Gegensatz zur ewigen Ruhe das unten am Felsen sich brechende stürmische Meer. Zu beiden Seiten sind die Namen der grossen Mitglieder von Leibniz bis Helmholtz, darüber die Jahreszahlen 1700 bis 1900 angebracht. Auf dem Revers sieht man eine Rundbank, auf der, ihre Gedanken austauschend, die vier Vertreterinnen der akademischen Wissenschaften Platz haben, in ihrer Mitte der Born der Natur. Von links nach rechts die Philosophie, die Mathematik, am Quell die Physik und als letzte mit der Tafel und Posaune die Geschichte. In der Mitte, über dem Born sitzend, enthüllt sich ihnen die Erkenntnis, die Wahrheit.

K. Herr Geheimrat Bluth, unser Ausschuss-Obmann, hat die Güte gehabt mitzuteilen den „Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1899“. Das Wesentliche hieraus wird im Monatsblatt abgedruckt werden.

L. Unser Ehrenmitglied, Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben überweist für die Bibliothek zwei von ihm in den Niederlausitzer Mitteilungen (Guben 1900) erschienene Aufsätze:

I. „Joh. Gottfr. Pilarik, ein geistlicher Dichter der Niederlausitz“. Seine Thätigkeit fällt in die Zeit von 1726—1732. Am 5. April 1705 ist er in Wittenberg geboren, aus einer vormals ungarischen, um ihres Protestantismus wegen vertriebenen Familie. Er starb als Pastor und Superintendent am 1. Mai 1764 zu Grossenhain in Sachsen. Pilariks literarische Stellung findet sich bei denjenigen Dichtern, die in der Geschichte des Kirchenliedes als die Vertreter des rechtgläubigen Kirchenliedes zusammengefasst werden: Benjamin Schmolck, Erdmann Neumeister und Valentin Löscher. Eine Anlehnung an die schönen Vorbilder des 17. Jahrhunderts, namentlich Paul Gerhardt wird vermisst. In der besondern Art des Dichtens steht P., der jetzt gleichfalls kaum noch bekannt, Joh. Adam Lehmus (geb. 1707) am nächsten, der fast die ganze Bibel in Verse gebracht und namentlich über Psalmen und Sonntagsevangelien Lieder geschrieben hat. In dem „Evangelischen Gesangbuch. Nach Zustimmung der Provinzialsynode vom Jahre 1884 zur Einführung in der Provinz Brandenburg mit Ge-

Digitized by Google

nehmigung des Evangelischen Oberkirchenrats herausgegeben vom Königlichen Konsistorium", Berlin 1886, sind die Namen Lehmus und Pilarik nicht zu finden.

II. „Steinzeitliche Funde in der Niederlausitz". Mit 20 Abbildungen. — Es ist seit längerer Zeit bei den vorgeschichtlichen Altertumsforschern die Meinung verbreitet, dass die jüngere Steinzeit — die Neolithik — (nur um diese handelt es sich, nicht um die Palaeolithik) in der Niederlausitz wenig ausgebildet worden sei, wahrscheinlich weil das versumpfte Land daselbst überwog und zusammenhängende Ansiedlungen verbot. Jentsch gelangt auf Grund vieljähriger topographischer und statistischer Ermittlungen zu demselben Ergebnis, welches er in folgender Formulirung wissenschaftlich sichert:

„Das Ergebnis, das wir aus der Betrachtung der Steingeräte gewinnen, besteht zunächst darin, dass, wenn wir auch bei einem Teile derselben zugeben müssen, ihre Zugehörigkeit zur neolithischen Kultur sei nicht unanfechtbar oder sogar abzuweisen, durch den Rest dennoch die Zahl der Niederlausitzer steinzeitlichen Fundstätten erhöht wird, und dass unter den letzteren auch einige Punkte sind, die nicht blos Streufunde, sondern Anzeichen einer festen, allerdings wohl nicht umfänglichen Besiedelung ergeben haben, ferner in dem unbestreitbaren Nachweise des Zusammenhanges wie mit Thüringen so mit dem baltischen Küstengebiete, aus welchem beiden Ländern Steingerät unserer Landschaft als Handelsware zugeführt wurde." — —

„Unsere gesamten neolithischen Niederschläge sind nicht so umfänglich, um auf sie eine besondere Kulturperiode zu gründen und ihr ein gesellschaftlich geschlossenes Volk zuzuweisen. Die unser Land zuerst erschlossen, das zwischen Wasserläufen und Seebecken nur schwer zugängliche feste Strecken, überdies von geringer Anziehungskraft, weil wenig ertragreich, darbot, sind nur der Vortrab derjenigen Bevölkerung, die als sie in allmählich anwachsenden Massen nachrückte, bereits im Besitz der Metallkenntnis war. Eine ausgeprägte, zeitlich und örtlich umfangreiche neolithische Kultur hat die Niederlausitz also nicht gehabt, sie stand vielmehr in und nach der Zeit der ersten Besiedelung in Abhängigkeit von den Nachbarlandschaften. Und auch noch während der voll entfalteten Bronzezeit, während der Ausbildungs- und Blüteperiode des Lausitzer Typus, dauerte die Zufuhr und in beschränktem Masse die Herstellung einzelner Arten von Steingerät fort. —

Von den körperlichen Eigenschaften und der Lebensweise der alten neolithischen Bevölkerung unserer Heimat können wir aus den hiesigen Funden keine Vorstellung gewinnen. Der örtliche Zusammenhang einiger Stücke mit Niederschlägen der Metallkultur macht aber wahrscheinlich, dass die Steinzeitmenschen und die späteren Bewohner der Niederlausitz nicht verschiedenen Stammes, sondern dass jene gleichsam nur die Pfadfinder für die letzteren gewesen sind."

M. Herr Schulrat Dr. Euler teilt folgendes Turnerische mit.

Ich möchte auf den 80. Geburtstag eines echten und rechten wackern Märkers, des Turnlehrers a. D. Moritz Böttcher in Görlitz

Digitized by Google

aufmerksam machen. Geboren am 5. März 1820 als Sohn eines Pfarrers zu Herzogswald bei Zielenzig in der Mark, besuchte er das Friedrich-Werdersche Gymnasium zu Berlin, lernte das Turnen bei Eiseler (dessen Schwiegersohn er später wurde) kennen und ergriff dies als Lebensberuf, nachdem er bereits die Försterlaufbahn ergriffen hatte. Von 1843 bis 1847 war er Gehilfe bei Eiseler, wurde dann 1847 nach Görlitz berufen und schuf hier ein blühendes Turnen. Da er aber auch anderen Turnern, Turnlehrern und Turnvereinen stets mit Rat und That zur Hand war, erwarb er sich den Namen des Turnvaters in der Oberlausitz. Eine schwere Erkrankung — Brustfellentzündung — zwang ihn 1872 seine Lehrerthätigkeit aufzugeben. Böttcher gehört zu den tüchtigsten von Eiselers Schülern und verfasste auch Schriften, die volle Anerkennung fanden.

N. Herr Kustos Buchholz bespricht unter Vorlage von bezüglichen Sammlungsgegenständen:

Hauswirtschaftliche Geräte
des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg.

Gegenüber der hochverfeinerten Kultur der Gegenwart, die unter dem Einfluss der technisch-wissenschaftlichen Fortschritte, im Bereich der Hauswirtschaft hunderterlei Geräte zum kaum mehr entbehrlichen Bedürfnis gemacht hat, ist ein Rückblick auf den entsprechenden Bedarf unserer frühmittelalterlichen Vorfahren von Interesse.

Die einschlägigen vorgeschichtlichen Geräte, die für einzelne Formen des Mittelalters als Vorläufer gelten könnten, sollen bei diesem Rückblick nicht in Betracht kommen, weil sie innerhalb der prähistorischen Forschung genugsam behandelt, auch viel häufiger und deshalb mehr gekannt sind, als unsere frühmittelalterlichen Überreste.

Als Ausgangspunkt unserer Märkischen hauswirtschaftlichen Kulturentwickelung fassen wir vielmehr jene primitiven Zustände ins Auge, die zur Zeit der politischen Neugestaltung durch Albrecht den Bär und der Christianisierung bestanden.

Diese Zustände ergeben, im Vergleich zu denen der altgermanischen Zeit, keineswegs einen allgemeinen Fortschritt. Namentlich lässt sich erkennen, dass die zierlichen Kunstgeschmacksformen, welche sich vor Beginn der Völkerwanderung in der Gefässbildnerei ziemlich allgemein eingebürgert hatten, während der allgemeinen Unsicherheit der folgenden Jahrhunderte in der Mark Brandenburg, wie auch in den angrenzenden Gebieten, gänzlich verschwunden waren.

Andrerseits hatte die Töpferei auch wieder wesentliche Fortschritte gemacht, wie ich des Näheren bereits im Jahrgang 1894 der „Brandenburgia“ S. 278 ff. ausgeführt habe. Der Brand der Thongefässe, der schon zur Zeit der Völkerwanderung etwas schärfer, als vordem, zu

Digitized by Google

werden beginnt und in der wendischen Zeit noch weiter zunimmt, hat während der ersten christlichen Zeit jenen hohen, fast bis zum Schmelzen der Masse gesteigerten Grad erreicht, der erst durch die technischen Verbesserungen der neueren Zeit übertroffen worden ist.

Danach haben die Versuche, die vordem frei verwendete Flammenhitze zu steigern und auf einen beschränkten Raum zu koncentrieren, viele hundert Jahre hindurch nur geringen Erfolg gehabt und erst in der hier in Rede stehenden Zeit, vermutlich unter dem Einfluss christlicher Einwanderer, zur Einrichtung ordentlicher Töpferei-Brennöfen geführt.

Mit dieser verbesserten Brenn-Einrichtung fällt auch die Verbesserung der Thonmasse für Töpfereizwecke zusammen. Während in allen vorgeschichtlichen Perioden, bis in die letzte wendische Zeit hinein, bei der Thonbereitung grob zerstampfter Granit hinzugefügt wurde, finden wir in der Töpferware von der ersten christlichen Zeit an immer nur geschlemmten Thon.

Das Formen der Thongefässe ist überall mit Hilfe der Töpferscheibe vor sich gegangen, deren Anwendung allerdings auch schon an den wendischen Gefässen zu erkennen ist. Sie sehen hier einige Repräsentanten der Wirtschaftsgeräte, Typen, mit denen der Bedarf einer frühmittelalterlichen Durchschnitts-Wohnstätte so ziemlich gedeckt war. Im Märkischen Provinzial-Museum, das überhaupt eine der reichsten Sammlungen mittelalterlicher Hauswirtschaftsgeräte besitzt, können Sie einen Überblick über die Variationen dieser Formtypen gewinnen.

Das gebräuchlichste Gefäss, namentlich zum Kochen, scheint im 12. und 13. Jahrhundert der Topf mit abgerundetem Boden, also fast kugelförmigem Bauch, gewesen zu sein, denn Töpfe mit flachem Boden werden aus jener Zeit seltener gefunden.

Von der gleichen Töpfertechnik, (geschlemmter, mit der Drehscheibe geformter, dunkel blaugrauer, klingend gebrannter Thon), sind auch die sonstigen Gefässe derselben Zeit.

Digitized by Google

Um sie auch auf horizontaler Fläche sicher stellen zu können, hat man später am abgerundeten Boden 3 Zapfen, gleichsam als Füsse, angebracht.

Als Kochgefässe wurden sie über drei Steinen, in wohlhabenderen Wirtschaften über einem eisernen Dreifuss an das Feuer gesetzt.

Henkel und Ausgussschnabel sind an den ältesten Töpfen nicht beobachtet, sie werden erst im 13. Jahrhundert allgemeiner, wie später auch die cylindrische Ausgusstülle.

Horizontal-Rippen, gleich beim Formen mit der Scheibe gestaltet, bilden die einzige Verzierung, bis, mit unter dem Einfluss der gotischen Kunst, im 14. u. 15. Jahrhundert besondere Ornamente, unter ihnen auch der gekrauste Bodenrand und die geschweifte Mündung, auftreten.

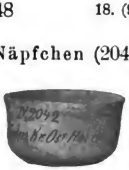
Glasur kommt im Frühmittelalter hier gar nicht vor; erst Funde aus dem 14. Jahrhundert liefern die Anfänge einer Salz-Glasur, die natürlich nur unvollkommen wirkt. (Krause 490.)

Neben dieser Töpferware waren auch, wo es der Wohlstand zuliess, Bronzegefässe zum Kochen in Gebrauch. Es waren entweder getriebene Kessel, die man über dem Feuer an eisernen Haken aufhing, und deren Form sich heute noch als „Fischkessel“ erhalten hat (2841), oder gegossene 3 füssige Grapen (2004) und Pfannen.

Als Essgeschirr dienten Schalen aus Thon oder Holz und hölzerne Löffel. Zum Trinken benutzte man tassenförmige

Digitized by Google

Näpfchen (2042) und thönerne Humpen (3052, 3250 und 3279), in vornehmen Häusern auch zinnerne Hohlkannen (1117). Glasflaschen zum Aufbewahren von Getränken waren so gut wie unbekannt, Holz (967), oder Thon gaben das Material auch für diese Behälter (1668, 2843 und 3273). Zum Mitnehmen des Wasser- oder Getränke-Bedarfs auf das Feld gab man den thönernen



Flaschen eine geeignete Form zum Tragen an einer Schnur oder Riemen, aus der sich die sogenannte Pilgerflasche entwickelte (3175).

Zum Schneiden bediente man sich des Hackebeils, 322, des Messers und der Scheere, von denen hier einige Formen vorliegen.

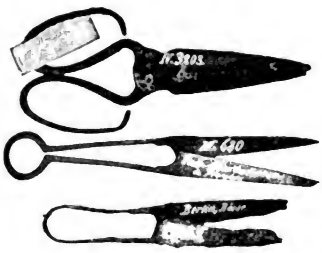
An Messern sehen Sie hier ein grosses Zerlege-Messer, 2627, zwei kleinere Wirtschafts-Messer, 2420 und 2773, und zwei Tisch-Messer, 2289 und 2579. Die Klingenformen stimmen zum Teil noch mit denjenigen überein, die mehr als tausend Jahre vorher in Gebrauch waren, zum Teil zeigen sie bereits eine Entwickelung, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Digitized by Google

Gabeln, die bei uns erst im 17. Jahrhundert und zwar nur mit 2 Zinken, allgemeiner wurden, kannte man noch nicht; man ersetzte sie

nötigenfalls durch die Finger oder einen Holzstab. Möglich, dass die an älteren Wohnstätten so häufig gefundenen Knochenpfrieme, 11490 und 20507, als Gabeln gedient haben.

Von den beiden Grundformen der damals, wie noch jetzt, gebräuchlichen Scheren war die 2-schenklige, 32 und 680, deren Messer nach dem Schnitt durch eigene Federkraft in ihre Ruhelage zurückgehen, ebenfalls der heidnischen Zeit entlehnt. Die 4-schenklige dagegen, 3203, scheint erst im Mittelalter neu aufgekommen zu sein.

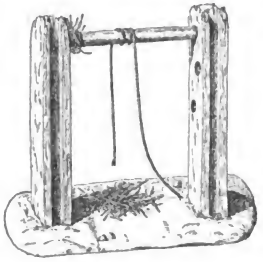


Feuer und Licht ist zu allen Zeiten ein wichtiges Wirtschaftsbedürfnis gewesen.

Man erzeugte im frühen Mittelalter, wie vordem in heidnischer Zeit, das Feuer durch Reibung. Diese Art der Feuererzeugung entwickelte sich bis zu gewissen mechanischen Vorrichtungen, von denen sich eine in einem Dorf der Prignitz unter dem Namen „Notfeuerpfosten“ erhalten hat. Wie an dieser verkleinerten Kopie der Vorrichtung zu sehen, besteht sie aus einem runden Stab, dessen Enden zwischen 2 eichenen Pfählen spielen.

Digitized by Google

Der Stab wurde mittels eines mehrfach umgewickelten Strickes heftig hin und her gerollt, so lange, bis seine Lager in den Pfählen zu brennen anfingen.



Neben dieser Art der Feuererzeugung ist aber auch zweifellos schon die mittels Stahl und Feuerstein zur Verwendung gekommen, wobei die Funken von Feuerschwamm oder Zunder aufgefangen und dann weiter zur Flamme angefacht werden. Das allmählich auftretende Bedürfnis, die nötigen Requisiten immer zusammenzuhalten, führte zu dem Aufkommen der Feuerlade, eines Kästchens aus Holz, später aus Blech, mit Fächern für Zunder, Schwefel, Stahl und Feuerstein.

Zur Beleuchtung diente allgemein der Kienspahn, der brennend in einen Winkel des Schornsteinherdes gestellt und nach Bedarf ergänzt wurde. Aus dem Bemühen, ihm einen festeren Halt zu geben, entstand später die Vorrichtung des Kienspahnhalters (Fig.), der hier in einem schon sehr entwickelten Exemplar vertreten ist.

Daneben war auch die Öllampe in Gebrauch, aber nicht in der zierlichen Kunstform, welche die kleinen Gefässe der römischen Periode zeigen, sondern als einfache rohe Schälchen mit einem Schnabel zum Lagern des Docht-Endes.

Im späteren Mittelalter fertigte man diese Lampen mit einem Schaftfuss, der allmählich auch zierlich gestaltet wurde. Talg- und Wachs-Kerzen kamen ebenfalls während des Mittelalters zur häuslichen Verwendung und wenn man sich auch allerlei primitive Gelegenheiten zum Aufstellen derselben denken kann, so fehlt es doch nicht an vorgefundenen Lichthaltern aus Bronze und Schmiedeeisen, die einen gewissen Aufwand für bequemere Befriedigung des bez. Bedürfnisses bekunden.

Einige Proben derselben hatte ich an dieser Stelle schon früher

Digitized by Google

vorgelegt. Vergl. Monatsblatt der „Brandenburgia", Jahrg. IV, S. 213 und V, S. 206.

Insofern der Bevölkerungsstand in den letzten beiden Jahrhunderten, dem 18. und 19., sich ungefähr verdreifachen konnte, während vorher in 500 Jahren fast gar keine Vermehrung noch nicht einmal eine Verdoppelung, angenommen werden kann, ist das nicht zum wenigsten den inzwischen eingetretenen Verbesserungen der hauswirtschaftlichen Gefässe, durch Einführung von Glas, Porzellan, Email und guten Glasuren, zu danken.

Denn jene furchtbaren Seuchen, welche die Bevölkerung nicht selten dezimierten, neuerdings aber in demselben Verhältnis abgenommen haben, in welchem die eine vollkommene Reinigung ermöglichenden Wirtschaftsgefässe allgemeiner wurden, hatten ihren Ursprung hauptsächlich in der Unreinlichkeit und in der dadurch gegebenen Gelegenheit zu Bazillen-Wucherungen, die beim Gebrauch dieser unvollkommenen Gefässe, in Verbindung mit den sonstigen Wirtschaftsverhältnissen, unvermeidlich war.

O. Herr Professor Dr. Galland: Zur Erinnerung an Gottfried Schadow.*)

Vor fünfzig Jahren, am 28. Januar 1850, starb Altmeister Gottfried Schadow, den die Nachwelt als den Gründer der Berliner Bildhauerschule feiert. Aber diese Nachwelt urteilt auch manchmal pessimistisch: dass nur der später durch Christian Rauch und Reinhold Begas gewonnene hohe Rang unserer Bildnerei seine Strahlen auf den Vorläufer wirft, dessen Anfänge ja noch dem 18. Jahrhundert, der friederizianischen Epoche, angehören. Mir scheint: diese Auffassung raubt dem alten Schadow einen Teil seines Ruhmes, dessen er sich einst bei seinen Zeitgenossen erfreute, die — Rauch an der Spitze — wohl wussten, wem sie die Muster für individualisierte Standbilder geschichtlicher, nationaler Persönlichkeiten verdankten. Die heutigen Ausführungen mögen Ihnen einen Begriff von der Stärke seines Talents, der Bedeutung seiner Schöpfungen verschaffen und feststellen, ob diese erst durch die auf sie zurückfallenden Strahlen ihr Licht empfangen oder gleichsam selber leuchten, vermöge der Schönheit und Anziehungskraft, die dem echten Kunstwerke stets inne wohnen.

Es ist nicht ganz leicht, im Rahmen eines Vortrags ein völlig genügendes Bild dieses Künstlers mit scharfen Umrissen seiner verzweigten Thätigkeit zu entwerfen, der Thätigkeit eines 86jährigen Lebens. Waren doch, sehr begreiflich, auch die Zeitverhältnisse, mit denen sein Schaffen zu rechnen hatte, äusserst komplizierter Art. Zeiten gab es: „bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt!" Sogar in der glänzenden Epoche seiner Jugend waren die Zustände nicht beneidenswert; liess doch

*) Vortrag, gehalten in der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

Digitized by Google

Friedrich der Grosse bei seiner geringen Meinung für die deutschen Künstler die heimischen Bestrebungen nach und nach zerfallen. Chodowiecki und allenfalls noch Bernhard Rode sind die Maler, die sich Geltung zu verschaffen wussten. Eingeborene Bildhauer von Talent gab es bei uns damals überhaupt nicht. Die Berliner Akademie der Künste existierte schliesslich nur dem Namen nach. Sie musste im Todesjahre Friedrichs erst wieder ins Leben gerufen werden. Neben den Franzosen, die mit ihrer graziösen Dekorationskunst und geschmackvollen Malerei, von Friedrich begünstigt, den Schlössern von Potsdam und Berlin die heitere Welt des Rokokos erschlossen, beschäftigte der König als Bildhauer den in Paris gewordenen Tassaert, einen Niederländer; und auch dessen Gehilfe Godecharles war ein Niederländer, wie der Architekt Bouman d. A., der Schöpfer des alten Berliner Domes. Diese waren künstlerisch die Vertreter jenes sog. Zopfstiles, der für uns, trotz des klassizistischen Gepräges in der Architektur und des realistischen in der Plastik, einen üblen Beigeschmack besitzt. Eben genannter Tassaert wurde des jungen Schadow Lehrherr, ein Künstler, der nach dem Bericht seines Schülers, nur 8 bis 9 Antiken gelten liess, aber auch von diesen meinte: ihnen fehle leider die grace, die er dann an seinen eigenen Büsten gewöhnlich durch ein Lächeln zu geben sich bemühte. Im übrigen arbeitete dieser Niederländer allerdings, gleich Chodowiecki, durchaus auf der Basis des Realismus — und nur darin war sein Schüler Schadow sein überzeugter Nachfolger.

Schwer war es sicherlich, alle Gewohnheiten des Zopfstiles zu überwinden und nur durch eifriges Studium der Natur möglich. Um so schwerer, als sog. Aktstudien damals selbst auf der Akademie nicht zum Lehrplan gehörten. Mehrere Mitglieder derselben thaten sich deshalb privatim zusammen und begründeten einen Aktsaal. Als Schüler von Tassaert durfte hier der junge Gottfried mitzeichnen und weil er französisch gut verstand, korrigierte ihm Direktor Lesueur oftmals die Übungen. Schadow erzählt auch, dass Chodowiecki den Akt in einer ungewöhnlichen Grösse mitzeichnete und allen missfiel „wegen zu genauer Beibehaltung aller Fehler des lebenden Modells".

Das zweite Korrektiv für den Bildhauer war das Studium der Antike, dem Schadow ohne Frage stets eine lebhafte Teilnahme widmete. Aber man darf nicht vergessen, dass jene Lehrzeit unseres Künstlers noch in eine Epoche fiel, da bei uns die Gebildeten, trotz Winkelmanns und Lessings Schriften, noch keineswegs von dem Geiste des klassischen Altertums so tief durchdrungen waren, um das Heil wenigstens der Plastik in dessen Nachahmung lediglich zu erblicken. Göthe hatte ja erst kurz zuvor seinen „Götz" gedichtet und für das Strassburger Münster, für den nationalen Meister Erwin von Steinbach geschwärmt. Auch Gottfried Schadow stand mit beiden Füssen auf

Digitized by Google

einem ähnlich nationalen Boden und seine Seele war zweifellos mehr von dem Heldentum Friedrichs als dem der Antike erfüllt. Seine Jugendeindrücke konnten wohl vorübergehend verblassen, aber niemals unterdrückt werden; sein scharf ausgeprägtes Märkertum liess sich auch in der künstlerischen Anschauung nicht der idealen Antike opfern, sein realer, kerniger Sinn, der die Schönheit durchaus nicht entbehren mochte, trug kein Verlangen, sich in allgemeine Wahrheits- und Schönheitsempfindung aufzulösen. Darin widerstand er selbst Göthe, der die Geister mit sich riss und Billigung fand, als er schrieb: „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön". Und Schadow antwortete: „Homeride sein zu wollen wenn man Göthe ist! hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!"

Aber der Zeitgeist war stärker als die künstlerische Gesinnung unseres Meisters. Er dachte auch garnicht daran, sich dem neuen Geiste zu entziehen. Wie konnte das auch ein Künstler, begabt mit kräftigen Sinnen, gegenüber der Schönheit der Antike?! Frau Venus wird ja stets den unglücklichen Tannhäuser besiegen. Aber es ergab sich für Schadow hierdurch ein Zwiespalt in seiner ästhetischen Empfindung, der manchmal die Reinheit seiner künstlerischen Absichten trübte und der, mit den Jahren wachsend, namentlich in seine Reliefbehandlung etwas Schwankendes, Unfreies, Stilistisch-Unklares hineintrug. Schliesslich musste der Erfolg seiner Werke versagen und seiner schöpferischen Produktion ein vorzeitiges Ende bereitet werden.

Ich glaube Ihnen angedeutet zu haben, wie es kam, dass das verheissungsvolle Genie des Mannes nicht die grossen Erwartungen seiner Jugend erfüllte und aufhören musste, ohne sein Letztes und Höchstes zu geben. Seine künstlerische Laufbahn — so ehrenvoll sie auch war und so hoch man ihre Früchte schätzen muss — bietet doch nicht das Bild einer dauernd kühnen Aufwärtsbewegung gleichsam zur Sonne. Ihr fehlt die alles beherrschende Spitze, von der herab wir die gesamte Produktion Schadows bequem geniessend überschauen können. Eben darum ist die Aufgabe so schwer, ein grosszügiges einheitliches Bild dieser Thätigkeit zu geben — weit schwerer als z. B. von dem Schaffen seines berühmten Schülers und Zeitgenossen Christian Rauch. Obwohl nur 13 Jahre jünger als Schadow, allerdings später zur Selbständigkeit gereift, ist doch gerade die kurze Epoche, die zwischen der Studienreise beider nach Italien liegt, man darf sagen, entscheidend für die Wandlung des ästhetischen Geschmacks des Publikums, also für das Schicksal der europäischen Kunst überhaupt gewesen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wurde unserem Künstler seine geistige Frühreife verhängnisvoll. Anderenfalls hätte sich jene Wandlung in ihm ohne Hindernis vollzogen, wodurch er ohne Frage dauernd den Wünschen grösserer Kunstkreise entsprochen hätte.

Digitized by Google

Um die schwierigen Bedingungen, unter denen sich seine Thätigkeit entfaltete, zu würdigen, ist es wohl nöthig, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Verheissungsvoll liess sich, wie gesagt, seine erste Entwicklung an, ungeachtet der dürftigen Verhältnisse seiner Familie, die ihn, den Sohn eines Schneiders und einer Mutter bäuerlicher Herkunft, zwangen, auf der Knabenschule dem Zeichenunterricht zu entsagen, weil dieser extra bezahlt werden musste. Trotzdem wurde sein Talent früh entdeckt, aufgemuntert und auch gefördert. Wenn sich darauf der junge Schadow beklagte, dass sein Lehrherr ihm niemals ein Wort der Anerkennung spendete und dass ihn dies manchmal ganz mutlos machte, so erfuhr er doch das Gegenteil z. B. durch Madame Tassaert, seine Zeichenlehrerin, die ihn den eigenen Kindern als Muster empfahl. Jedenfalls war der Ausgang dieser Lehrzeit ein erfreulicher. Schon im Alter von 19 Jahren erhielt er, als Nachfolger von Godecharles, die mit einem festen Gehalt von 300 Thlrn. verbundene Gehilfenstelle bei Tassaert, der damals an den Denkmälern von Seidlitz und Keith für den Wilhelmsplatz arbeitete. Und eben damals schuf der Schüler sein erstes selbständiges plastisches Werk: die Büste der jugendlichen Gattin des Arztes Dr. Marcus Herz, einer stadtbekannten Schönheit jener Jahre. Es war eine echte Talentprobe dieses Portrait, das in seiner schlichten Anmut schon den künftigen Meister des Prinzessinnenpaares verrät, jener berühmten Marmorgruppe, die in ihrer ungesuchten Lieblichkeit und Natürlichkeit nichts mehr von der koketten Grazie der Frauengestalten der älteren Rokoko-Epoche besitzt.

Heimlich verlobt mit einem Mädchen aus Wien, verliess er, 21 Jahre alt, wie er uns erzählt, plötzlich seinen Posten: „Lehrer, Pension, Eltern und alle Aussichten in Berlin aufgebend“ und flüchtete zu seinem Schwiegervater, dem reichen Wiener Hof-Juwelier Devidels, auf dessen Kosten sich das junge Paar sogleich nach Italien begab. So kam Schadow zwischen 1785 und 1787 nach Rom, zu einer Zeit, als allein Canova die strenge Richtung der Plastik repräsentierte und die Sterne eines Carstens und Berthel Thorwaldsen, die erst in den neunziger Jahren dorthin gelangten, noch nicht aufgegangen waren. Auch fehlte es damals noch an einem gesellschaftlichen Mittelpunkt in der Ewigen Stadt, der später, als Wilhelm von Humboldt preussischer Gesandter dort war und alle von Geist und Rang um sich vereinigte, den jungen Rauch so ungemein förderte.

Zwanzig Jahre früher stand Schadow auf diesem fremden Boden da, fast allein angewiesen auf seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, und wir glauben gern seinen Worten, dass er damals in den Museen des Vatikans und Kapitols, wo er seine meiste Zeit verbrachte, sehr oft nur wenige andere Künstler traf, zuweilen sogar ganz allein war. In Florenz hatten ihn zuvor die statuarischen Werke von Michelangelo

Digitized by Google

und Giovanni von Bologna interessiert; bekanntlich kopierte er später des letzteren Gruppe „Herkules mit einem Centaur kämpfend“ nach einem Kupferstiche . . . Wie gross muss wohl sein Genie und sein Selbstvertrauen gewesen sein, als er sich in Rom 1786, ohne jede Protektion, um die goldene Medaille der Akademie von San Luca, eine Stiftung des Marchese di Balestra, bewarb, trotz zahlreicher begünstigter Konkurrenten aller Länder. Und er gewann wirklich die Auszeichnung mit seiner halblebensgrossen Thongruppe „Perseus und Andromeda“, einen Preis, der im Angesicht des ganzen festlichen Roms verliehen wurde. In Berlin erregte die Nachricht, dank der Verbreitung durch mütterlichen Eifer, natürlich die grösste Sensation. Mutter Schadow schrieb nach Rom: „Der Minister liess mich rufen, man empfing mich mit aller Achtung, als wenn ich von Stande wäre“. Alles was sie auf dem Herzen hatte, wälzte sich die brave Frau in dieser $^3/_4$-stündigen Audienz herunter, und dass Meister Tassaert übel dabei fortkam, lässt sich erraten. Der Minister gab sein Wort, den jungen Schadow im Auge zu behalten.

Damals starb der grosse König. Die Frage eines nationalen Denkmals begann akut zu werden.

Schon früher waren Pläne aufgetaucht. Tassaert hatte damals ein Modell geschaffen; aber Friedrich verbat sich die monumentale Auszeichnung bei Lebzeiten. Jetzt traten die Künstler für diese dankbarste Aufgabe der Zeit massenweise in Aktion. In Rom z. B. fertigte der Göthe nahegestandene Schweizer Bildhauer Trippel ein Wachsmodell. Schadow schuf dort gleich 2 Entwürfe, eine Reiterstatue von antikheroischem Charakter und ein Grabmal, wo halb aufgerichtet der König auf einem Sarkophag ruht, umgeben von den 9 Musen. Das Studium des Rosses beschäftigte ihn für diese Denkmalsaufgabe ganz besonders. Er studierte ausser dem Reiterbild Mark Antons auf dem Kapitol, auch die Paradepferde der römischen Patrizier, wahre Prachtexemplare mit langen Schweifen. Für die Quadriga auf dem Brandenburger Thor kamen ihm diese Studien ebenfalls sehr zu gute. Schadow berichtet von der Fülle der Denkmalsprojekte, die in Berlin einliefen. Die extravagantesten Ideen leisteten sich die Architekten: Pyramiden-Bauten mit Kuppelsälen oder griechische Säulentempel auf Unterbauten mit Freitreppen, wobei die Königsstatue selbst zur Nebensache zusammenschrumpfte. Der junge geniale Gilly, Schinkels Lehrer, leistete darin das Beste. Einstweilen blieb die Entscheidung aus. Aber unser Bildhauer erhielt, als eine Art Anerkennung seiner Arbeiten, mit der Ernennung zum Hof-Bildhauer gleichsam die Anwartschaft auf die einstige Ausführung, die in der That sein ganzes Schaffen würdig gekrönt hätte.

Meister Tassaert starb nämlich im Jahre 1788 mitten in rüstiger Thätigkeit. Auch jener Alexander Trippel, der nach Berlin ambirte, konnte als Bewerber für die vakante Stelle gelten und wurde in der

Digitized by Google

That damals, als man Schadow bevorzugte, wenigstens Ehrenmitglied der Akademie der Künste . . . So hatte unser Meister mit 24 Jahren den begehrtesten Platz in der Heimat sich erobert, denn ihm fiel jetzt auch die Praxis seines früheren Lehrherrn als reifer Apfel in den Schoss. Zunächst handelte es sich um eine lohnende monumentale Aufgabe, an deren mühevollen Vorbereitungen sich angeblich der alte Meister den Tod geholt haben soll. Es galt einem natürlichen Sohne König Friedrich Wilhelms II., dem im jugendlichen Alter von nur $8\frac{1}{2}$ Jahren verstorbenen Grafen von der Mark ein Grabmal in der Dorotheenstädtischen Kirche zu setzen. Ein Plan für das Ganze war bereits ins Auge gefasst; er rührte von dem Maler Puhlmann, dem Galerieinspektor in Sanssouci, her und Tassaert sollte ihn ausführen. Es war hier in einer mehr malerisch als plastisch wirkenden Gruppe dargestellt, wie der unglückliche Knabe von dem Tode, einem geflügelten Greise, aus den Armen der Minerva, der Leiterin seiner Erziehung, gerissen und an das von den Parzen besetzte Thor der Unterwelt geschleppt wurde . . . Schadow verwarf die malerische Anordnung und gab der beschlossenen Idee jener Schilderung eine streng plastische Behandlung, einerseits, indem er die Scene des sich gegen den Tod sträubenden Knaben auf das Relief eines Sarkophags beschränkte, andererseits, indem er die Schicksalschwestern hoch oben in eine halbrunde Nische stellte. Auch gelang es ihm, die Erlaubnis zu erwirken; zwei der Parzen, die Lachesis und die Klotho rechts und links, jugendlich aufzufassen und nur die unerbittliche Atropos in der Mitte, die den Lebensfaden zerreisst, als Greisin zu belassen. Das Ergreifendste ist aber die überlebensgrosse Figur des Knaben. Sie wirkt, wie aus antiker Empfindung geboren — die Tod und Schlaf als Zwillinge, Kinder der Nacht, annahm — und doch auch wiederum modern, als liege der Knabe so aufgebahrt, wie ihn die Hand des Todes beim kindlichen Waffenspiel eben hinstreckte. Der Helm mit einem Kissen dient dem Haupte als Pfühl; der kleinen Hand ist die Waffe entfallen; das herabgeglittene antike Gewand lässt die knospigen Formen des Körpers halb enthüllt. Ohne jeden Hinweis auf den kirchlichen Glauben, liegt die fromme Wirkung dieses Grabmals in der erhabenen Ruhe und in dem Adel der Schönheit.

Unser Schadow, der märkische Preisträger der römischen Akademie, hatte auf klassischem Boden seine Zeit gut ausgenutzt und dort mehr gelernt als die andern Talente seines Alters. Frisch unter den Eindrücken der italienischen Studien und Erinnerungen entstand die mächtige Schöpfung, aus grauem und weissem Marmor liebevoll gemeisselt, zwischen 1788 und 1791 in jenem Gotteshause. Sie hat ihn ohne Frage an die Spitze der plastischen Kräfte seines Vaterlandes gestellt. Nächst dem berühmten Stuttgarter Dannecker war Gottfried

Digitized by Google

Schadow unbedingt damals der beste deutsche Bildner. Auch war Berlin nicht grade arm an schönen sepulkralen Werken: Das Sparrsche Monument in der Marienkirche von Quellinus und das Männlichsche Erbbegräbnis in der St. Nicolaikirche von Schlüter sind Schöpfungen von kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Ebenso tragen die meisten andern Arbeiten in dieser Frühzeit das Gepräge eines engen künstlerischen Anschlusses an die Antike. Das erscheint bemerkenswert auch für den Stil seiner damaligen Reliefs. Für die eine Gruppe seien als Beispiele nur genannt die vier Supraporten, Reliefbilder im Gelben Pfeilersaal des Berliner Schlosses; sie gelten der Verherrlichung Alexanders des Grossen als Förderers der Künste. Bezüglich der andern Gruppe erinnere ich nur flüchtig an die Skulpturen des Brandenburger Thores, welches damals Langhans vollendete: zunächst an die 1789 entstandenen Modelle der 4 Rosse, denen erst fünf Jahre darauf die Siegesgöttin hinzugefügt wurde; während der in einer Seitennische auf einem Felsblock rastende behelmte Kriegsgott schon vorher fertig war.

Dass Schadow sich nicht auf dieser einmal erfolgreich betretenen Bahn des Klassizismus konsequent weiter entwickelte, dass, im Gegenteil, das in seiner Kunst vorübergehend unterdrückte Vaterländische immer sichtlicher wieder zum Ausdruck kam, wurde schon hervorgehoben. Man muss dabei aber wahrnehmen, dass sein am märkischen Boden haftendes, durch die Erinnerungen an die grosse friderizianische Zeit genährtes, also gleichsam konkretes Heimatsgefühl doch dem Wesen nach verschieden war von jener nationalen Begeisterung, die darauf durch die Befreiungskriege erwachte. Während Rauch selbst in der Ferne, in Italien, im Geiste der deutschen Volksbewegung ergriffen folgte — findet sich in Schadows Schriften nicht eine Stelle, die auf ein gleiches Mitgefühl schliessen lässt. Er blieb Preusse der friderizianischen Zeit; und diese reaktionäre Empfindung liess ihn auch als Künstler nur bis zu einer gewissen Grenze der neuen formalen Richtung folgen, die immer deutlicher den künstlerischen Ausdruck des neuen Zeitgeistes bildete. Am meisten gefördert hat seinen Umschwung zum Realen natürlich die grosse Aufgabe seines Lebens: das Friedrichs-Denkmal.

Gerade im Jahre der Vollendung des Grabmals in der Dorotheenstädtischen Kirche lebte der Plan für jenes National-Monument wieder auf, dieses Mal an zwei Stellen, in Berlin und in Pommern. Für Berlin erklärte der regierende König das Werk auf seine Kosten herstellen zu wollen. Ferner dekretierte Friedrich Wilhelm II: es müsse eine „Statue im römischen Kostüm“ werden, „weil unsere zusammengestickte faltenlose Kleidung sich in solchem Denkmale nicht zieme“.

Digitized by Google

Schadow war im Herzen anderer Meinung, wenn er auch immer wieder, dem allgemeinen Geschmack nachgebend, neben seinen Entwürfen mit dem Zeitkostüm auch solche mit antiker Gewandung komponierte. Seine Überzeugung wurde noch durch die Erfahrungen auf einer amtlichen Studienreise nach Kopenhagen und Stockholm, die freiwillig nach St. Petersburg ausgedehnt wurde, bestärkt; offiziell sollte er lediglich das technische Verfahren des Bronzegusses studieren. Er bewunderte vor allem das Stockholmer Gustav-Adolph-Denkmal von Sergell, weil hier der Schwedenkönig kostümlich getreu nach dem Leben dargestellt ist. Jede fremde Tracht, meinte er hierzu, ist eine Verstellung und dient nur dazu, die Sache unkenntlich zu machen. Innerlich fing damals bei Schadow der nordische Realismus an über den Idealismus des Südens zu triumphieren.

Der erste monumentale Versuch in der neuen Richtung ist das 7 Fuss hohe Standbild Friedrichs des Grossen in Stettin, enthüllt im Oktober 1793. Der König trägt Generals-Uniform, dreieckigen Hut und Hermelin-Mantel. Das wirkt zusammen immer etwas gesucht; auch fehlt es hier nicht an einigen allegorischen Hinweisen. Befriedigt war deshalb der Meister keineswegs mit dieser Lösung der Aufgabe.

Die erste wirklich neue That seines Realismus war das Zieten-Standbild auf dem Wilhelmsplatz von 1794, das später durch eine Bronzekopie ersetzt wurde. Hier ist eine streng zeitgeschichtliche Figur gegeben und eine schlichte, aber markante Pose für einen Truppenführer gewählt. Die drei Reliefs am Postament schildern in sonderbar abgekürzter Weise drei Kriegsthaten Zietens; ihr halbmalerischer halbplastischer Stil entspricht der knappen künstlerischen Ausdrucksweise der Hauptfigur. Ähnlich charakteristisch wirkt die Statue des Alten Dessauer von 1800, die ursprünglich im Lustgarten stand; aber nicht ganz so glücklich wie der Zieten.

Diese und andere Denkmalsarbeiten zeigen deutlich die Richtung an, in der sich der unermüdliche Bildhauer immer entschiedener bethätigen wollte. Aber das grosse Werk blieb auch in der Folgezeit aus, und statt der Erfüllung seiner Pläne, zog sich die Angelegenheit des Friedrichsdenkmals fruchtlos durch drei Dezennien. Mancher wird da vielleicht an Michelangelo und sein Papst Giulio-Denkmal in Rom erinnert werden. Wenn unser Meister die Enttäuschungen minder tragisch empfand als der grosse Buonarroti, so geschah das wohl darum, weil für ihn ein thatsächliches Recht auf diese Arbeit nicht bestand. Bewarben sich doch fortgesetzt neben ihm andere, auch Maler und Architekten. Auf den Berliner Kunstausstellungen z. B. von 1791 und 1797 wimmelte es förmlich von Modellen und Zeichnungen zu einem Friedrichsdenkmal. In letzterem Jahre hatte Schadow allein wieder 7 neue verschiedene Entwürfe hergestellt: 2 Standfiguren, 3 Reiterfiguren, 1 Thronender Friedrich

Digitized by Google

und 1 Sarkophagfigur für ein Mausoleum. Noch unter diesen Ideen befanden sich einzelne, die mit des regierenden Königs notorischer Vorliebe für das antike Feldherrnkostüm rechneten; also notgedrungen. In demselben Jahre noch starb Friedrich Wilhelm II. und sein Nachfolger bekundete von vornherein eine entgegengesetzte Ansicht in dieser Frage.

Leider stand es mit der Lösung derselben aus Gründen zumeist wirtschaftlicher Natur nicht minder hoffnungslos als vorher. Kaum kann man es als eine Entschädigung für Schadow bezeichnen, wenn er seinen Lieblingsgegenstand bei mehreren kleinen Gelegenheitsarbeiten behandeln durfte und, ausser einer Anzahl Büsten Friedrichs in Marmor, Alabaster und Bronze, jene wundervolle streng realistische halblebendgrosse Bronzefigur des königlichen Philosophen mit zwei Windspielen schuf, die kaum zu übertreffen ist in ihrer schlichten Charakteristik. Über die Schadowschen Zeichnungen und Skizzen, die hierher gehören, muss ich mir näheres versagen.

Als nach den Kriegsstürmen des Jahrhundert-Anfangs der alte Plan endlich greifbare Gestalt annahm, da war der greise Meister nicht mehr der künstlerische Herold dieser neuen Zeit, die ihre idealen Impulse auch der Verherrlichung des altpreussischen Heldentums leihen wollte. Christian Rauch, zwar ebenfalls an Jahren längst kein Jüngling mehr, aber eine begeisterungsvolle Persönlichkeit ihrem inneren Wesen nach — hat die lange erwogene Aufgabe gelöst, würdig im Geiste der Zeit, aber zugleich würdig der Tradition seines alten Lehrmeisters, der neidlos, voll Respekt ein paar Worte seinem Tagebuche anvertraute, als Rauch im Jahre 1836 die beiden, der Ausführung unmittelbar vorangegangenen Entwürfe öffentlich ausstellte: „worin der Künstler" — wie Schadow bemerkt — „den Reichtum seiner Ideen in Klarheit hinstellte und so die vom Volk längst gewünschte Ausführung bewirkte" . . . Man sieht, er hatte völlig resigniert.

Und es war nicht die einzige Enttäuschung. Ich erinnere an das Louisen-Denkmal, das unmittelbar nach dem Tode der Königin (1810) zur Ausführung kam. Schadow, der ihr Porträt seit ihrer kronprinzlichen Jugend häufig in Büstenform gemeisselt hatte und der auch jene schon erwähnte Marmorgruppe schuf, die sie mit ihrer Schwester Friderike, nachmaligen Königin von Hannover, in unvergleichlich natürlicher Anmut darstellt. — Schadow durfte wohl für alle diese Leistungen die Hoffnung auf das letzte Werk hegen, das so den würdigsten Abschluss seiner Ikonographie der Königin Louise gebildet hätte. Freilich lag er grade schwerkrank darnieder und so konnte es immerhin scheinen, als wenn nur die Krankheit der Grund war, dass Rauch, der auch mit Schinkel hierbei konkurrierte, damals den Vorzug erhielt. „Rauch", so schreibt unser Meister mit dem ihm eigenen Freimut und Gerechtigkeitssinn „war damals allerdings in voller Jugendkraft und hatte dargethan,

Digitized by Google

mit welcher Ausdauer er seine geistige und technische Ausbildung durchsetzte. Die Figur der Königin im Mausoleum zu Charlottenburg ist das erste glänzende Resultat hiervon, und ist als merkwürdig anzuführen, dass seine folgenden Werke jenes noch übertreffen."

Die künstlerische Wirksamkeit Schadows verminderte sich indess dem Umfang nach durchaus nicht, aber seine grosse Kraft ward hundertfach zersplittert: eine schwer übersehbare Zahl von Büsten deutscher Männer und Frauen, von Edelleuten, Dichtern und Denkern, viele Reliefs an Berliner Bauten z. B. der Münze und dem Schadowhause, und selbst ein paar Denkmalsarbeiten geringeren Formats waren das Ergebnis der Thätigkeit seiner Werkstatt seit 1800. Man scheint doch in dieser zweiten Epoche, die in Thorwaldsen den Phidias der Zeit erblickte, das Urteil gewonnen zu haben, dass Schadow als Charakteristiker in seiner plastischen Behandlung doch wohl besonders nur zum Portrait passe. Und in der That gehören die zahlreichen Belege dieser Gattung unbedingt zum Besten, was die meisselnde Kunst damals erzeugte. Dabei ist zu betonen, dass er die männlichen Typen genau so frisch und lebensvoll wie die weiblichen zu gestalten wusste.

Nur zwei Mal noch fand er Gelegenheit, sich stärker zu konzentrieren: einmal beim Blücherdenkmal zu Rostock, das 1819 enthüllt wurde, und bald darauf, als er sein längst vorbereitetes Lutherdenkmal für Wittenberg vollenden durfte. So wohlwollend man sich zweifellos zu diesen allerdings beträchtlichen Werken stellen wird, lässt sich doch nicht verkennen, dass sein Blücherdenkmal keineswegs an das Berliner Standbild von Rauch, und die Lutherfigur, die noch dazu im Rahmen einer offenen gotischen Halle von Schinkel unvorteilhaft aufgerichtet ist, an die herrliche Statue des Reformators in Worms, die von Rietschel, dem Schüler Rauchs, herrührt, heranreichen. Aus seiner persönlichen Überzeugung heraus hat der Altmeister die beiden volkstümlichen Gestalten geschaffen, so wie ihr Bild in seinem Geiste lebte; aber es ist ihm, dem Zeitgenossen Chodowieckis, leider nicht gelungen, mit dem, was er hier als die Wahrheit seines eigenen Denkens und Empfindens gab, die dauernde Begeisterung der Nation zu finden d. h. den Vorstellungen von Blücher und Luther zu entsprechen, wie sie in der Phantasie der Nachwelt leben.

Mit dem Blücherdenkmal hat es übrigens durch die Teilnahme Göthes eine eigene Bewandtnis gehabt. Der Dichter gab nämlich die Idee des Ganzen an und machte sogar an den Skizzen, zumal an den Reliefs, seine Korrekturen. Schadow war solcher Beeinflussung nicht unzugänglich, und was ihm von so massgebender Seite empfohlen wurde, nahm er als seine eigene Überzeugung gern an. Das eben ist mit der Grund seiner auffälligen Stilschwankungen. Beim Blücherdenkmal ist er dadurch geradezu in einen Gegensatz zu seinen früheren Anschauungen geraten:

Digitized by Google

Er hat hier vom Zeitkostüm abgesehen und alles antikisiert. Auf dem Relief „Bellealliance" z. B. trägt der Held über der langen Hose eine römische Tunika und auf Brust und Schultern Kopf und Fell eines Löwen als symbolischen Ausdruck des Löwenmutes.

Dieses so freundliche Verhältnis zu dem Dichter, das auch in 2 Büsten und 1 Medaille damals Ausdruck fand, beendete gleichzeitig einen früheren Konflikt, aus dessen Anlass er einmal schrieb: „Herr von Göthe hatte Grund, mir nicht freundlich zu sein. In den Propyläen hatte er das Kunsttreiben Berlins als prosaisch geschildert; in einer anderen Zeitschrift hatte ich hierüber eine andere Ansicht gegeben, und er war damals dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt."

Göthe widmete nämlich damals (1801) in einer „flüchtigen Übersicht über die Kunst in Deutschland" Schadows Heimat die folgenden scharfen Worte: In Berlin scheint . . . der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeits-Forderung, zu Hause zu seyn und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt . . . das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald: dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. U. s. w." Schadow, im Bewusstsein, Werke wie jenes Grabmal von der Mark und die Prinzessinnen-Gruppe geschaffen zu haben, konnte sich wohl am meisten getroffen fühlen; und seine Antwort in der „Eunomia, Zeitschrift des 19. Jahrhunderts" war ebenso deutlich wie erschöpfend. Das also war der Grund der Verstimmung des Dichters; aber wir haben ja erfahren, dass er die Genugthuung erhielt, seinen ehemaligen Gegner später gefügig einlenken zu sehen.

Schadows Verdienste um das heimische Kunstleben seiner Zeit waren aber zum Glück gross genug, um nicht Gefahr zu laufen, durch eine derartige Inkonsequenz herabgemindert zu werden. Bekanntlich rechnet man zu diesen Verdiensten auch seine Thätigkeit als Direktor der Berliner Akademie; sie umfasste von 1816 bis an sein Lebensende volle 34 Jahre. Aber sie darf nicht überschätzt werden wie überhaupt die Bedeutung der damaligen Akademie, die unter Schadow nichts weniger als die Pflanzschule bedeutender Ingenien gewesen ist. Schadows Schuld war es jedenfalls nicht, dass der Unterricht unter seiner Leitung noch immer nach einem sehr veralteten Reglement gehandhabt wurde und dass daher die jungen Talente lieber in die Privatateliers gingen, welche infolge der verzopften akademischen Zustände blühten: so die Maler zu Wach, Karl Begas, Hensel, August von Klöber und die Bildhauer zu Rauch, aus dessen Lehre in der That die besten Kräfte der Folgezeit hervorgingen.

An den Unterricht des „alten Schadow" knüpfen sich ja die meisten amüsanten Anekdoten, die man von ihm erzählt. Denn hier pflegte er

Digitized by Google

zwanglos in seiner heimischen Mundart zu plaudern und im Gegensatz zur weltmännischen Art Rauchs vor seinen aufhorchenden Schülern sich gern seiner bescheidenen Anfänge zu erinnern: nicht etwa, um mit seiner Errungenschaft zu prahlen, sondern um den Lernenden vorzuführen, was für einen jeden von ihnen durch unaufhaltsame ernste Arbeit wohl erreichbar wäre. Schadow gehörte zu jenen Kunstlehrern, die sich nicht auf die objektive Lehrmethode d. h. die an der Akademie gegebenen Hilfsmittel verliessen, sondern vor allem subjektiv wirken wollten: durch persönliche Anregungen und durch die Gelegenheit, die er den Schülern bot, durch eigene Wahrnehmung sein künstlerisches und technisches Verfahren zu studieren.

So ist es denn die interessante Persönlichkeit, auf die wir schliesslich wieder hingelenkt werden. Die Persönlichkeit, die so sehr das hohe, niemals verblasste Ansehen des Meisters bei seinen Zeitgenossen erklären hilft und an die auch wir heute immer denken müssen, wenn wir seine Bildwerke, Zeichnungen oder seine Schriften vor Augen haben. Immer tritt uns das ehrwürdige Haupt mit dem jovialen Ausdruck sympathisch entgegen und wir erinnern uns dabei wohl der prächtigen Charakteristik Theodor Fontanes, der das Wesen des alten Schadow bezeichnete als eine Mischung von Griechentum und Märkertum, verbunden mit jenem wundervollen altenfritzigen Humor, der so sehr zur Volkstümlichkeit dieses Künstlers beigetragen hat.

Fragekasten.

A. S. Aristoteles und die Berliner Judenschlächter — Diese scheinbar seltsame Ideenverbindung in einer Urkunde des mittelalterlichen Berlins, wegen welcher Sie anfragen, existiert in der That. Die Juden in Berlin, welche bis zum Jahre 1320 Kammerknechte der Fürsten waren, hatten von diesen Rechte erlangt, welche dem Interesse der christlichen Gewerbtreibenden öfters zum Nachteil gereichten.*) So hatten die jüdischen Schlächter krankes, stinkendes und unreines Vieh, sowie solches, das sonst dadurch, dass es zu alt, oder zu jung, oder zu mager war, sich zur menschlichen Nahrung nicht eignete, geschlachtet und verkauft; ferner das Schlachtvieh vor den Thoren, was jedermann verboten war, aufgekauft, ausgeschlachtet, zerlegt und im Kleinhandel verhökert. Hiergegen wurde am 7. April 1313**) ein Statut des Rats erlassen, das in lateinischer

*) Berlinische Chronik her. durch E. Fidicin. Berlin 1868. S. 80.

**) Fidicin in seiner Ausgabe des Berlinischen Stadtbuchs (Berlin 1837 S. 67, woselbst nur der plattdeutsche Text steht), ferner in der Berlinischen Chronik am angeführten Ort sowie F. Voigt im Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik (Berlin 1869 S. 81, woselbst der lateinische Text und eine moderne Übersetzung vorhanden) datieren die Urkunde von 1343, P. Clauswitz in der neuen Ausgabe des Berlinischen Stadtbuchs (Berlin 1883 S. 80) vom 7. April 1313.

Digitized by Google

Sprache als „Judeorum littera“ und in einer zeitgenössischen Übersetzung vorhanden ist. Der Anfang dieser merkwürdigen Verordnung lautet: „Aristotiles scribit primo politicorum: sicud homo est optimum animalium fruens lege sic est pessimus homo a lege et justitiis separatus. Unde nos consules civitatis antique Berlin, novi et veteres, cum apud judeos nostre civitatis, quibus pro annuo censu pecora mactare et mactata publice vendere concessimus, quasdam enormitates bono utili communium nostrorum concivium derogantes ac legi carnificum nostrorum quodammodo repugnantes crebro contra justitiam fieri conspiceremus, hiis, ut eorum debito accepti regiminis jure tenemur, obviare cupientes et mederi volentes, unanimi et constanti consilio universis judeis mactatoribus hos articulos infra scriptos inhibemus et a quolibet illorum volumus artius evitari . . . . (Folgen die neuen Vorschriften.)

Aristotiles schrivet in deme irsten boke der stede-regirunghe: alse dat mensche is aller dyrren dat beste, dat sich der e gebruket, so is dat allerergeste mensche, dat von der e und rechticheit is gescheiden. Hirumme wi radmanne der olden stad Berlin, nye und old, wen wi bi den joden unser stad, den wi vorlegen hebben umme oren jerliken tyns vhe tu koleyghen und dat gekoleide vhe openbar tu verkopene, und hebben en gegeven etlike grotichkeit in nutter gude unser gemeynen borgeren und deme rechte unser knokenhouwer in engher mate scholen wederstreven, alse dicke is geschin weder der rechtickeit, dat wi oversegen und den saken, alse wi von redeliken rechte der entfangen vorstentnisse plichtich sint, begeren tu entgegenen und wil sy daran entrichten und vorbiden met eingen und met bestenden rade den gemeynen joden, di dar koleygen, desse bynnen geschreven artikele, und willen dat sy von eme isliken joden getwenliken vormydet werden . . . .

Hochdeutsch: Aristoteles schreibt im I. Buch der Politik: Wie der Mensch, wenn er nach dem Gesetz lebt, das beste der Geschöpfe ist, so ist der schlechteste Mensch derjenige, welcher von Gesetz und Recht getrennt ist. Demnach, da wir Ratmannen der Stadt Alt-Berlin, neue und alte, bei den Juden unserer Stadt, denen wir für einen jährlichen Zins gestattet haben, Vieh zu schlachten und das geschlachtete öffentlich zu verkaufen, gewisse Ausschreitungen wider Recht und Gesetz, die das allgemeine Beste unserer gesamten Mitbürger beeinträchtigen und dem Gesetze unserer Knochenhauer in gewisser Hinsicht widerstreiten, wiederholt wahrnahmen, und wir, wie wir durch das gesetzliche Recht der über sie erlangten Herrschaft verpflichtet sind, dem entgegen zu treten und ihm abzuhelfen willens sind, so bestimmen wir mit einmütigem und ernstlichem Beschluss sämtlichen jüdischen Schlächtern diese nachstehenden Artikel, welche wir streng von einem jedem derselben beobachtet wissen wollen.

Was zunächst das Citat aus Aristoteles anlangt, so stimmt dasselbe vollkommen mit dem überein, was der Lehrer des grossen Alexander vom Menschen als Zoon politikon, als politischem Geschöpfe, verlangt. Im übrigen war es damals nicht ungewöhnlich, Gesetze und Erlasse im Text selber durch Anführungen aus Schriften gewissermassen zu begründen, was wir Modernen allenfalls in den „Motiven zu einem Gesetzentwurf“ thun. Sehr gern citiert

Digitized by Google

wurde besonders, wie auf der Hand liegt, das neue Testament. So bezieht sich z. B. Bischof Ludwig von Brandenburg in der Bestätigungsurkunde der Brüderschaft für vertriebene Priester in der Berlinischen Präpositur am 17. März 1344 (Urk. Buch S. 84) auf den I. Brief Johannis Kap. 3, Vers 17 u. 18. Dergleichen neutestamentalische Berufungen waren der Judenschaft gegenüber natürlich nicht am Platze, so musste denn der grosse Denker und Philosoph aus Stagira herhalten. Interessant bleibt die Sache aus zwei Gründen, einmal weil es zeigt, dass vor der Renaissance die griechischen Schriftsteller selbst bei uns in Nord-Deutschland nicht unbeachtet blieben, und sodann als Beweis für die klassische Bildung des Berliner Stadtschreibers.

Auch die Sache selbst und der Anlass sind merkwürdig; man schilt so viel auf das Mittelalter und thut gross mit den hygienischen Errungenschaften der neuesten Neuzeit. Darunter spielt die Fleischkontrolle eine Hauptrolle. Die „littera Judaeorum" zeigt aber, wie man in Berlin bereits vor sechshundert Jahren darüber wachte, dass nur gutes Schlachtfleisch auf den Markt und in den Verkehr gebracht wurde. E. Fr.

Verwendung alter Senseneisen. In Oberbayern, Tirol und im Salzkammergut habe ich alte verbrauchte Sensen sehr häufig von den Bauern zu Thürbändern und Thürangeln auf dem Feld und in den Hauswirtschaften verwenden sehen. Die Sensenblätter werden entsprechend umgeschmiedet und angenagelt, sie bewähren sich sehr gut. Falls diese Volkssitte auch in der Provinz Brandenburg herrschen sollte, bitte ich um Nachricht.
E. Friedel.

Was bedeutet die Berliner Redensart: „Bei Peten"? Die im B. L. A. aufgeworfene Frage hat folgendes Ergebnis gehabt: „Unsere Umfrage nach der Herkunft des berlinischen „Pete" für Pfandleiher hat rege Beteiligung gefunden, aber kein sicheres Resultat ergeben. Die einen, und zwar namentlich die „jungen Berliner", in denen die Erinnerungen aus der französischen Stunde noch grünen, leiten es ab von dem französischen piété aus „mont de piété" (Pfandhaus), andere von dem plattdeutschen Päte (Pete) = Pate, Gevatter. — Pate und Gevatter bedeuten ursprünglich „Mitvater", demnach wäre die „bei Peten" befindliche Uhr bei ihrem Paten, Mitvater, d. h. Mitbesitzer. Diese Erklärung will uns am meisten einleuchten. Gar nicht dagegen pflichten wir denen bei, die ohne jedes Beweismaterial von einem „berühmten" Pfandleiher Namens Pete Mitteilung machten; denn von einem Pfandleiher Pete meldet in der gesamten, uns bekannten berlinischen Literatur „kein Lied, kein Heldenbuch". Ist den Lesern der „Brandenburgia" eine bessere Erklärung bekannt?

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

I. (I. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 18. April 1900, nachmittags 5½ Uhr.

Besichtigung der Aschingerschen Centrale in den Stadtbahnbogen, Strasse a. d. Stadtbahn.

In der Kulturgeschichte unserer Reichshauptstadt könnte ein Kapitel nach Vorbild der von Theodor Hosemann illustrierten humoristischen, vor etwa 60 Jahren erschienenen Skizzen Adolf Glasbrenners den Titel führen „Berlin, wie es ist [isst] und — trinkt". Die Leib- und Magenfrage spielt seit der ältesten Steinzeit der Menschen für letztere die wichtigste und nächste Frage und das gilt für die neuste Gegenwart nicht minder. So steht es denn der Brandenburgia als heimatkundlicher Forscherin sehr wohl an, gelegentlich auch einmal einen Blick auf die Verproviantierung unserer Provinz und unserer Millionenstadt zu werfen. Heute galt es in dieser Beziehung den wohlbekannten und beliebten Unternehmungen der aus Nürnberg stammenden Herren Gebrüder Carl und August Aschinger.

Die Aschingerschen Bierquellen und Restaurants haben in Berlin einen solchen Ruf erlangt und sind für das Leben der Hauptstadt von einer solchen Bedeutung geworden, dass der Wunsch unserer Gesellschaft, den Betrieb und die Organisation dieses heilsamen Instituts kennen zu lernen begreiflich erscheint.

Die Firma besitzt 30 Geschäfte: 27 Bierquellen, 2 Restaurants und eine Konditorei. Zwei neue Konditoreien in der Leipziger- und Friedrichstr. werden eben eingerichtet. Die erste Filiale wurde i. J. 1892 in der Neuen Rossstr. 4 errichtet; ihr folgten die in der Leipzigerstr. 60 und Friedrichstr. 88. Im Jahre 1893 wurde das Hauptgeschäft am Köllnischen Fischmarkt eröffnet. Die Firma besitzt auch eine eigene Bäckerei in der Sophienstrasse. Die Bierkellereien befinden sich in der Hagelsbergerstrasse.

Von dem gewaltigen Konsum der Geschäfte mögen folgende Zahlen eine Vorstellung geben. Es werden täglich 5000 Eier verbraucht, 4 Centner Mayonnaise und ebenso viel Centner Liptauer Käse. Vom italienischen

Digitized by Google

Salat werden gar 25 Centner täglich verzehrt. An Kartoffeln werden 13—14 Centner täglich geschält. Messer werden 30—35,000 geputzt, am Montag 40,000.

Alle in den Filialen verabreichten Speisen werden in dieser Centrale hergestellt. Die Restaurants und diejenigen Bierquellen, in denen es warme Küche giebt, haben nur Einrichtungen zum Anwärmen der Speisen.

Bedenkt man diesen centralisierten Betrieb und den ungeheuren Massenverbrauch, so ergiebt sich, dass die Einrichtung eines solchen Organismus dergestalt beschaffen sein muss, dass möglichst grosse Quantitäten auf einmal und möglichst rasch hergestellt werden. Dies kann nur der Maschinenbetrieb leisten. Und in der That ist das eigenartige dessen, was die zahlreich erschienenen Besucher wahrnahmen, das, dass fast alles maschinell hergestellt, sehr weniges der Handarbeit überlassen wird. Bei dem heutigen hohen Stand der Technik war es wohl auch nicht schwer, die geeigneten Maschinen dafür zu gewinnen, wenn auch viele erst eigens dazu erfunden werden mussten.

So sahen wir denn in den fünf Stadtbahnbogen, in denen sich der Betrieb unter erstaunlicher Ausnutzung des wenig günstigen Raumes befindet, die merkwürdigsten maschinellen Einrichtungen, bei denen vom Begriff des Kochofens nicht mehr die Rede sein kann. Das Kochen und Sieden wird lediglich durch Dampfzuleitung bewirkt. Die bewegende Kraft ist Elektrizität. So wurde uns ein Kessel gezeigt, in dem zu gleicher Zeit 1000, sinnreich auf 9 Drahtlager verteilte Eier gesotten werden. In einem anderen werden 1400 Liter Fricassée hergestellt, wieder in einem anderen 14 Centner Eisbein mit einem Male gekocht. Bemerkenswert war ein Kessel, der fast bis zum Rand mit flüssigem Fett gefüllt war. Er dient, wie sich der Küchenchef ausdrückte, zum Absteifen der Schnitzel d. h. es werden die panierten Fleischstücke bei einer Temperatur von 180 % für eine halbe Minute in das Fett getaucht. Sie erhalten dadurch Saft, der dank der gewaltigen Hitze in alle Poren des Fleisches dringt und sich dort festsetzt. Wir sahen ferner die zur Herstellung der Saucen getroffenen Einrichtungen. Herr August Aschinger, der zum Teil die Führung übernahm, wie Herr Direktor Zweig, bemerkten ausdrücklich, dass die Restaurants nicht eine der in manchen Speisewirtschaften üblichen sogen. „Universalsaucen“ geliefert bekommen, sondern dass für jede Speise die geeignete „Tunke“ besonders hergestellt werde. Auch dies geschieht mittels Maschinenkraft. Auf dieselbe Weise werden Essig und Oel den Speisen zugeleitet. Ebenso wird die Wurstfabrikation auf mechanischem Wege betrieben. Maschinen sind es, die das Fleisch zerhacken, mittels Elektrizität werden die Wiegemesser bewegt, Pfeffer und Salz wird dem Fleisch in einem eigenen Kessel mechanisch zugeführt und Maschinenkraft treibt die Wurstspritze zum Füllen der Därme.

Digitized by Google

Ebenso sahen wir sinnreiche Einrichtungen, wonach Gemüse, Kohl, Salat u. s. w. maschinenmässig gereinigt werden. Durch eine drehbankähnliche, durch Elektrizität getriebene Vorrichtung werden Kartoffeln mechanisch geschält. Nur die sogenannten Augen werden mit der Hand einzeln herausgenommen. Gespült werden die von der Schale befreiten Erdfrüchte in einem gewaltigen Kessel, dessen Wasser wieder durch Maschinenkraft bewegt wird.

Alle diese Einrichtungen nahmen das Interesse der Besucher auf das lebhafteste in Anspruch. Es wurden dann noch die Vorratsräume besichtigt, die Räume, in denen Konserven, Delikatessen u. s. w. verwahrt werden. Auch die natürlich überwiegend maschinenmässig betriebene Wäscherei, die Wohnräume der Angestellten, der Pferdestall wurden in Augenschein genommen. Zuletzt fesselte die Aufmerksamkeit ein elektrisch betriebener Messerputzer, der einem Arbeiter oder zweien gestattet, jene oben erwähnte gewaltige Zahl in einem Tage zu reinigen. Nach der Besichtigung besuchten die Mitglieder das grosse Aschingersche Restaurant in der Alexander-Strasse No. 2 im Hause des ehemaligen Königstädtischen Theaters und blieben bis zum späten Abend zwanglos vereint.

2. (1. ordentliche und Haupt-) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. April 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen.

1. Seitens der neu ernannten Ehrenmitglieder Oberbürgermeister a. D. Zelle und Oberpräsident von Bethmann-Hollweg sind Dankschreiben eingegangen. Das Dankschreiben des letztgenannten Herrn lautet:

Potsdam, den 9. April 1900.

Für die erfolgte Wahl zum Ehrenmitgliede der Brandenburgia spreche ich dem Vorstande meinen verbindlichsten Dank aus. Es ist mir eine besondere Ehre und Freude einer Gesellschaft anzugehören, welche sich um die Erforschung der Verhältnisse meiner Heimatsprovinz so hervorragende Verdienste erworben hat.

Der Ober-Präsident
v. Bethmann-Hollweg.

2. 30 Photographien in Ansichtskartenform von Spandau, gesammelt von unserm Mitglied daselbst, Herrn Stadtverordneten

Digitized by Google

Neupert, einem sehr eifrigen Förderer des Märkischen Museums, Geschenke für dasselbe, lege ich mit dem Hinzufügen vor, dass diese Aufnahmen deshalb besondere Beachtung verdienen, weil demnächst die alte innere Befestigung Spandaus fallen und das eingeebnete Gelände zum grossen Teil an die Stadtgemeinde aufgelassen werden wird.

3. Wegen der Schriften des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Wilhelm Schwartz, unsers unvergesslichen Ehrenmitgliedes, sind öfters Anfragen an die Brandenburgia und an mich gelangt. Ein vollständiges Verzeichnis der zahlreichen Schriften des Verewigten ist zur Zeit noch nicht vorhanden; dem Vernehmen nach ist ein Sohn desselben Herr Dr. Franz Schwartz, Provinzial-Konservator und Museumsdirektor in Posen, mit der Aufstellung eines möglichst vollständigen Nachweises beschäftigt. Immerhin teile ich zur Information über die hauptsächlichen grösseren buchartigen Schriften folgendes aus dem jetzigen Oster-Programm des K. Luisen-Gymnasiums hierselbst, S. 30 mit:

„Einen ganz besonderen wertvollen Zuwachs erhielt die Bibliothek durch die letztwillige Bestimmung des verstorbenen Herrn Geheimrats Schwartz, dass die namentlich bezeichneten Handexemplare seiner Schriften der Lehrerbibliothek des Kgl. Luisen-Gymnasiums überwiesen werden sollen, wo sie, nach den Jahren des Erscheinens aufgestellt, ein Bild von dem Entwicklungs- und Studiengang des Verewigten geben. 1. De antiquissima Apollinis natura. Dissertatio inaug. Berlin 1843. — 2. A. Kuhn (und Schwartz), Märkische Sagen und Gebräuche, Berlin 1843. — 3. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848. — 4. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (Programm des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1850). — 5. Die altgriechischen Schlangengottheiten (Programm derselben Anstalt 1858). — 6. Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, mit einem kleinen Aufsatze: Zur Herodias-Sage. — 7. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum; eine Skizze. 2. Aufl. Berlin 1862. — 8. Sonne, Mond und Sterne. Berlin 1864. — 9. Annalen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Neu-Ruppin 1865. — 10. Gedenkblätter an das 500jährige Jubiläum des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Ebendaselbst 1865. 11. Hülfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1867. — 12. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1867. 13. Bilder aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1875. — 14. Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung. 1. Aufl. Berlin 1876. — 15. Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms. Jena 1878. — 16. Wolken und Wind, Blitz und Donner. Berlin 1879. — 17. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht; 7. Aufl. Berlin 1880. — 18. L'arbre de Noël (in der Revue Internationale, par Angelo de Gubernatis, première année 1889) — 19. Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. — 20. Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885 — 21. Sagen und alte Ge-

Digitized by Google

schichten der Mark Brandenburg. Berlin 1886. — 22. u. 23. Der Blitz als geometrisches Gebilde. (In der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Naturwissenschaftlichen Vereins der Provinz Posen 1887). — 24. u. 25. Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin 1894. — 26. Grundriss der brandenburgisch-preussischen Geschichte. 4. Aufl. Berlin 1894. — 27. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg 3. Aufl. Ohne Jahr. — 28. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht. 19. Aufl. Berlin 1898".

4. Auf die Freiherrlich Lipperheidesche Bibliothek sehe ich mich, obwohl sie bereits wiederholt meinerseits (z. B. Bd. VIII, S. 376) erwähnt worden ist, durch eine Mitteilung und Aufforderung nochmals hinzuweisen veranlasst, welche seitens der Bibliotheks-Direktion des Kgl. Kunstgewerbemuseums am 7. d. M. an das Märkische Museum und an weitere Kreise erlassen worden ist. Es ist darin u. A. folgendes gesagt.

Als Schenkung unseres Mitbürgers, des Herrn Franz Freiherrn von Lipperheide, ist die von ihm im Jahre 1870 begründete und seitdem planmässig ausgebaute und erweiterte Kostümwissenschaftliche Bibliothek in den Besitz des preusischen Staates übergegangen, der Verwaltung der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbe-Museums unterstellt und am 1. Oktober v. J. der öffentlichen Benutzung übergeben worden.

Keine öffentliche oder Privat-Bibliothek, weder in Deutschland noch im Ausland, enthält für das Gebiet der Trachtenkunde ein so reiches Material und vereinigt so viele schriftliche und bildliche Quellenwerke wie die Freiherrlich von Lipperheide'sche Fach-Bibliothek. Sie umfasst in Büchern und Einzelblättern die Kunde der Trachten aller Völker vom Altertum bis auf die heutige Zeit, die bürgerlichen und die Volkstrachten, die Herrscher-Ornate, Hof- und Amtstrachten, geistliche und Ordenstrachten, die Kleidungen der verschiedenen bürgerlichen Stände, Militärkostüme und Waffen. Sie berücksichtigt die Trachten bei Festlichkeiten und Staats-Ceremonien, bei Leibesübungen und Spielen aller Art, die Theater-, Phantasie- und Maskenkostüme. Die der Kleidung nahestehenden Gebiete, wie die textilen Künste und weiblichen Handarbeiten, der Schmuck, auch der Hausrat, die Möbel und die Wohnungsausstattung sind, — dem heutigen Stande dieser Spezial-Wissenschaft entsprechend, — mit in das Gebiet der Sammlung gezogen. Aus einer ausserordentlich grossen Zahl von Moden-Zeitschriften und Almanachen mit Modenkupfern lässt sich die Entwicklung der internationalen Kleidermode bis auf unsere Tage studieren. Kleiderordnungen, Streitschriften, Satiren und Spottbilder auf die Moden vervollständigen das kulturgeschichtliche Bild der Zeiten.

Das Material, das hier nahezu vollständig zusammengetragen ist, wird in erster Linie für kostüm- und kulturgeschichtliche Forderungen verwertet werden, es wird aber auch für Maler und Bildhauer, Kostümzeichner und Schneider, Inhaber und Angestellte von Konfektionsgeschäften, Theater-Regisseure und -Garderobiers, Veranstalter von Festlichkeiten und Aufzügen u. a. m. vielfach Anregung und Belehrung bieten.

Digitized by Google

Die Verwaltung der Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft hat den Wunsch, nach der Absicht ihres Begründers und Stifters vor allem die zunächst interessierten Kreise mit dem Inhalt der Sammlung bekannt zu machen, und hofft, dass ihre Schätze zahlreichen Besuchern zur Belehrung über die Kostümkunde und zur Förderung des Geschmacks in Mode und Handarbeit dienen werden.

Die Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek hat mangels geeigneter Räume im Museumsgebäude selbst zunächst getrennt in dem Hause Flottwell-Strasse 4, 3 Treppen, aufgestellt werden müssen und ist dort wochentäglich von 10 bis 1 Uhr vormittags, sowie Dienstag und Freitag abends von 6 bis 8 Uhr zugänglich. Von dem eingehenden, reich illustrierten Kataloge, der von dem Begründer der Sammlung herausgegeben worden ist und in der Ausstellung aufliegt, ist der erste Band nahezu vollendet und die weitere Fortsetzung zu erwarten.

Das Erschienene habe ich Ihnen in der Sitzung vom 21. März 1900 vorgelegt. Der Direktor der Kunstgewerbe-Museumsbücherei, Herr Professor Jessen, ladet zu recht eifrigem Studium dieser kulturhistorischen, vielfach auch unsere Heimatkunde auf das engste berührenden Schätze ein und kann ich dieser Einladung auch meinerseits nur bitten recht oft Folge zu geben.

5. Postalischer Plan von Gross-Berlin. Seit dem 1. April d. J., an welchem zum grossen Bedauern der Berliner die hiesige Packetfahrtgesellschaft ihre bewährte und billige Briefbestellung in Folge der neuen Reichpostordnung vom 20. März 1900 hat einstellen müssen, ist bekanntlich das Briefporto für Berlin und die nächsten Vororte herabgesetzt worden. Das sehr rührige hiesige Geographische Institut und Landkarten-Verlag von Julius Straube, Berlin SW., Gitschiner Strasse 109 hat nun die Ihnen hiermit von mir vorgelegte handliche „Karte der Nachbarpostorte von Berlin, auf die der Geltungsbereich der Ortsbrieftaxe ausgedehnt ist“ herausgegeben. Die Ortschaften bilden mit Berlin zusammen einen am Rande vielfach ausgezackten, dennoch aber wohl erkennbaren ungefähren Kreis. Das billige Kartenblatt kann zur Anschaffung in den weitesten Kreisen umsomehr empfohlen werden, als es am obern Rande auch die neuen Posttaxen anführt.

Die Schuldichtung hat sich übrigens, wie die Nationalzeitung am 10. d. M. mitteilt, bereits dieser Ortschaften bemächtigt und in folgende Gedächtnis-Reimzeilen zusammengeschmiedet:

„Einundzwanzig Orte ziehn
Sich herum um Gross-Berlin,
Bei denen es der Post ist recht
Dass man fünf Pfennig nur blecht
Für einen Brief, Postkarten zwei,
Nun merk sie Dir zur Schreiberei!

Digitized by Google

Fünf Dörfer hat bestimmt die Post:
Rix- Schmargen- Wilmers- Reinicken-Ost,
Reinicken-West dann auch dabei;
Der Seen und der Berge drei:
Nach Neu-Weissen- Plötzensee und Halen-
Brauchst du nicht mehr zu bezahlen,
Nach Friedrichs- Schöneberg und Lichten-
Musst nach gleichem Preis Dich richten
Pankow, Treptow und auf au
Giebt's nur Stral- und Friedenau;
Auch so billig kommst Du durch
Bei Rummels- und Charlottenburg.
Dann noch zwei merkst Du Dir bald:
Tempelhof und Grunewald,
Schliesslich, dass Du kommst zu End
Nieder-Schönhausen und Westend."

Jedenfalls mehr praktisch als schön!

6. Alter Plan des Berliner Tiergartens in Seiden-Druck. Der Ihnen heut vorgeführte betitelt: „Plan des Thiergartens bey Berlin 1875" ist besonders wegen seiner Herstellungsart interessant, indem er in weiterem Sinne unter die von mir in der Brandenburgia besprochenen Zeug-Drucke gehört.*) Er ist schwarz auf dauerhaftem, weissem Seidenstoff gedruckt, 68 cm breit und 50 cm hoch. Bezeichnet unten links: „Herausgegeben von dem G. F. R. H." unten rechts: „P. Haas sculp. Berolini". Interessant sind die mit aufgedruckten Vignetten: oben in der Mitte das Brandenburger Thor, oben links: „Renvoi zum Garten von Bellevue", oben rechts: 2 ländliche Gebäude mit Wasserfall dazwischen; unten links: „Englische Anlagen Ihro Majestät der Königin und darin befindlichen Landhäusern" (sic!). Unten rechts ein tempelartiges Lusthäuschen, alles aus dem Bellevue-Schlossgarten, der früher vielmehr beachtet und gepflegt wurde, als das zur Zeit der Fall. Hoffentlich geht er von diesem Jahr, wo er dem Kronprinzen nach seiner Grossjährigkeitserklärung am 6. Mai zum Aufenthalt überwiesen wird, einem neuen Aufschwung entgegen. (Neuste Erwerbung des Märk. Museums.)

7. Führer durch Guben und Umgegend von Karl Gander. Herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs zu Guben. Guben 1900, 92 S. 12°, mit Bildern und Karten. Herr Gander, einer unserer freundlichen Führer bei dem Ausflug nach Guben am 11. Juni 1899, hat als einer der besten Kenner von Guben und Umgegend diesen Führer nach Bädeker-Art — womit ich stets eine lobende Anerkennung verbinde — mit Umsicht und Geschmack zusammengestellt: Stadtgeschichte, Stadtwanderung, Gang durch die Gubener Berge und

*) Zu vergleichen Brandenburgia III S. 305, IV S. 11; 257; 332, V S. 1 u. S. 445.

Digitized by Google

Ausflüge in die näheren und weiteren Umgebungen. — Überall ist das Geschichtliche und Vorgeschichtliche berührt, auch Sitten, Sagen und Gebräuche, in deren Darstellung Herr Gander eines wohlverdienten Ruhmes geniesst. Das handliche, hübsch ausgestattete Büchlein sei den weitesten Touristen- und Forscher-Kreisen bestens empfohlen.

8. Buderose. Im Anschluss an unsere Wanderfahrt nach Guben am 11. Juni 1899 (siehe No. 7) folgten wir der freundlichen Einladung nach Schloss Buderose, woselbst wir nach einer romantischen Neisse-Fahrt (vgl. S. 153 folg. Jahrg. VIII) von unserm Mitgliede Dr. Kreisel und Frau Gemahlin, als von der Buderoser Schlossherrschaft, gastlich empfangen wurden. Zwei Inschriften, welche dem Berichte fehlen, werden hier auf mehrfachen Wunsch nachgetragen.

A. Inschrift an der Rieseneiche. (S. 156.)

Achtet und ehret das Alter!
Ich steh' nun hier an tausend Jahr,
Sah manches Geschlecht erstehen,
Sah manchen Greis im Silberhaar,
Den ich als Kind gesehen
Den Rittersmann im Eisenkleid
Mein Schatten schon erquickte,
Sah Kriegesleid, sah Siegesfreud'
Und was der Herr sonst schickte.
Doch mich die Zeit jetzt auch zernagt,
Die, die mich hat erzogen,
Der stets zu trotzen ich gewagt,
Hat's Mark mir ausgesogen.
Bald ist's nun auch um mich geschehen:
Gewährt, drum was ich flehe:
Lasst eins von meinen Kindern stehen,
Wo ich Jahrhundert stehe.

B. Inschrift am Aussichtspunkte im Schlossgarten. (S. 157.)

Für jeden Fuss ist jeder Gang,
Für jeden Müden jede Bank,
Für jedes Auge jede Blume
Zum allgemeinen Eigentume
Für Herz und Sinn sei alles Dir,
Doch nichts ist für die Finger hier.

(Diese Verse sind an ähnlichen Stellen an anderen Orten ebenfalls zu lesen.)

Digitized by Google

9. Richard Wagner und Frau Mathilde Wesendonck. Unter Bezugnahme auf die Besichtigung des Wesendonckschen Hauses In den Zelten 21 am 3. Mai 1899 (Brandenburgia VIII S. 119) und das auf der eben angeführten Seite Angegebene sei auf Gustav Lange: Musikgeschichtliches (Wiss.-Beil. zum XXV. Jahresber. des Humboldt Gymn. zu Berlin, Berlin 1900, Programm No. 50) aufmerksam gemacht, woselbst es in dem Artikel „Richard Wagner als Klavier- und Lieder-Komponist" S. 17 unter A. Klavierstücke heisst: „Ganz anders ist die tiefe und gedankenreiche Sonate für Mathilde Wesendonck, As dur im Sommer 1853 in Zürich komponiert, aber erst viel später bei B. Schott & Söhnen in Mainz erschienen mit dem Titel „Eine Sonate für das Album von Frau M. W." und daher oft „Album-Sonate" genannt; Wagner hat ihr das bezeichnende Motto gegeben: „Wisset Ihr, wie das wird?"

10. Als Nachtrag zu den Verwünschungsversen gegen Bücherdiebstahl, welche in der Brandenburgia I 105 sowie II 139 und 197 abgedruckt sind, teilt unser Mitglied Herr Rektor O. Monke aus seiner Praxis in der 225. Gemeindeschule, Pankstr. 3c, Berlin N., folgendes mit:

1) Liebes Büchlein, lass dir sagen,
Wenn dich jemand fort will tragen,
Sag' ihm; „Lass mich hübsch in Ruh!
Ich gehör dem Rudolf zu".

2) Stein ist mein Vater geheissen;
Viktoria bin ich getauft.
Dies Buch darf mir keiner zerreissen;
Es ist für 3 Groschen gekauft.

3) Dieses Buch hab ich lieb
Wer's stiehlt, ist ein Dieb,
Sei es Magd oder Knecht;
Das Stehlen ist schlecht!

4) Ihr Jungen und Alten
Lasst das Buch mich behalten!

Das „Bücherzeichnen" geschieht, wie bei dieser Gelegenheit zusätzlich bemerkt werden möge, ziemlich allgemein in der Weise, dass auf dem Titelblatt diejenigen Buchstaben, welche im Namen des Besitzers des Buches vorkommen, der Reihe nach fein durchstrichen werden.

In Josef Victor von Scheffels „Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert" las ich neulich folgendes (3. Aufl. S. 67): „Vergesst auch nicht, aus dem Virgilius das Titelblatt wegzuschneiden mit der Verwünschung gegen den, der das Buch dem Kloster verschleppt".

Digitized by Google

Und hierzu Anm. 86: „Einträge dieser Art auf dem Titelblatt, wie sie jetzt noch die Kinder herkömmlicherweise in ihre Schulbücher zu machen pflegen, kommen in damaligen Handschriften häufig vor". Bereits allegirt von mir Brandenburgia II S. 197.

11. „Zur Erinnerung an Gottfried Schadow." Unter dieser Überschrift hat unser Mitglied Herr Professor Dr. Galland, dem wir den vorzüglichen Vortrag über die künstlerische Bedeutung des Berliner Meisters in unserer letzten Sitzung verdankten, in der von ihm (Galland) herausgegebenen Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe „Die Kunsthalle" in den Nrn. 14 und 15 dieses Jahres eine längere Abhandlung veröffentlicht, welche den Werdegang des am 28. Januar 1850 verstorbenen Künstlers in formvollendeter Weise darstellt. Ich erlaube mir diesen Aufsatz hiermit vorzulegen, indem ich gleichzeitig auf den reichen Inhalt der Zeitschrift aufmerksam mache.

12. Die wissenschaftlichen Beilagen der Schul-Programme (Jahresberichte) unserer höheren Lehranstalten, auf welche litterarischen Arbeiten ich alljährlich aufmerksam zu machen pflege, enthalten diesmal für unsere Heimatkunde keine sonderliche Ausbeute. Ich vermag nur vier zu erwähnen:

a) Prof. Dr. Emil Fieberg: Die Wasserzufuhr und die Entwässerung der Stadt Berlin in ihrer Entwickelung und ihren Einrichtungen. (Friedrichswerdersche Oberrealschule, 1900, Programm No. 115.) Gute Zusammenstellung aus der überaus reichen einschläglichen kommunalen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Zwecke des chemischen Unterrichtes.

b) Prof. Dr. Paul Goldschmidt: Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. (1900. Programm No. 53.) Besonders dankenswert ist das Verzeichnis der bisherigen Lehrer und Abiturienten. 83 S, 4°.

c) Carl Gerstenberg: Zur Geschichte des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1850 bis Ostern 1900. (1900. Programm No. 100). Ähnlich bearbeitet, nur erheblich kürzer gefasst. 42 S. 4°.

d) Ernst Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. (Leibniz-Gymnasium. 1900 Programm No. 60.)

Sehr dankenswerte Zusammenstellung des zerstreuten Stoffes, der in 2 Abteilungen (I. Das Geschichtliche; II. Die Art der Aufführungen) behandelt wird, wozu sich am Schluss der Verfasser eine nähere Besprechung einzelner Dramen, die von grösserem Interesse sind, für das nächstjährige Programm noch vorbehält.

Die Legende, als wenn schon im 14. Jahrhundert die Mönche des Grauen Klosters durch ihre Schüler vom Pater Ambrosius Hellmich verfasste, geistliche Komödie aufgeführt hätten, verwirft Gudopp. Die

Digitized by Google

erste dramatische Schulaufführung, von der wir ganz bestimmte Nachrichten haben, veranstaltete i. J. 1541 der damalige Rektor der Köllnischen Schule Heinrich Chnustin (Knaust) aus Hamburg, der als Dramendichter ziemlich bekannt geworden ist.

Im 17. Jahrhundert blühten die dramatischen Schulübungen auf, und rühren die ersten hierüber sprechenden Programme aus dem Berlinischen Gymnasium und aus der Zeit des Rektors Gutke (1618—1634 Rektor) her. Auch der währende dreissigjährige Krieg brachte keinen Stillstand, obwohl der Kurfürst sich gegen die Schuldramen aussprach und meinte, gegen die „Affereyen, so bey den Comoedien fürlauffen", einschreiten zu müssen. Es hatten sich bei dieser Gelegenheit die Schüler mit den goldenen Ketten, die sie beim Spiel trugen, in ihrem Übermut auf den Strassen wichtig gethan; dies schien dem Kurfürsten aber geeignet zu sein, den Soldaten, die damals in der Stadt waren, „einen appetit zu machen, nach denselben einen Hunger zu gewinnen." — „Wie leichtlich hätte doch nur dadurch was angerichtet werden können, dass Euch das Comoeden spielen tewer genug gemacht haben würde."

Nach dem Westfälischen Frieden erhielt das dramatische Schülerspiel einen neuen Aufschwung, namentlich durch die Sorgfalt des Konrektors Michael Schirmer am Berlinischen Gymnasium, woselbst er von 1630 bis 1668 als Lehrer thätig war. Die politischen Erfolge des Grossen Kurfürsten zeitigten patriotische Dramenaufführungen an beiden alten Gymnasien.

Den Abschluss der dramatischen Schulaufführungen dieser Periode bildet ein höchst eigenartiges Schauspiel des damaligen Konrektors am Grauen Kloster, Leonhard Frisch*), vom Jahre 1700: „Von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reim-Kunst? Mit köstlichem Humor geisselt Frisch in dieser „dramatischen Poetik" die mannigfachen Schäden der Poesie, indem er an einer Reihe von treffenden Beispielen die geschmacklose Sprachmengerei, die albernen Vers- und Reimspielereien und die damit verbundene Gedankenarmut darthut.

Allmählich schliefen die Schuldramen im 18. Jahrhundert ein, namentlich als sich König Friedrich Wilhelm I. gegen derartige „Alfanzereien" in seiner bekannten überderben Weise aussprach.

13. Hundertfünfzig Jahre einer Deutschen Drogenhandlung 1750—1900. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Firma herausgegeben am 7. Februar 1900 von Brückner, Lampe & Co. Leipzig. Berlin. Hamburg.

*) Leonhard Frisch ist den Mitgliedern der Brandenburgia durch den Briefwechsel mit dem Philosophen Leibniz bekannt, der von Herrn Schulinspektor Dr. L. H. Fischer im 2. Bande unsers Archivs herausgegeben ist. Derselbe Herr Fischer hat das genannte satirische Schauspiel des Frisch in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft XXVI, 1890, veröffentlicht.

Digitized by Google

Die Häuser Berlin C. Neue Grünstrasse 10, 11 und 12, an denen die Schilder der zwei Drogenfirmen Brückner, Lampe & Co. [Medizinal-Drogen en gros] und Lampe, Kaufmann & Co. [technische Drogen en gros] angebracht erscheinen, sind den meisten Berlinern wohlbekannt. Es sind Weltgeschäfte und können wir Herrn Albert Dufour Feronce (Enkel von Carl Lampe und, wie der andere Enkel Dr. Otto Lampe, laut testamentarischer Bestimmung vom 22. November 1890 zusammen mit Lampe's langjährigem Freunde und Mitarbeiter Richard Seifert, zur Zeit Inhaber der zwei Geschäfte) nur sehr dankbar sein, dass er die nicht bloss im familiengeschichtlichen, sondern auch im kulturhistorischen Interesse wichtige Gedächtnisschrift verfasst hat, die vornehm ausgestattet, auch mit Familienporträts, Hausansichten und Facsimile-Drucken reichlich geschmückt erscheint.

Das Geschäft selbst ist in Leipzig erblüht, woselbst noch jetzt der Stammsitz sich befindet, die berühmte Berliner Filiale, also speziell die Firma Lampe, Kaufmann & Co., ward zu Berlin am 15. März 1817 eröffnet, sieht also auch schon auf eine längere Vergangenheit zurück.

Die Verbindungen eines grossen Drogengeschäfts umfassen eigentlich die ganze Welt, und alle Naturreiche sind ihm tributpflichtig. Daher das allgemein Anregende und Belehrende, welches ein grosses Drogenlager darbietet, worin beispielsweise unser ganzer Arzeneimittelschatz enthalten ist.

Besondere Beachtung vom kulturgeschichtlichen Standpunkt beansprucht insbesondere der Facsimile-Druck eines „Preys-Courant von Drogereyen" aus dem Jahr 1757.

14. Herr Eduard Krause, Konservator am hiesigen Kgl. Völkermuseum, hat dem Märkischen Museum verschiedene Mitteilungen freundlichst gemacht, von denen wir einige, welche für die Brandenburgia besonders interessant sind, hier reproduzieren dürfen.

a) Auffindung von drei Hügel-Gräberfeldern bei Tegel (Kreis Niederbarnim) in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 18. November 1899 S. 656 und 657 mit folgendem Wortlaut mitgeteilt:

„Das eine von diesen liegt nördlich von der Chaussee, die von der Schwarzen Brücke zu den Berliner Wasserwerken führt, und zwar zu beiden Seiten des zum Dorf Tegel führenden Teiles des alten Charlottenburger Weges. Hier liegt im Walde eine grosse Anzahl von Hügeln, einzeln und zu Gruppen vereint, welche bis zu 8 m Basis-Durchmesser und jetzt noch bis etwa ⅔ und ¾ m Höhe haben. Leider scheinen schon alle geöffnet zu sein, denn sie weisen grössere und kleinere muldenförmige Einsenkungen auf. Diese scheinen mir dadurch entstanden zu sein, dass man die Feldsteine, welche die Grab-Umhüllungen (Steinkisten) im Innern des sonst aus Sand bestehenden Hügels bildeten, vermutlich zu Chaussee-Bauten herausgenommen

Digitized by Google

hat. Es muss das schon vor langer Zeit geschehen sein, denn in einigen dieser Einsenkungen stehen starke Kiefern, die ich auf etwa 70—80 Jahre schätze. Da der Magistrat von Berlin das Terrain zur Anlage einer Gasanstalt ankaufen will oder wohl schon angekauft hat, so werden die Erdarbeiten bei Anlage der verschiedenen Bauten Aufschluss über die Beschaffenheit der Hügel geben.

Ein zweites, ganz ähnliches und noch mehr ausgedehntes Hügel-Gräberfeld liegt ungefähr westlich von dem vorigen, südlich von der genannten Chaussee und westlich hart an dem Waldwege, der von Tegel nach Haselhorst führt, gegenüber dem auf freien Felde angelegten Lawn-tennis-Platz.

Hier sind die Hügel meist noch grösser, als bei dem vorigen, aber ebenfalls ausgehoben. Auch nördlich von diesem Gräberfelde, zwischen der Chaussee und der Gemeinde-Ablage zwischen den Berliner Wasser-Werken und den Kruppschen Germania-Werken, liegt eine Anzahl von Hügeln im Walde, welche ich ebenfalls für früher aufgedeckte Gräber halte. Da das Terrain der zu erbauenden Gasanstalt sich bis zu diesen erstrecken soll, so werden auch sie voraussichtlich abgetragen werden und dabei etwa noch erhaltene Spuren der früher darin enthalten gewesenen Gräber zu Tage kommen.

Das letzte der 3 Hügel-Gräberfelder liegt am linken Havel-Ufer, etwa ½ Stunde westlich von Tegel, nahe bei Konrads-Höhe Auch hier sind die Hügel, die in grosser Anzahl im Walde beisammenliegen, anscheinend bereits alle geöffnet, denn auch sie zeigen dieselben Einsenkungen, wie die Hügel der beiden vorigen Gruppen. Hier indessen fand ich einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass wir es hier wirklich mit vorgeschichtlichen Hügel-Gräbern zu thun haben; denn beim oberflächlichen Graben im ausgeworfenen Sande eines der Hügel brachte ich ein Urnenstück vorgeschichtlicher Zeit zu Tage. Dies letzte Gräberfeld hoffe ich im nächsten Jahre untersuchen zu können.

Ich gebe diese Notiz hier, weil mit der fortschreitenden Bebauung des Terrains auch diese Hügel-Gräber in nächster Nähe Berlins bald verschwunden sein werden, und weil dann ihr Vorhandensein vielleicht übersehen werden könnte, da sie, soviel ich bisher feststellen konnte, in der Literatur nirgends erwähnt sind."

b) Eine Drachen-Sage von Seddin, Kreis Westpriegnitz *) aus den Verh. der genannten Gesellschaft vom 20. März 1897.

In Seddin ist der Drache noch in voller Thätigkeit, wie ich durch die Unterhaltung meiner Arbeiter unter einander erfuhr. Mehrere meiner Leute hatten ihn selbst gesehen. Wer ihn an sich zu fesseln weiss, dem bringt er Glück und namentlich grosse Reichtümer. Die Witwe des Krügers hat ihr Vermögen zum grossen Teil durch den Drachen. Er fliegt in Gestalt einer feurigen Schlange in den Schornstein. Ob die Krüger-Witwe schon früher sich den Drachen dienstbar gemacht, war nicht bekannt, jedenfalls hat sie

*) Gemeint ist die Ortschaft Seddin (Kreis Westpriegnitz), bei welcher das im Jahrgang VIII unserer Zeitschrift von mir mehrfach erwähnte Riesen- oder Königsgrab, auch Hinzberg belegen ist, dessen Untersuchung ich im September 1899 bewerkstelligt habe. E. Fr.

Digitized by Google

aber früher schon Kapitalien auf Zinsen ausgeliehen. Als sie dann den Krug verkaufte, blieb sie trotzdem im Dorfe, wenn auch in einem anderen Hause, zur Miethe wohnen. Seitdem sie nun dort wohnt, war der Drache mehrfach von meinen Leuten bei ihr gesehen worden. Schon von weitem sahen sie die feurige Schlange zum Schornstein hineinfliegen. Sie schlichen näher und sahen die Witwe bei der Lampe am Tische sitzen und lesen oder Handarbeiten machen. Unter dem Tische aber sahen sie eine kleine weisse Flamme. Das war der Drache. Nach längerer Zeit stand die Frau auf und ging ins Schlafzimmer, gefolgt von dem Drachen, der weissen Flamme. Dasselbe beobachtete ein anderer von meinen Leuten, als er nachts um zwölf Uhr noch einen Lichtschein aus dem Fenster der Frau bemerkte. Diesmal brannte die Lampe nicht; der Drache sass als weisse Flamme auf dem Tische, anscheinend bei einem Haufen Geld, und die Frau sass mit freundlichem Gesicht bei ihm am Tisch. Auch ein anderer Arbeiter, der dies alles erst jetzt von seinen Dorfgenossen erfuhr, hatte den Drachen gesehen. Da stand er bei Sonnen-Untergang am Abendhimmel in Gestalt einer ganz schmalen, langgestreckten, blauen, horizontal liegenden Wolke, aber mit einem richtigen Kopfe, vier Beinen und einem langen Schwanz.

Auf der Brücke, die man nach Wolfgarten zu passieren muss, erscheint nachts ein Schimmel ohne Kopf; auch hat sich schon abends dort den Frauen etwas auf die Kiepe gehockt, so dass sie sie kaum noch tragen konnten. Das blieb sitzen, bis sie entweder an das Dorf oder den Dorfteich, oder nach der anderen Richtung hin an den Kirchhof kamen".

c) **Priegnitzer Hügelgräber-Sagen**, aus einem Bericht in den Verhandlungen derselben Gesellschaft vom 20. März 1897 S. 117 u. 118.

„Während meiner Ausgrabungen auf dem Hügelgräber-Felde bei Seddin (vergl. „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde" 1896, S. 82) unterhielten sich meine Arbeiter angelegentlich über mancherlei Aberglauben, der sich an die Gegend knüpft. Vor allem spukte da wieder die goldene Wiege, welche in einem der Hügel liegen soll; sie wussten leider nicht in welchem, sonst hätten wir sie sicher herausgeholt.

Eine andere Sage knüpft sich an drei sehr grosse Hügelgräber, welche in einer geraden Linie von etwa 3 km Länge liegen. Sie sind jetzt alle drei angegraben, der eine ganz abgetragen. Der südlichste, grösste von ihnen, war bei meinem Besuche noch 8,5 m hoch und hatte die Gestalt eines grossen Kraters, in Folge von Nachgrabungen. Er heisst, nach einem Vorbesitzer, der Garlinsche Berg, häufiger aber noch der Hinzer-Berg, weil nach der Sage in ihm der Riesenkönig Heinz oder Hinze begraben sein soll. Dieser ruht der Sage nach in einem goldenen Sarge, dieser in einem silbernen, der wiederum in einem kupfernen Sarge steht. Der König soll ein goldenes Schwert und andere Kleinodien bei sich haben.

Das nächstgelegene grosse Hügelgrab in dieser Reihe sollte nach der Sage den goldenen Fingerring des Riesenkönigs Hinze bergen. Als vor etwa 30 Jahren Steine daraus zum Wege- und Hausbau abgefahren wurden, so dass etwa die Hälfte von ihm abgetragen wurde, fand man in der Mitte einen goldenen Armring, über dessen Verbleib ich nichts ermitteln konnte.

Digitized by Google

Da hatte man den Fingerring des Riesenkönigs. Um so mehr glaubte man nun an den Schatz im Hinzer-Berge und daran, dass in dem dritten Hügel Heinzes „Geldschrank" ruhe. Dieser Hügel wurde gänzlich abgetragen, um die Steine zu verwerten, denn alle diese Hügel sind aus Steinen aufgeführt und bergen im Innern eine oder mehrere Steinkisten. Aber hier wurden weder Hinzes Geldschrank, noch sonst Altertümer gefunden.

Doch der Fund des goldenen Ringes liess den Besitzer des Hinzer-Berges nicht ruhen. Es ging ihm schlecht, da er mehr im Kruge, als auf seinem Felde und Hofe war. Hinzes Goldsarg sollte ihn herausreissen. Also ans Werk. Wochen um Wochen brachen er und sein Knecht mit der Radehacke die Steine und schafften sie den Berg hinunter, so dass der spätere Besitzer viele Hundert Fuhren Steine zum Bahn- und Chaussée-Bau verkaufen konnte und ein Krater von 12—15 m oberem Durchmesser in den Hügel gegraben wurde; aber der Goldsarg kam nicht. Nur ein Bronze-Schwert und einige andere Bronzen wurden gefunden. Diese aber sind mit dem Bauer verschollen, den die Schulden von Haus und Hof trieben. Erst sein Nachfolger fand das Gold in den Steinen, indem er sie verkaufte.

Der Riesenkönig soll auch in einem der Hügel in Kehrberg, Kreis Ost-Priegnitz, stecken, ebenfalls in goldenem Sarge ruhend. Aber in allen den Hügeln, die ich dort aufgrub, fand ich ihn nicht; ebenso wenig fand ich ihn in den Hügeln auf dem benachbarten Krams, wo er übrigens zum „Wiesenkönig" geworden ist und in einem mit Gold angefüllten Sarge liegt."

d) Der Riesenwacholder in Clossow, mitgeteilt in der „Gartenlaube" 1900. Nummern-Ausgabe No. 13 S. 224.

„Im Gutsgarten der königlichen Domäne Clossow bei Bärwalde in der Neumark steht ein merkwürdiger Riesen-Wacholder. Meistens wächst der Wacholder in eleganter Kegelform empor, nämlich da, wo er im Schutze hoher Bäume steht, aber er nimmt unter Umständen auch ganz bizarre Formen an, wenn Wind und Wetter ihn zausen und rütteln, wie auf der Lünebürger und hannöverschen Heide. Die wunderlichsten Wacholderformen fand ich in der Nähe der berühmten „Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel, einer Gruppe ganz hervorragend schöner und gut erhaltener, aus riesigen Findlingsblöcken aufgeführter Steinkammergräber, jener altehrwürdigen Zeugen der ältesten Kulturepoche, der Steinzeit. Mit zu den schönsten Wacholdern, die ich kenne, gehört aber der Baum im Park zu Clossow. Der Wacholder wächst gern in Gebüschgruppen. Hier haben wir aber einen einzelnen Baum vor uns, einen wirklichen Baum, denn er hat nur einen einzigen Stamm von etwa 15 bis 18 cm Durchmesser und etwa 10 cm Höhe. Er ist der höchste Wacholder, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Sein fröhliches Gedeihen lässt hoffen, dass er seinem hohen Alter noch manches Jahrzehnt hinzufügen wird."

Dieser Mitteilung ist eine gute Abbildung des merkwürdigen Baumes mitgeteilt, welchen wir hierdurch der Schonung und Erhaltung angelegentlich empfehlen. Ich verweise auf meine Aufforderung zum Schutz unserer von der Natur übernommenen Denkmäler, insbesondere des heimischen Waldes und der hervorragendsten heimischen Einzel-

Digitized by Google

bäume in der Sitzung vom 28. Februar 1900 sowie auf das von Dir. Dr. Conwentz diesbezügliche „Forstbotanische Merkbuch".

15. Ostereier und Osterkultus. Auf beides habe ich in Sitzungen sowohl als auch in unserer Zeitschrift Brandenburgia wiederholt aufmerksam gemacht *).

Unser unter No. 2 erwähntes Mitglied Herr Neupert-Spandau hat diesmal vergeblich am 2. Osterfeiertag (16. d. M.) in Tiefwerder bei Spandau und ich in Begleitung des Herrn Hermann Maurer vergeblich in Pichelsdorf, Pichelswerder und Pichelsberg nach den charakteristischen mit Binsen geschmückten Ostereiern geforscht, die in früheren Jahren von Kindern dort feilgeboten wurden (von mir daselbst gesammelte dergl. Binsen-Ostereier im Märkischen Museum). Wie Herr Neupert mitteilt, haben die Leute jetzt lohnendere Beschäftigung, jedoch hat er die Güte gehabt, nach den alten tiefwerderschen Mustern mehrere Binsen-Ostereier nachträglich für dasselbe Städtische Institut anfertigen zu lassen.

Andere Ostereier, 9 an der Zahl, habe ich Ihnen zur Ansicht mitgebracht. — Es sind hart gekochte Hühnereier, wie sie in den wendischen Dörfern der sächsischen Oberlausitz bei Bautzen, hergestellt werden. Ich verdanke diese Ostergaben Herrn Kaufmann Karl Fröhlich in Bautzen und seiner Frau Gemahlin, einer Schwester unseres Mitgliedes Frau Dr. Loewenheim geb. Röhn. Die Zeichnungen sind mit der Schablone sorgsam nach bestimmten Mustern hergestellt. Der Grundton ist ein kräftiges Rot, die Ornamente sind in Weiss ausgespart, bei einem Stück auch saffrangelb. Diese Verzierungen sind teils Zickzack-Bordüren linearer Art oder Blumenmotive oder gestielte Palmetten. Diese Zeichnungen, die in der brandenburgischen Niederlausitz meist von Dorfschullehrern hergestellt werden, sind streng stilisiert dem wendischen Geschmack entsprechend. Die Ostereierfärbungen und -Zeichnungen der Nieder- und Oberlausitz sind stilverwandt, jedoch wendet jede Ortschaft für sich einen bestimmten Lieblings-Formenschatz an.

Auf einer von Herrn Fröhlich eingesendeten, nach der Natur aufgenommenen Photographie, sehen sie „das Eierschieben" auf dem steilen, von einem Kirchlein gekrönten Brodschen Berge bei Bautzen. Verschiedene Erwachsene lassen Eier die steilen Rasenhänge herunterrollen, während zahlreiche Kinder beschäftigt sind, sie zu haschen. In unserer Gegend nennt man dies „Eiertrudeln". Es wird dies besonders auf dem Lande, namentlich auf den Rasenterrassen unserer Rittersitze geübt. Wenn diese Sitte nicht allgemeiner verbreitet ist, so liegt das lediglich daran, dass man bei uns steile mit kurzem Rasen bedeckte

*) Zu ersehen aus Brandenburgia I. S. 223 und III. S. 8 u. 13.

Digitized by Google

Abhänge, die sich zum Trudeln besonders eignen, nicht gerade häufig hat. Deshalb muss durch das Eierverstecken bei uns in der Regel das Eiertrudeln ersetzt werden. Dies Eierversteckspiel habe ich in der Mark Brandenburg oft mit angesehen; gern benutzt man in den altmodischen Hausgärten der kleineren Städte und Dörfer dazu die dichten Buxbaumrabatten. Der arme, in seine Stuben gebannte Grossstädter in Berlin weiss sich durch geschicktes Verstecken der Ostereier unter Möbeln u. dgl. zu helfen. Hierbei bevorzugt man Zucker-, Marzipan- und Chokoladeneier, während die im Freien versteckten Eier in der Regel selbstredend natürliche sind, denn Eier aus essbarem Stoff würden leicht schmutzig werden. Übrigens werden statt der Hühnereier auf dem Lande in vornehmeren Familien auch solche aus Stein, Metall, Porzellan, Glas, Holz u. dgl. versteckt. Oft sind sie zu öffnen und enthalten allerhand gern begehrten Inhalt. So liegt die Sache, wie wir feststellen wollen, noch jetzt zum Beginn des 20. Jahrhunderts in der Provinz Brandenburg.

Beigefügt ist noch ein ausgeblasenes Gänseei, von dem eine Seite geschickt fortgeschnitten ist. In dem solchergestalt geöffneten Innern sieht man das Christuskind und Engel aus Buntpapier, dabei ist das Ei äusserlich fein mit bunten Fäden und Flittern übersponnen. Nonnenarbeit aus dem Kloster Mariastern bei Bautzen.

Die althergebrachte Sitte des Ostereiersuchens ist übrigens bei unserm Herrscherhause erhalten geblieben und noch jetzt suchen am 2. Osterfeiertag die königlichen Prinzen versteckte Ostereier im Schlossgarten von Bellevue zu Berlin.

16. Photographien aus der Oberlausitz. Herr und Frau Fröhlich haben, wie Sie sehen, noch eine grosse Anzahl Photographien von Bautzen und den Spreelandschaften der Umgegend eingeschickt. Bautzen ist zweifellos unter allen Spreestädten am malerischsten belegen und besonders reich an mittelalterlichen Bauwerken. Besonders interessant ist die Felsenpartie an der Spree, welche Gegend „der Abgott“ genannt wird, weil hier der wendische Abgott Flins ins Wasser geworfen sein soll.

Nach der Annexion der königlich sächsischen Landesteile 1814/15 hat man zwischen die sächsisch verbleibende Oberlausitz und die brandenburgisch gewordene, vormals königlich sächsische Niederlausitz absichtlich aus politischen Gründen, um den direkten Verkehr der widerwillig Annektierten mit dem Königreich Sachsen zu erschweren, als Trennungsglied den zur Provinz Schlesien gehörigen Kreis Hoyerswerda eingeschoben, ebenfalls altlausitzer Gebiet. Aus diesem Kreise Hoyerswerda rühren die vorgezeigten Photographien des wendischen Dorfes Sprey bei Boxberg her, insbesondere die der überaus schlichten turmlosen Holzblockkirche von Sprey. Das Altarbild des anscheinend

Digitized by Google

katholischen Gotteshauses soll wohl den heiligen Martin (allerdings zu Fuss, nicht als Reiter) darstellen, wie er mit dem Schwert den Mantel teilt, um damit einen frierenden Bettler zu beglücken. Auch die Häuser, deren Dächer mit sich durchkreuzenden Giebeln ausgestattet sind, erscheinen aus Holz im Blockverband hergestellt.

B. Die Neuwahl des Ausschusses, wobei die Mitglieder Herren Schack und Maurer als Stimmenzähler fungierten, ergab folgendes Resultat:

Die nachfolgend mit einem Sternchen bezeichneten bisherigen 11 Ausschussmitglieder sind wiedergewählt.

*1. Geheimrath Bluth, bisher Ausschuss-Obmann;
*2. Professor Dr. Galland, bisher Obmann-Stellvertreter;
*3. Kustos Buchholz;
*4. Direktor Dr. Reinhardt;
*5. Professor Dr. Aurel Krause;
*6 Oberlehrer Dr. Matzdorff;
*7. Oberlehrer Hartwig;
*8. Baurat Langen;
*9. Dr. Gustav Albrecht;
*10. Grubenbesitzer Körner;
*11. Hofgoldschmied Telge;

Neugewählt ist

12. Lehrer und Schriftsteller Robert Mielke.

Nach Vorschrift des § 23 der Satzungen hatte der Vorstand zur eventuellen Berücksichtigung noch folgende 12 Herren in alphabetischer Reihenfolge vorgeschlagen:

13. Rentier Burkhardt;
14. Justizrat Bürkner;
15. Stadtverordneter Wilhelm Gericke;
16. Oberlehrer Dr. Graupe;
17. Bibliothekar Dr. Kossinna;
18. Frl. E. Lemke;
19. Rektor Monke:
20. Techniker Wilhelm Pütz;
21. Rentier Rönnebeck;
22. Willibald v. Schulenburg;
23. Leutnant a. D. Thulcke;
24. Superintendent a. D. Wegener.

C. Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das abgelaufene Geschäftsjahr begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 235. Davon verloren wir durch den Tod zwei: das Ehrenmitglied Professor Dr. Wilhelm Schwartz und Freiherrn v. d. Linde. Beitraten 43 Personen. Die Gesellschaft zählt im ganzen jetzt 258 Mitglieder, von denen 233 männliche und 24 weibliche sind. Ferner ist 1 Institut Mitglied.

Digitized by Google

Im Vorstand vollzog sich insofern eine Änderung, als der bisherige erste Vorsitzende, unser jetziges Ehrenmitglied, Herr Oberbürgermeister Zelle, sein Amt niederlegte. Da es mitten in der Zeit geschah, in der der Vorstand zu fungieren hatte, wurde die Neuwahl bis zum Ablauf der Amtsperiode verschoben und der bisherige zweite Vorsitzende, Geh. Rat Friedel, mit der Führung der Geschäfte betraut. Der Ausschuss blieb unverändert.

B. Versammlungen.

Es fanden 18 Versammlungen statt, 9 ordentliche und ebensoviel ausserordentliche. Von jenen wurden 4 im Rathaus, 5 im Ständehaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Am 3. Mai 1899 Besichtigung der Wesendonckschen Gemälde-Galerie.
„ 11. Juni Wanderfahrt nach Guben und Buderose.
„ 14. „ Besichtigung des Spreetunnels zwischen Stralau und Treptow.
„ 18. „ Wanderfahrt nach Joachimsthal und Umgegend.
„ 9. Sept. Besichtigung der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co.
„ 17. November Besichtigung des Deutschen Kolonial-Museums.
„ 6. Januar u. 3. Februar hielten die Herren Franz Goerke und Dr. Albrecht im Sitzungssaal des Museums für Völkerkunde für unsere Gesellschaft Vorträge „Im Mecklenburgischen Grenzlande“ und „Berlin vor hundert Jahren“, die von Projektionsbildern begleitet waren.
„ 7. März 1900 wurde das Stiftungsfest in der üblichen Weise gefeiert.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel 6 mal, Dr. Albrecht 4 mal, Kustos Buchholz und Herr Mielke je 2 mal. Je einmal sprachen die Damen Frl. Lemke und Frau Dr. Löwenheim-Röhn, die Herren Dr. Bahrfeldt, Prof. Dr. Galland, Ferd. Meyer, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Pniower. Von Nichtmitgliedern sprach einmal Herr Privatdozent Dr. Max Friedländer.

D. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1898/99 waren in der Bibliothek vorhanden: 346 Büchernummern mit 780 Bänden.

Zugegangen sind: 5 Nummern mit 80 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, so dass der Bestand 351 Nummern in 860 Bänden beträgt.

Davon gingen ein A. als Geschenke von:

1. Herrn Dr. Albrecht, Gustav: Die geschichtliche Entwicklung Berlins. kl. 8. 36 S. Berlin 1899.
2. Herrn Bluth, Geheimem Baurat: Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1899. gr. 8. 27 S. Berlin 1900.
3. Herrn Quilisch H., Rektor in Freienwalde a. O.: Heimatskunde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler ausschaulich-ausführlich dargestellt. gr. 8. 69 S. mit 28 Abb. Freienwalde 1899.

Digitized by Google

4. Herrn Scharlipp, Adolf; F. Brunold (August Ferdinand Meyer). Ein märkischer Dichter. gr. 8. 16 S. Berlin 1899 mit Portrait.
5. Herrn Thurn, Bernhard, Lehrer: Märkische Bilder. Geschichtliche und landschaftliche Schilderungen aus der Mark Brandenburg. gr. 8. 295 S. Berlin 1896 mit Abb.

B. Durch Schriftenaustausch.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 75 Vereinen und Gesellschaften und zwar:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
„ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen".
Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothembourg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.

Digitized by Google

Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia".
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder
Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Pläne pp.

sind in dem verflossenen Jahre nicht zugekommen, so dass der Bestand auf 120 Nummern stehen geblieben ist.

Digitized by Google

Vortrag des Herrn Professor Dr. Krüner, „Märkischer Handel im Mittelalter", im Auszug.

Hochverehrte Versammlung! Handel und Verkehrsleben des Mittelalters in ihren glänzendsten Formen erscheinen uns meist geknüpft an die Handelsplätze mit hochberühmter Stadtgeschichte. Wir denken da wohl an die stattlichen Tagungen rheinischer Kaufmannsgilden im Kölner Gürzenich, wir versetzen uns in den Kreis der ernsten hansischen Handelsherren im Bremer Schütting, wir nehmen im Geiste teil an den Sitzungen der Danziger Patrizier in den weiten Hallen des hochragenden Artushofes. Doch nicht zu diesen vielgefeierten Stätten mittelalterlichen Grosshandels lenken wir heute unsere Schritte. Wir wollen vielmehr heute aufsuchen deren Beziehungen zu unserer heimischen Mark, die erst spät nach allen in den Kreis des damaligen Verkehrslebens eintritt und im Mittelalter wenigstens ihre grossen Rivalen nie erreicht hat, die als einzige in allen deutschen Gauen, wie man oft gesagt hat, keine Heiligen und keine Ketzer hervorgebracht hat.

Über den Handelsverkehr in der Mark haben wir für jene Zeit ausser den Zollverträgen der Städte und den Hanserezessen nur dürftige Nachrichten. Den Verlauf der Handelsstrassen lässt uns die Ihnen hier vorliegende Peutingerische Tafel aus dem 4. nachchristlichen Jahrhunderte, welche entsprechend den römischen Reichsgrenzen östlich über den Rhein und nördlich über die Donau kaum hinausgeht, nur in den Anfängen erkennen. Rechts davon sehen Sie die ein Jahrtausend jüngere Ebstorfer Weltkarte aufgespannt; sie reicht im Nordosten zwar bis Stargard und Danzig, gewährt daher über einen grossen Teil des nordöstlichen Deutschlands, insbesondere von dem Verlaufe seiner Strassen ein überaus anschauliches, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend farbenprächtiges Bild; indessen ist schon früh aus dem Originale ein grosses Quadrat, einen Teil des Spree- und Odergebietes umfassend, herausgeschnitten und die Weltkarte dadurch im besonderen für uns erheblich entwertet worden. Besser können wir die Entwicklung der märkischen Handelsstädte an den Übertragungen des Magdeburger (Magdeburg—Brandenburg—Berlin—Frankfurt a. O.) und des Lübischen Rechtes (Soest—Lübeck—Salzwedel—Stendal) erkennen. Während uns für das übrige Reichsgebiet Reisebeschreibungen aus mittelalterlicher Zeit in grösserer Zahl zur Verfügung stehen, fehlen dieselben für die Mark gänzlich, ebenso genauere Nachrichten über die damaligen Handelshäuser, wie denn Berlin z. B. ausserhalb der Fischerinnung keine mehr als zwei Jahrhunderte weit zurückreichenden Firmen kennt (die älteste die Splittgerbersche, jetzt Schickler).

Die ältesten Zeugnisse für die steigende kommerzielle Bedeutung Berlins sind das Privileg der Wollenweber von 1272, die Anerkennung der Berliner Münze in dem mittelmärkischen Münzbezirke 1280 und die

Digitized by Google

Verleihung des Niederlagsrechtes nebst der Überlassung des Wasserzolles auf der Oberspree an die Stadt Berlin durch den Markgrafen Otto V. von 1298. Die von den Kaufmannsgilden der 1307 geeinten Städte Berlin—Kölln gestifteten Altäre in der Nicolai-, Petri- und Marienkirche zum Danke für glückliche Heimkehr von weiter Fahrt weisen auf die räumlich bereits ausgedehnten Handelswege der märkischen Kaufleute hin.

Der unter Markgraf Ludwig d. Älteren auf der schutzlosen Mark lastende päpstliche Bannfluch sowie ein gleichzeitiger demokratischer Ansturm gegen die regierenden patrizischen Geschlechter veranlassen etwa 1350 die märkischen Städte zum Eintritte in die schützende Hanse, welche ihrerseits die Zugehörigkeit der östlichen Binnenstädte wegen der oft gefährdeten Landfahrt der hansischen Kaufleute gern sah. Das wenig später entstandene Berliner Stadtbuch von 1397 macht uns bekannt mit den Produkten, der Ausfuhr und der Einfuhr der Mark: Getreide, Bier, Fische, grobe Tuche werden in grossen Massen exportiert, während Heringe, bessere Weine, feinere Industrie- und Textilerzeugnisse eingeführt werden. Im 14. Jahrhunderte finden wir Salzwedeler Kaufleute in Wisby, Stendaler in Flandern sowie Berliner in grosser Zahl in Hamburg, wohin Getreide ausgeführt wird. Durch die Mark gingen von Osten und Südosten vor allen die Farbkräuter Krapp und Waid nach Braunschweig und Dortmund, eine Handelsbewegung, welche solange bestanden hat, bis erst in unserm Jahrhunderte die Entdeckung der Anilinfarben jenen Farbkräutern ihre Bedeutung nahm. Straussberg ist der wichtigste Handelsplatz für Schuhwaren, die von den Verfertigern auf die Messen in Frankfurt a. O. und Leipzig gebracht werden.

Die dauernde Unsicherheit der Strassen und der hohe materielle Wert der grossen Warenzüge führten die handeltreibenden märkischen Städte ausser dem teilweisen Anschlusse an die Hanse noch zu engerer Einigung unter einander. Der Bund zwischen Berlin und Kölln von 1307 erweitert sich bis zum Jahre 1328 zu der grossen Einung von 21 mittelmärkischen und niederlausitzischen Städten, unter denen auch das neumärkische Landsberg erscheint, im Westen von der magdeburgischen Grenze von Brandenburg und Beelitz bis Landsberg und Guben im Osten, von Rathenow und Nauen im Norden bis Köpenick und Mittenwalde im Süden reichend. In der Oberlausitz hatte 1319 der Bund der Sechsstädte, in Stendal 1321 der der 8 altmärkischen, in Kyritz 1323 der 6 priegnitzischen, in Prenzlau 1348 der 4 uckermärkischen Orte einen festen Zusammenhang der von aussen und innen vielfach bedrohten städtischen Gemeinwesen geschaffen. Diese 5 Sonderbündnisse, miteinander in engster Beziehung, umfassten die 45 bedeutendsten Städte der ehemals askanischen Lande. Nur wenige, nicht unmittelbar unter dem Markgrafen stehende und einem eigenen Herren gehorchende Orte waren ausserhalb geblieben: die Ruppinischen Städte, Freienwalde, Friesack

Digitized by Google

und diejenigen, bei denen ein herrschaftliches Schloss sich befand, wie Bötzow, Liebenwalde, Biesenthal. Alles zusammengenommen ergiebt sich, dass die fürstliche Macht in den Städten am Anfange des 14. Jahrhunderts durch die städtischen förderativen Schöpfungen auf ein sehr bescheidenes Mass beschränkt war.

Zu der ursprünglich ins Auge gefassten Sicherung der Strassen und des Eigentums im Sinne des Landfriedens trat mit dem schnellen Aufblühen des märkischen Handels in den Satzungen der Städtebündnisse die Regelung der verworrenen Münzverhältnisse, womit Berlin und Kölln bereits den Anfang gemacht hatten. Als Hauptpflicht jedes Bundesgliedes der Städteeinung erscheint aber stets die gemeinsame Verfestung d. h. die allgemeine Gültigkeit irgend einer städtischen Achtserklärung, die Schirmung der Bürger und ihres Gutes, die Abwehr von Fürsten und Herren.

Unter der Regierung Kaiser Karls IV. erreicht der märkische Handel des Mittelalters seinen Höhepunkt: die mächtigen Städte bringen mit ihren grossen Geldmitteln vielfach die verpfändeten Raubschlösser in ihren Besitz, so der Berliner Rat Saarmund an der Nuthe an der grossen Strasse nach Sachsen und vorübergehend Köpenick an der schlesischen Strasse.

Als besondere Eigentümlichkeiten des märkischen Handels erscheinten in dieser Periode einmal die durchgehende Ausnahmestellung der Wenden, damals allgemein zu den „unehrlichen Leuten“ gerechnet, wenn auch für den Kleinhandel oft unentbehrlich; auf der andern Seite die frühe Beteiligung des Adels an dem Handel der Städte, in denen die vornehmen Geschlechter oft die Zugehörigkeit zu den Gilden erwerben, wie die Familie Bismarck in der Gewandschneidergilde zu Stendal.

Mit dem Verluste der Gemeindefreiheit unter Kurfürst Friedrich II. genau in der Mitte des 15. Jahrhunderts sinkt die Bedeutung der Städte, die Handelsstrassen veröden und die veralteten Privilegien des Niederlags- und Strassenzwanges können den Verfall nicht aufhalten. Auch der Segen der Strassenverbesserung am Ende des 15. Jahrhunderts, die mit dem Emporkommen der Thurn und Taxischen Reichspost verbunden war, kam der Mark um so weniger zu gute, als hier die Landesherren, eifersüchtig auf das auch von ihnen in Anspruch genommene Postregal, der Reichspost von vorn herein ihre Grenzen verschlossen.

Die Glanzzeit des Handels ist festgehalten durch viele Werke der bildenden Künste, welche die Bedeutung des mittelalterlichen Grosskaufmanns verherrlichen und deren Kopien Sie teilweise hier ausgestellt sehen. Im Berliner Totentanze erscheint der Handelsherr in ritterlicher Tracht, von dem Tode respektvoll mit „Herr“ angeredet. In der Lübecker Marienkirche steht an hervorragender Stelle die Figur des Wechslers. Die Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift in Heidelberg und

Digitized by Google

die Blätter des Berliner Kupferstichkabinets führen uns den „königlichen Kaufmann“ der Hansischen Glanzzeit inmitten seiner Schiffe und seiner Reisigen vor. Nicht zuletzt sind es die gleichzeitigen Holzschnitte zu Hans Sachs' Schwänken in der ersten Nürnberger Ausgabe, welche uns das Elend der Strassenunsicherheit im Bilde anschaulich machen, wie der Schwank „vom frommen Adel“ uns den Überfall eines Kaufmanns durch Raubritter, im Hintergrunde aber den für diese bestimmten Galgen malt mit dem „Beschluss“:

Froh solln dess alle Kaufleut sein,
Dass alle Strassen werden rein!
Kein Not, dass ich auf einer Strass
Einen Räuber dir auflauern lass,
Er sei denn von des Adels Geschlecht,
Dann hab er zu der That gut Recht.
Desshalb ist sicher jetzt zu wandeln,
Gen Frankfurt und bis Leipzig zu handeln,
Desgleich durch alle Gebirg und Thal,
Das vordem unsicher war zumal,
Wer jetzund durch den Spessart zög
Und Gold auf seinem Haupte trög:
Man nähm ihm nicht einen Birnenstiel,
Darauf verlasse sich wer will.
Doch hüt er sich des Ungemachs:
Auf allen Strassen räts Hans Sachs.

Stellen wir die Prosa und die Bequemlichkeit des Reisens von heute mit seinen Unfällen der verschiedensten Form neben die mittelalterlichen Land- und Seefahrten mit ihrer Romantik und ihren Abenteuern, so wünschen wir uns, wie wir gesehen haben, mit demselben Rechte beim Abschiede damals wie heute

Glückliche Fahrt und frohes Wiedersehn!

F. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Rathauskeller.

Kleinere Mitteilungen.

Älteste Zucker-Raffinerien in Berlin. Der indische teils aus dem Zuckerrohr (Saccharum officinarum), teils aus der Zuckermoorhirse (Sorghum saccharatum) gewonnene Zucker ist bei uns teils über Holland teils über Hamburg schon vor Jahrhunderten eingeführt worden. Das Raffinieren des importierten Rohzuckers ist dagegen weit jüngeren Datums. Nach Bekmann, Mark Brandenburg I. 1146, ist schon i. J. 1683 in Berlin ein gelungener Versuch mit einer Zuckersiederei gemacht, nachher aber nicht weiter verfolgt

Digitized by Google

worden. Im Jahre 1747 machte der um die Hebung der Gewerbe so verdiente Splitgerber einen neuen Versuch und gewann guten Hut- und Kandiszucker, sowie Syrupe. 1750 wurde von dem Genannten zu der Zuckersiederei ein geräumiges Gebäude unweit der Brücke am Hospital in Neukölln nahe bei der Spree erbaut. Auswärtiger Zucker wurde gegen 12 pCt. eingeführt und dem Splitgerber*) ein Privilegium und Freiheit d. d. Berlin 12. Mai 1751 erteilt, die Kur-, Neumark und Pommern damit zu verlegen. Vor dem Stralauer Thor, wo das alte schlesische Salzmagazin gestanden, richtete Splitgerber, nachdem der Grosse König ihm das Land bis zur Spree geschenkt, eine zweite Zuckersiederei ein. Bekmann schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten. „Wann nun aus einem guss von 6 pfannen 12000 pf. zukker gegossen werden: so lässt sich leicht der überschlag machen, was für eine grosse menge zukker könne das jahr durch gesotten werden. — Zur Zukkersiederei gehöret auch die Potbäkkerei: gestalt dann zu ieder Siederei 100000 Potte oder irdene Zuckerhutformen erfodert werden. Dieses werk treibet ein Töpfer mit 16 Gesellen, welche beständig arbeiten, und alle ihre arbeit in die Zukkersiederei liefern müssen. Es lässt sich leicht urtheilen, dass der Herr Splitgerber auch von diesen allen die erste triebfeder ist."

E. Fr.

Verkehrtbäume. In der Brandenburgia ist seiner Zeit mehrfach der „Verkehrtbäume" gedacht worden. Rosenkranz (die Pflanzen im Volksaberglauben. Leipzig 1896. S. 68—73.) bringt eine Anzahl solcher Mitteilungen. Nach ihm berichtet der Chronist Richter von der grossen Linde auf dem Friedhof zu Annaberg in Sachsen: Es habe ein ruchloser Sohn des Oberkutschers bei dem Marstall von St. Annaberg nicht an die Auferstehung glauben wollen und habe dem geistlichen Herrn auf dem Gottesacker „geantwortet, indem er auf eine junge Linde zeigte: So wenig diese Linde, wenn man sie ausreisse und mit ihren Zweigen in die Erde stecken wollte, wachsen würde, so wenig würden auch die, welche einmal tot seien, wieder auferstehen." Aber die mit den Zweigen vom Priester alsbald eingepflanzte Linde „prange noch heute zur Bewunderung der Gläubigen und Ungläubigen".

„Betrachten wir diese Linde aufmerksamer", äussert sich G. Stehle in seinem kurzen Bericht (Cypressen auf die Gräber unserer lieben Toten, nebst einer Tradition über die Linde auf dem Gottesacker zu St. Annaberg, 1867), so wird uns kein Zweifel bleiben, dass sie auf oben berichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von ziemlich 11 Ellen und eine Höhe von nur 3 Ellen; nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste

*) Über die Firma Splitgerber, aus welcher die berühmte Schicklersche Zuckersiederei hervorging, vgl. Brandenburgia IV, 328—331 und V 480. — Erzeugnisse der Pot-Bäckerei d. h. Former für die Zuckerhüte und grosse Töpfe für die Berliner Syrupsfabrikation befinden sich im Märkischen Museum. Fortgeworfene Stücke sind öfter von verschiedenen Teilen des ehemaligen Festungsgrabens (Grüner Graben) und an der Oberspree am rechtsseitigen (Stralauer) Ufer beim Baggern zu Tage gefördert worden. E. Friedel.

Digitized by Google

geschah das erste Mal 1693, wurde zum zweitenmal 1718, zum drittenmal wiederholt und vermehrt 1853, und besteht 1867 aus einem Gerüste, getragen von 11 steinernen und 8 hölzernen Säulen. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen mit weitverzweigten Ästen". (Grube, Biographieen aus der Naturkunde. Stuttgart. 1870.) Dieselbe Sage teilt Rosenkranz in einem Gedichte „die wunderbare Linde" von J. Schanz mit, ferner nach A. Kuhn die Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin. Dann berichtet er (nach Vernaleken, 117, 118) zwei Sagen über eine Linde in dem alten Schosse Buchlau. Nach der einen pflanzte ein Knappe als Zeichen seiner Unschuld die Linde verkehrt ein, nach der andern ein des Jagdfrevels beschuldigter Bauer. Nach einer andern Sage aus Wischau (ebenfalls aus Vernaleken) war ein Mönch von zwölf anderen zum Tode verurteilt und sollte lebendig begraben werden. Er pflanzte vorher einen Lindenbaum verkehrt zum Zeugnis für seine Unschuld. „Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten."

Rosenkranz führt diese Sagen auf das „Mittelalter, die Zeit der Gottesurteile oder Ordale" zurück und bemerkt schliesslich: „Es sei jedoch noch hier erwähnt, dass das Wachsen der Linden in den angeführten Sagen nicht als Wunder bezeichnet werden kann, da es in der Natur des Lindenbaumes liegt, auch mit den Zweigen zu wurzeln und die Wurzeln in Zweige zu verwandeln. (Siehe Grube IV, 203!)

W. v. Schulenburg.

Das Schicksal der ersten deutschen Lokomotive. Gewöhnlich wird als die älteste deutsche Lokomotive diejenige genannt, die am 7. Dezember 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnete. Es gab aber noch einen älteren Vorläufer, der bereits im Jahre 1819 im Saarkohlengebiet seine ersten Gehversuche machte. Die Geschichte dieses ältesten deutschen Dampf-Wagens ist so amüsant, das wir sie dem „Polytechnischen Centralblatt" nacherzählen wollen.

Es war im Jahre 1815, als mit dem alten Fürstentum Nassau-Saarbrücken auch der Saar-Kohlenbergbau an Preussen überging. Damals, vor der Einführung der Eisenbahnen, waren die Wasserstrassen die einzigen Verkehrswege, durch die grosse Lasten zu angemessenem Preis befördert werden konnten, und so waren auch die Saarkohlen für ihren Transport auf den Wasserweg der Saar nach der Mosel und in den Rhein angewiesen. Die Gruben waren immerhin so weit von der Saar entfernt, dass die Verladung der Kohlen in die Lastschiffe erhebliche Umstände machte.

Dadurch wurde die preussische Regierung veranlasst, auf die erste Kunde von den anfänglichen Erfolgen der Eisenbahn in England, den Bau einer 2½ Kilometer langen eisernen Schienenbahn von der Zeche Bauernwald bis zur Saar zu beschliessen, diese Bahn sollte mittels eines Dampfwagens betrieben werden. Nun hätte man ja die nötige Lokomotive in England bauen lassen können, man wollte aber das Geld lieber im Lande

Digitized by Google

behalten, zumal in England über 10000 Thaler gefordert wurden, und daher wurde die königliche Giesserei in Berlin mit dem Auftrage beehrt, den erforderlichen Dampfwagen herzustellen. Gleichzeitig wurde an Ort und Stelle mit dem Legen der Schienen begonnen, die damals noch aus Gusseisen gefertigt wurden, weil man den Grad der Abnutzung der Geleise durch den Druck der Wagen noch nicht kannte.

Die Bahn war bald fertig und 1818 wurde auch die Maschine endlich vollendet. Der Dampfwagen wurde auf dem Hofe der Giesserei am Kupfergraben in Berlin in Probe genommen und erregte das höchste Erstaunen aller Zuschauer, als er sich vor und rückwärts bewegte und zugleich noch einen Wagen mit „8000 Pfund Bomben" nach sich zog. Das Werk schien also glänzend gelungen, die Schwierigkeiten, an denen auch schliesslich alles scheitern sollte, begannen nun aber erst. Das Ungetüm sollte 750 Kilometer weit bis nach Geislautern im Saargebiet befördert werden, eine Strecke, die die Maschine heute bequem in 24 Stunden hätte zurücklegen können. Damals blieb aber nichts anderes übrig, als die Lokomotive wieder auseinander zu nehmen, die einzelnen Teile in 8 grosse Kisten zu verpacken und dann die ganze 175 Centner schwere Fracht auf eine lange Wasserfahrt zu schicken.

Die Reise ging von der Spree aus durch die Havel in die Elbe bis Hamburg, dann über die Nordsee nach Amsterdam und wieder hinauf durch den Rhein, die Mosel und die Saar bis nach dem Besimmungsorte. Die zurückgelegte Strecke betrug 1700 Kilometer und die Reise erforderte 4½ Monate Zeit und 500 Mk. Kosten. Im Frühjahr 1819 traf die kostbare Fracht in Geislautern ein, und es war nun den dortigen Technikern überlassen, was sie mit den einzelnen Teilen der Maschine anzufangen wussten. Da ihr Erbauer nicht mitgeschickt war, so musste man sich eben aufs Probieren legen und es ging nun an ein Zusammensetzen, Schrauben und Passen, ohne dass sich ein Erfolg einstellen wollte.

Als man ziemlich so weit gekommen zu sein glaubte, dass man an ein Heizen des Dampfwagens denken konnte, da erwiesen sich wieder der Kessel und die Dampfcylinder als zu undicht und es gab viel Kopfzerbrechen, wie man dem Übelstande abhelfen sollte. Man verbrauchte dazu gewaltige Mengen von Hanf, Kitt, Öl und Leinewand, auch ganz absonderliche Stoffe, wie Mischungen von Essig und Mehl, sogar Rindsblut und Käse, aber alles vergeblich. Briefe und Antworten flogen zwischen der Saar und Berlin hin und her. Die Erbauer beriefen sich auf die „8000 Pfund Bomben" die der Wagen im Giesshause gezogen hatte und die in Geislautern wären ganz froh gewesen, wenn er nur überhaupt einmal ein Rad geführt hätte.

Endlich, nach jahrelanger Quälerei, und nachdem für die Zusammensetzung der Maschine im ganzen 1965 Thaler 17 Silbergroschen ausgegeben waren, liess sie sich herbei, sich in langsamem Tempo in Bewegung zu setzen, einen anderen Wagen aber hat sie überhaupt niemals gezogen. Man that schliesslich das beste, was zu thun übrig blieb und verkaufte im Jahre 1833 diese Lokomotive für 335 Thaler, 6 Silbergroschen 7 Pfennig als altes Eisen, gerade zu derselben Zeit, als zu Nürnberg und Fürth die Aera der

Digitized by Google

deutschen Eisenbahn eröffnet wurde. Jene älteste Lokomotive hatte, die Kosten der Zusammensetzung ungerechnet, einen Aufwand von 3167 Thalern erfordert. Märk. Hausfreund 30. 4. 1899.

Der „Hungerturm" in Berlin. Wohl jedem, der die Prenzlauer Allee passiert, fällt nördlich der Ringbahn ein eigenartiges, turmähnliches Gebäude auf, das im Volksmunde den Namen „Hungerturm" führt und zwar aus folgendem Grunde: Vor etwa 25 Jahren wurde das hohe, auf einem Hügel sich erhebende Gebäude von einem alten Almosenempfänger bewohnt, der von dem Eigentümer für ein paar Groschen eine Stube gemietet hatte. Andere Mieter fanden sich nicht, da der „Turm", wie schon damals das Haus kurzweg hiess, in dem Geruche stand, nicht recht geheuer zu sein. Der einzige Mieter kam an jedem Morgen nach dem an der Chaussee liegenden Wirtshaus, um die für den Tag erforderlichen, recht kärglichen Lebensmittel einzukaufen. Eines Tages blieb der Alte jedoch aus. Da gerade Markttag war, so wurde das Ausbleiben nicht bemerkt. Am zweiten Tage erschien der Alte ebenfalls nicht, und erst jetzt erinnerte man sich seiner. In der Annahme, dass der Greis erkrankt sei und nun Not leiden müsse, rüstete sich der Wirt mit Lebens- und Stärkungsmitteln aus und begab sich mit seinem Sohne, der diese Geschichte unserm Mitarbeiter erzählte, nach dem Turme. Dort fanden sie vier kahle Wände, eine Art Bettstelle mit einem Strohsack, einen wackligen Tisch und eine gebrechliche Kiste als Stuhl. — Das war die ganze Einrichtung. Auf dem Strohsack lag der Bewohner dieser elenden Behausung als Leiche. Wie die ärztliche Untersuchung ergab, war der Greis aus Mangel an Nahrung gestorben. Unter der Leiche aber, in dem verfaulten Stroh, fand man in Gold und Silber eine beträchtliche Summe vor, von der niemand eine Ahnung hatte, und deren Zinsen genügt hätten, dem Alten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Schmutzigster Geiz hatte also den Verstorbenen schliesslich dahin gebracht, auf seinen Schätzen zu verhungern. Das Gebäude hiess fortan und heisst noch heute der „Hungerturm". Bewohner hat es seit jener Zeit nie wieder gehabt, denn selbst der Ärmste fürchtete sich vor dem Geist des Geizhalses, der dort noch jetzt umgehen soll.

D. T. Z. Berlin 17. Dez. 1898.

Volkstümliche Verwendung von Muscheln und Schnecken (Nachlese). Unsere brandenburgischen essbaren grossen Süsswassermuscheln (Unio und Anodonta) hatte ich in der Brandenburgia am 5. Januar 1898 (Monatsblatt IV 414) ausgestellt und mit dem Bedauern besprochen, dass man nicht versuche, sie zu essen. Nun finde ich in der Wochenbeilage zum Berliner Tageblatt vom 23. Nov. 1899 S. 309 folgende Mitteilung.

„Falsche Schildkrötensuppe. Echte Schildkrötensuppe ist mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit, weil nicht jedermann zugänglich, eine Delikatesse, denn jede gute Fleischbrühe oder Bouillon ersetzt sie so gut, wie die falsche, die als Volkssuppe eingeführt zu werden verdiente. Aus den vielerorts massenhaft vorkommenden Tieren der gewöhnlichen aus der Flussperlmuschel (Unio margaritifera) oder aus der Teich-Schwanenmuschel (Unio. Anodonta cygnea) wird diese vorzüglich schmeckende

Digitized by Google

Suppe wie folgt bereitet: Die gesammelten Muscheln werden zwecks selbstthätigen Schalenöffnens in siedendes Wasser gethan, die Schliessmuscheln verbrühen sich, und die Schalen legen sich auseinander. Nach Entfernung der schwarzen Teile des Muscheltieres werden diese aus den Schalen gelöst und mit Salz, Pfeffer, Petersilie und allen beliebigen, den Geschmack erhöhenden Zuthaten zubereitet. Diese Suppe ist wohlschmeckend, und das Muschelfleisch darin ersetzt die beste, kräftigste Rindssuppe, wie es jedes gekochte oder zu stark gebratene Warmblütlerfleisch ersetzt. Das Vorurteil gegen alles Ungewohnte trägt die Schuld, dass wir sonst so praktischen Deutschen uns selbst um ein wohlfeiles, schmackhaftes, gesundes, leichtverdauliches, nahrhaftes Nahrungs- und Genussmittel bringen, an dem sich viele Tausende anderer Nationen täglich erfreuen und erlaben, in den Muscheln und Schnecken mehr Geschmack und Nahrung findend, als die deutschen Mittelklassen in ihrem wässrigen Gemüse und dem ausgekochten und überbratenen, schlecht verdaulichen Fleische."

Bei näherer Nachforschung habe ich nichts Näheres darüber, wo man dgl. Teichmuschelgerichte kocht, erfahren können und ich fürchte, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist, den Wunsch hege ich allerdings auch, dass sich in unserer Brandenburgia einmal mutige Damen und Herren finden, die nach obigem Rezept einen Versuch mit unseren Teich- und Malermuscheln machen.

Vergl. hierzu besonders meine Angaben in der Brandenburgia VI S. 412—414.

Eine hiermit verwandte Nachricht aus Frankreich entnehme ich, wie folgt, der Kölnischen Zeitung No. 684 vom 26. 7. 1897.

„Schnecken und Muscheln in Gräbern. Wie L. Bonnemère in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft berichtete, findet man in gewissen Gräbern des Departements Maine et-Loire grosse Mengen von Schneckengehäusen. Die betreffenden Gräber entstammen dem Ende der römischen Kaiserzeit oder sogar dem Beginne der Merovingerzeit. Schon Locard gedenkt des Vorkommens von Land- und Seeschnecken in Gräbern der Christen und Märtyrer, so in dem Grabe der hl. Eutropia, in einem merovingischen Grabe des Kirchhofs von Vicq, in Gräbern bei Dieppe und noch in einem Grabe aus der Zeit Karls des Grossen. Die ersten Christen sahen in der Schnecke, die sich im Herbst in die Erde eingräbt, um in Frühling zu neuem Leben zu erwachen, ein Sinnbild der Auferstehung des Menschen; indessen kommt die Gepflogenheit, Schnecken in die Gräber mitzunehmen, auch in heidnischen Zeiten vor; besonders fanden sich viele Schneckenreste in römischen Grabstätten in Pompeji. Dr. M. Much macht in einer Mitteilung an die Anthropologische Gesellschaft in Wien darauf aufmerksam, dass auch in Niederösterreich und Mähren in Gräbern aus der christlichen Aera wie aus der Hallstattzeit Hunderte von Schneckengehäusen und Muschelschalen gefunden worden sind. Ferner berichtet er über gleichartige Muschelschalengräber innerhalb einer bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Ansiedelung an der March in Niederösterreich. An einer Stelle fanden sich in einer 1–1½ m breiten Grube mindestens 1000 Muschelschalen, schichtenweise, mit Erde abwechselnd, dicht beisammen. „Was die Leute", sagt er, „veranlasst haben kann, solche Mengen von Muscheln da und dort aus den in der Nähe vorbeifliessenden Gewässern heraufzuholen, wird sich kaum feststellen lassen. Vielleicht waren es vorzugsweise Muschel-Esser, Leute, die nicht viel anderes hatten oder die sich mit Vorliebe an dieses Gericht hielten, die man daher auch für das Jenseits damit versah. Die Schnecken mögen aus demselben Grunde in so grosser Menge niedergelegt worden sein, der auch in Frankreich bei den vielfach noch unter Heiden lebenden Christen dazu bewogen hat.

Digitized by Google

Jedenfalls ist es beachtenswert, dass in Gegenden und in Zeiten, die voneinander so weit entfernt sind, so nahe verwandte Gebräuche stattgefunden haben."

Die Frage, ob unsere germanischen Altvorderen gelegentlich Süsswasser-Muscheln verzehrt, verdient noch genauer untersucht zu werden.

E. Friedel.

Sonnenblumen. Der rühmliche Vorgang unsers Mitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner mit seinen Pflanzungen von Riesen-Sonnenblumen (von Bismarck) eifert andere Pflanzenfreunde zur Nachahmung an, wie folgende, Teltow den 14. September 1899 datierte Zuschrift lehrt.

„Ein wogender Wald von Sonnenblumen bietet sich, wie das hiesige „Kreisbl." schreibt, dem Spaziergänger in unserer Kolonie Seehof dar. Dort sind nämlich ca. 12 Morgen Land mit diesen Riesenblumen bepflanzt. Die Anpflanzungen sollen einem Versuche dienen, der von einem höheren Militärbeamten angestellt wird. Augenblicklich werden die Blütenköpfe entfernt, während die Stengel bis November stehen bleiben sollen. Alsdann werden auch diese, die meist eine recht ansehnliche Stärke und Länge haben, gefällt werden. Die reiche schwammige Masse im Stengel, das Mark, wird hinausgestossen und gepresst werden. Diese Masse soll dann infolge der grossen Schwimmfähigkeit in Rettungsgürteln an Stelle des kostspieligen Korkes Verwendung finden."

Dergleichen Versuche für die Zwecke unserer Flotte, schwimmfähige Rettungs-Ringe und -Gürtel zu beschaffen, hat übrigens Herr Franz Körner bereits vor Jahren anstellen lassen. Die grossartigen Pflanzungen unsers Mitgliedes sind unserer Brandenburgia durch wiederholten Augenschein wohl bekannt geworden.

E. Fr.

Der Pfingstberg bei Grünefeld (zw. Kremmen u. Nauen). Wendet man sich von der das Dorf durchziehenden Chaussee auf der die Mitte desselben kreuzenden Strasse einige hundert Schritt nach Süden, so kommt man an einen westwärts abführenden Feldweg, der sich an einer Koppel entlang zieht. Hinter einer Biegung erblickt man bald eine flache Erhöhung, den Pfingstberg, der mit vielen Scherben bedeckt ist. Pfingstberge sind in der Mark nicht selten und fast immer stehen sie durch Sagen oder Topfreste mit der Vergangenheit in Verbindung. Auch von diesem berichtet die Überlieferung, dass er eine Opferstätte gewesen sei (v. Ledebur, Altertümer S. 42), ein wenn auch vielleicht nicht wörtlich zu nehmender, so doch bedeutungsvoller Hinweis. Verzierte Scherben waren nicht aufzufinden; doch scheinen die meisten wendischer Herkunft zu sein, einer nur deutet durch einen Strich und den feingeschlemmten Thon auf eine frühere vorslavische Zeit hin. Die Scherben befinden sich im Märk. Prov. Museum.

R. M.

Digitized by Google

Fragekasten.

Frl. S. Was ist Mondamin? Mondamin, zur Zeit bei uns zu feinen Mehlspeisen und dergl. beliebt, ist ein feines Müllerei-Erzeugnis aus dem Türkischen Weizen, Welsch-Korn oder Mais (Zea Mays L.) und kommt aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Die Indianer verehren den Mais (Indian corn) ausnehmend. „Sie halten ihn für ein so wichtiges und geradezu göttliches Getraide, sagt Schoolkraft, dass ihre Geschichtserzähler verschiedene Erzählungen erfanden, in welchen diese Vorstellung unter der Form einer besondern Gabe des Grossen Geistes symbolisiert wird. Die Odjibwa-Algonquies, die es Mon—dá—min, d. i des Geistes Korn oder Beere nennen, haben eine hübsche Geschichte dieser Art, in welcher der lange Stengel mit dem vollen Kolben dargestellt wird, als vom Himmel herabsteigend, in der Verkleidung eines schönen Jünglings, als Antwort auf die Gebete eines jungen Mannes bei seiner Mannbarkeit.“ Die Sage wird ausführlich in Henry Wadsworth Longfellow's Song of Hiawatha (London 1856) behandelt, vergl. die Verse:

Till at length a small green feather
From the earth shot slowly upward,
Then another and another,
And before the Summer ended
Stood the maize in all its beauty,
With its long, soft, yellow tresses;
And in rapture Hiawatha
Cried aloud, „It is Mondamin!
Yes the friend of man, Mondamin!“

And still later, when the Autumn
Changed the long green leaves to yellow,
And the soft and juicy kernels
Grew like wampum hard and yellow,
Then the ripened ears he gathered,
Stripped the withered husks from off them,
As he once had stripped the wrestler,
Gave the first Feast of Mondamin,
And made known unto the people
This new gift of the Great Spirit.

Hieraus folgt zugleich, dass die in Berlin übliche Betonung des Wortes Mondamin auf der letzten Silbe falsch ist; der Ton ruht vielmehr auf dem a.

Beiläufig ist das Wort Mais, zuerst bei C. Bauhin, Maiz bei Cesalpini, ebenfalls amerikanischen Ursprungs. Der Gattungsname Zea kommt schon bei Homer als ζειά und als ζειή bei Dionysius von Halikarnassos vor und bedeutet den Spelz, Triticum Spelta L. Vergl. E. Friedel, „Brandenburgia III, 318 und Ascherson, das. IV, 40. E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Persönliche Nachrichten.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht unserem Mitgliede, dem Verlagsbuchhändler Robert Fickert den Charakter als Kommerzienrat zu verleihen.

U. M., dem Kgl. Bibliothekar Herrn Dr. Kossinna, ist der Charakter als Professor verliehen worden.

3. (2. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Mai 1900, im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, macht folgende Mitteilungen:

1. Seitens der neugewählten Ehrenmitglieder, Oberbürgermeisters Kirschner und Landesdirektors Freiherrn von Manteuffel, sind verbindliche Dankschreiben eingegangen.

2. Zum Vorsitzenden des Ausschusses ist Herr Geh. Baurat Bluth, als Stellvertreter Herr Professor Dr. Galland auf 2 Jahre bis zum 1. April 1902 wiederum gewählt.

3. Die Entlastung der Rechnung des Schatzmeisters für das Geschäftsjahr 1899/1900 wird ertheilt.

4. U. M. Herr Bürgermeister a. D. Stechow hat 17 Ansichtspostkarten von Lehnin und Umgegend an das Märkische Museum kürzlich eingesandt, welche zirkulierten. Es ist der Wunsch verlautbart, dass Lehnin mit seiner Kirche und seinen Klosterruinen von der „Brandenburgia“ besucht werden möge. Seitdem das Städtchen mit Gross-Kreuz durch eine Kleinbahn verbunden ist, lässt sich der Ausflug dahin ohne Schwierigkeit machen und wird in Aussicht genommen werden.

Digitized by Google

5. L. Jacobi: Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe. 1897. Ein Band Text und ein Band Tafeln dazu. Unser Kaiser, als er im vorigen Jahre die interessanten Ausgrabungen besuchte, gab den Auftrag mit Wiederherstellungsarbeiten der alten Römerbauten vorzugehen und so ist denn die Hoffnung vorhanden, die alte Porta Praetoria, die Porta decumana, die Porta principalis sinistra, die Porta principalis dextra und andere hervorragende Bauten des Römerwerks im alten Stile und der früheren Ausgestaltung wieder erstehen zu sehen.

Die Abbildungen der in und bei der Saalburg ausgegrabenen Altertümer haben für die Provinz Brandenburg insofern erhebliche Wichtigkeit, als viele dergleichen Gegenstände auch bei uns gefunden werden, der sogen. römischen Provinzialzeit zugehörig, und man durch Vergleichung mit den Saalburg-Sachen sowohl die Herkunft derartiger hiesiger Fundstücke sowie ihr Alter bequem bestimmen kann.

6. Ostereier-Gebräuche. In Ergänzung meiner bezüglichen Angaben in der Sitzung vom 25. vorigen Monats seien noch folgende drei Mitteilungen gestattet.

a) Den Schmuck der Ostereier stellen die Wenden im Spreewald eigentümlich her. Am Tage vor dem Ostersonntag versammeln sich Burschen und Mädchen und richten grosse Schüsseln flüssigen Wachses her. In die aufgelöste Masse taucht man feine Holzstiftchen oder Stecknadeln und zieht dann mit ihnen in unglaublicher Schnelligkeit und Akkuratesse die Zeichnung über das rohe Ei, auf welchem sie nun wie ein Wachsrelief aufliegt. Am ersten Feiertag werden die Eier gekocht. Nachdem zunächst der Farbstoff aufgebrüht und beinahe erkaltet ist, werden die Eier mit der Wachsschicht hineingelegt. Sind sie gut gefärbt, kommen sie in kochendes Wasser und sieden darin, bis der Wachsüberzug zerfliesst. Wo er gesessen, tritt jetzt weiss und deutlich die Zeichnung aus dem farbigen Grund heraus. Das schöngeschmückte Osterei spielt im Volksleben der Wenden eine grosse Rolle. Am ersten Ostertag gehen die Kinder zu ihren Paten und holen „bunte Eier". Die Mädchen der Nieder-Wendei schenken den jungen Burschen je zwei Eier, dafür halten diese dann das Jahr über in der Kirche die Bank der Sängerinnen in Ordnung. Am Nachmittag des ersten Festtages wird von Klein und Gross „gewaleet", d. h. mit den Eiern „gekullert". An allen Ecken des Dorfes finden sich spielende Gruppen zusammen. Eine abschüssige Bahn wird in die Erde geleitet, ein Loch links daneben gegraben. Der erste der Spieler wirft ein Ei hinunter, der zweite folgt. Trifft er das erste Ei, so ist dieses geschlagen und sein Besitzer zahlt dem Treffer 1—2 Pfennige.

b) Ein besonderer Osterbrauch wird von den Kindern noch immer in unserm Vorort Schmargendorf geübt. Geht man in den Oster-

Digitized by Google

tagen durch das Dorf, so findet man die Fenster der kleinen Landhäuser allenthalben mit — Ostereiern dekoriert. Alles, was der Osterhase den Buben und Mägdlein am Vormittag an süssen Schätzen „gelegt" hat, wird auf einen kräftigen Faden gereiht und nun nach Art einer Franze quer über die Scheibe gespannt.

c) Mitunter werden die ausgeblasenen Ostereier in der Mark als Mittelkörper eines Vogels behandelt, mit Wachs ein Kopf, Flügel und Schwanz aus leichtem Material, Federwerk und dergl. angeklebt und die solchergestalt hergestellten buntbemalten Vögel an Fäden schwebend aufgehängt.

7. Zu dem Vortrage über Gottfried Schadow, welchen Herr Professor Dr. Gallaud uns am 21. März gehalten, sei bemerkt, dass leider die ehemalige Künstlerwerkstatt des Meisters jetzt abgerissen wird. Das Atelier befindet sich in dem langgestreckten Quergebäude auf dem Hofe des Hauses Schadowstrasse 10/11, des Wohnhauses des Meisters, dessen lebensvollen Kopf man ausser anderen auf die künstlerische Thätigkeit Schadows hinweisenden Reliefbildern an der Fassade sieht. Auf dem vor kurzem in den Besitz des Fiskus übergegangenen Grundstücke des Ateliergebäudes, mit dessen Abbruch am 14. d. M. begonnen werden wird, soll ein Erweiterungsbau des Ministeriums des Inneren errichtet werden.

So verschwindet selbst von den wenigen geschichtlichen Erinnerungen Berlins eine nach der andern.

8. Mittelalterliche Bronzeschalen. Von Dr. Wilhelm Grempler. — Unter diesem Titel befindet sich in den Niederlausitzer Mitteilungen Band VI, Heft 4 eine Arbeit des rühmlichst bekannten Breslauer Altertumsforschers, welche unser Interesse beansprucht und die hiermit vorgelegt wird. Den nächsten Anlass gab die in Band VI, Heft 1 abgebildete Schale, welche die Reichspostverwaltung, als auf ihrem Boden in Guben gefunden, dem Gubener Museum überwiesen hat. Es handelt sich um ziemlich flache Schalen von etwa 25—30 cm Höhe, die im Innern roh graviert, aussen glatt sind. In der Regel ist auf dem Boden ein Kreis ausgespart, in dem sich eine symbolische Figur fides, spes, caritas, patientia, humilitas, pax, bonitas, castitas, fortitudo, justitia und dergl. befindet, während der übrige Raum teils mit rohen Verzierungen teils mit menschlichen Figuren, die ähnliche symbolische Beziehungen (idolatria, invidia, superbia, ira, luxuria) aufweisen, oder klassisch mythologische Figuren, mitunter auch biblische Szenen (z. B. Szenen aus Simsons Leben) darstellen. Die dabei angebrachten Inschriften sind spät romanisch stilisiert und zum Teil, wie auf vielen Münzen derselben Epoche (z. B. auf den fälschlich sogenannten Wendenpfennigen) von ganz falscher Schreibweise, so dass es den Eindruck macht, als hätte der betreffende ausübende Künstler weder lesen noch schreiben können.

Digitized by Google

Grempler hat sich nun die dankenswerte Mühe gegeben festzustellen, wo dergleichen Schalen vorhanden sind und wo sie herstammen. Daraus ergiebt sich folgende Übersicht.

Russland: 34 aus Esthland, 1 in Chiew. (2 der esthländischen in Dresden). — Helsingfors (Finland) mehrere.
Ostpreussen: sehr zahlreich vergl. S. 174.
Schweden: Lund 2.
Norwegen: Hauköen (Amt Tromsö) 1.
Lübeck: 3 (Baggerungsfunde).
Hannover: Stade 1; Stadt Hannover, Kestner-Museum 1, unbekannt woher.
Mecklenburg-Schwerin: 1.
Elsass-Lothringen, Strasburg, Sammlung Forrer 1, woher?
Münster in Westfalen: 1.
Worms: 1.
Niederlande: Groningen 1.
Belgien: Gent 5.
München: National-Museum 1, woher? 1 von Kösching bei Ingolstadt.
In Aachen, Xanten und Trier je 1.
Paris, Nationalbibliothek, 1 Exemplar, die Jugend des Achilles darstellend. Woher?
Wien: 1 aus dem Zillerthal.
Olmütz in Mähren 3 (2 davon in Prag, eine im Olmützer Museum).
Ungarn: 1. Herkunft unbekannt.
Auf dem Zobtenberg in Schlesien sind 2 beim Stubbenroden gefunden, dieselben haben Grempler den nächsten Anlass für seinen Artikel geboten.

Wahrscheinlich blühen noch in entlegeneren öffentlichen Sammlungen und im Privatbesitz anderweitige dergleichen Bronzeschalen als bescheidene Veilchen im Verborgenen und bitten wir unsere Leser deshalb um allfällige Nachricht hierüber.

Nach dem Befunde der Verzierungen und der Technik, sowie nach dem sonstigen Vorkommen zum Teil in späten Burgwällen ist Grempler geneigt auf das 11.—12. Jahrhundert als die Zeit der Anfertigung der Schalen zu schliessen. Ich kann demselben nur beitreten.

Auffallend ist, dass so viele nahe der Seeküste, zumeist unfern dem baltischen Meer gefunden sind. Dies erscheint aber mit den vielen Metall-Funden aus jener Zeit und in jenen Gegenden wohl übereinstimmend und verständlich. Hauptsächlich denken wir dabei an die Wikinger-Herrschaft auf den nordischen Meeren, weniger an den Binnenverkehr. Der Binnenverkehr nach den slavischen Ländern spricht sich hauptsächlich in den von mir des öftern, auch in der „Brandenburgia“*)

*) „Brandenburgia“ IV, 14—19; V, 293—297; VI, 279 u. 280.

Digitized by Google

geschilderten und vorgelegten Hacksilberfunden aus, von denen ein grosser Teil auf orientalischen Ursprung deutet. Nun finden sich aber auf den Gremplerschen Becken nur lateinische Inschriften, deshalb kann man nicht wohl an den unter griechischer (byzantinischer) Kultur stehenden Südosten Europas als Fabrikationsstätte der gravierten Bronzegefässe denken. Grempler S. 178 schliesst deshalb vorsichtig: „Unbeantwortet bleibt vorläufig die Frage nach dem Fabrikationsort. Die Rohheit der Ausführung bei den meisten, vor allem die unverstanden wiedergegebenen Inschriften gestatten den Schluss auf eine Massenfabrikation von Seiten ungebildeter Metallarbeiter. Die grösste Anzahl der bisher bekannten Schalen sind im Bereich der Nord- und Ostseeküste aufgedeckt worden; sie stammen aus einer Zeit, wie wir gesehen haben, wo die Wikinger einen mächtigen Handel vermittelten, und so wird man nicht fehl gehen, wenn man die weite Verbreitung derselben damit in Zusammenhang bringt. Auf diesem Wege dürfte die Schale auch nach Kiew gekommen sein, welches an der Handelsstrasse liegt, die schon in altersgrauer Zeit von der Ostsee nach dem schwarzen Meere führte. Die wenigen Schalen, die weiter westlich im Binnenlande sich finden, sind dorthin möglicherweise in weit jüngerer Zeit verschleppt worden."

Endlich scheint mir, dass die Becken, wenn sie auch teilweise biblische Gravierungen aufweisen, dennoch im wesentlichen profanen Zwecken gedient haben. Ich denke dabei an die späteren, zum Teil der Renaissance-Zeit angehörigen getriebenen Messingbecken, welche gewöhnlich aus Nürnberg und Lübeck bezogen werden und die ebenfalls häufig christlich-religiöse Darstellungen enthalten*). In Norddeutschland findet man sie noch jetzt nicht selten als Taufschüsseln verwendet, dennoch geht aus alten Holzschnitten und Inventarien pp. hervor, dass sie auch als Wanddekorationen und dergl. in profanen Gebäuden, in Bürgerwohnungen etc. gedient haben.

In der jetzt beginnenden Reisezeit besuchen unsere Mitglieder ja häufig gewerbliche und geschichtliche Sammlungen in fernen Gegenden; ich bitte nochmals, bei solchen Gelegenheiten an jene gravierten Bronzeschalen und ähnliche Metallarbeiten des Mittelalters zu denken, deren Ursprung und Verbreitung nur „viribus unitis" aufgehellt werden kann.

9. Das Antependium der St. Gotthards-Kirche zu Brandenburg a/H., welches ich in einer vom Märkischen Museum kürzlich durch unser Mitglied Herrn Bartels aufgenommenen grossen Photographie vorlege, wird in Ottos Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie 5 I, S. 512, Nr. 1 und ausserdem in Bergaus Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg (1885) hier S. 246 wie folgt

*) „Brandenburgia" I, 68; 123; VII, 469 u. 470.

Digitized by Google

beschrieben: „Altardecke von Leinewand, 3 m lang, 1,30 m breit; auf der Kelchseite zwei, auf der Brotseite ein agnus dei in blauen Leinenfäden eingestickt. Daran angenäht als Antependium ein 5,25 m langer, 1 m hoher gewirkter Teppich mit der Jagd des Einhorns in Figuren von $^1/_3$ Lebensgrösse, unter denen aber der Engel mit dem Jagdhorn und den Hunden fehlt. Architekturen und Kostüme weisen auf die Mitte des XV. Jahrhunderts. Dürfte zu dem Altar der Liebfrauengilde von 1463 gehört haben."

Beide kurze Quellen rühren von dem hervorragenden Kenner kirchlicher Altertümer, evangelischen Pfarrer E. Wernicke in Loburg her. Derselbe hat sich alsdann im XXI.—XXV. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a/H. (1894, S. 1—14) ausführlicher in einer Mitteilung ausgesprochen, welche sich betitelt: „Ein Antependium der St. Gotthardt-Kirche zu Brandenburg. Mit Abbildung. (Nach einer Photographie von Fr. Schroeder in Brandenburg a/H.)"

Ich entnehme hieraus die sehr genaue Beschreibung der steif und unbehülflich, aber in ersichtlich konventionellem Stile ausgeführten Darstellung.

„Vor einem bergigen, mit allerhand Burgen- und Kirchenbauten und einzelnen Bäumen besetzten Hintergrunde nämlich, inmitten eines teils mit ähnlichen Bäumen, teils mit grossblättrigen Lorbeerbüschen und allerhand Blumen geschmückten Gartens, zur Seite eines zweiröhrigen Laufbrunnens mit sechseckigem Ständer und Becken sitzt auf einer polygonalen Steinbank eine Dame in pelzbesetztem Brokatgewande, welche mit der rechten Hand die Vorderfüsse des in ihren Schoss geflüchteten Einhorns hält, mit der Linken aber das grosse, senkrecht nach oben gerichtete narwalartige Horn desselben umfasst. Von der Rechten wie von der Linken naht ihr eine beiderseits vollkommen symmetrisch geordnete Gruppe von je fünf Personen. Zunächst zur Rechten — ich rede immer nach heraldischem Gebrauch, von dem recht zu wünschen wäre, dass er gleichmässig in die gesamte Bilderbeschreibung eingeführt würde — schreitet eine mit hermelinbesetztem Kleide und der grossen eigentümlichen Schleierhaube der Zeit bekleidete Dame heran, welche mit der Linken ein Glas unter die eine Röhre des Laufbrunnens hält, während die Rechte mit auffällig gespreiztem Daumen lässig herabhängt. Ihr folgt ein Reiter im langen, mit Schlitzärmeln zum Durchstecken der Arme des Untergewandes versehenen Brokatmantel und niedrigem, schmalrandigem Filzhute; auf der linken Faust trägt er einen flatternden Falken, sein Pferd, ein Fuchs, scheint zaudernd still zu stehen. Hinter diesem kommt ein Fussgänger mit demselben Hute, aber desto kürzerem, kaum über die Hüften reichendem, jedoch mit denselben langen Schlitzärmeln versehenem Rocke; er hebt die linke Hand verwundert in die Höhe, während die herabhängende Rechte einen kurzen Stock führt. Den Schluss machen eine Dame und ein Herr zu Fuss, gepaart, die Dame in derselben Tracht wie die am Brunnen stehende, nur ohne die Hermelin-

Digitized by Google

zöpfchen im Pelzbesatze des Rockes, die linke Hand mit einem Blümchen zur Nase hebend, die Rechte lässig herabhängend; der Herr, in derselben Tracht wie der Reiter, steckt die rechte Hand in den Busen des faltig aufgehobenen Mantels, die linke aber hat er in ziemlich respektvoller Entfernung in das rechte Ellbogengelenk der Dame gelegt. Auf der linken Seite steht unmittelbar hinter dem Einhorn eine der zur rechten stehenden in jeder Beziehung, nur von der Gegenseite, völlig symmetrisch entsprechende Dame, nur dass sie in der erhobenen rechten Hand ein weiss getüpfeltes Tüchlein darreicht. Der ihr folgende Reiter entspricht ebenfalls völlig dem Gegenüber, nur dass sein Schimmel schreitet, und dass er seine linke Hand nur mit staunender Geberde emporhebt. Auf diesen folgt wieder ein Jäger zu Fuss, ebenfalls mit dem ganz kurzen Röckchen, aber einem gewaltigen Jagdmesser am Gürtel; mit der linken Hand hält er einen an die Schulter gelehnten sehr dünnen Jagdspiess, mit der erhobenen rechten setzt er ein Horn zum Blasen an den Mund. Den Schluss nach der linken Seite bildet wiederum ein untergefasstes Paar zu Fuss, das dem Gegenüber völlig entspricht, nur dass die Dame ihre Hände in einer an die mediceische Venus erinnernden Haltung präsentiert, der Herr aber sie mit der rechten Hand unterfasst und auf der linken Faust einen vom Rücken gesehenen, ruhig dasitzenden Falken trägt."

Als wissenschaftliche Beilagen zum Jahresbericht der Elften Städtischen Realschule zu Berlin Ostern 1896 und 1897 ist ferner in 2 Teilen ein Aufsatz von Carl Cohn erschienen, betitelt „Zur litterarischen Geschichte des Einhorns", welcher mit einem wahren Bienenfleiss das einschlägliche Material von der ältesten Zeit bis zu dem wundersamen Einhorn auf dem Bilde Arnold Böcklins „Das Schweigen im Walde" zusammenträgt und kritisch verarbeitet. Das brandenburgische Antependium wird leider von Cohn (II. S. 17) nur ganz im Vorübergehen gestreift; die Wernicke-Arbeit scheint Cohn ganz verborgen geblieben zu sein.

Das Naturgeschichtliche, welches der Einhornsage zu Grunde liegt, ist unschwer zu erraten. Das einhörnige indische Nashorn (Rhinoceros unicornis) hat zur Entstehung der Sage vom Einhorn Anlass gegeben*). Alsdann findet man seit unvordenklichen Zeiten den einen Stosszahn**) des Narwals, eines zur Ordnung der Wale gehörigen Meersäugetiers, Monodon monoceros, als Horn des Einhorns in den Museen und Sammlungen. U. A. ist das Narwalhorn der Stirn eines der zwei Wappentiere der englischen Krone, dem Pferde, aufgesetzt. Dies Einhorn der alten Zeiten, im Orient sowohl wie im Occident, gilt als ein

*) Die afrikanischen Nashörner (Rhinoceros bicornis, Rh. simus, Rh. oswellii, Rh. cucullatus haben zwei Hörner, passen also zum Vergleich hierher.

**) Eigentlich hat das Männchen 2 wagerecht im Oberkiefer stehende, 2 bis 3 Meter lange Stosszähne, der eine ist aber gewöhnlich verkümmert, während das Weibchen meist keine, sehr selten kleine dergl. Stosszähne aufweist.

Digitized by Google

gefährliches, wildes Tier. So finden wir es in der Bibel z. B. im Psalm 22 Vers 22: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern". Nicht ungeschickt wird dies in dem Verzweiflungskampf der südafrikanischen Buren auf die Übermacht der Engländer gedeutet, deren Wappenschildhalter der Löwe und, wie schon angedeutet, das Einhorn sind. Dies britische Einhorn stammt aus dem schottischen Wappen, welches zwei Einhörner als Schildwächter aufweist.

Auch im deutschen Volksmärchen kommt das Einhorn noch als wildwütiges Untier vor, welches das tapfere und schlaue Schneiderlein gleichwohl einzufangen versteht. Im allgemeinen finden wir aber in der christlichen Legende das Einhorn, wenn auch immer noch als ein recht schnelles, so doch als ein sanftes Tier, das gejagt wird und sich zu seinem Schutz in den Schoss einer reinen Jungfrau flüchtet. Dass hierin eine auf Jesus Christus und die unbefleckte Empfängnis seiner göttlichen Mutter bezügliche Symbolik liegt, leuchtet sofort ein.

Cohn hat nun den glücklichen Versuch gemacht, in den verschiedenen Einhorn-Überlieferungen eine systematische Entwickelung nachzuweisen und nach verschiedenen Gesichtspunkten eine Einteilung zu geben. Er unterscheidet I. die antike Überlieferung, II. die Erzählung des Physiologus, der mittelalterlich-scholastischen Dogmatik, letztere nur ganz verschwindend mit Angaben über das Einhorn aus dem klassischen Altertum. Diese Erklärungen des Einhorns aus der Physiologus- und Bestiarien-Litteratur hängen vielmehr teils mit der Bibel, teils mit ägyptischen, teils eigentlich orientalischen Überlieferungen zusammen, die besonders durch die Kreuzzüge genährt worden sein mögen. Darnach ist das Einhorn ein kleines, sehr starkes Tier, einem Ziegenbock ähnlich mit einem narwalartigen Horn auf der Stirn. Ein Jäger kann es nicht allein erbeuten. Um es zu fangen, führt man dem Tier eine reine Jungfrau entgegen. Wenn dasselbe ihrer ansichtig wird, springt es in ihren Schoss; die Jungfrau besänftigt es, indem sie es liebkost und führt es in den Palast. Oder es flüchtet sich überhaupt vor dem Jäger in den Schoss der ruhig dasitzenden Jungfrau, so auf dem Brandenburger Teppich, oder es wird noch weiter verfolgt, verwundet, erlegt und sein Blut in einer Schale aufgefangen.

III. Die Deutung des Physiologus. Während die Kirchenväter durchgehends das starke, unüberwindliche oder das verderbliche Einhorn symbolisch erklären, wird in der Deutung des Physiologus das Hauptgewicht auf die Demütigung des Tieres vor der Jungfräulichkeit gelegt.

IV. Die sehr zahlreichen Kunstdarstellungen, welche sich an das Physiologus-Kapitel vom Einhorn anschliessen, nehmen a) zuerst — in ihren ältesten Darstellungen — auf die Deutung desselben keine Rücksicht, sondern geben ein rein sinnliches Bild von der

Digitized by Google

Jagd oder der Erlegung des Tieres. Die mittelalterlichen Beschauer, die mit dem Inhalt der Physiologus- und Bestiarien-Überlieferung vertraut waren, werden diese Darstellungen ohne Zweifel als Bilder für die Menschwerdung Gottes aufgefasst haben; aber der Vorgang der Inkarnation oder der Ratschluss der Erlösung der Menschheit selbst wurde zunächst nicht dargestellt.

b) Eine wirkliche Erweiterung der ursprünglichen Einhornlegende dagegen liegt nach Cohn II. 20 in einer Reihe von Kunstdarstellungen vor, die dem ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert angehören und überwiegend Deutschland anzugehören scheinen. Das Bild der Einhornjagd, das bis dahin nur ein Vorbild der Menschwerdung war wird nunmehr zum Bilde der Verkündigung und der Inkarnation selbst. Die Jungfrau erhält als Jungfrau Maria hierbei nicht selten einen Heiligenschein.

c) Endlich geht neben der alten mystischen Deutung der Erzählung vom Fange des Einhorns durch eine Jungfrau auf die Menschwerdung Christi im Schosse der Maria schon früh eine rein moralisch allegorisierende, auf menschliche Verhältnisse bezugnehmende oder das Einhorn, wie es im Mittelalter mit Tierbildern so häufig geschah, als Vorbild gewisser Tugenden oder umgekehrt gewisser Laster benutzende Darstellung einher. Dabei schwankt das Charakterbild unsers braven Tiers so, dass es bald als Muster der Keuschheit, aber auch als Vertreter der Unenthaltsamkeit aufgestellt wird. Letzterer Deutung huldigt der grosse Lionardo da Vinci, wenn er sagt: per la sua intemperanza e non sapersi vincere per lo diletto che à delle donzelle dimentica la sua ferocità e salvatichezza, ponendo da canto ogni sospetto va alla sedente donzella.

In welche der drei Gruppen gehört nun die brandenburger Darstellung? Offenbar in die erste Gruppe, die so zu sagen naturalistische Gruppe a, wie schon Wernicke andeutet und Cohn II. 17 ausdrücklich angiebt; womit ich auch durchaus übereinstimme.

Leider ist das interessante Stück in Folge jahrhundertelanger Verwahrlosung in der traurigsten Verfassung, und war deshalb das Märkische Provinzial-Museum nicht im Stande, den bis jetzt dafür geforderten ansehnlichen Preis aufbringen zu können, da alle Gönner des Museums, welche zum Erwerb beisteuern wollten, sich über den zerfetzten Zustand des Antependiums entsetzt und deshalb die Preisforderung für zu hoch erachtet haben. Unsere Mitglieder wissen ja ausserdem aus dem Besuch der Kunstwerkstätte unsers Mitgliedes Ziesch, Bethanien-Ufer Nr. 8 am 9. September 1899, wie schwierig die Reparatur von dergleichen Gobelin-Webereien ist und welche hohen Summen sie kostet, Beträge die den Erwerbspreis des defekten Stücks oft um ein Erhebliches übersteigen. Ohne eine solche gründliche Reinigung, Ausbesserung und

Digitized by Google

Ergänzung, welche in Berlin nur das erwähnte Kunstweberei-Institut liefern kann, liesse sich das Antependium nicht wohl ausstellen.

10. Die geologische und biologische Erforschung der Gewässer insbesondere der Seen der Provinz Brandenburg. Zu den frommen Wünschen, welche ich seit meiner vieljährigen Beschäftigung mit der Landeskunde hege, gehören zwei, deren Erfüllung ich gern sähe, es ist das die phytologische und archäologische Durchforschung unserer heimischen Torfmoore sowie die geologische und biologische Untersuchung wenigstens unserer hauptsächlichsten Seen. Bezüglich der Schichtenuntersuchung der Torfmoore ist fast nichts bei uns geschehen, trotz der Nähe der Universität Berlin und der botanischen Institute, fast nichts wenigstens im Vergleich z. B. mit Schleswig-Holstein und Mecklenburg oder mit Dänemark und Schweden.

Dies Schmerzenskind — die schichtenmässige (stratigraphische) Erforschung der brandenburgischen Torfmoore — die aus ehemals lebendigen Gewässern, Flüssen und Seen entstanden sind — will ich heut Abend nicht weiter berühren, wohl aber erwähne ich das andere Schmerzenskind — die Erforschung unserer lebendigen Gewässer, denn daran gemahnt mich der Titel des Vortrags, den unser I. Schriftwart Herr Dr. Zache noch heut Abend halten wird.

Sehen Sie sich die Kartenblätter bezw. Messtischaufnahmen unserer geologischen Landesvermessung an, so glänzen darauf unsere Gewässer im schönsten Weiss, als Vakuum; sie sind eben in einer meines Erachtens weder wissenschaftlich noch wirtschaftlich zu rechtfertigenden Weise als quantité negligeable missachtet worden und unberücksichtigt geblieben.

Dem leider zu früh verstorbenen Geheimen Oberbergrat Dr. Hauchecorne sind dieserhalb von Interessenten ungezählte Male Vorwürfe gemacht worden; er versuchte sie zwar immer abzuweisen, es waren aber immer nur formelle Verlegenheitsabweisungen, die auf zwei Punkte hinausliefen: zuvörderst sei die geologische Untersuchung der Seen pp. in dem Programm der preussischen Landes-Untersuchung nun einmal nicht vorgesehen worden, ausserdem seien dergleichen Untersuchungen der Gewässer aber nur von einem besonders geschulten Personal vorzunehmen, sehr zeitraubend und auch kostspielig, es fehle übrigens diesbezüglich an den nötigen Geldmitteln.

Auszuführen, dass dies, wie angedeutet, lediglich Verlegenheitsausreden sind, kann ich mir wohl ersparen. Hat die geologische Bodenuntersuchung die Aufgabe, vor allem die äussere Reliefgestaltung der Erdrinde zu untersuchen und festzulegen, so darf sie nicht vor einem Wasserspiegel haltmachen, sondern hat ganz selbstverständlich die Verpflichtung das Bodenrelief auch unter dem Wasser aufzunehmen. Nimmt die amtliche Untersuchung Bohrungen zur Feststellung des Untergrundes

Digitized by Google

im Lande vor, so müssen solche nicht minder selbstverständlich auch auf den Untergrund der Gewässer ausgedehnt werden. Diese Untersuchungen der Seen haben aber auch für die Praxis der Land-, natürlich noch mehr für die der Wasser-Wirtschaft das allergrösste Interesse.

Hiermit sollten botanisch- und geologisch-biologische Untersuchungen verbunden und für die Gewässer jedes Kartenblattes festgelegt werden. Dass alles dies in beklagenswerter Missachtung und Verkennung der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen versäumt ist, muss den staatlichen Organen unbedingt zum Vorwurf gemacht werden. Für dergleichen wichtige Landeskultur-Untersuchungen müssen die Geldmittel flüssig zu machen sein und würde sich schon vom agrarischen Standpunkt aus die Landesvertretung hier einer gründlich motivierten Geldforderung sicherlich nicht widersetzen. Es sei mir vergönnt wenigstens einen Sachverständigen zur Unterstützung meiner Ausstellungen ins Treffen zu führen. Herr Dr. W. Halbfass-Neuhaldensleben hat sich im Brandenburgischen Fischereiverein am 20. März 1900 in einem Vortrage „Über die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Binnenseefischerei" (Allg. Fischer-Zeitung 1900 Nr. 8, S. 131 flg.) u. A. gerade auch über die Feststellung des Bodenreliefs der Seen unserer Heimat in so sachgemässer Weise geäussert, dass wir uns nicht versagen können, wenigstens etwas Hierhergehöriges wörtlich anzuführen.

„Wir wissen bis jetzt von dem Bodenrelief der langen Seenreihen im Gebiete der Ostsee von Ostpreussen bis Ostholstein noch herzlich wenig. Der preussische Landesgeolog K. Keilhack, der sich um die Frage nach der geologischen Entstehung jener Seen unstreitig grosse Verdienste erworben hat, erklärt zwar (Geogr. Zeitschr. IV, 50), dass wir heute „für mehr als 100 Seen genaue Tiefenkarten besitzen, in denen die Konturen des Untergrundes durch Tiefenlinien von 5 zu 5 m so genau wie möglich dargestellt sind", allein wenn man der Sache näher auf den Leib geht, so kann man Keilhack den Vorwurf nicht ersparen, dass er hier den Mund doch ein wenig voll genommen hat. Die Sache steht vielmehr so. Keilhack hat mit Hilfe von drei Kulturtechnikern im östlichen Hinterpommern und zwar auf den Messtischblättern Kösternitz, Sydow, Persanzig, Neustettin, Kasinneshof, Wurchow, Bublitz und Gross Carzenburg 26 Seen ausgelotet und mit Tiefenlinien versehen. Ule hat für 15 masurische und 11 ostholsteinische Seen Tiefenkarten entworfen, leider aber in einem für die Mehrzahl von ihnen viel zu kleinem Massstabe von 1:100000. Auch sind die Lothungen an Zahl meist so gering, dass nach Ules eigenem Eingeständnis die Karten nur die allgemeineren Züge des Bodenreliefs wiedergeben und dass die gerade für die Fischerei wichtigen Einzelheiten des Bodens erst durch ein dichter gezogenes Netz von Messungen zum Ausdruck kommen würden. Keilhacks und Ules Lotungen, selbst letztere für voll gerechnet, ergeben erst 52 Seen, also nur die Hälfte jener „100" Seen, von denen Keilhack sprach."

Digitized by Google

Nach einigen Ausführungen über Mecklenburg, die Altmark, West- und Ost-Preussen fährt Dr. Halbfass fort:

„Einzelne Tiefenangaben von Seen in den östlichen Provinzen Preussens finden sich mehrfach, namentlich in den Jahrbüchern der kgl. preussischen geologischen Landesanstalt, in den Jahresberichten von Fischereivereinen u. s. w. und es mögen noch viel mehr Lotungen hin und wieder unternommen worden sein, aber in ihrer Isolirtheit ist ihr Nutzen ein sehr geringer, ihre Zuverlässigkeit häufig eine sehr problematische. Hierfür statt vieler nur ein Beispiel.

Im Werbellinsee in der nördlichen Mark hatte ein Herr Postverwalter Tiefen von 60—70, ja sogar von 107 Fuss gefunden. Bei Gelegenheit einer geologischen Durchforschung jener Gegend hatte Geh. Rat Behrendt („Die südliche baltische Endmoräne in der Gegend von Joachimsthal", Jahrb. der kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1887, S. 307) sich über diesen See auf Grund jener Messungen folgendermassen geäussert: „Nimmt man die erwähnte Tiefe von 60—70 Fuss oder über 20 m hinzu und bedenkt, dass die Ufer des Werbellin in unmittelbarster Nähe über 30—40 m ansteigen, so ergiebt sich eine Auswaschungsfurche von 50—60 m Tiefe." Indem Wahnschaffe in seinem weitverbreiteten Vortrag „Unsere Heimat zur Eiszeit" die Seetiefe für die gesamte Auswaschungsrinne einschliesslich der Uferränder setzt, lässt er S. 27 seines Vortrages die Tiefe des Werbellinsees an einigen Stellen 50—60 m betragen und darauf fussend schreibt Schwahn in Heft 46 „Unser norddeutsches Tiefland" der populären Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin, S. 35: „Als Typus eines Binnensees kann der an einigen Stellen 50—60 m tiefe Werbellinsee bei Joachimsthal gelten pp." Da beide Vorträge mit Recht eine weite Verbreitung gefunden haben, so kann man sicher sein, dass der Werbellinsee im Handumdrehen nach allgemein geltender Anschauung eine Tiefe von 50—60 m besitzt, während in Wirklichkeit seine grösste Tiefe nicht über die Hälfte hinausgeht. — Die Tiefenkarten einer Reihe wichtiger Seen in Pommern hoffe ich noch im Laufe dieses Jahres herausgeben zu können. Jedenfalls geht aber wohl aus dem Gesagten unzweifelhaft hervor, dass die Zahl der genau ausgeloteten Seen der baltischen Seenzone eine verschwindend kleine gegenüber ihrer Gesamtheit ist, und dass die norddeutschen Binnenseen noch ein weites und dankbares Feld für topographische Aufnahmen bieten, deren Ergebnisse auch für eine rationelle Seenwirtschaft nicht nur von grossem Interesse, sondern geradezu bestimmend auf dieselbe einwirken würden."

Es wäre zu wünschen, dass man dies in den massgebenden Kreisen beherzigte, einen Plan für die geologische und biologische Aufnahme und Erforschung mindestens der grösseren Seen ausarbeitete und die nötigen Kosten dafür von der Regierung erforderte. Hoffentlich nimmt der Nachfolger des Herrn Hauchecorne die Angelegenheit, soweit die geologischen Interessen in Frage kommen, in ernstliche Erwägung; es ist eine der dankbarsten und schönsten Aufgaben; die Ausfüllung der beregten Lücken unserer Kenntnis der heimatlichen Gewässer würde in den weitesten Kreisen freudig begrüsst werden.

Digitized by Google

B. Bericht des Schatzmeisters Herrn Ritter.

Kassenstatus der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 31. März 1899 bis 31. März 1900.

Einnahmen.

Titel I Bestand.		
Baarbestand p. 1/4. 1899		665,81 M.
Titel II Mitgliederbeiträge.		
p. 2. Sem. 1898/1899. 1 à 6 M.	6,— M.	
p. 1. Sem. 1899/1900. 225 à 6 „	1350,— „	
p. 2. Sem. 1899/1900. 237 à 6 „	1422,— „	
		2778,— „
Titel III Aussergewöhnliche.		
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse . .	500,— M.	
b) Desgl. des Magistrats	500,— „	
c) Verkauf von Heften	—,— „	
d) Überschuss Guben	38,50 „	
		1038,50 „
Titel IV Reservefonds.		
Kapitalzinsen		70,— „
Summe der Einnahmen		4552,31 M.

Kapitalvermögen.
Berliner 3½% St. Anl. 2000 M.

Ausgaben:

Titel I Local		
Vacat		—,— M.
Titel II Drucksachen.		
a) Monatshefte N.: 1—12. u. Archiv. . . .	3326,88 M.	
b) Zeichnungen etc.	14,— „	
		3340,88 „
Titel III Porti u. Depeschen.		
Porti etc.		68,33 „
Titel IV Bureau u. Schr.-Mat.		
Couverts, Mitgliedkarten etc.		54,50 „
Titel V Remuner. f. gel. Arbeiten.		
Abschriften, Ausfertigungen		160,— „
Titel VI Bibliothek.		
Buchbinder		63,15 „

Digitized by Google

Titel VII Aussergewöhnliche.
Wanderversammlungen etc. . . . . 142,— M.

Titel VIII Sonstige Ausgaben.
Vacat . . . . . —,— „

Titel IX Reservefonds.
Vacat . . . . . —,— „

Summe der Ausgaben 3828,86 M.

Summe der Einnahmen . . . . . 4552,31 M.
„ der Ausgaben . . . . . 3828,86 „
Bestand pro 1900/1901 723,45 „

Haushalt-Etat der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 1. April 1900 bis 1. April 1901.

Einnahmen.

Titel I Bestand.
Baarbestand p. 1/4. 1900 . . . . . 723,45 M.

Titel II Mitgliederbeiträge
pro 1900/1901 250 Mitglieder à 12 M. . . . . 3000,— „

Titel III Aussergewöhnliche.
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse . . 500,— M.
b) Desgl. des Magistrats . . . . . 500,— „
c) Überschuss Wandervers. Verk. Schrift. . . 6,55 „
1006,55 „

Titel IV Reservefonds.
Kapitalzinsen . . . . . 70,— „

Summe der Einnahmen 4800,— M.

Ausgaben.

Titel I Local.
Vacat . . . . . —,— M.

Titel II Drucksachen.
a) Monatshefte u. Archiv . . . . . 3400,— M.
b) Zeichnungen etc. . . . . 100,— „
3500,— „

Titel III Porti u. Depeschen.
Porti etc. . . . . 70,— „

Titel IV Bureau u. Schreibmater.
Couverts, Karten etc. . . . . 60,— „

Titel V Remuneration f. gel. Arb.
Abschriften, Entschädigungen etc. . . . . 160,— „

Digitized by Google

Titel VI Bibliothek.
Buchbinder etc. . . . . 60,— M.

Titel VII Aussergewöhnliche
Wanderversammlungen etc. . . . . 170,— „

Titel VIII Reservefonds.
a) Kapitals-Anlage . . . . . —,— M.
b) Baarbestand . . . . . 780,— „
780,— „

Summe der Ausgaben 4800,— M.

Die Märkischen Seeen

von Eduard Zache.

Zu den schönsten Zierden unserer Mark gehören ihre Seeen, und bei der glücklichen Verteilung derselben giebt es kaum einen Landstrich, in welchem sie gänzlich fehlen. Sie sind aber nicht bloss ein hübsches Schmuckstück, an welchem das Auge sich ergötzt, sondern sie bilden auch ein sehr beachtenswertes und nützliches Stück aus dem Inventarium unserer Mark.

Vom Beginn der menschlichen Besiedelung an bis auf den heutigen Tag übten sie ihre Anziehungskraft aus. Boten sie doch Trinkwasser und Fleischnahrung in der bequemsten Weise. Noch jetzt schöpft die Stadt Berlin ihr Trinkwasser aus den benachbarten Seeen. Auch die Städtegründer in den Kolonisationsjahrhunderten suchten die Uferränder der Seeen auf, weil ihnen die Wasserfläche das Aufwerfen eines Wallgrabens ersparte. Erst in neuester Zeit wendet man sich aus ästhetischen Rücksichten den Seeufern zu. Den Anfang hiermit haben die hohenzollernschen Fürsten gemacht. Dafür sprechen Jagdschloss Grunewald, Rheinsberg und Potsdam. Die wohlhabenden Berliner sind ihnen allmählich gefolgt und haben die Grunewald- und die Havelseeen mit einem Kranz von Villen umrahmt.

Noch intensiver freilich ist die Ausnutzung der Seeen durch die Tiere und Pflanzen. Es giebt hier eine bemerkenswerte Stufenfolge mit zahlreichen Gliedern, aus welcher hervorgeht, wie mannigfach die Einrichtungen sind, welche Pflanzen und Tiere besitzen um im Wasser leben zu können. Wir haben alle Übergänge vom Luftleben zum Wasserleben. Und doch sind es nur die Formen der Organe, welche sich ändern, während die chemischen Vorgänge, die in diesen Organen vor sich gehen, ein und dieselben bleiben.

Digitized by Google

Am deutlichsten zu verfolgen ist es, wie eine Anzahl geselliglebender Pflanzen allmählich vom Wasser Besitz ergreifen und vom Ufer aus nach der Tiefe hin vorrücken. Wir unterscheiden eine Uferzone; wo das Ufer nicht zu steil und die Wassertiefe sofort zu bedeutend ist, hat sich ein dichter Wald von Schilf und Rohr angesiedelt, der in einen Binsenwald übergeht. Wo das Wasser aber schon eine Tiefe von 2—3 m erreicht hat, folgen die See- und Teichrosen und bilden mit ihren glänzenden Blättern einen grünen Teppich, der noch verbreitert wird durch die kleineren Schwimmblätter der Laichkräuter. Der nächste Schritt nach dem Mittelpunkt hin führt uns schon zu gänzlich untergetauchten Pflanzen. Es sind das die Tausendblätter und die Hornkräuter. Während diese noch mit Haftorganen am Boden befestigt sind, treibt der Wasserschlauch frei im Wasser dahin, und der Wasserstern bildet auf dem Boden einen dichten Rasen. Zu den merkwürdigsten und häufigsten Wasserpflanzen gehören endlich die Wasserlinsen. Einige Arten haben Schwimmblätter und treiben an der Oberfläche, wo sie mit ihren linsenförmigen Blättchen einen noch dichteren Teppich als die See- und Teichrosen bilden. Eine zweite Art aber hält sich schwimmend dicht unter dem Wasserspiegel. Auch unter den Sporpflanzen giebt es eine grosse Anzahl geselliglebender Wasserpflanzen. Von den höheren ist zu nennen der schwimmende Wasserfarn, welcher z. B. zwischen den Flosshölzern in der Oberspree zu finden ist. Aus der grossen Abteilung der Algen müssen zuerst die Characeen, die Armleuchtergewächse, genannt werden. Es sind Pflanzen, welche kalkiges Wasser lieben und sich daher in den Seeen am Fusse der Gipsberge bei Sperenberg finden. Dort bilden sie unter Wasser mit ihren quirlig verzweigten Stengeln ein dichtes Gestrüpp. Viel verbreiteter sind die zahlreichen geselliglebenden Fadenalgen, welche auf Steinen und Hölzern einen dichtanliegenden, grünen Rasen ausmachen. Unter den mikroskopisch kleinen freien Algen giebt es solche, welche unter Wasser lagernde Gegenstände mit einer leichten, unbeständigen, bräunlichen Schlammschicht überziehen. Endlich bleiben noch die schwimmenden Algen übrig, welche in gewissen Jahreszeiten erscheinen und dann wieder verschwinden. Sie rufen die sogenannte Wasserblüte hervor.

Mit dem Hinabtauchen ins Wasser gehen Einrichtungen der Organe Hand in Hand, welche für das Wasserleben geschaffen sind. Die Pflanzen der Uferzone: Rohr, Schilf, Rohrkolben, Schwertlilie sind echte Luftpflanzen. Bei ihnen ist es in erster Linie der Wurzelstock, welcher in dem weichen Untergrunde günstige Wachstumsbedingungen findet. Auffällig gebaut sind die Binsen, ihnen fehlen die Blätter gänzlich, und der Stengel hat die Funktion der Ernährung und Wasserversorgung allein übernommen. Erst mit dem Aufliegen auf dem Wasser bezw. mit dem Eintauchen in dasselbe stellen sich ganz abweichende Einrichtungen ein.

Digitized by Google

Die Schwimmblätter der Teich- und Seerosen sind gross, einfach und ganzrandig, in ihrem Innern besitzen sie weite lufthaltige Zellen, welche das Schwimmen erleichtern. Ihre Oberfläche ist lederartig, schwer benetzbar, so dass heftige Regengüsse keinen Schaden anrichten können. Den Übergang von diesen Wasserspiegelpflanzen zu den untergetauchten, echten Wasserpflanzen bilden die Laichkräuter, der Wasserhahnefuss, die Wassernuss und der Wasserfarn. Sie sind mit einer zweifachen Art von Blättern versehen. Einmal besitzen sie Schwimmblätter wie die Teichrosen mit Spaltöffnungen an der Oberseite und daneben schmale, lanzettliche bis fadenförmige Wasserblätter ohne Spaltöffnungen. Bei den gänzlich untergetauchten Pflanzen wie Hornkraut und Tausendblatt finden wir natürlich nur Wasserblätter. In der weitgehenden Zerschlitzung dieser Wasserblätter erkennen wir das Prinzip der Oberflächenvergrösserung wieder. Die Aufnahme der Nährsalze und der Nähr- und Atmungsgase geht allein durch die Haut der Blätter vor sich. Der Wasserdurchzug ist hier natürlich gänzlich eingestellt. Wenn ein Teil dieser Pflanzen auch noch mit Wurzeln versehen ist, so dienen diese doch nicht mehr als Nahrungszubringer, sondern nur als Haftorgane. Den Blättern fehlen die stützenden Fasern der Luftpflanzen gänzlich, so dass sie ausserhalb des Wassers schlaff herunterhängen und sich pinselartig zusammenlegen, während sie unter Wasser üppige Wälder bilden. Damit aber die Reihe der Wasserpflanzen vollständig sei, giebt es auch eine insektenverdauende, das ist der Wasserschlauch. Die Pflanze ist gänzlich wurzellos und der Stengel ist besetzt mit haarförmig geschlitzten bezw. gefiederten Blättern. An einigen Blattzipfeln treten kleine Bläschen auf, welche man früher für Schwimmbläschen gehalten hat, welche in Wirklichkeit aber für den Fang und die Verdauung kleiner Wassertierchen dienen.

Ernährung und Atmung erfordern, wie wir gesehen haben, bei den Wasserpflanzen keine eigenartigen Organe, das ist auch nicht der Fall bei den Einrichtungen, welche zur Samenbildung führen. Eine grosse Anzahl derselben, vor allem die hochstämmigen, wie Rohr, Binse, Tausendblatt und die Laichkräuter sind Windblüter. Das Tausendblatt steckt zur Zeit der Blüte über die Oberfläche des Wassers einen hohen Stengel empor, an welchem unscheinbare Blüten sitzen. Die langen, dünnen Staubfäden tragen lebhaft im Winde flatternde Antheren mit leicht verstäubendem Pollen. Die Teich- und Seerosen, der Wasserschlauch und andere mit ihren farbigen Blüten sind natürlich Insektenblüter. Zur Zeit der Blüte hebt sich der Wasserschlauch an die Oberfläche des Wassers empor und streckt einen Stengel heraus, welcher mit prachtvoll gelbgefärbten Blüten besetzt ist, die mit Nektar gefüllt sind. Es giebt nur eine einzige Blütenpflanze, welche ihre Bestäubung unter Wasser bewirkt, das ist das Hornkraut. Die Staubkörnchen haben genau das spezifische Gewicht des Wassers, so dass sie in jeder

Digitized by Google

beliebigen Tiefe schweben können und an den hakigen Blättern hängen bleiben.

Für die Verbreitung der Wasserpflanzen sorgen die Wasservögel und die Strömung. Die hakigen Früchte des Hornkrautes heften sich an das Gefieder und den Schnabel. Die Früchte vom Wasserschlauch reifen über dem Wasser und streuen ihre Samen ins Wasser, wo er durch Wassertiere aufgefangen wird. Die Samen der Seerose schwimmen eine geraume Zeit auf der Oberfläche umher und können von der Strömung weiter getragen werden, bevor sie untergehen. Die gelbe Teichrose hat dagegen schwimmende Früchte, welche später zerfallen, so dass ihre Samen untergehen. Die Wasserhühner fressen diese Samen, wobei sie durch eine klebrige Masse an Schnäbeln und Federn festgehalten werden.

Der Eingriff, welchen der Winter in unserem Klima in das Leben der Tiere und Pflanzen macht, äussert sich auch bei den Wasserpflanzen. Natürlich teilen die Luftpflanzen, welche nur im Wasser wurzeln, das Schicksal der übrigen und sterben ab, während die untergetauchten z. B. das Hornkraut und die Wasserpest auch im Winter grünen. Ihnen schliessen sich die Wasserlinsen an. Sie häufen im Herbst derartige Mengen von Reservestoffen an, dass sie schwerer werden und zu Boden sinken, um dort den Winter zu überdauern, während sie im Frühjahr wieder emporsteigen. Wasserschlauch, Wasserfeder, Froschbiss, Krebsscheere und das kleine Laichkraut sinken ebenfalls zu Boden, wo sie Winterknospen bilden, welche sich im Frühjahr loslösen und an die Oberfläche kommen. Mit Hülfe ihrer Wurzelstöcke überwintern Kalmus, Wasserrose, Knöterich und das schwimmende Laichkraut. Endlich bilden noch eine Anzahl im Herbst Knollen und sterben bis auf diese ab, wie Pfeilkraut, Froschlöffel, Binsen und Potamogeton pectinatus.

Wie wenig durchgreifend der Aufenthalt im Wasser auf die Organisation einwirkt, das lehren einige Pflanzen, welche sich für Land- und Wasseraufenthalt einrichten können. Es kommt vor, dass Batrachiumarten in kleinen Tümpeln neben ihren zerschlitzten Wasserblättern und den runden Schwimmblättern noch typische Luftblätter mit Spaltöffnungen an der Unterseite hervorbringen. Ähnlich verhält sich noch der Wasserknöterich. Er hat im Wasser langgestielte, breitlanzettliche, am Grunde herzförmige Schwimmblätter von lederartiger Beschaffenheit. Die Luftform ist dagegen mit schmallanzettlichen, sitzenden Blättern besetzt, deren Flächen nicht glatt, sondern runzlig sind.*)

*) Die Angaben entstammen der Arbeit: Zur Biologie der phanerogamischen Süsswasserflora von Prof. Dr. Fr. Ludwig in Greiz in „Tier- u. Pflanzenwelt des Süsswassers“ von Dr. Otto Zacharias I. Bd., S. 65. Leipzig 1891.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun der Tierwelt zu. Unter den Säugetieren, Vögeln und Reptilien finden wir nur wenige, welche das Wasser in ausgesprochener Weise bevorzugen. Von den Raubtieren ist es der Fischotter, von den Insektenfressern die Wasserspitzmaus und von den Nagetieren Biber und Wasserratte. Der Fischotter besitzt eine grosse Menge echter Wassertiermerkmale. Sein walzenförmiger Leib mit den kurzen Beinen, sein stets eingefetteter Pelz, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, die verschliessbaren Nasenlöcher und äusseren Gehörgänge erleichtern ihm die Bewegung und das Leben im Wasser. Mit Recht ist er als arger Fischräuber verhasst, wenn man bedenkt, dass ein erwachsenes Exemplar 2 kg Fische braucht. Während der Biber aus der Mark verschwunden ist, ist der Fischotter noch recht häufig. Aus den Berichten des Fischereivereins für die Mark Brandenburg geht hervor, dass im verflossenen Jahr 134 Stück erlegt worden sind. Grösser ist die Schaar der Vögel, welche des Nahrungserwerbes und des Schutzes wegen das Wasser aufsuchen, obgleich es keine giebt, welche unter Wasser schwimmend ihre Beute erjagen. Als Fischräuber voran geht der Reiher, dessen langen Beine ihn befähigen, flache Ufer abzusuchen. Deutlichere Wassermerkmale besitzen schon die Sumpfhühner z. B. das Blässhuhn und das grünfüssige Rohrhuhn. Beide schwimmen und tauchen sehr gut und leben schon ganz als Schwimmvögel, obgleich ihre Zehen nur lappige Anhänge und noch keine richtigen Schwimmhäute haben, während ihr Körper noch ganz dem der Hühner gleicht. Zahlreicher sind schon die Einrichtungen für das Wasserleben bei den Entenvögeln, den Leistenschnäblern, zu denen unsere Enten, Gänse und Schwäne gehören. Der gesamte Körper der Vögel, der ja ursprünglich für das Luftleben eingerichtet ist, macht sie natürlich noch mehr für das Wasserleben geeignet. Die Hohlräume der Knochen, die Luftsäcke, die Luftschicht zwischen Dunen und Deckfedern, alles das kommt ihnen auch beim Schwimmen zu statten, wie es beim Fliegen der Fall ist. Zu diesen gesellen sich noch folgende Einrichtungen für das Wasserleben: die platte Unterseite des Körpers, welche ihm das Aussehen eines Kahnes verleiht, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, die merkwürdige Stellung der Beine, wodurch das Steuern erleichtert, das Laufen aber erschwert wird und der eigentümliche Bau des Schnabels, der ein vollständiger Seihapparat ist, so dass zwischen den blattartigen Hornleisten, welche beim Schliessen ineinandergreifen, das Wasser herausgedrängt wird, während die Nahrungsstoffe zurückbleiben, und der durch die zahlreichen Tastnerven an seiner Spitze beim Gründeln die Augen ersetzen muss. Die grösste Vorliebe für das Wasser hat von unseren einheimischen Vögeln der Taucher. Nur notgedrungen verlässt er das Wasser, schwimmend ruht und schläft er auf demselben und selbst seine Eier brütet er in einem schwimmenden Nest aus, das an

Digitized by Google

Rohrstengeln befestigt ist. Wegen der kurzen Flügel und des verkümmerten Schwanzes ist er ein schlechter Flieger und weil seine Beine noch weiter nach hinten gerückt sind als bei der Ente ein noch schlechterer Läufer, so dass er beim Durchwandern grösserer Landstrecken die Flügel zu Hülfe nimmt und gleichsam auf allen Vieren sich fortbewegt, während er beim Stehen die Wirbelsäule fast senkrecht trägt. Unter den Kriechtieren finden wir nur die Schildkröte. Ihr Körper mit der flachgewölbten Oberseite und der platten Bauchseite erinnert lebhaft an einen Wasserkäfer. Die Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden, so dass sie im Wasser ein ganz behendes Tier ist und sich ohne Anstrengung so darin halten kann, dass die Nasenlöcher noch in die Luft hineinragen. Auch unter den Gliederfüssern giebt es Wasserbewohner, welche ihres Atmungsorganes wegen noch ganz auf die Luft angewiesen sind. Das Atmungsorgan derselben sind die Tracheen. Das sind verzweigte Röhren, welche im Blute schwimmen und an den Seiten des Körpers endigen, so dass hier die Luft eintreten kann. Sie stimmen daher im Prinzip mit den Lungen der höheren Tiere überein. Es sind aber nur wenige Insekten zu nennen, welche ins Wasser hinabgestiegen sind. Unter den Käfern ist es die Familie der Schwimmkäfer, ferner einige Wasserwanzen, wie der Rückenschwimmer und der Wasserskorpion, und schliesslich eine Spinne, welche sich unter Wasser in ihrem Nest eine Atmosphäre sammelt, in welcher sie mit ihren Eiern und Jungen haust. Alle diese Tiere sind aber ihren Verwandten, welche das Land und die Luft bewohnen, noch durchaus ähnlich, und die Wahl ihres Aufenthaltsortes ist noch keine zwingende Notwendigkeit.

Anders verhält es sich schon mit der nächsten Gruppe von Tieren, welche ihre Jugend in dem Wasser zubringen müssen. Hier wird das Wasser ein unentbehrliches Lebenselement. Von den Wirbeltieren gehören hierher die Lurche. Die Frösche, Kröten, Unken, Salamander und Molche bringen ihre Jugend im Wasser zu und sind während dieser Zeit ihrem Körperbau und ihren Organen nach echte Wassertiere. Die Larve mit dem stattlichen Ruderschwanz ist vollständig fischähnlich, und Kiemen sind ihr Atmungswerkzeug. Obwohl die Salamander später Lungen erhalten, behalten sie doch ihre fischähnliche Gestalt, und der Ruderschwanz bleibt ihr wichtigstes Bewegungswerkzeug. Die Frösche verlieren ja allmählich ihre Fischgestalt, trotzdem aber betrachten sie das Wasser als ihre Heimat und suchen es auf, wenn sie in Gefahr sind oder wenn der Winter naht. Auch die Gliederfüsser liefern für diese Lebensweise wiederum einige Teilnehmer. Es sind hier die Larven, Puppen bezw. Nymphen, welche ihre Entwicklung im Wasser durchmachen, während die vollkommenen Tiere Luftbewohner sind. Diese Jugendformen, die z. T. in ihrem Gesamtbau wenig Abweichungen von ihren

Digitized by Google

Altersgenossen unter den Luftbewohnern aufweisen, besitzen nun aber an ihren Atmungsorganen Abänderungen, welche sie für das Wasserleben geeigneter machen. Bei den Larven und Puppen unserer Mücken enden die Tracheen in zwei Röhren, welche ein Stückchen über den Körper hinausragen, so dass die Tiere nicht mehr mit ihrem ganzen Körper an die Oberfläche des Wassers zu kommen brauchen. Erst die Larven der Köcherfliege haben ein echtes Wasseratmungsorgan; da sie in schweren Gehäusen wohnen, so können sie sich nur mühsam fortbewegen. Die Larven besitzen sog. Kiementracheen. Bei ihnen enden die Tracheen nicht mit einer freien Oeffnung nach aussen, sondern die Oeffnungen sind durch aufgesetzte kleine Federchen verschlossen, so dass die Luft des Wassers durch deren Haut hindurchtreten muss. Auch die Larven der Eintagsfliege besitzen Kiementracheen. Die Kiementracheen sind daher eine ganz eigene Art von Atmungsorgan, das sich seinem Bau nach nicht mit den Kiemen vergleichen lässt. Endlich giebt es in dieser Gruppe noch ein drittes, höchst merkwürdiges Atmungsorgan, das sich bei einigen Nymphen von Wasserjungfern (Libellula, Aeschna) findet. Es sind auch hier Tracheenkiemen vorhanden, aber diese hängen nicht aus dem Körper heraus, sondern in den Enddarm hinein, so dass das Wasser, das in den Darm hineingesogen wird, die Tracheenkiemen umspült. Beim Ausstossen dieses Wassers dient es daneben noch zur Fortbewegung*). Bei diesen Tieren, bei welchen sich die Organe des Wasserlebens undeutlich oder vorübergehend finden, darf man wohl annehmen, dass ihre Vorfahren einst Landbewohner waren und dass sie sich erst allmählich an das Wasserleben angepasst haben, wahrscheinlich, weil der Aufenthalt im Wasser für die Eier und die Jungen in unserem Klima mannigfache Vorteile gewährt. Das Wasser kühlt sich im Frühjahr niemals in einem so hohen Grade ab wie die Luft und macht vor allen Dingen im Frühjahr beim Erwärmen die heftigen Temperaturschwankungen und Rückschläge der Luft nicht mit. Wir finden daher auch im Frühjahr schon Leben in Tümpeln und Teichen, wenn die Luft und der Erdboden noch keine Gäste beherbergen. Dasselbe gilt auch für die Pflanzen. Hier ist es leicht zu beobachten, wie unter einer dünnen Wasserdecke, welche die niedrigen Stellen einer Wiese überzieht, das Gras schon grün ist, während es auf den höheren trockenen Stellen noch nicht zu spriessen beginnt.

Haben wir unter den höheren Pflanzen nur eine einzige gefunden, die eine wahre Wasserpflanze ist, d. h. bei welcher der ganze Lebensprozess sich im Wasser abspielt, so ist es bei den Tieren doch anders bestellt; hier giebt es eine grosse Gesellschaft echter Wasserbewohner,

*) Die Angaben sind entnommen dem Aufsatz: Kerfe und Kerflarven des süssen Wassers, besonders der stehenden Gewässer von Dr. E. Schmidt-Schmidt in „Die Tier- und Pflanzenwelt des Süsswassers“ von Dr. O. Zacharias. Leipzig 1891, 2 Bd. S. 51.

Digitized by Google

welche mit allen Einrichtungen für das Wasserleben versehen sind. Die besten Repräsentanten sind die Fische. Der seitlich zusammengedrückte, vorn und hinten zugespitzte und ungegliederte Leib mit dem senkrechtgestellten Schwanz ist die geeignetste Gestalt, um das Wasser zu durchschneiden. Es sind nur schwache Knochen an Schulter und Becken vorhanden, da die paarigen Flossen, welche die Gliedmassen der übrigen Wirbeltiere vertreten, bei der Vorwärtsbewegung des Körpers nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Befestigung der Muskeln an den Knochen ist nicht durch Sehnen bewerkstelligt, sondern durch ein Bindegewebe; sie lösen sich daher beim Kochen leicht von einander los. Die Aufgabe der Fischmuskeln ist aber auch eine beschränktere. Sie dienen nur zur Bewegung, während das Wasser die Arbeit des Tragens übernimmt. Die Kiemen sind ganz besonders sorgfältig dem Körper eingefügt. Sie liegen hinter festen Kiemendeckeln, und der Wasserstrom, welcher die Atemluft enthält, wird in rhytmischem Strome vorübergeführt. Zu den Weichflossern gehört unter unseren Süsswasserfischen die grosse Familie der Cyprinoiden, der karpfenartigen Fische. Ihre Mitglieder sind untereinander sehr ähnlich. Sie haben einen seitlich zusammengedrückten Leib mit hochgewölbtem Rücken. Die bekanntesten und beliebtesten Speisefische sind Karpfen und Schleie, dazu kommen Plötze, Bleie, Barbe, Karausche, Döbel und Zärte. Die übrigen Familien haben nur wenige Vertreter unter den Süsswasserfischen, das gilt z. B. von den Esociden, zu denen der Hecht gehört, der als Raubfisch und gewandter Schwimmer sich durch einen spitzen, spindelförmigen Leib auszeichnet. Zu den Salmoniden, den lachsartigen, gehören die beliebten Maränen. Unter den Gadoiden oder Schellfischen finden wir nur die Quappe mit ihrem aalartigen Körper und ihrer tigerartigen Zeichnung. Zu den Stachelflossern gehören die Perciden mit dem Barsch und dem Stichling. Es sind das zwei Fische, die sich durch ihre Färbung auszeichnen und in keinem See oder Tümpel fehlen. Neben den Fischen spielen die Krebse, die echten Wasserinsekten, als nützliche Süsswasserbewohner eine grosse Rolle. Ihre Vettern im Meereswasser: die Hummern, Langusten, Taschenkrebse, Pfeilschwänze u. s. w. lehren, dass sie ausgewanderte Meeresbewohner sind wie die Süsswasserfische. Ihr merkwürdiger Panzer aber beweist, dass sie noch die altmodische Tracht aus vergangenen Erdzeiten beibehalten haben, wo der Panzer unerlässliches Ausrüstungsstück war. Neben dem grossen Edelkrebs bewohnen noch zahlreiche Verwandte desselben unser Süsswasser und liefern den Fischen wichtiges Nahrungsmaterial. Die Reihe der Atmungsorgane lehrt uns, welche Steigerung in der Verwertbarkeit derselben statt hat. Da haben wir zunächst die Einrichtungen, welche sich als umgewandelte Tracheen herausstellen. Bei diesen Tieren ist es allein die Luft, welche diese Atmungsorgane umspült, die zur Verwendung gelangt, und erst bei der Darmatmung

Digitized by Google

kann ein regelmässiger Wasserstrom durch den Willen des Tieres an den Atmungsorganen vorübergeführt werden. Genau dieselbe Steigerung im Luftverbrauch zeigen uns die äusseren und inneren Kiemen der Lurche und Krebse bezw. der Fische.

Weiter hinab in der Tierreihe treffen wir nun die Muscheln und Schnecken als bekannte Wasserbewohner. Und zwar ist es auch nur eine verhältnissmässig kleine Anzahl von Arten, im Vergleich zu der grossen Zahl der Meeresbewohner. Dafür sind diese wenigen an Individuenzahl aber auch um so reichlicher vertreten. Der muskelweiche Körper ist ganz für das Wasserleben eingerichtet, und auch die schweren Schalen oder das Gehäuse sind für Wasserbewohner weniger hinderlich als für Landbewohner. Was an Beweglichkeit verloren geht, wird durch das Schutzmittel reichlich ersetzt. Es ist hier, wie mit den Krebsen, auch sie sind Ueberreste einer vergangenen Zeit und gehörten ursprünglich den Meeresbewohnern an. Die auffälligsten unter unseren Muscheln sind die Teichmuschel und die Wandermuschel. Die erstere ist eine bewegliche Muschel, welche auf der hohen Kante ruht und sich mit Hilfe eines beilartigen Fusses langsam vorwärts bewegt. Die Wandermuschel heftet sich dagegen mit Byssusfäden, welche in der Symmetrieebene aus dem Fuss herauswachsen, fest. Oft bilden sie an lebenden Teichmuscheln grosse Klumpen. Die Entwicklungsgeschichte beider ist höchst verschieden. Die Teichmuscheln bringen eine grosse Anzahl von Eiern hervor, welche sie eine Zeitlang in den äusseren Kiemen beherbergen. Sobald sich aber die jungen Larven etwas entwickelt haben, werden sie klumpenweise ausgestossen. Die jungen Larven haben nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem erwachsenen Tier; vor allem besitzen sie einen langen Byssusfaden, mit Hilfe dessen viele sich untereinander verschlingen. Solche Ballen, welche auf dem Boden der Gewässer liegen, werden durch darüberstreichende Fische, an deren Schuppen sie sich anheften, mitgeschleppt. Die jungen Larven dringen unter den Schuppen in die Haut der Fische ein und wachsen hier heran. Bevor diese merkwürdige Entwicklungsgeschichte bekannt war, musste man die Teichmuschellarven für Schmarotzer halten. In der That sorgen aber die beweglichen Fische für die Verbreitung der unbeweglichen Larven. Ganz entgegengesetzt verläuft der Entwicklungsgang der Wandermuschel. Diese ist in der Jugend beweglich und schwimmt mit Hilfe eines merkwürdigen Ruderorgans im Wasser umher. Diese Fähigkeit sich fortzubewegen dauert aber nur wenige Tage, und das junge Tier verliert das Ruder und setzt sich fest. Die Wandermuschel ist erst seit 70 Jahren bei uns einheimisch; sie hat sich aber so schnell vermehrt, dass sie jetzt zu den häufigsten Tieren gehört. Ihre Verbreitung ist ebenfalls eine passive, sie geschieht durch das Flossholz. Sie ist ursprünglich in den Flüssen, welche in das Schwarze Meer münden, zu haus, war aber schon vor der Eiszeit bei uns einheimisch. Muscheln

Digitized by Google

und Schnecken haben auf den ersten Blick wenig Gemeinsames. Den Muscheln fehlen die wichtigsten Sinnesorgane. Zwischen ihren Schalen sind sie gegen feindliche Ueberfälle geschützt, und die Nahrung wird ihnen mit dem Atemwasser zugeführt. Die Schnecken hingegen besitzen einen Kopf mit Augen und Ohren und wandern umher, um ihre Nahrung zu suchen. Einige unserer Süsswasserschnecken z. B. die Schlammschnecke und die Tellerschnecke sind Lungenatmer und steigen daher an den Wasserpflanzen in die Höhe bis zum Wasserspiegel, wo sie dann ihre breite Sohle entfalten und sich an der Luft festsaugen, während ihr Körper ins Wasser taucht. Dabei ragt auch die Eingangsöffnung zur Atemhöhle in die Luft hinein. Wenn sie gestört werden, schliessen sie die Atemöffnung und sinken unter. Neben den Lungenschnecken giebt es bei uns auch eine grössere Kiemenschnecke, das ist die Sumpfschnecke, welche einen Deckel besitzt, mit welchem sie im Winter ihr Gehäuse verschliesst.

Um aber ein vollständiges Bild von der Natur unserer Seeen zu erhalten, ist es noch nötig, dass wir uns auch mit der Entstehung der wasserführenden Höhlung im Boden beschäftigen. Ein See kann sich in unserem losen Bodenmaterial nur dort ansammeln, wo der Untergrund undurchlässig ist. Solche wasserhaltenden Schichten sind aber überall thoniger Natur. Die verbreitetste thonige Bodenart unserer Heimat ist der Lehm, der in der Wissenschaft den Namen Geschiebelehm führt. An vielen Stellen der Mark bildet er die oberste Bodendecke und hält in den Bodensenkungen das Wasser zurück. In anderen Strichen der Mark fehlt der Lehm und es bildet der Sand die Oberfläche, so dass sich Seeen auch scheinbar in diesem durchlässigen Material finden. Dem ist jedoch nicht so; wenn wir nämlich die Ufer der Seeen dicht über dem Wasserspiegel untersuchen, so stossen wir auch dort in den allermeisten Fällen auf einen Geschiebelehm, so dass die wasserhaltende Schicht dieselbe ist. Es giebt in der Mark zwei Geschiebelehme, einen oberen und einen unteren, welche durch eine Sandschicht getrennt sind. Während die Seeen des Oberen Geschiebelehms fast durchweg einen rundlichen Umriss haben, zeichnen sich die im Sande eingebetteten durch eine ausgesprochene Rinnenform aus. Es giebt in der Mark Striche von wechselndem Umfange, in denen der Geschiebelehm herrscht und solche, wo man den Sand in überwiegender Ausdehnung vorfindet. Das umfangreichste Gebiet Oberen Geschiebelehms mit seinen Seeen erstreckt sich von der Mecklenburgischen Grenze durch die Uckermark bis zur Oder und auf dem östlichen Ufer derselben weiter durch das gesamte nördliche Grenzgebiet der Neumark. Die Seeen beginnen bei Fürstenberg und lassen sich über Templin, Joachimsthal bis Oderberg verfolgen. Auf dem östlichen Oderufer sind es die Seeen bei Mohrin, Soldin, Lippehne und Berlinchen. Neben diesem ausgedehnten Geschiebelehmgebiet giebt es noch einige kleinere, welche sich ebenfalls durch

Digitized by Google

Reichtum an Seeen auszeichnen. Es gehört hierher der höchste Teil des Kreises Oberbarnim und der nördliche Strich des Teltow-Plateaus. In den übrigen Abschnitten der Mark bildet der Sand bei weitem die herrschende Bodenart. Vor allem ist dies der Fall in dem Strich, welcher zwischen dem Fläming im Südwesten und den Lebus-, Barnim-, Ruppin- und Prignitz-Plateaus im Nordosten liegt. Es ist nicht möglich hier alle Seeen aufzuführen. Es genügt, auf den Seeenreichtum der Potsdamer Umgegend und auf die grossen Seeen in der Nachbarschaft von Storkow hinzuweisen. Ausserdem sind Spree und Havel, so lange ihre Flussläufe in dieses Gebiet fallen, fast nur eine Kette von Seeen. Das sind die beiden Extreme. Es giebt aber noch ein drittes, das sind die Grenzgebiete, wo Lehm- und Sandstriche sich das Gleichgewicht halten. Ein solches findet sich z. B. an der Grenze des Kreises Ober- und Niederbarnim in der Umgegend von Strausberg und Rüdersdorf.

Für die Herausbildung unseres heimischen Bodens und die Gestaltung der heimischen Landschaft, ist, sobald wir die Inlandeistheorie als richtig annehmen, nur der eigentliche Abschmelzprozess von Bedeutung. Über diesen aber sind wir verhältnismässig gut unterrichtet, da wir hier genügend Beobachtungsmaterial haben. Die grossen Gletscher*) lehren, dass die Abschmelzwässer sich unter dem Eise ihren Weg bahnen. Wenn sich oberirdisch Seeen und Bäche bilden, so finden sie bald Spalten, in denen sie verschwinden. Es entstehen durch den Wasserstrom unter dem Eise Höhlungen und Gewölbe von verschiedener Ausdehnung, welche auf Eispfeilern von wechselndem Umfange ruhen. Verstopft sich ein Kanal, so wird die Decke nach oben erweitert oder das Wasser sucht sich einen neuen Weg. Wird endlich das Gewölbe zu weit, so stürzt es zusammen und es entsteht eine Gletscherspalte. Diese Gletscherbäche, welche unter dem Eise ihren Weg sich suchen, führen kein reines Wasser, sie sind vielmehr reichlich mit Kies, Sand und Schlamm beladen, die sie aus dem überlagernden Eise ausgewaschen haben. Bei dem wechselnden Lauf dieser Gletscherbäche ändert sich auch ihre Geschwindigkeit sehr schnell und damit ihr Vermögen, das schwebende Material zu tragen. Es fällt daher bei abnehmender Geschwindigkeit zuerst der Kies, darauf der Sand und endlich bei völliger Ruhe der Schlamm zu Boden. So sind unsere Thon-, Sand- und Kieslager unter dem Eise entstanden. Daneben werden sich die Gletscherspalten allmählich zu offenen Strömen von verschiedenem Umfange erweitert haben, welche von den benachbarten Eisfeldern gespeist wurden. Man hat in den grossen Thälern, welche die Mark durchziehen, die Abflussrinnen der Schmelzwässer

*) Keilhack: Ueber die Beachtungen Prof. Russels am Malaspinagletscher und über die Bedeutung derselben für Glacialgeologie u. s. w. Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. LI. Bd. S. 21.

Digitized by Google

erkannt. Das südlichste ist das Baruther, dann folgt das Berliner und endlich das Thorn-Eberswalder. So kann es also gegen das Ende der Eiszeit zwischen mehr oder minder umfangreichen Eisfeldern schon ein Netz von Bächen und Strömen gegeben haben. Je mehr der Einfluss der Sonnenstrahlen sich geltend machte, desto mehr wird neben dem Abschmelzen auch das Verdunsten des Eises vor sich gegangen sein. Das Verdunsten aber wirkt ganz anders als das Abschmelzen. Es findet hierbei keine Sonderung des Schuttes im Eise statt. Das Eis wird so allmählich entfernt, dass der Gebirgsschutt, ohne Sonderung zu erfahren, zu Boden sinkt. Dieser regellos aufgehäufte Schutt ist die Grundmoräne, der Geschiebelehm. Wo die Eisdecke sehr mächtig und schuttreich war, musste sie auch eine sehr umfangreiche Moräne hinterlassen. Es kommt aber beim Abschmelzen noch ein zweites Moment hinzu. Soll man sich vorstellen, wie es eben geschildert worden ist, dass ein grosser Teil der Norddeutschen Tiefebene zur selben Zeit eisfrei wurde, oder muss man annehmen, dass das Abschmelzen in Etappen vor sich gegangen sei. Bei der Gleichförmigkeit des Klimas könnte man wohl für die erste Annahme eintreten. Es ist aber von berufener Seite bisher allein die zweite Art in Betracht gezogen worden. Herr Dr. Keilhack*) hat sog. Stillstandslagen des Eisrandes in die Karte der Norddeutschen Tiefebene eingezeichnet. Diese Linien bezeichnen die schrittweisen Grenzen des Eismantels. Die schon oben aufgeführten grossen Thäler sind Abschnitte dieser Abschmelzrinnen, neben welchen der Eisrand eine Zeitlang emporragte. Sie entstanden nacheinander in der Richtung von SW nach NO.

Bisher hat man alle Erscheinungen der heimischen Landschaft, den Aufbau ihres Bodens und die Gestaltung ihrer Oberfläche allein durch die mannigfachen Eingriffe der Vergletscherung zu erklären gesucht. Es scheint mir das aber etwas einseitig zu sein. Eine Beobachtung, welche ich**) am Scharmützelsee südlich der Rauenschen Berge gemacht habe, veranlasst mich, einen zweiten Faktor einzufügen, das sind die Störungen, welche durch die Bewegungen der Erdrinde hervorgerufen werden. Wir nennen diese Störungen Verwerfungen. Im gebirgigen Teil Deutschlands sind zahlreiche derartige Verwerfungslinien bekannt, welche auch bis an die Oberfläche reichen, ohne dass Niveauunterschiede zu sehen sind, da diese durch die Verwitterung und die Abtragung wieder ausgeglichen worden sind. Es giebt aber auch Stellen, wo deut-

*) Die Stillstandslagen des letzten Inlandeises und die sporographische Entwicklung des Pommerschen Küstengebietes. Jahrbuch der Kgl. Preuss. Geolog. Landes-Anstalt für 1898. Berlin 1899, S. 96.

**) Zache: Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorland. Archiv der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Bd. V. 1899. S. 41.

Digitized by Google

liche Differenzen sich erhalten haben. Das lehrreichste Beispiel ist das Rheinthal zwischen Basel und Mainz mit den Vogesen und dem Schwarzwald zu beiden Seiten. Ich glaube nun, dass solche Störungen in der langen Epoche der Vergletscherung oder nach derselben nicht werden gefehlt haben. Wohl hat man in unserer Heimat in den Sand- und Thonschichten des Diluviums und des Tertiärs Störungen, besonders Stauchungen aller Art beobachtet, aber man hat sie nicht auf die Bewegungen der Erdrinde zurückgeführt, sondern hat ihre Ursache in der Druck- bezw. Schubkraft des anrückenden Gletschereises gesucht. Die Erscheinungen am Scharmützelsee schliessen aber eine tangential wirkende Kraft vollständig aus, weil hier die Linien senkrecht verlaufen. Es ist nun auffällig, dass diese Verwerfungslinien bei uns nicht häufiger gefunden worden sind, so häufig, wie in den gebirgigen Teilen Deutschlands. Einmal kommt es wohl daher, weil jene Gegenden aus alten und uralten Gesteinen bestehen, welche also viel länger schon den Störungen ausgesetzt gewesen sind, alsdann aber verwischt der Regen in den Ziegeleigruben diese Linien leichter oder sie verstürzen schneller als in dem festen Gestein. Deshalb glaube ich, bis jetzt wenigstens für diesen einen Fall, neben den Stauseeen der Moränengebiete und den Auswaschungsseeen der Abschmelzgebiete auch noch Grabenseeen einfügen zu dürfen.

Kleinere Mitteilungen.

„Um das Rhinozeros zu sehen" ist der Anfang einer bekannten Gellertschen Erzählung. Weniger bekannt dürfte es sein, dass, wie das „Kl. J." mitteilt, dieses selbe Rhinozeros am 16. Oktober 1746 hier in Berlin in einer Bretterbude auf dem Spittelmarkt gegen ein Entree von einem halben Gulden gezeigt wurde und — gute Geschäfte machte. Letzterer Umstand erklärt sich daraus, dass seit Domitian erst 2 Tiere dieser Art Europa besucht hatten, und zwar 1513 und 1737, jenes Portugal, dieses England. In Berlin war also 1746 das Rhinozeros ganz fremd.

Über die Herkunft des Wortes Bronze enthält das neueste Heft der „Revue Archéologique" einen interessanten Aufsatz aus der Feder des bekannten Chemikers Berthelot. Zum ersten Male wird die bekannte Metallmischung unter diesem Namen in einem mittelalterlichen Traktat über die Behandlung der Metalle erwähnt, der keinesfalls jünger als das 16. Jahrhundert ist, und zwar in der Form βρεντάσιον, d. h. brondision; dadurch wird man auf die Stadt Brundusium (Brindisi heutzutage) geführt, in welcher eine besondere Art von Erzmischung fabriziert wurde, die von Plinius als aes

Digitized by Google

Brondusinum (ebenso wie aes Corinthium von Corinth den Namen hat u. s. w.) bezeichnet wurde. Wie aus aes Cyprium das Wort Kupfer (cuivre), so scheint aus aes Brondusinum das Wort Bronze gebildet zu sein.

Februar 1889.

Einen altmärkischen Hochzeitszug mit den althergebrachten Sitten und Gebräuchen konnte man letzthin in Cheine sehen. Morgens gegen 9 Uhr kam, wie man aus Salzwedel berichtet, der Bräutigam, begleitet von einem Trupp Reiter, um die Braut zur Hochzeitsfeier zu holen, die in Klein-Gerstedt stattfand. An der Grenze des Ortes wurde Halt gemacht; es sprengten zwei durch Schärpen kenntlich gemachte Reiter voraus, um bei der Braut anzufragen, ob sie geneigt sei, den Bräutigam zu empfangen und sich zum Altar führen zu lassen. Nachdem sich die Braut bereit erklärt hatte und die Botschaft überbracht war, hielt der Bräutigam mit seinen Freunden, ein berittenes Musikkorps an der Spitze, seinen Einzug in den Ort. Nach erfolgter Trauung und einem kräftigen Imbiss trat das junge Paar die Hochzeitsreise an. Den Zug eröffnete wieder ein Musikkorps zu Pferde. Hierauf folgten wohl an dreissig Reiter, deren Pferde auf das Schönste bekränzt waren. Hinter diesen kam der Brautwagen, dem sich die geladenen Gäste aus Cheine anschlossen, wohl an 20 Wagen voll. An vielen Stellen, die der Zug passieren musste, waren von Zuschauern Leinen über den Weg gesperrt; das Brautpaar musste jedesmal erst ein angemessenes Wegegeld zahlen, bevor der Zug weiter ziehen konnte. Nachdem man endlich die Klein-Gerstedter Grenze erreicht, war abermals grosses Rendezvous, um bei der Mutter des Bräutigams anfragen zu lassen, ob die Braut willkommen sei. Ein Korb mit Kuchen und eine Flasche Wein, welches beides den anfragenden Reitern für das junge Paar von der Schwiegermutter übergeben wurde, drückte deren volle Genehmigung aus, und nun erst ging es mit Sang und Klang zum Dorfe hinein, wo unter Teilnahme von über 300 Personen drei Tage lang Hochzeit gefeiert wurde.

B. Lokal-Anz., 1. April 1896.

In ähnlich opulenter Weise werden ab und zu noch jetzt Hochzeiten in den reichen Bauerdörfern unserer Uckermark gefeiert.

Klugheit des Storchs. Von einer alten märkischen Klostermauer (vielleicht in Lindow) sagt Th. Fontane (Der Stechlin. Berlin 1899, S. 98) „Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben und nur das eine konnte wieder beruhigen, dass sich auf höchster Spitze ein Storchenpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiss, ob etwas hält oder fällt."

Diese zutreffende Beobachtung Theodor Fontanes bestätigt sich durch Bernau. Bekannt ist in unserm Vorortstädtchen das stets besuchte Storchnest auf dem Pulverturm neben dem Königsthor, in welchem sich die Städtische Altertümersammlung befindet. Nun ist noch ein anderer Thorturm da, ähnlich dem Pulverturm, auf welchen ein Wohlweiser Rat schon wiederholt ein Wagenrad hat legen lassen, um den Menschenfreund Adebar zum

Digitized by Google

Nisten einzuladen. Er thut es aber nicht, obwohl die Gelegenheit dort wie hier gleich günstig erscheint. Meister Langbein handelt aber sehr richtig und vorsichtig, wenn er auf den zweiten Turm sich nicht einlässt: es hat nämlich in denselben bei Menschengedenken der Blitz dreimal eingeschlagen. Entweder haben die Störche beim Königsthor dies herumerzählt oder die etwaigen sonstigen nistbaren Störche haben irgend wie gewittert, dass die fragliche Turmspitze nicht geheuer sei.

In Anerkennung des braven Kneppner alias Adebar beschlossen denn auch die Stadtväter von Bernau im August 1899 das Storchnest auf dem Pulverturm durch Aufbringung eines frischen, eichenen Rades von neuem zu sichern.

Dies vogelfreundliche Verhalten der Gemeinde-Verwaltung verdient das vollste Lob und vor allem Nachahmung in anderen Ortsgemeinden.

E. Friedel.

Die Jungfernmühle in Rudow bei Berlin. In Rixdorf beging kürzlich der Mühlenmeister Wienecke das Fest der silbernen Hochzeit. Dieses Familienfest erinnert daran, dass der Jubilar Eigentümer der historischen und wohl auch vielen unserer Leser bekannten „Jungfernmühle" ist, die bis vor sieben Jahren an der Bergstrasse zu Rixdorf stand, dann aber, da ihr durch die fortschreitende Bebauung der Wind weggefangen wurde, nach Rudow verlegt werden musste. Diese aus aussergewöhnlich festem Kernholz erbaute Mühle wurde ursprünglich in Sanssouci neben der durch Friedrich den Grossen berühmt gewordenen Mühle errichtet. Von dort wurde sie später nach Potsdam verlegt, wo sie ihren Platz vor dem Nauener Thor erhielt. Hier bekam sie auch durch ein tieftrauriges Ereignis den Namen „Jungfernmühle". Die schöne jungfräuliche Tochter des damaligen Müllers wollte sich, als die Mühle an ihrem neuen Standort wieder aufgebaut war, das Werk ansehen. Kaum hatte sie den Mühlberg bestiegen, als ein heftiger Windstoss erfolgte, so dass ihre Kleidung dem einen Windflügel zu nahe kam und sich in demselben verfing, sodass das Mädchen mit in die Luft gerissen wurde. Die entsetzten Eltern fanden ihre Tochter mit zerschmetterten Gliedern tot am Boden liegend wieder. Zum steten Andenken an dieses unglückliche Vorkommnis liess der Vater das Bildnis der Jungfrau in Eichenholz schnitzen und an der Mühlenwelle anbringen, wo es noch heute zu sehen ist. Von Potsdam ward die Jungfernmühle später nach Rixdorf verlegt, und von hier ist sie, wie bemerkt, nach Rudow gekommen, wo sie sich noch auf hohem Berge befindet und meilenweit ins Land hineinschaut. B. L. A. 21. 2. 1899.

Überwinternde Schmetterlinge. Vom Trauermantel (Vanessa antiopa) und Pfauenauge (V. io). „Diese Tierchen (Trauermäntel) sterben bald nach ihrer Hochzeit, und wie oft habe ich nicht eine Mutter tot an demselben Zweige hängen gefunden, um den sie ihre Eier gelegt hatte. Wenn sie sich aber nicht vermählen, so erstarren sie, und seht, in einer Felsenritze geduckt, oft in Schnee und Eis gefroren, überdauert dieses

Digitized by Google

gebrechliche Wesen den harten Winter des Waldes, und erlebt dann seinen versprochenen Frühling. Habt Ihr noch nie schon beim ersten Sonnenblicke, wenn noch kaum Halm und Gras hervor ist, einen Falter fliegen gesehen mit ausgebleichten zerfetzten Flügeln, wie ein vorjährig verwittert Blatt? — Dies ist so ein Überwinterer." Ad. Stifter, Studien I, Der Hochwald. 235.

Im Nov. 1898 fand ich bei Berlin ein Tag-Pfauenauge lebend unter einem Stein in einer Art Winterschlaf.

Vergl. auch Handtmann in „Brandenburgia" VII, 355. E. Fr.

Der Schöneberger Meilenstein, der an der Ecke der Wieland-Strasse in dem Friedenauer Ortsteile von Schöneberg stand, hat bei der Regulierung der alten Provinzial-Chaussee entfernt werden müssen. Bei dieser Gelegenheit ist er total vernichtet worden, weil niemand an seinen historischen Wert gedacht hat. Dieser Meilenstein ist von König Friedrich Wilhelm III. errichtet worden. Der König, der seine Fahrten von Berlin nach Potsdam zu Wagen zurücklegte und dies auch dann noch that, als 1837 die Potsdamer Bahn im Betriebe war, liess auf der Potsdamer Chaussee drei Meilensteine errichten. Der erste war der jetzt abgerissene, der zweite steht heute noch in Zehlendorf, während der dritte, ebenfalls noch vorhandene sich hinter Wannsee befindet. Diese Meilensteine erheben sich auf einem Unterbau von Granit in Gestalt einer hohen Säule, die von einer Kugel aus Metall mit blinkender Spitze gekrönt wird. An der Vorderseite steht in lateinischen Ziffern und Lettern I, II, bezw. III Meilen von Berlin. Die Entfernung der Meilenzahl ist vom Dönhoffsplatz bemessen worden, wo früher ein grosser Obelisk den Ausgangs-Meilenstein an der Stelle bezeichnete, wo heute das Stein-Denkmal steht.

Vom Böten. Der Lieutenant von Poggenpuhl sagt zu seiner an Reissen leidenden Mutter, der Majorswittib: „Aber sage Mutter, hast Du denn schon „böten" lassen?"

„Böten?"

„Ja, böten. Böten ist pusten und besprechen oder so was wie mit Sympathie. Das hilft immer. Wir haben da eine alte Pohlsche, sowie die lospustet, ist es weg."

Theodor Fontane: Die Poggenpuhls. — Berlin 1896. S. 28.

Vergl. E Friedel: Vom Böten: „Brandenburgia" VI, S. 374—376 und K. Poetters: Noch etwas vom Böten: VIII, S. 225—240. E. Fr.

Über den Poeta Laureatus Christian Pudor. Christian Pudor, dessen die Geschichte der Straussberger Stadtschule von B. Seiffert (Archiv der „Brandenburgia" VI, S. 60, No. 32) gedenkt, hat als Geistlicher die im 17. Jahrhundert allerdings nicht seltene Auszeichnung erfahren, zum Dichter gekrönt zu werden. Mit den wissenschaftlich gebildeten Kreisen seiner Vaterstadt Guben hatte er dauernd die Verbindung aufrecht erhalten und

Digitized by Google

z. B. 1655*) als Schüler des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster seinem ehemaligen Lehrer, dem Gubener Rektor C. Langhans in einem lateinischen Gedicht gratuliert. Bei der grossen Zahl seiner poetischen Leistungen in deutscher und lateinischer Sprache war es daher nicht zu verwundern, dass ihm der Lorbeerkranz zu teil wurde, als sich in der Heimatstadt die Gelegenheit bot, um ihn zu werben. Der sachsen-merseburgische Salzamts-Hauptmann zu Guben und Gegenhändler des Markgraftums Niederlausitz Jacob Klincksbeil von Grünewald war als kaiserlicher Pfalzgraf (Com. Caes. Pal.) ermächtigt, Dichterkrönungen vorzunehmen und hatte bereits am 26. September 1668 den Rektor des Luckauer Lyceums, Christian Crucia, mit dem Lorbeer geschmückt. 1669 verlieh er Pudor den Kranz, wahrscheinlich in den Festräumen des landesherrlichen Salzamts, des ehemaligen Klosters vor Guben. Der nunmehrige Poeta laureatus liess alsbald zu Berlin ein deutsches Lobgedicht von der Poesie (144 Verse) mit angehängtem Dankliede an seinen Gönner von Grünewald drucken. Der Schluss des ersteren lautet:

Der Kayser Leopold ist auch noch heute hold
Dem weisen Tichtervolck. Er lässt den Fleiss belohnen,
Den man auf Tichten wendt, mit grünen Lorbeerkronen;
Mit Kronen, welche man viel höh'r und werther schützt,
Alss Croesus Geld und Gold: Mit Kronen, so da setzt
Der Kayser Helden auf; mit Kronen, so verletzen
Der Donner niemahls kann; mit Kronen, so ergetzen
Die, so damit gekrönt; mit Kronen, so der Neid
Muss lassen ungekränckt; mit Kronen, so die Zeit
Hier nicht verzehren kann; mit Kronen, so da grünen,
So lange dieses Rund vom Himmel wird beschienen . . .

Nun diese Krone hat (wiewohl ich mich geschätzet
Nicht würdig solcher Ehr) mir neulich aufgesetzet
Durch den von Grünewald der Kayser Leopold,
Daraus ist g'nug zu sehn, dass er Poeten hold.
Von wem ist, der mich krönt, in den Pfaltz-Graffen-Orden
In Wien mit grosser Ehr und Ruhm erhoben worden?
Vom grossen Leopold. . . . Kommt, kommt vom Helicon,
Ihr Musen, danckt mit mir für diese werthe Kron.

Alle erwähnten Gedichte Chr. Pudors sind abschriftlich erhalten in dem handschriftlichen Sammelwerke des emeritierten Kantor J. G. Stephani, „500 gelehrte Gubener" v. J. 1729.

Guben. H. Jentsch.

*) In demselben Jahr besang er als Chorpräfekt in einem lateinischen Gedicht von 397 Hexametern, das er bei einer Feierlichkeit aus dem Gedächtnis vortrug, die Geschichte der Judith. Der Anfang lautet:

En! nunc arma canam viduae victricia castae
Judithae, dirum quae fortiter ense corusco
Assyrium regem privavit vita Holofernem.

Im Druck ward die Arbeit mit Lobgedichten des Rektor Heintzelmann, Konrektor Schirmer, Subrektor Treuer und Subkonrektor Weber, sämtlich am Klostergymnasium ausgestattet.

Digitized by Google

Der Berliner Gemeindefriedhof zu Friedrichsfelde umfasst zur Zeit 25 ha 53 a 22 qm. Die Zahl der bis Ende März 1898 daselbst bestatteten Leichen beträgt 44 502, die jährliche Durchschnittsziffer derselben 2300 bis 2400 Leichen. Nach dem Tarif vom 4. Oktober 1881 werden Familienbegräbnisse, Wahlstellen, Stellen in gewöhnlicher Reihe und Freigräber (früher Armengräber genannt) unterschieden. Die letztgenannte Klasse wird unentgeltlich gewährt. Die Familiengräber, falls sie in baulichen Würden erhalten werden, verbleiben so lange, als der betreffende Friedhofsteil überhaupt als solcher existiert, alle übrigen Gräber 20 bis 25 Jahre. Seit kurzem ist auf der neuen Bahn Berlin-Wriezen ein Personenhaltepunkt „Centralfriedhof" eingerichtet, welcher hart an letzterem liegt. Die Einrichtung des Friedhofs unterscheidet sich von sämtlichen europäischen Begräbnisplätzen dadurch, dass er von vornherein als ein Park eingerichtet ist und als ein solcher benutzt wird. Am ähnlichsten kommt ihm der Centralfriedhof von Hamburg zu Ohlsdorf, welcher aber mit grösserer Fiskalität ausgenutzt wird und im Vergleich nicht so viel Parkgelände aufzuweisen hat. Die Verwaltung des Wiener städtischen Centralfriedhofs hat soeben von den Einrichtungen des Friedrichsfelder Gottesackers genaue Kenntnis genommen und sich die Pläne, Dienstanweisungen, Besuchsordnung und Tarife kommen lassen. Die letzteren sind ungleich höher als die Berliner städtischen Normen, auch ist der Wiener Friedhof leider in der „ärarischsten" Weise für Beerdigungen, ohne einigermassen ausgedehnte Parkanlagen, in Anspruch genommen.

E. Fr.

Bücherschau.

Dr. Gustav Albrecht: Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 5—9). Berlin 1900. Verlag von Fr. Zillessen. Preis 30 Pf.

Dem 1. Heft der Monographie über die Denkmalsgruppen in der Siegesallee, welches im VII. Bande des Monatsblattes auf S. 354 besprochen wurde, ist nunmehr das 2. Heft gefolgt. Es enthält kurze, aber erschöpfende historische Erläuterungen zu den Gruppen der letzten Askanierfürsten (5—9) von dem Brüderpaar Johann I. und Otto III. bis zu Heinrich dem Kinde. Ausser einer übersichtlichen Darstellung der Regierungszeit des betreffenden Fürsten bringt jedes Kapitel zuverlässige Nachrichten über die Zeitgenossen, von denen viele dem Publikum meist nur dem Namen nach bekannt sind. Durch die kleine Schrift ist jedem Besucher der Siegesallee Gelegenheit gegeben, sich genau über das Leben und Wirken der dargestellten Personen zu unterrichten, und hierdurch wird das Interesse an den Kunstwerken ganz erheblich gefördert. Welchen Anklang das 1. Heft der Monographie bereits in Volkskreisen gefunden, bezeugt der Umstand, dass die Schrift vielfach zur Anschaffung in Volks- und Schulbibliotheken empfohlen und in einigen Provinzial-Schulen sogar als Schulprämie verteilt worden ist. Im Interesse der Heimatkunde ist eine weite Verbreitung der Schrift, welche je nach Enthüllung der weiteren Gruppen fortgesetzt wird, zu wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

4. (2. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 27. Mai 1900. — Wanderfahrt nach Jüterbog.

Mit dem fahrplanmässigen Schnellzuge um 8 Uhr 20 Min. hatte eine Gesellschaft von einigen vierzig Personen die Wanderfahrt angetreten. In der ersten Zeit sieht man noch von dem hohen Eisenbahndamm hinab auf die Häuser und die Strassen von Berlin. Das Sehenswürdigste sind hier augenblicklich die Eisengerüste für die Überführung der elektrischen Hochbahn über die Bahnkörper der Anhalter und Potsdamer Eisenbahn. Daran schliesst sich an das Tempelhofer Feld mit der hohen roten Häusergruppe der Landwehrdienstgebäude, welche ihre breiten Fensterreihen der Bahn zukehren. Dahinter kommen die Villen und Gärten von Südende und Lichterfelde, zwischen denen sich schon Roggenfelder beziehungsweise Sturzäcker und Gärtnereien ausbreiten. Endlich ist das freie Feld erreicht, aber der Einfluss der Grossstadt hat noch nicht aufgehört, denn nun erscheinen bei Grossbeeren die regelmässigen Vierecke der südlichen Rieselgüter. Hinter ihnen wird der Boden allmählich sandiger, wir nähern uns dem Rande des Teltow-Plateaus und zwar der grossen Bucht, welche von Süden her weit in das Plateau einschneidet. Es erscheinen hinter dem Rande die Kirchturmspitzen und die Dachfirsten der Dörfer Genshagen und Löwenbruch, die am Rande dieses Ausläufers der Nutheniederung liegen. Zur Seite der Bahn werden die Ackerfelder immer kleiner, und die Kieferheide nimmt einen immer grösseren Raum ein. Durch einige flache Einschnitte führt die Bahn nun in die Niederung hinab. Diese Nutheniederung breitet sich als eine unabsehbare grüne Ebene aus. Nur fern am Horizont schneiden flache blaue Hügel sanfte Linien in das Himmelsgewölbe ein. Von nun an bleibt dieser Charakter der Landschaft erhalten. Grüne Flächen, unterbrochen von blauen, flachen Hügeln, das ist, im mannigfachen Wechsel dieser beiden Elemente, das Merkmal der Landschaft zwischen dem Teltow-Plateau und dem Fläming. Die Ebenen sind moorige Wiesen, mit grösseren und kleineren Büschen aus Erlen und Weiden besetzt,

Digitized by Google

und die Hügel sind Sandberge mit Kiefern bewachsen. Zwischendurch erscheint wohl ein einzelnes Gehöft oder in der Ferne die Dächer und der Kirchturm eines Dorfes. In Luckenwalde wird zum ersten Mal gehalten. Die Strassen der Stadt haben sich allmählich bis zum Bahnhof herangeschoben. Auf der Weiterfahrt erscheint am Horizont der Giebel und das Dach des Klosters Zinna, hervorlugend aus dichtem Gebüsch. Bald aber tauchen auch die beiden Türme der Nicolaikirche von Jüterbog auf, und wir sind am Ziel.

Auf dem Bahnhof werden wir begrüsst von Herrn Rektor Werner und Herrn Pastor Zimmermann, welcher aus Nieder-Görsdorf herübergekommen war. Eine breite Chaussee, begleitet von hohen Bäumen, führt auf einem erhöhten Damm vom Bahnhof in die Stadt. Da der moorige Untergrund ein schlechtes Bett für den Damm ist, so wurde die Chaussee sehr schnell zerfahren, deshalb hat man aus flachen eisernen Schienen zwei Geleise in die Beschotterung eingelegt, so dass der Druck der Wagenräder sich mehr verteilt. Kurz vor der Stadt auf der Nordseite der Strasse liegt, noch halb von einem Graben umgeben, die Burgstelle. Obgleich schon viel Boden abgefahren ist, so hebt sich die Anlage noch deutlich heraus. Die Oberfläche ist dicht mit Scherben und Schutt bedeckt, und die Einschnitte an dem Abhange zeigen mehrere Schichten von Steinschutt und Asche übereinander. Nachdem die Gesellschaft sich hier orientiert hatte, ergriff Herr Rektor Werner das Wort und schilderte die historischen Begebenheiten dieses Platzes. Erzbischof Albrecht von Magdeburg soll hier 1226 eine Burg errichtet haben als Absteigequartier und als Zwinguri für Jüterbog. Die Anlage bestand aus einem riesigen Bergfried aus Granitblöcken, umgeben von weitläufigen Gebäuden, zu denen ein Thor mit einer Zugbrücke die Verbindung mit dem Damm herstellte. Im Jahre 1406 wurde die Burg vom Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen und Wittenberg eingenommen. Er beschoss von ihr aus die Stadt mit einer Donnerbüchse und nahm sie ein. Da die Erzbischöfe später Zinna zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, so wurde das Schloss allmählich vernachlässigt. Im Jahre 1699 wird es zum Teil abgetragen, und die Steine finden Verwertung beim Bau eines Amtshauses, des heutigen Landratsamtes. Der Rest wird als Arbeiterwohnungen vermietet. Endlich im Jahre 1750 wird der Überrest an Herrn von Lüttichau, Besitzer des Vorwerks Kappan, für 10 Thaler verkauft. Er lässt die Reste gänzlich abtragen und verwendet Holz und Steine zum Bau der Wirtschaftsgebäude des Amtes. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts war noch ein gewölbter Keller mit einer Treppe erhalten. Der jetzige Besitzer von Kappan benutzt endlich die verwitterten Überreste der Grundmauern, um seine Wiesen zu erhöhen.

Unter sanfter Steigung geht der Damm allmählich in die Strassen der Dammvorstadt über. Hier liegt, linker Hand, einige Meter über

Digitized by Google

dem Strassenniveau, ein Kirchhof mit der Dammkirche in seiner Mitte. An dieser Stelle erbaute 1157 Erzbischof Wichmann eine Kapelle beatae Mariae Virginis. Nach der Zerstörung durch die Wenden wurde 1177 ein Neubau aus Ziegeln von den Kolonisten aufgeführt. Es ist eine kreuzförmige Pfeilerbasilika, der die Seitenschiffe fehlen; Langhaus und Querschiff haben Balkendecke, und das Chor hat ein Gewölbe. Erzbischof Albrecht, welcher in den Jahren 1209 bis 1221 das Laurentiuskloster in Neustadt-Magdeburg errichtet hatte, schenkte den Mönchen desselben diese Klosterkirche. Im Jahre 1282 kamen auch Nonnen nach Jüterbog. Auf dem Wursthof besichtigten wir später die Stelle, wo das älteste Frauenkloster gestanden hat. Von ihm soll noch ein vermauertes Fenster in der Stadtmauer herrühren. Die Stadtmauer und die Thore wurden im Jahre 1300 erbaut, so dass um diese Zeit die Nonnen verdrängt wurden und ihr Kloster zum heiligen Kreuz hier draussen neben der Dammkirche neu erbauten. Von dem Kloster ist nur das Zellengebäude noch erhalten und Spuren des Kreuzganges. Das Kloster stand mit der Kirche durch einen Gang in Verbindung, und die Nonnen besassen in der Kirche eine verdeckte Empore, in welcher sie dem Gottesdienst beiwohnen konnten. Die Kanzel stammt aus dem Jahre 1575 und wurde vom Amtshauptmann von Klitzing gestiftet.

Nach der Besichtigung dieser Baulichkeiten setzten wir unseren Weg fort und betraten durch das Dammthor die Stadt. Es ist dies das stattlichste der Thore, es besteht aus Backsteinen und trägt einen prächtigen Zinnenkranz. Es sind eigentlich zwei Thore, also eine Thorburg. Das Aussenthor trägt an jeder Flanke ein rundes Türmchen, während neben dem Innenthor ein hoher Rundturm mit Zinnenkranz steht. Nach Süden schliesst sich hier ein Stück Mauerüberrest an, in welchem noch zwei Türme stehen. Die Türme sind in ihrer unteren Hälfte aus Feldsteinen und in ihrer oberen aus Backsteinen aufgeführt. In ihrem Mauerwerk sind Löcher ausgespart zum Einsetzen der Balken für den Wehrgang. Das Dammthor ist zwischen 1480 und 1489 erbaut worden. Hinter ihm erweitert sich die Strasse bald zu einem kleinen Platz, von dem aus man einen schönen Blick auf den Doppelturm der Nicolaikirche hat. Wir folgten nun dem Bleichgange, dem schmalen Steige innerhalb der Mauer, bis zum vierkantigen Eckturm, wo die Mauer aufhört, und wanderten dann auf einer schönen Promenade bis zum hinteren Eingang des Hotels Bergschmidt, wo wir das Frühstück schon vorbereitet fanden. Nachdem dasselbe in dem freundlichen Garten verzehrt war, suchten wir die Nicolaikirche auf. Unterwegs warfen wir noch einen Blick auf das Äussere der Tetzelkapelle.

Die Nicolaikirche mit ihren beiden Türmen und dem hohen Dach ist das Wahrzeichen von Jüterbog. Es fehlen über diese Kirche freilich alle Urkunden. Die älteste aus dem Jahre 1307 sagt, dass ein Bürger

Digitized by Google

aus Brettin eine Messe gestiftet habe für die Pfarrkirche. Die Kirche ist ein dreischiffiger Hallenbau mit Chorumgang. In ihrer heutigen Gestalt ist sie während des 15. Jahrhunderts in mehreren Bauperioden aufgeführt worden. Schon 1317 hatte Pabst Johann XXII. einen Ablass ausgeschrieben, um die schwankenden Säulen zu stützen. Der älteste Teil ist der östliche. Der Chor mit dem Chorumgang ist im Jahre 1470 bis 1488 erbaut worden. Von den beiden Sakristeien ist die eine 1447 und die zweite 1477 bis 1488 erbaut worden. Beide Sakristeien sind zweistöckig. Ihre Räume dienten ehemals mehreren Brüderschaften zum Abhalten ihres Gottesdienstes. Links neben dem Altar steht ein 6 m hohes Sakramentshäuschen, das einigen Schmuck eingebüsst hat. Im Chorumgang findet sich ein gotischer Schrank mit Schnitzereien und Wappen, und neben ihm sind in der Brüstung der Intercolumnien 16 Bilder vom alten Hochaltar angebracht, sie stellen Scenen aus dem Leben des heiligen Nicolas und Laurentius dar. In der einen Sakristei bewahrt man den sogenannten Tetzelkasten auf, ferner einen Klappaltar aus der Mönchenkirche und viele Schnitzfiguren von den abgerissenen Nebenaltären. Der jetzige Hochaltar stammt aus dem Jahre 1700 und zeigt in der Mitte ein Bild des Tempels zu Jerusalem. An den ersten Pfeilern vor dem Altar hängen einige Bilder von Lukas Kranach, eines derselben stellt Luther und ein zweites Melanchthon vor. Die Türme sind zwischen 1317 und 1322 erbaut worden. Nach der Einführung der Reformation wurde 1530 mit Hülfe der Steine aus den abgebrochenen 30 Altären die Türmerwohnung auf dem nördlichen Turm aufgesetzt. Die Kirche ist reich mit Glocken ausgestattet. Die alten Gebetszeiten mit ihrem Glockenläuten haben sich bis in die Neuzeit hinein erhalten. Unter den Glocken giebt es auch eine Armesünderglocke, denn der Stadt gehörte der Blutbann. Wer sich vor den engen und steilen Treppen, die zur Plattform der Türme führen, nicht gefürchtet hatte, wurde durch die Aussicht reichlich belohnt. Nach Nordwesten erblickt man den Eisenbahndamm und darüber hinaus die hohen Gebäude, welche auf dem Artillerie-Schiessplatze errichtet worden sind. Gegen Norden sieht man hinter der Zinnaer Vorstadt und den Wiesen die Weinberge emporragen, niedrige Hügel mit Buschwerk, welche aber den Horizont abschliessen, so dass nur der Kirchturm von Luckenwalde emporragt. Weiterhin, im Grün versteckt, ragen die Dächer des Klosters Zinna in die Höhe. Nach Süden und Südosten hin ist das Bild besonders eigenartig. Hinter den Wiesen der Stadt hebt sich ganz allmählich das Gelände zu einer breiten, schiefen Ebene empor von grosser Ausdehnung, die man vollständig übersehen kann, da sie nur Ackerland trägt. An dieser Böschung steigen ein paar Chausseen in die Höhe, die eine führt nach Dennewitz und die zweite ist die grosse Strasse über Herzberg nach Dresden. Gegen Südosten endlich erscheint über dem Höhenrücken in weiter Ferne die blaue

Digitized by Google

Kuppe des hohen Golm. Jüterbog liegt in der Mitte dieser Landschaft auf mehreren Hügeln in einem moorigen Wiesengrunde von mässigem Umfange. Diese Lage wurde in kriegerischen Zeiten besonders wichtig. Es war das eine Übergangsstelle; es ist deshalb kein Wunder, wenn hier wiederholt der Schauplatz militärischer Ereignisse war. Die ersten werden hier wohl schon während der Wendenkreuzzüge sich abgespielt haben, dann folgten die Kämpfe zwischen Kursachsen und dem Erzbischof von Magdeburg; der dreissigjährige Krieg und der siebenjährige Krieg gingen hier nicht spurlos vorüber, und den Schluss machte am 6. September 1813 die Schlacht bei Dennewitz. Die hohen Türme von Nicolai sind nicht ohne Grund als ein Lug ins Land errichtet worden. In der Nicolaikirche hatte Herr Pfarrer Hamann die Erklärungen gegeben.

Von der Nicolaikirche wandten wir uns über den Wursthof zur Mönchenkirche. Hier am Wursthof befindet sich das zugemauerte Fenster des ehemaligen Nonnenklosters. Die Mönchenkirche gehörte zu dem 1510 vollendeten Franziskanerkloster. Sie ist ein einfacher dreischiffiger Hallenbau mit Chor. Als Predigerkirche der Franziskaner hatte sie nur an einer Seite Fenster. Neben der Kirche ist noch der übriggebliebene Flügel des Klosters erhalten. Er war nach der Reformation zuerst Gymnasium und darauf Bürgerschule.

Endlich besichtigten wir noch vor Tisch das Rathaus. Es steht auf dem Markt und stammt aus dem XV. Jahrhundert. In der Front besitzt es einen schönen Staffelgiebel über einer offenen Halle und auf der anderen Seite einen spätgotischen Ostgiebel. An der Ecke zwischen Front und Ostgiebel ist in über Mannshöhe eine kleine Figur aufgestellt. Es ist das der heilige Moritz, der Schutzpatron des Erzbistums Magdeburg. Als die Jüterboger schon alle Gerechtsamen hatten, wie Blutbann, Münzrecht etc., wollten sie auch noch einen Roland haben; der Erzbischof schenkte ihnen aber nur diesen Heiligen. In früheren Zeiten beherbergte das Rathaus auch das Kaufhaus, in dessen Sälen die einheimischen und die fremden Waaren ausgelegt werden mussten. Im ersten Stock befindet sich hinter einer geschnitzten Eichenthür das Prunkzimmer mit köstlichem Sterngewölbe und Säulen. Herr Rektor Werner zeigte im Sitzungssaal eine Anzahl historischer Sehenswürdigkeiten vor. Die Stadt besitzt drei Schutzbriefe mit den Unterschriften Wallensteins, Torstensons und Banners. Es findet sich weiter unter den Schätzen ein zierliches Ciborium aus vergoldetem Kupfer, die Skelette zweier rechten Hände, das grosse Siegel der Stadt mit dem sächsischen und dem jüterbogischen Wappen auf jeder Hälfte, weiter ein dachförmig gestalteter Holzklotz von ungefähr 3 dcm Länge und 2 dcm Höhe, welcher ein Folterinstrument vorstellen soll, und endlich eine Urne und mehrere alte Bücher.

Inzwischen war die Zeit zum Mittagessen herangekommen, deshalb versammelte sich die Gesellschaft allmählich in dem geräumigen

Digitized by Google

Saal des Hotels Herold, wo die Tafeln schon gedeckt waren. Während der Tafel wurde eine Anzahl Reden gehalten. Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, brachte den Kaisertoast aus, Herr Bürgermeister Schmiedecke feierte die „Brandenburgia" und wünschte ihr Blühen und Wachsen, Herr Geheimrat Möbius brachte ein dreifaches Hoch aus auf die Stadt Jüterbog, auf die Herren, welche die Führung und Erklärung übernommen, und auf alle die, welche sich der „Brandenburgia" in so liebenswürdiger Weise angeschlossen hatten, und Herr Dr. Schmidt liess am Schlusse seines humoristischen Toastes die Damen leben. Endlich verlas Herr Justizrat Bürkner eine prähistorische Postkarte, welche zur Begrüssung der „Brandenburgia" eingegangen war.

Nach der Tafel wanderte die Gesellschaft nach dem Vorort von Jüterbog, nach Neumarkt. Die Stadt schliesst auch nach dieser Seite hin ab mit einem wohlerhaltenen Thor nebst Turm. Hinter der Nuthebrücke hebt sich das Gelände wieder und steigt beständig an bis es im sog. Wendentanzplatz die höchste Stelle erreicht hat. Auf diesem Platze soll ein Wendentempel gestanden haben. Bis in den dreissigjährigen Krieg befand sich hier in der That ein kleines Gebäude mit Thür und Fenster und einem Kreuzgewölbe. Letzteres spricht gegen den Tempel. Es hat sich von alle diesem nur ein steinernes Kreuz erhalten, welches neben der Dorfschmiede an der Strasse aufgestellt ist. Am wahrscheinlichsten ist wohl, dass das Gebäude ein Grabmal für vornehme Wenden war. Der alte Wendentempel wird eher an der Stelle der heutigen Kirche gestanden haben, denn es war Gebrauch, nach der Bekehrung gerade dorthin das Gotteshaus zu bauen. Diese Kirche ist die Jakobikirche. Nach dem Vortrage des Herrn Pfarrers Hamann fehlen alle Akten. Das Jahr der Erbauung muss auf 1218 festgesetzt werden. Das Langhaus und der Altarraum sind zu verschiedenen Zeiten entstanden. Im Jahre 1724 wurde der Turm erbaut und im Jahre 1787 die Orgel von der sächsischen Regierung geschenkt. Der Altar ist um 1700 aufgerichtet, und im Jahre 1820 wurde die Kanzel über dem Altar befestigt, weil der Raum für die Kirchenbesucher zu eng geworden war. Es sind drei Glocken vorhanden, welche aus verschiedenen Zeiten stammen.

Damit war das Programm erledigt; nachdem in einem Gartenlokal der Kaffee eingenommen worden war, wurde der Rückweg zum Bahnhof angetreten. Der Weg führt zwischen Wiesen und Gärten an der Südseite der Stadt entlang. An der Westecke bietet sich noch einmal ein sehr schöner Blick auf die Stadtmauer mit ihren Türmen.

Mit dem Zuge um 8 Uhr 33 Min. wurde die Rückfahrt angetreten.

Auch an dieser Stelle sei noch einmal allen denen gedankt, welche sich bei der Führung und Belehrung beteiligt hatten, vor allem Herrn Pfarrer Hamann und Herrn Rektor Werner.

Digitized by Google

Im Anschluss an den obigen Bericht bringen wir noch einige Nachträge, welche eingesandt worden sind.

Herr Geheimrat Friedel liefert folgende Ergänzungen:

I. In der kleinen Altertümer-Sammlung des Magistrats zu Jüterbog befinden sich u. A. folgende Gegenstände:

a) ein angebliches Marmorkonsol-Bruchstück. Die Besichtigung ergab heut, dass es sich um ein sehr hartes Stück Quarzit handelt, der allerdings die Farbe des sehr viel weicheren schlesischen Marmors hat. Das über 2 Fuss lange, ca. 6 Zoll hohe Stück, welches die ungefähre Gestalt eines Schildkröten-Rückenpanzers hat, ist in der Diluvialzeit durch Sandflug teils ausgerieben, teils scharfkantig, façettenartig abgerieben worden. Man nimmt an, dass diese harten quarzitischen Sandsteine dem Tertiär angehören und vielleicht zur miocänen Braunkohlen-Formation Beziehung haben. Dergleichen vom Sandflug kantig oder rundlich beriebene Steine kommen in der Nachbarschaft, namentlich auf dem hohen Fläming bei Belzig, so häufig und mitunter in so regelmässigen Gestaltungen vor, dass man sie nicht selten irrtümlich für vorgeschichtliche Artefakte hält.

b) ein kleines bauchiges, grauschwarzes, sehr hart gebranntes Gefäss, in der Stadt gefunden. Darin liegen zur Zeit ein paar menschliche Leichenbrandreste, welche an die sogenannten niederlausitzer oder von mir ostgermanisch genannten Brandknochenreste aus wirklichen Urnen erinnern. Der kleine mit einem Henkel versehene Krug ist christlich-germanischen Ursprungs, wahrscheinlich 12. bis 14. Jahrhundert. Dergleichen Töpfe findet man häufig in Kellern eingegraben oder eingemauert — als Bauopfer, wie im Monatsblatt der „Brandenburgia“ wiederholt meinerseits angegeben. Die Leichenbrandreste mögen aus einer zertrümmerten und verloren gegangenen germanischen Totenurne herrühren und sind zufällig in den erwähnten mittelalterlichen Krug geraten.

c) ein Stück hartes Holz von der Grösse eines Mauersteins, jedoch auf der einen breiten Fläche sich oben dachförmig, dreieckig zukantend. Mit allegorischen Gerichtsscenen im Stil des 17. Jahrhunderts bunt bemalt. Von Herrn Rektor Werner vielleicht mit Recht für ein Folterwerkzeug gehalten. Wenn es nicht zierlich bemalt wäre, würde ich es für eine der Krippen halten, auf denen beim Rädern dem armen Sünder die Arm- oder Beinknochen zerstossen wurden.

II. Die Witwe des im vorigen Jahre verstorbenen Jüterboger Bürgermeisters Frau von Seehausen besitzt eine kleinere mir vorgezeigte Altertümersammlung. Darin befindet sich eine römische Kaisermünze (konstantinische Periode?) aus Kupfer, angeblich am

Digitized by Google

Markt ausgegraben. Ferner eine grosse Urne, von der vermutet wird, sie sei auf dem Schlossberg (Burgwall) in der Dammvorstadt ausgegraben. Wäre dies richtig, so würde die Vermutung, dass dieser wendische Burgwall unter sich noch eine germanische Grundlage habe, eine wesentliche Stütze erhalten. Das Gefäss zeigt keine Ornamentik, dürfte aber dem ostgermanischen Formenkreise einzureihen sein. Sodann ein kleiner Krug aus grauschwarzem Hartbrand, wie der geschilderte des Rathauses. In einem Keller der Stadt vermauert gefunden, als Deckel darauf ein rundes, ziemlich gut passendes, natürliches Steingeschiebe von Linsenform. Das Gefäss ist leer gefunden, doch mag darin, inzwischen verdunstete, Flüssigkeit gewesen sein. Als Bauopfer anzusprechen.

III. Herr Pfarrer Hamann von St. Jakobi teilt mit, dass sich in der Nähe des Stadtteils Neumarkt noch zwei Rundwälle auf den Wiesen befinden, einer etwas angestochen, der andere napfkuchenförmig, noch unversehrt. Mutmasslich wendische Rundlinge, deren Untersuchung anempfohlen werde.

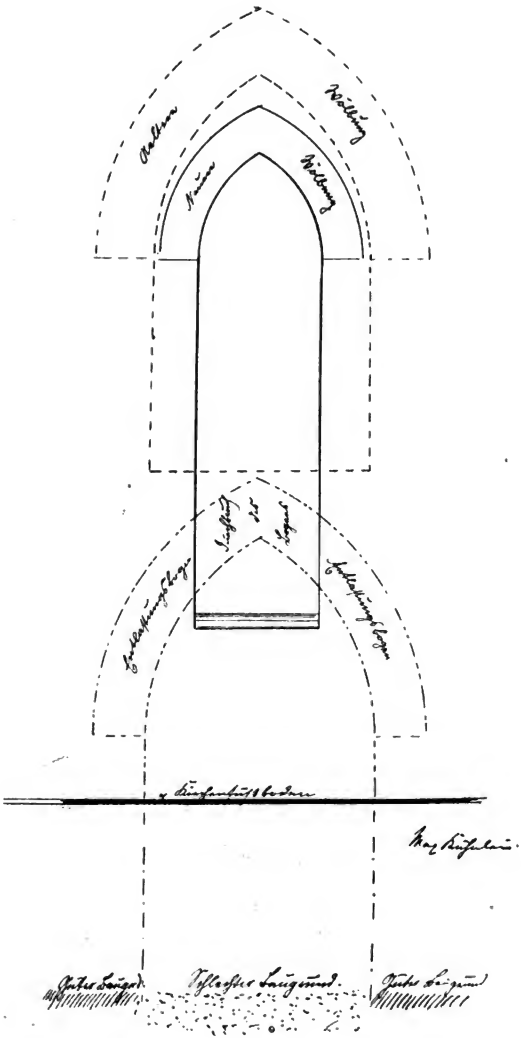
IV. In der Raritäten-Sammlung der alten Sakristei in der Nikolaikirche bemerkte ich beim Besuch der Kirche im Herbst 1899 einen Rippenknochen, der seit unvordenklicher Zeit in der Kirche als Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Derselbe sollte ein Mammutknochen sein, wogegen ich behauptete, dass es eine rezente — wenn auch vielleicht einige Jahrhundert alte — Rippe eines Walthieres (Cetacee) sei. Bei der heutigen Besichtigung wurde meine Bestimmung durch die anwesenden Zoologen Geheimrat Dr. Möbius, Direktor Dr. Otto Reinhardt und Prof. Dr. A. Krause bestätigt. Das spongiöse Gewebe des Knochens spricht durchaus für eine Cetacee. Dergleichen Knochen finden sich vielfach in alten Kirchen und Rathäusern.

V. Ebendaselbst befinden sich einige schöngeschnitzte hölzerne Heilige von eingegangenen mittelalterlichen Altären und Kapellen. Dieselben haben auf der rechten Wange tief eingedrehte Löcher von etwa der Grösse eines Zweimarkstücks. Hierin haben höchstwahrscheinlich Partikelchen von Reliquien gesessen, die in reformatorischer Zeit entfernt worden sind, ohne dass man sich die Mühe gegeben hat, die Höhlungen wieder zu verschliessen.

Herr Max Kühnlein, Architekt, bringt folgenden Beitrag:

Gelegentlich der am 27. Mai cr. stattgehabten Wanderfahrt nach Jüterbog streifte Herr Pfarrer Hamann die Frage nach der Ursache des an der linksseitigen Chorwand der Nicolaikirche befindlichen, von einer Fensteröffnung durchbrochenen, in mächtiger Spannweite hergestellten und vollständig ins Mauerwerk eingelassenen Wandbogens. Nach eingehender örtlicher, an den Vortrag anschliessender Besichtigung

Digitized by Google


Mauerwerk
Mauerwerk
Mauerwerk
Mauerwerk
Entlastungsbogen
Entlastungsbogen
Entlastungsbogen
Entlastungsbogen
Hauptbogen
Hauptbogen
Haupt

äusserte ich mich Herrn Pfarrer Hamann und Herrn Rektor Werner gegenüber folgendermaassen:

Jüterbog hat zum grossen Teil sehr schlechten Baugrund, beim Bau der Kirche an jener Stelle auf solchen stossend, überbrückte man mittels des in Rede stehenden Entlastungsbogens den schlechten Grund (ein noch heut übliches Verfahren) und legte über die dem Bogen als Widerlager dienende Pfeiler die noch jetzt durch zwei lotrecht hochstrebende Fugenrisse erkennbare, ältere Fensteröffnung an. Die grössere Breite derselben entspricht nicht der Lichtweite des gegenüber befindlichen schmaleren Chorfensters, dasselbe liegt überdies aus der Achse seines Gegenübers, hier folgte man unverkennbar einem gegebenen Zwange. In späterer Zeit empfand man die ungünstige Wirkung des den beiden Chorfenstern anhaftenden Unsymmetrischen, und so durchbrach man den längst in seiner Struktur abgebundenen Entlastungsbogen, legte eine dem Gegenüber genau entsprechende Öffnung frei und mauerte die restlich verbleibenden Lichtöffnungen des grossen Chorfensters älteren Datums voll aus. Betrachtet man die Verschiedenartigkeit der Maasswerke beider Fenster, und folgt man den deutlich erkennbaren, mit Mörtel verstrichenen und mit Farbe übertünchten Fugenrissen, so dürften diese Merkmale meine eingangs erwähnte Vermutung über die Entstehungsursache des an jener Stelle vorhandenen Wandbogens wesentlich unterstützen.

---

5. (3. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Juni 1900. — Wanderversammlung nach Tegel.

Im Garten des Trillerschen Schlossrestaurants hatte sich eine stattliche Zahl von Mitgliedern und Gästen eingefunden. Nachdem der Kaffee eingenommen worden war, begab sich die Gesellschaft in das Schloss. Die reichen Kunstschätze und die ehrwürdige Ausstattung der oberen Räume riefen bei dem trüben Licht eines vorüberziehenden Gewitters eine besonders feierliche Stimmung hervor. Der heftige Regen verhinderte leider den geplanten Rundgang durch die Gartenanlagen und den Besuch der Gräber der Familie Humboldt und des Grabes Knuths. Daher versammelte sich die Gesellschaft sogleich zur Einnahme des Abendbrotes in der verdeckten Halle des Schlossrestaurants. Da die

Digitized by Google

Vorträge im Freien nicht stattfinden konnten, so mussten sie im Saale gehalten werden, wodurch leider ein grosser Teil ihres Reizes verloren ging. Zunächst trug unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer ein Sonett auf die Humboldteiche vor, das von unserem Mitgliede Herrn Dr. C. Bolle gedichtet worden war. Drei weitere Sonette liess darauf der Dichter selber folgen. Wir schalten dieselben gleich hier ein.

Die Humboldteiche von Tegel.

(1878.)

I.

Gewalt'ge Eiche, mit des Liedes Tönen
Hat dich umkränzt der Freund dir und Gebieter
Zugleich war, dieses Paradieses Hüter,
Ein Dichter, herrschend in dem Reich des Schönen.

Du hattest Zeit, an Ruhm dich zu gewöhnen,
Denn ungern deines Wipfels Kühlung mied er,
Der ält're jener Dioskuren-Brüder,
Die ew'ger Lorbeer will unsterblich krönen.

Du bliebst, ein Zeuge von entschwund'nen Tagen,
Als still und gross, mit ausgespannten Ästen,
Du Schatten liebest uns'res Landes Besten.

Wenn mich an dir vorbei die Schritte tragen
Will stets an grosser Männer sel'ge Manen
Mich andachtsvoll, o Baum, dein Rauschen mahnen.

II.

Nicht mehr wie sonst umgiebt dich das Gehöfte,
Zum Schönen wandelt sich, was gut und nütze;
Jetzt schiesst die Blume um dich her in Säfte,
Und Gartenbänke laden rings zum Sitze.

Von Vielen aber nach des Tags Geschäfte,
Die dir gedankt, dass sie dein Laubdach schütze,
Sah ich nicht Einen, der sein Auge hefte
Auf dich, durchschauert von poet'schem Blitze.

Unfern von dir, an gleichen Sees Spiegel
Auf kleiner Insel, von bescheid'nem Munde
Löst manches Mal die Muse nun das Siegel,

Ein Echo weckend längs den schilf'gen Borden,
Sei weit umher an dieser Wasser Runde
Unmusisch auch und kalt die Welt geworden.

Digitized by Google

III.

Du hast in sechs Jahrzehnten, die verronnen,
Seitdem ein Humboldt von dir musste weichen,
Dich sehr verschönert und an Glanz gewonnen;
Jetzt prangst ein Baum du stolz und sonder gleichen.

Wie gelbgrün sich die Mistelstaude sonnen
Mag auf geheimnisvollen Druideneichen,
Hält dich ein Epheu riesengross umsponnen
Und strebt, der Krone Gipfel zu erreichen.

So ragst du nun, voll immergrüner Würde,
Ein Denkmal dem, der, wenn er wiederkehrte,
Veränderte, dich schwer erkennen würde;

Ein Zeugnis auch von hehren Urgewalten,
Die jener And're uns erkennen lehrte,
Vor dessen Geist sie sich im Kosmos malten.

IV.

(1900.)

Seit dies gedichtet, ist manch' Jahr verflossen,
Das eng Verbundene will sich gramvoll trennen,
Was sich in eins verwachsen liess erkennen,
Löst rauh die Zeit, jagend auf schnellen Rossen.

Sie reisst den Freund vom zärtlichsten Genossen.
Den Epheu, hundertjährig fast zu nennen,
Lässt sterbend sie zu dürrem Holz verbrennen,
So üppig auch er einst emporgeschossen.

Fest stehst du, Baum. Bleib lebensfrisch erhalten
Und schau herab auf kommende Geschlechter,
Dem Ruhm der Humboldt als ein treuer Wächter;

Von uns'rem Volk auf immer hoch gehalten,
Nicht, diesem Epheu gleich, bereit zu sterben,
Nein, eichenstark, sich dauernd zu vererben.

Darauf hielt Herr Dr. Bolle noch folgenden frei gesprochenen Vortrag über die Bedeutung des Ortes:

Tegel — ein Ortsname von gutem Klange. Es giebt wenige Stätten der Berliner Bannmeile, an welche sich reizvollere, ja geradezu mehr klassisch zu nennende Erinnerungen knüpfen und deren Besuch daher erwünschter erscheinen dürfte; allerdings mit gewissen von der Zeit gebotenen Einschränkungen. Die Umwandlung ländlicher Einfachheit in vorstädtische Prosa hat sich für dies Dorf so erschreckend vollständig ins Werk gesetzt, dass es sich, weit mehr noch als andere, in civilisatorischem Auf-

Digitized by Google

schwung begriffen, anschickt eine Art von *ville noire*, durch Bierpaläste notdürftig erfrischt, zu werden.

Verlegung der grossartigen Borsigschen Fabriken, der Eisenhammer Germania, die Rosenbergsche Dampfmühle, dazu die Nachbarschaft eines vielbevölkerten Strafgefängnisses und der Daldorfer Irrenanstalt, sowie der Segen über den Ort sich ergiessender Elektrizität und aller jener gegen das Blau des Himmels trübselig abstechender Drähte, deren Frequenz vor kurzem noch Pierre Loti unser Berlin verleidete, sind das nicht alles Gegensätze zu idyllischer Ländlichkeit? Auch jener Freund des Menschen, der Hund, wagt sich nicht mehr maulkorblos heraus und längst schon sind die Dorfstrassen leer von dem vertraulichen Völklein des Hausgeflügels. Unvermeidlich! Muss nun solcher Fortschritt nicht den positiv-modernen Menschen mit stolzer Freude erfüllen, während er allerdings den sträflich zurückgebliebenen Naturfreund in konträrem Sinne anmutet?

Aber auch für ihn und mit ihm für die Mehrzahl der frischer Luft bedürftigen Städter ist noch gesorgt. Zwei Schritt nur vom Dorfe abseits in den Gutsbezirk hinüber und man sieht sich vom Laubdunkel hoher Bäume duftig umfangen. Schon das Schlossrestaurant gleicht einer Operndekoration. Sobald man jedoch von staubiger, jetzt vielfach aufgerissener Heerstrasse seitwärts in den Mühlenweg abbiegt, ändert sich wie durch einen Zauberschlag die Scenerie. Abgewichen von der geraden Linie, erschliesst sich die Seele dem vollen Reiz entzückender Ländlichkeit, durch den Kontrast des vorher Gesehenen noch verstärkt. Ein weisses Schloss schimmert durch Baumschatten; wir wissen welche genialen Geister hier gewaltet und diese Stätte für immer geweiht haben. Durch diesen Baumgang sind Goethe und Pückler, die schöne Henriette Herz und Rahel Levin geschritten. Diese gigantischen Platanen haben jene erlesene Gesellschaft unter sich wandeln gesehen, die als die Grosseltern der jetzt alternden Generation junge Kinder waren, dem Berliner Leben, zwischen Hubertsburg und Jena, eine so poesievolle Verklärung lieh. Unweit von hier sehen wir Chamisso nach Wasserpflanzen fischen und Jahrzehnte vorher den noch knabenhaften Alexander von Humboldt, geführt und belehrt durch den damals noch jungen „alten" Heim, die grüne Trommel des Botanikers tragen und später jene höchste nordische Seltenheit, die Linnaea borealis, zuerst in der Mark entdecken. Ja, der Wissende erspäht hier viele denkwürdige Spuren, über die jetzt das Rad des Bicyklisten ahnungslos hinrollt.

In Kurzem von den vegetativen Reizen der Landschaft und der ihr gewordenen Pflege durch Menschenhand, und zwar erschöpfend, zu reden, würde heut schwer fallen. Nur wenige Punkte seien hervorgehoben. Das Jagdschlösschen der Landesherren, in tiefer Waldeinsamkeit gelegen, bedurfte einst keiner Gartenanlage. Was freiwillig da herum

Digitized by Google

wuchs und blühte, genügte in vollem Maasse. Es genügte auch die Waldespracht und der Blick auf den inselreichen See, über den sich riesige Kiefernkronen beugten und den breitästige Eichen von erstaunlichem Umfange umkränzten. Ein Runddorf, das Heim nur von Bauern und Fischern, durch den Purismus der Gelehrsamkeit zeitweis aus Tegel in Ziegel umgetauft, liess nichts als einfache Gemüsegärtchen seine strohgedeckten Hütten umsäumen. In diesen wird der Besucher aus der Stadt, sowie der seit Jahrhunderten an dies Gewässer gebannte Angler, neben Kohl und Zwiebeln, Salvei und Dill, Würze von Aal und Schlei, als vorwaltend angetroffen haben. An ein Mehr wurde erst gedacht, als der Besitz des Schlosses, von dem des Dorfes streng geschieden, in andere Hände übergegangen war. Es waren dies die eines Barons von Humboldt, der gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hier Eigentümer wurde. Ihm lag es, der Richtung der Zeit gemäss, nahe, den Umkreis seines neuen Heims durch Gartenanlagen zu verschönern, eine Aufgabe, der er sich mit Eifer und durch die Üppigkeit des vorhandenen Baumwuchses wesentlich unterstützt, hingab. Dazu kam noch wirksamere Anregung und Förderung. Ein Forstmann von ungewöhnlicher Begabung, von Burgsdorf, war wenig später in die Tegeler Oberförsterei eingezogen, Gutsherr und Grünrock befreundeten sich zu gemeinsamem Wirken, dessen Ergebnis in erster Linie ein Zuwachs landschaftlicher Verschönerung werden musste. Mit Burgsdorf begannen vollständig neue Ideen im Bereich der Forstwirtschaft sich zu regen. Er schrieb in Tegel u. a. seine klassischen Bände, die Naturgeschichte von Eiche und Buche behandelnd. Ganz andere Geister als die unter seinem Dache polternden, jener von Goethe im Faust verewigte Spuk, begannen sich Bahn zu brechen und gingen in Wald und Flur neugestaltend um. Bereicherung unserer Forsten durch fremdländische, namentlich nordamerikanische Baumarten wurde zuvörderst von hier aus, für Preussen zuerst, in grösserem Maassstabe betrieben. Ein Herr von Wangenheim, der als Offizier in Amerika gegen die junge Republik kämpfend, die Vorzüge der transatlantischen Sylva kennen gelernt hatte, lieh bei solchen Neueinführungen hilfreiche Hand. Die noch gangbaren Namen der „alten“ und der „neuen“ Baumschule in dem damals nach Heiligensee genannten Revier erinnern jetzt noch, wenn auch verwildert, an diese Bestrebungen, denen der grosse Botaniker Willdenow nicht fern stand. Im Anschluss hieran stehen zwei schöne Buchenkampe, ein grosser, lange Zeit ertragreicher Weinberg, vor allem aber majestätische Lindenalleen und sonstige Baumreihen nahe bei Tegel. Eine von letzteren und zwar die bekanntere, den Schlossgarten flankierend, datiert allerdings erst vom Jahr 1818. Sie war gepflanzt worden in der Absicht, dem von seinem langjährigen Gesandtschaftsposten aus Rom heimkehrenden Wilhelm von Humboldt eine Überraschung zu bereiten. Zur Zeit werden Parzellierungen und

Digitized by Google

Neubauten auf der Feldmark an ihr entlang wohl auch neben den entstehenden Villen für neue Gartenanlagen Raum schaffen.

Mit welcher, jetzt leider oft vermissten Pietät die Vegetation um Tegel gehütet ward, davon liefert den Beweis ein mächtiger, sehr alter Fliederstrauch dicht am Schlosse, welchen man beim Umbau des letzteren durch Schinkel und Kantian, 1821, mit vieler Mühe sorgfältig schonte. Noch zur Stunde beschattet derselbe, blütenreich in jedem Frühjahr, ein anheimelndes Ruheplätzchen für die Insassen des an Kunstschätzen so reichen Baues.

Vorüber an der wohl tausendjährigen Eiche, deren gewaltiger, sie wie ein Netz umklammernder Epheu leider im Absterben ist, führt der Weg zu der tannenumhegten, weihevollen Grabstätte der Humboldtschen Familie und ihrer Angehörigen anderen Namens, welche von der durch Thorwaldsens Meisterhand geschaffenen Statue der Spes, auf hoher Säule thronend, überragt wird. Hier betreten wir, von Ehrfurcht durchschauert, die Stätte eines friedlichen Heroenkultus, die noch unentwegt ihren alten Zauber ausübt, während sie auf ihrem Sande die Fussspuren verständnisvoller Pilger, selbst aus fremder Zone, für immer bewahren wird.

Wer gedenkt hier nicht jener schönen Worte Fontanes, die den Entschlafenen des stillen Ortes eine eigenartige, bei uns selten anzutreffende Geistesrichtung vindizieren. Während die Friedhöfe märkischer Edelsitze fast ausschliesslich den Extremen entweder absoluter kirchlicher Gläubigkeit oder Voltairescher Frivolität dienstbar sind, gehört dieser dem Ausdruck eines bescheidenen, nicht unfrommen Zweifels, der vom Jenseit nichts Sicheres wissen will, aber auch den Unsterblichkeitsglauben nicht abweisen mag und sich deshalb allein unter die Ägide der Hoffnung stellt.

Wer sich in und bei Tegel umschaut, dessen Auge trifft auf vielfache und lebendige Beweise von unvermindert fortlebender, ja sich steigernder Liebe zum Gartenbau. Wie duftet und blüht es nicht in den kleinsten Vorgärten, besonders aber um die Villen herum, wenn auch nicht überall in so reichem Maasse wie in dem mit eigener Hand gepflegten Garten der Frau Geheimrat Lapierre, einer überaus eifrigen Pflanzenfreundin. In gleichem Sinne bethätigt sich jetzt die Gutsherrschaft vermöge ausgedehnter Neupflanzungen, deren Pflege niemand anders besser als Herrn Rohde anvertraut werden konnte. Überall mahnen alte Bäume an die Vergangenheit, überall schmücken Blumen und junges Grün neben gedeihenden Obstplantagen eine lebensfrohe Gegenwart. Selbst vor die Pforten der rauchgeschwärzten Werkstätten Vulkans pflanzt man Gruppen von Rhododendron und exotische Coniferen. Zwischen Gluten und Schweiss soll Arkadien nicht ganz vermisst werden. Es besteht hier also fort und fort ein Kultus ländlicher Gottheiten, Floras und Sylvans, nur wandelt derselbe sich nach Zeit und Ort, ohne jedoch aus den Aspirationen von Menschengeist und Volksseele je ganz zu verschwinden.

Digitized by Google

Wohl aber ändert sich die Landschaft des freien Feldes. Die tiefste Waldeinsamkeit übersäet der überall hinschweifende Radfahrer mit dem Gräuel der Stullenpapiere. Wenn man jetzt dicht bei Tegel Borsigwalde baut, so willige ich gern in die Unterstreichung und Gültigkeit des Eigennamens, das „wald“ indess hätte man füglich fortlassen mögen, so sehr weichen ringsum die ärmlichen Reste der Kieferngehölze zurück.

Wer erkennt noch im Geräusch der Humboldtmühle das Klappern jener uralten Mühlenräder nahe der Mündung des Tegeler Fliesses? Nur Wenige denken noch daran, dass es hier war, wo vor mehr als fünf Jahrhunderten der Heerbann Berlins mit den Streitkräften der Quitzows zusammentraf, statt des erhofften Sieges indess eine schwere Niederlage erlitt, in deren Folge der Feldhauptmann Wyns nebst einer Anzahl von Ratmannen zu schwerer Haft in den Turm von Bötzow wandern musste. Trösten wir uns damit: unser verehrter Vorsitzender, Stadtrat Friedel, ist schon aus chronologischen Gründen nicht mit dabei gewesen.

Hierauf sprach der II. Vorsitzende, Herr Schulrat Prof. Dr. Euler, der Besitzerin des Schlosses, der Frau Hofmarschall C. von Heinz, den Dank der Versammlung für die gestattete Besichtigung aus. Und zum Schluss zeigte Herr F. Meyer einen kolorierten Kupferstich: „Tegel und seine Umgebung zu Ende des 18. Jahrhunderts“ vor.

Die Kremmener Studenten auf den deutschen Universitäten bis zum Jahre 1700.

Von **Friedrich Werwach.**

Seitdem man in den letzten Jahrzehnten mit der Veröffentlichung älterer Studenten-Matrikeln vorgegangen ist, sind in mehreren Zeitschriften deutscher Geschichtsvereine Aufsätze über die aus einzelnen Ländern und Städten stammenden Studenten früherer Jahrhunderte erschienen. Diese Aufsätze haben die Anregung gegeben, den Söhnen der Stadt Kremmen nachzuforschen, die bis zum Jahre 1700 Universitäten besucht haben bezw. in die Universitäts-Matrikeln aufgenommen worden sind. Die bis in die Gegenwart reichende geringe Entwickelung dieser Stadt sowie ihre geringe Bedeutung in der Geschichte liessen bei Beginn der Arbeit kaum einen Erfolg erwarten. Doch schon das für sie benutzte erste Werk, die vom Geheimen Archiv-Rat Dr. Ernst Friedländer in den Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven —

Digitized by Google

Bände 32 und 36 — veröffentlichten älteren Matrikeln der Universität Frankfurt a. O. und der hierzu herausgegebene vortreffliche Registerband — Band 49 dieser Publikationen — ergab für den beabsichtigten Zweck ein über Erwarten günstiges Resultat. In Folge dessen sind die Nachforschungen möglichst ausgedehnt und weiter die Matrikeln der Universitäten Erfurt, Greifswald, Heidelberg, Herborn, Köln, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Wittenberg, soweit sie gedruckt vorliegen, durchgesehen worden.*)

Aber es ergab sich, dass Angehörige der Stadt Kremmen nur zu den der Heimat zunächst belegenen Universitäten in Frankfurt a. O. — jetzt Breslau —, Wittenberg — jetzt Halle a. S. —, Greifswald, Leipzig und Rostock inskribiert sind. Zwar werden in der Geschichte des Geschlechts von Bredow, Teil II, Kremmische Linie, zwei Angehörige dieser Familie erwähnt, die noch andere Universitäten besucht haben. Es ist dies ein Johannes oder Hans v. Bredow und ein Achim v. Bredow, wovon ersterer ausser in Frankfurt a. O. noch in Altorf, Tübingen und Ingolstadt, und letzterer 1623 in Jena studiert haben soll. Jedoch ist diese Nachricht aus gedruckten Matrikeln nicht zu bestätigen, da solche für diese Universitäten nur teilweise gedruckt vorliegen oder noch nicht veröffentlicht sind.

Im grossen und ganzen wird dieses Resultat die Annahme rechtfertigen, dass Studenten aus Kremmen in früheren Jahrhunderten nur in verschwindend wenigen Fällen andere als die Universitäten Frankfurt a. O., Wittenberg, Greifswald, Leipzig und Rostock besucht haben. Mit Ausnahme von Wittenberg und Leipzig sind die Matrikeln der voraufgeführten Universitäten bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts gedruckt. Der Gefälligkeit eines Freundes ist es zu danken, wenn wir auch aus der

*) Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, Band VIII I. II., Akten der Erfurter Universität, bearbeitet von Dr. Weissenborn. — Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven, 52. Bd., Ältere Universitätsmatrikeln, Universität Greifswald, herausgegeben von Dr. Ernst Friedländer. — Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662, herausgegeben von Gustav Toepcke, Heidelberg, 1884, 1886. — v. d. Linde, die Nassauer Drucke der Königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden, darin: Matricula studiosorum scholae Herbornensis, Wiesbaden, 1882. — Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, I, Bonn, 1892, darin: Die Matrikel der Universität Köln von 1389 bis 1466, herausgegeben von Keussen. — Codex diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil, XVI. Band, enthaltend: Die Matrikel der Universität Leipzig von 1409 bis 1559, herausgegeben von Georg Erler. — Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis, edidit Julius Caesar, Marburg, 1875, 1877, 1882, 1885. — Die Matrikel der Universität Rostock von 1419 bis 1694, herausgegeben von Dr. Adolph Hofmeister, 3 Bände, Rostock. — Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, herausgegeben vom akademischen Senat. Tübingen, 1877. — Album academiae Vitebergensis ab anno MDII usque ad annum MDLX, ex autographo edidit Carolus Eduardus Foerstemann. Leipzig, 1841, und Album academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDCII, volumen secundum, Halle, 1894. —

Digitized by Google

Wittenberger Matrikel Kenntnis von den Kremmener Studenten der Jahre 1602 bis 1700, für welchen Zeitraum sie noch nicht veröffentlicht ist, erhalten haben. Dagegen konnte die Matrikel der Universität Leipzig nur bis zum Jahre 1559, bis wohin sie herausgegeben ist, benutzt werden.

Indem wir nun am Schlusse dieses Aufsatzes aus diesen Matrikeln die Kremmener Studenten bis zum Jahre 1700 — bei Leipzig bis zum Jahre 1559 — zusammengestellt haben, glauben wir damit ein bis zum ersteren Jahre reichendes abgeschlossenes Bild von ihrer Teilnahme an den gelehrten Studien zu geben. Hieran wird auch der Umstand nichts ändern, dass uns für diese Arbeit die Leipziger Matrikel von 1559 bis 1700 verschlossen blieb. Es ist kaum anzunehmen, dass nach Eröffnung der Universitäten Wittenberg und Frankfurt a. O. in den Jahren 1502 und 1506 die Leipziger Universität noch von Kremmenern aufgesucht worden ist, zumal sich von ihnen überhaupt ein Zuspruch nur in ganz mässigen Grenzen gehalten hat. Denn im 15. Jahrhundert sind in die Matrikel dieser Universität nur 2 Studenten aus Kremmen eingetragen worden, während wir von 1500 bis 1559 jede Teilnahme aus dieser Stadt vermissen.

Die in früheren Jahren unendlich schwankende Schreibweise der Ortsnamen macht sich auch in den Universitätsmatrikeln bezüglich des Namens „Kremmen" recht bemerkbar. Neben „Cremmen" bezw. „Kremmen" finden wir diesen Ort „Cremen", „Grimmen", „Krimmen", „Crimen", „Crementz", „Gremen", „Krymmen", „Kremen", „Crimnen", „Chremen" und „Gremmen" geschrieben. Bei den weitaus meisten Studenten aus Orten dieser abweichenden Schreibweise ist es nicht zweifelhaft, dass sie aus Kremmen gekommen waren. Aber auch bei den wenigen Studenten, bei denen die Herkunft aus Kremmen auf Zweifel stiess, haben wir diesen Ort mit Rücksicht auf den Familiennamen als ihre Heimat angesprochen.

Aus der Zusammenstellung ergiebt sich, dass

a)	im 15. Jahrhundert	3	
b)	im 16. Jahrhundert	31	und
c)	im 17. Jahrhundert	36	
	zusammen	70	

Angehörige der Stadt Kremmen als Studenten immatrikuliert worden sind. Hiervon entfallen auf die Universitäten:

Rostock	aus dem	15.	Jahrhundert	1		
	„ „	16.	„	1		
	„ „	17.	„	4,	zusammen	6
Leipzig	„ „	15.	„			2
Greifswald . .	„ „	16.	„	1		
	„ „	17.	„	2,	zusammen	3

Digitized by Google

Frankfurt a. O.	aus dem	16.	Jahrhundert	23		
	„ „	17.	„	23,	zusammen	46
Wittenberg . .	„ „	16.	„	9		
	„ „	17.	„	15,	zusammen	24 Studenten,

was eine Gesammtzahl von 81 ergiebt.

Die Abweichung von der weiter vor auf 70 angegebenen Gesammtzahl hat ihren Grund darin, dass 11 Studenten zu je 2 dieser Universitäten inskribiert worden sind.

In den Matrikeln wird im 15. Jahrhundert und weiter zurück der Familienname sehr häufig fortgelassen, da sein Gebrauch noch nicht allgemein war. Neben dem Vornamen ist dann nur der Ort der Herkunft angegeben. Deshalb können wir ohne Zweifel den in der Rostocker Universitätsmatrikel unter dem Jahre 1425 aufgeführten Simon Kremmen als einen Kremmener betrachten.

Unsere Forschungen führen uns ein Bild vor Augen, wie wir es zu schauen nicht erwartet haben, nämlich, dass das Bestreben nach höherer Bildung im 16. und 17. Jahrhundert in der Stadt Kremmen verhältnismässig ein weit grösseres als im 18. und 19. Jahrhundert war. Gegenwärtig zählt dieser Ort p.p. 3000 Einwohner, 1778 aber waren es nur 1472. Wenn man in Betracht zieht, dass sich diese Stadt erst mit der im 17. Jahrhundert ausgeführten Niederlegung und Einebnung ihrer Schutzwerke — Mauern und Gräben — ausgedehnt hat, so muss man zu dem Ergebnis kommen, dass Kremmen im 16. und 17. Jahrhundert mit der Einwohnerzahl noch hinter dem 18. Jahrhundert zurückgestanden hat. Vergleicht man Einwohnerzahl und Anzahl der Studierenden der ersten beiden Jahrhunderte mit dem 18. und 19. Jahrhundert, so wird unsere Behauptung über das Bestreben nach akademischer Bildung keine zu gewagte sein, zumal, wie jedem Eingeweihten bekannt, die Zahl der im vorigen Jahrhundert mit solcher Bildung ausgestatteten Söhne Kremmens nur eine recht bescheidene ist. Wir glauben auch unsere Annahme noch mit der Thatsache bekräftigen zu können, dass die der Heimatsprovinz angehörende Universität in Frankfurt a. O. von 1686 bis 1808 von keinem Kremmener besucht worden ist. (Vergl. Friedländer, ältere Universitäts-Matrikeln, Universität Frankfurt a. O.)

Im 16. Jahrhundert finden wir die ersten Söhne Kremmens auf der Universität Wittenberg. Ohne Zweifel sind sie durch Luthers und Melanchthons Wirken angezogen worden. Bis zum Jahre 1560, dem Tode des letzteren, zählen wir drei Kremmener Studenten auf dieser Universität. Gegenüber anderen kleinen Städten der Mark Brandenburg ist das eine äusserst geringe Zahl. So z. B. waren von 1502 bis 1560 an der Universität in Wittenberg aus Beelitz 49, aus Kyritz 13, aus Pritzwalk 20, aus Wittstock 11 und aus Trebbin 13 Studenten immatrikuliert

Digitized by Google

(vergl. Märkische Forschungen, Band 14, Seite 326). Diese auffällige Erscheinung ist wohl in dem Umstande begründet, dass die Reformation in Kremmen anscheinend erst spät — der erste evangelische Prediger wurde dort 1566 vociert — eingeführt worden ist.

In den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts haben noch mehrere Kremmener in Frankfurt a. O. studiert, und in der Folge nimmt auch unter ihnen das Streben nach akademischer Bildung zu. Wir glauben dies auf die Thätigkeit der beiden ersten evangelischen Prediger dieser Stadt, Jakobus Pascha und Jakobus Schröder, die dort von 1566 bis 1573 bezw. von da bis 1603 gewirkt haben, zurückführen zu können. Von dem Chronisten Johann Grüwel werden diese in seiner „Kremmischen Schaubühne" als gelehrte Männer bezeichnet. Wie es seiner Zeit vielfach unter den Geistlichen geübt worden ist, werden es sich auch diese beiden haben angelegen sein lassen, viele Schüler mit der für das Universitätsstudium nötigen Vorbildung auszustatten. Die Zusammenstellung giebt uns aus den Jahren 1550 bis 1603 37 Studenten bekannt, worunter sich auch 2 Söhne des Predigers Pascha und 4 Söhne des Predigers Schröder befinden. Welche Entbehrungen musste sich die letztere Familie in Folge der Ausbildung ihrer Söhne auferlegt haben? Denn die ersten Prediger der Stadt hatten nur ein sehr geringes Einkommen, und zwar, was sie jährlich aus der Nutzung von 4 Hufen Land, einem Garten und einem Scheffel Roggen von jeder Hufe der Ritter- und Bürgerschaft gewinnen konnten. Nur geringe Gebühren wurden ihnen für Amtshandlungen bei Leichenbegängnissen gewährt, wogegen sie die Austeilung der Sakramente unentgeltlich besorgten.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts befindet sich die Zahl der Kremmener Studenten im Rückgange. Man wird nicht fehl gehen, hierfür die Gründe in den bedeutenden Bränden der Stadt in den Jahren 1606 und 1607 zu suchen. Denn der Wiederaufbau der Gebäude hat die verbliebenen Mittel vollständig in Anspruch genommen und die meisten Bürger werden sich nicht mehr haben gestatten können, ihren Söhnen eine derartige, ohne Kosten nicht angängige, Ausbildung angedeihen zu lassen.

Der 30jährige Krieg und seine Folgen haben ihre Wirkung auf den Besuch der Universitäten nicht verfehlt, sie ist bezüglich der Kremmener Studenten recht bemerkbar. Von ihnen finden wir auf deutschen Universitäten während der Jahre 1618 bis 1648 nur 5. Diese geringe Zahl hat auch ausserdem unzweifelhaft ihren Grund in dem im Jahre 1630 stattgehabten Brande der Stadt, der sie ganz in Asche legte und die Bürgerschaft grösstenteils in Armut brachte. In ihren wirtschaftlichen Verhältnissen ist erst mit Beendigung des Krieges eine Besserung eingetreten, und damit wird auch wieder das Interesse für die Universitätsstudien rege. Hierzu hat aber besonders der im Jahre 1646 zum Rektor der

Digitized by Google

Kremmener Stadtschule und Collaborator Ministerii berufene Michael von Lanckisch beigetragen. Er wird uns von Johann Grüwel in seiner „Kremmischen Schaubühne" als gelehrter Mann geschildert, unter dem die Schule sehr gefördert worden ist, und viele seiner Schüler, wie z. B. Johann Schmidt, Martin Stolhoff, Andreas Otto, Andreas Mankopff und Johann Zepernick, die in der Zusammenstellung als Studenten verzeichnet stehen, gelehrte Leute geworden sind. Auch der genannte Chronist ist ihm zu vielem Danke verpflichtet. Leider war von Lankisch Thätigkeit in Kremmen nur eine kurze, da er bereits 1648 zum Pfarrer in Gross-Schönau berufen wurde. 1663 erhielt er die Dienstagspredigerstelle in Zittau, wo er am 4. Februar 1674 verstorben ist. Von ihm sind uns 12 Schriften bekannt (Rotermund, Forts. zu Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon). Ausserdem war von Lankisch Kaiserlicher gekrönter Poet und Mitglied der Hirtengesellschaft an der Pegnitz mit dem Beinamen Strephon (Neues Lausitzisches Magazin, 71. Jahrgang, Geschichte der Ortsherrschaft von Hörnitz). Von 1660 ab wird die Zahl der studierenden Kremmener geringer und mit Beendigung des 17. Jahrhunderts sehen wir in Kremmen das Streben nach akademischer Bildung erlöschen. Von Einfluss wird hierauf wiederum ein bedeutender Unglücksfall, nämlich die dortige Feuersbrunst am 9. September 1680, gewesen sein, die diesen Ort, bis auf wenige geringe Häuser, in einen Schutthaufen verwandelt hat. Die Bürgerschaft ist in Folge dessen in ihrem Wohlstande sehr zurückgekommen, was sich auch noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein bemerkbar machte.

Soweit es möglich gewesen ist, haben wir der folgenden Zusammenstellung Nachrichten über Familien-Verhältnisse pp. hinzugefügt. Zu diesem Zwecke ist Grüwels handschriftliche „Kremmische Schaubühne"; Beckmanns handschriftliche Chronik von Kremmen, Riedels Cod. diplom. Brand.; Bardeys Geschichte von Nauen und Ost-Havelland; die Geschichte des Geschlechts von Bredow, 2. Teil, Kremmische Linie; der 14. Band der „Märkischen Forschungen"; die No. 11 vom 19. Jahrgange des „Deutschen Herold" und die 36. Sonntagsbeilage zur Norddeutschen allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1894, benutzt worden. Hieraus war leider nur weniges zu schöpfen. Die bereits erwähnten vielen grossen Brände Kremmens haben das dortige Stadtarchiv bis auf wenige Urkunden und damit die hervorragendste Quelle für derartige Nachrichten vernichtet.

Die Universitätsmatrikeln bieten für familiengeschichtliche Forschungen ein nicht zu unterschätzendes Arbeitsfeld. Durch unsere Zusammenstellung glauben wir noch mancher jetzt in Kremmen und Umgegend blühenden Familie, wie z. B. Bading, Bellin, Beutel, Kerkow, Kienscherf, Lahn, Schmelter, Sukrow und Tübbicke einen Anhalt für solche Forschungen zu geben.

Digitized by Google

Unter den Studenten früherer Zeit war es vielfach Brauch, seinen deutschen Namen in das Lateinische oder Griechische zu übersetzen, oder diesen Sprachen anzupassen bezw. seinem Namen eine lateinische Endsilbe anzuhängen. Wie aus der Zusammenstellung zu entnehmen ist, sind auch die Kremmener Studenten diesem Brauche mehrfach gefolgt. Bei ihren Personennamen bemerken wir auch die in früherer Zeit so oft zu Tage getretene Zerfahrenheit in der Schreibweise. Wir führen hier die Studenten Friseke und Phrysicke; Greuvel, Greuwel und Grüwel; Rog und Rugge; Schmelter und Smelter; Stellhofe und Stolhoff; Breda, Bredow und Bredaw an, welche ohne Zweifel zum Teil identisch sind, bezw. zum Teil einer Familie angehören.

In die Studenten-Matrikel wurden früher vielfach Personen eingetragen, die noch nicht das für die Leistung des akademischen Eides erforderliche Alter hatten. Auch einzelne Kremmener Studenten finden wir in diesem jugendlichen Alter. Andererseits bemerken wir unter den zusammengestellten Studenten bereits einen Graduierten, den Magister Johannes Reimann, und selbst solche, die schon ein öffentliches Amt bekleideten, wie z. B. Heinrikus Müller oder Möller und Jacobus Papa oder Pape. Ersterer war im Jahre seiner Immatrikulation, 1615, bereits Kantor und Stadtschreiber in Kremmen, und letzterer ist 1603, in dem Jahre, in dem er eine Universität bezogen hat, zum evangelischen Prediger daselbst vociert worden.

Den neu aufgenommenen Studenten lag die Verpflichtung ob, eine Gebühr zu entrichten, die im grossen und ganzen für die einzelnen deutschen Universitäten feststand. Trotzdem wurde aber diese Gebühr je nach dem Vermögen der Studenten erhöht oder erniedrigt, auch unter Umständen ganz erlassen. Aus der Höhe dieser Einschreibgebühr lassen sich Rückschlüsse auf die Vermögensverhältnisse der Einzelnen ziehen. Wenn wir es unterlassen haben, in der nachfolgenden Zusammenstellung die Höhe dieser Gebühr anzugeben, so sind wir hierbei von dem Umstande geleitet worden, dass die Kremmener Studenten fast durchweg eine ziemlich gleichmässige Gebühr entrichtet haben, so dass man einen bemerkbaren Unterschied in den bescheidenen Vermögens-Verhältnissen kaum voraussetzen kann. Die wenigen Beamten erhielten nur das Notwendigste und auch die fast ausschliesslich Ackerbau treibenden Bürger gelangten zu keinem nennenswerten Wohlstande. Ausgeschlossen hiervon bleiben allerdings die Angehörigen der Familien von Bredow, von der Lütke und Weiler, da bei ihnen als Besitzer der Güter in Kremmen eine bessere Vermögenslage anzunehmen ist.

Die Fakultät der Studierenden ist nur selten aus den Matrikeln zu entnehmen. Zum grösseren Teile werden die Kremmener Studenten dem Studium der Theologie obgelegen haben, wie wir in der Zusammenstellung mehrfach anzugeben Gelegenheit fanden. Bei einigen ist aus

Digitized by Google

ihrer späteren Lebensstellung zu schliessen, dass sie Rechtswissenschaft studiert haben.

Bei Fertigung der Zusammenstellung haben wir die Studenten nach der Zeitfolge geordnet, da wir hiermit eine bessere Übersicht zu geben glauben. Um die Zusammenstellung nicht zu sehr auszudehnen, sind zur Bezeichnung der von den Studenten besuchten Universitäten Buchstaben gewählt worden, und bedeutet:

F = Frankfurt a. O., *W* = Wittenberg, *G* = Greifswald, *L* = Leipzig und *R* = Rostock.

1425. Simon Kremmen. *R.*

1477. Andreas Hoppenrode de Cremmen. *L.*
Dieser Student steht unter der Sächsischen Nation und unter der Nation der Meissner aufgeführt. An letzterer Stelle ist der Vermerk: de natione Saxonum. Hiernach ist anzunehmen, dass sein letzter Aufenthalt im Bezirk der Meissner Nation gewesen ist.

1490. Johannes Breda de Kremen. *L.*
Vielleicht identisch mit Hans von Bredow, der 1499 urkundlich erwähnt wird, in welchem Jahre er huldigte. Er war damals im Mitbesitz von Kremmen oder hatte allein ein Anteilsgut. Da er die Konfirmations-Urkunde von Kremmen vom Jahre 1513 nicht mitausgestellt hat, so ist anzunehmen, dass er damals bereits verstorben war.

1521. Gregorius kerku de kremmen Branden. dioc. *W.*

1521. Laurencius kynscherf de krymmen dioc. Branden. *W.*

1553. Martinus Bading Cremensis. *F.*
Gehört einer sehr alten Kremmener Familie an. Ein Jahrhundert später werden in Kremmen die Bürger Jakob, Adam und Andreas Bading erwähnt.

1554. Martinus Phrysicke Cremensis. *F.*
Ein Mitglied der Familie Friesicke, von der sich 1653 ein Bürger Martin Friesicke verzeichnet findet.

1557. Baltasar Rog Cremensis. *F.*
Balthasar Rugge Cremensis. *W.*
Ohne Zweifel ein und dieselbe Persönlichkeit.

1558. Joannes Bertremmus Cremmensis. *F.*
Der 1630 erwähnte Bürgermeister Bertram in Kremmen wird ein Nachkomme dieses Studenten sein.

1558. Thomas Böllike Cremmensis. *F.*
Ein Angehöriger der sehr alten Kremmener Familie Böllike.

1560. Andreas Gorysch Cremensis. prorsus gratis. *R.*

Digitized by Google

1561. Ismael Fabricius Crimensis. *F.*
Latinisierter Familienname Schmidt.

1566. Joachimus Boeme Cremensis. *G.*

1568. Johannes Lindenbergk Kremensis Marchita. *F.*
1653 vertritt diesen Namen in Kremmen der Bürger Kaspar Lindenberg.

1579. Andreas Schönevogel Cremmensis. *F.*

1579. Martinus Schmelter Crimmensis, rectori Eberto iuravit. *F.*
Jedenfalls ein Bruder des nachfolgenden Studenten. Die Familie Schmelter scheint auch in Kremmen eine der älteren zu sein.

1579. Laurentius Smelter Cremmensis. *W.* 1580. Laurentius Schmelter Cremmensis. *F.*
Siehe vorstehend.

1580. Andreas Hackenbergk Cremmensis. *W.* 1587. Andreas Hackenbergk Cremensis. *F.*
Jedenfalls ein Sohn des Kaufmanns Hackenberg, welcher in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Kremmen gelebt und einen Handel mit Wolle betrieben hat. Andreas Hackenberg dürfte ein Bruder des folgenden Studenten sein.

1581. Martinus Hackenbergk Gremensis. *F.*
Siehe vorstehend.

1581. Christianus Greiningk Cremensis. *F.*
Vielleicht ein Angehöriger der Familie Grening, die im Anfange des 17. Jahrhunderts in Kremmen vorkommt.

1581. Abraham Pascha Cremensis. pueri non iurarunt. *F.*
Ein Sohn des ersten evangelischen Predigers in Kremmen, Jakobus Pascha, und ein Bruder des folgenden Studenten.

1581. Benedictus Pascha Cremensis. pueri non iurarunt. *F.*
Siehe vorstehend.

1583. Johannes Cunat Krimmensis. *W.*

1584. Johannes Reimann Crimmensis magister. *W.*

1584. David Schroder Cremmensis, non iuravit, iuravit prorectore d. Matthaeo Zeysio, anno 1595. *F.*
Sohn des 1573 vocierten evangelischen Predigers Jakobus Schröder in Kremmen, der daselbst 1603 verstarb. Jakobus Schröder war mit Emerentzia Grüwel, Schwester des Bürgermeisters Georg Grüwel in Kremmen, verheiratet. Aus dieser Ehe stammen die 4 Söhne David, Jakob, Johannes und Stephan. David Schröder hat Theologie studiert, ist 1602 zum Prediger in Schwante bestellt worden, wo er bis 1623 wirkte. Er hat die „annales Schwantenses", ein Supplement zum Kirchenbuche, 1606 zu schreiben

Digitized by Google

begonnen, worin sich interessante und wichtige, in dem Kirchenbuche fehlende, Aufzeichnungen über derzeitige Begebenheiten und beachtenswerte Familien-Nachrichten finden.

1589. Martinus Friseke Crementz. *W.*

Jedenfalls ein Sohn des vorerwähnten Martin Phrysicke, der 1554 in Frankfurt a. O. inskribiert worden ist.

1591. Justus a Bredow in Reinsperg et Gremmen. *F.*

Identisch mit Jobst von Bredow, der 1577 oder 1580 geboren sein mag. Er war in Brandenburg a. H. Domherr, verkaufte 1618 die Rheinsbergischen Güter, nachdem er um 1610 die Güter zu Neu-Zauche und Gr. Lübbenau in der Niederlausitz mit 13 Dörfern erworben hatte. Er starb 1621 oder 1622. Zuerst war er mit Katharina von Bredow aus dem Hause Kremmen und nach 1600 mit einer von Arnim vermählt.

1591. Joannes a Bredow in Reinsperg et Gremmen. *F.*

Hans v. Bredow, ein Bruder des vorstehenden Jobst v. Bredow, ist 1576 geboren. Er studierte auf den Universitäten Frankfurt a. O., Altorf, Tübingen, Ingolstadt und war in der Jugend viel auf Reisen. In der väterlichen Erbteilung fielen ihm die Güter Kremmen und Vehlefanz zu. 1608 kaufte er das Gut Linum. Hans von Bredow ist nur 46 Jahre alt geworden und war zweimal vermählt, zuerst 1601 mit Margaretha Gans Edle zu Putlitz, gestorben am 6. Okt. 1602, zum zweiten Male am 13. Januar 1611 mit Irmgard von Arnim.

1591. Valentinus Kremerus Cremmensis. *F.*

1613 findet sich in Kremmen ein Organist und Ziesemeister Baltin Kremer, vielleicht ein und dieselbe Persönlichkeit.

1596. Jacobus Schroderus Cremmensis Marchicus. *F.*

Siehe die Erläuterung bei David Schröder. Jakob Schröder studierte Theologie.

1596. Johannes Schröderi, Cremmenses Marchici, non iurarunt. iuravit prorect. Origano anno 1603. *F.*

Siehe die Erläuterungen bei David Schröder. Johannes Schröder studierte Theologie.

1596. Stephanus Schröderi, Cremmenses Marchici, non iurarunt. iuravit prorect. Origano anno 1603. *F.*

Siehe die Erläuterungen bei David Schröder. Stephan Schröder studierte Theologie.

1596. Michael Thomae Cremmensis. *W.*

1632 ward ein Johannes Thomae zum Rektor und Hülfsprediger in Cremmen berufen, der 1637 die Predigerstelle in Wansdorf erhielt. Michael und Johannes Thomae stehen jedenfalls in verwandtschaftlichem Verhältnis.

Digitized by Google

1599. Joachimus Leniges Cremmensis. *F.*

Ohne Zweifel ist dieser Student aus der in Kremmen weit verzweigten Familie Lönies oder Lönnies. 1617 ist dort ein Bürger Staks Lönies, 1653 ein Ratsverwandter Hans Lönnies und die Bürger Jochim, Severin und Jochim Lönnies.

1601. Gabriel Gericke Cremmensis, per aetatem non iurarunt. *F.*

1579 war Kaspar Gerike Pfarrer an der Kapelle St. Jakob in Kremmen, anscheinend bis 1595. Gabriel Gericke dürfte ein Sohn dieses Pfarrers sein.

1601. Christoph Wartenbergius Cremmen March. *W.*

1601. Joachimus a Bredow in Cremmen, per aetatem non iurarunt. *F.*
1603. Joachimus a Bredaw, Cremmensis nobilis. *R.*

Joachim von Bredow, geboren etwa 1583 oder 1585, erbte die Güter zu Kremmen und Vehlefanz. Die unglücklichen Zeiten, die in Folge des 30jährigen Krieges über die Mark kamen, zerrütteten seinen Wohlstand und zwangen ihn, sein Besitztum mit bedeutenden Schulden zu belasten. 1611 vermählte er sich mit der Wittwe Joachims von Berg auf Klaptow i. U., Sophie von Fronhöfer. 1639 scheint er verstorben zu sein.

1602. Luderus Otto Cremensis Marchicus, propter aetatem non iurarunt. *F.*

1602. Laurentius Wartembergk Cremmensis Marchiacus, non iuravit per aetatem. *W.*

1603. Jakobus Papa, Cremmensis Marchicus. *R.*

Jakobus Pape aus Flatow ist 1603 zum evangelischen Prediger in Kremmen bestellt worden, wo er 1629 verstorben ist. Kremmen hatte 1632 den Bürgermeister Pape, jedenfalls Sohn dieses Predigers.

1603. Henricus Müllerus Cremmensis, non iurarunt. *F.*
1615. Heinricus Müller Cremmensis Marchiacus. *W.*

Heinrich Möller ist 1615 zum Kantor und Stadtschreiber in Kremmen vociert worden. Starb 1631 daselbst an der Pest.

1604. Petrus Betelius Grimmensis Marchicus, pueri. *F.*

Es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich hier um ein Mitglied der Familie Beutel handelt, die im 17. Jahrhundert in Kremmen mehrfach vorkommt. 1653 finden wir dort die Bürger Andreas und Steffen Beutel.

1605. Elias Lähnius Cremmensis Marchicus. *F.*

Falls es sich nicht um einen Angehörigen der vorerwähnten Familie Lönnies handelt, wird man in diesem Studenten ein Mitglied der Familie Lahn vermuten können.

1607. Henricus Woltzin Chremensis. *W.*

1609. Joachimus Rungius Cremmensis March. *W.*

Digitized by Google

1610. Zacharius Erhartus Crimensis. Non iuravit. Gratis inscriptur. *W.*

1612. Christianus Capus Cremensis. *W.*

1618. Martinus Tubbicus Kremmensis Marchicus. nemo iuravit *F.*
Jedenfalls identisch mit dem um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Kremmen amtierenden Bürgermeister Martin Tübbicke.

1628. Georgius Leucander Cremmensis Marchiacus. *W.*
Ist der deutsche Name Weissmann, welcher in das Griechische übersetzt worden ist. Jedenfalls ein Sohn des Pfarrers an der Kapelle St. Jakob zu Kremmen, Joh. Weissmann, der 1595 dort erwähnt wird.

1647. Martinus Stellhofe Cremmensis Marchicus. *F.*
1654. Martinus Stolhoff Cremmensis Marchicus. *R.*
Hat Theologie studiert und die Predigerstelle zu Stegelitz in der Uckermark erhalten.

1647. Johannes Schmidt Cremmensis Marchicus. iur. rect. anno 1651. *F.*
Wird jedenfalls mit dem vorerwähnten Studenten Ismael Fabricius in Beziehung zu bringen sein, vielleicht ein Nachkomme desselben.

1650. Joachimus Telimannus Cremmensis March. *F.*
1660. Joachimus Telimannus Cremmensis March. *W.*
Sohn von Albert Telimann, der von 1639 bis 1656 evangelischer Prediger in Kremmen war. Joachim Telimann wurde 1663 daselbst Rektor und Hülfsprediger. Seinem Vater war er aber wenig gleich in Gelehrsamkeit, Fleiss und Lebenswandel. Grüwel bezeichnet ihn als fruges consumere natus (üppigen Müssiggänger). Er schlug seine Frau und stiess sie etliche Jahre nach der Verheiratung von sich. Mit einem garstigen, berüchtigten Weibe hielt er Haus und zog einige lüderliche Leute an sich. In Folge dessen wurde vom Konsistorium gegen ihn die Untersuchung eingeleitet, jedoch ist er vor ihrem Ausgange 1691 an der roten Ruhr gestorben.

1650. Johannes Greuvel Cremensis Marchicus, non iurarunt. *F.*
1658. Johannes Grüwelins Cremmensis March. *W.*
Johann Grüwel, geboren am 3. Dezember 1638 zu Kremmen, entstammt einer alten und hochangesehenen Familie der Stadt. Sein Vater war der Bürgermeister Andreas Grüwel daselbst, verstorben 1658, sein Grossvater hiess Georg und sein Urgrossvater Thomas. Beide waren ebenfalls Bürgermeister der Stadt Kremmen. Von 1654 bis 1657 besuchte Johann Grüwel das Gymnasium zu Cölln an der Spree und von 1658 bis 1660 die Universität in Wittenberg. Seit 1660 war er Gerichtsherr der gesammten Inhaber der von Bredowschen Güter in Kremmen und vom 2. Februar 1671

Digitized by Google

ab regierender Bürgermeister der Stadt, welches Amt er bis August 1707 verwaltete. Verheiratet war er zweimal, zuerst mit Anna Margaretha Erasmus, Tochter des Bürgermeisters Georg Erasmus zu Spandau, die am 12. Februar 1692 im Alter von 50 Jahren verstorben ist. Aus dieser Ehe waren 7 Söhne und 6 Töchter. Die zweite Frau hiess Louise Gertrut Weiler, mit der er 16 Jahre im Ehestande gelebt hat.

Wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache und seiner Begabung in der Poesie wurde er am 20. Februar 1665 von dem berühmten Johann Rist zum Kaiserlichen Poeten gekrönt und darauf in den damaligen Elbischen Schwanenorden unter dem Namen Laureandus aufgenommen.

Von seinen Werken kennen wir:

a) Die handschriftliche „Kremmische Schaubühne", 2 Bände, in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter der Bezeichnung Ms. boruss, Quart 54, und Ms. germ., quart 93.

b) „Seiden-Kunst", Cölln an der Spree, 1668. In Reimen geschrieben. Ein Exemplar befindet sich in der Breslauer Universitäts-Bibliothek.

c) „Brandenburgische Bewehrte Binen-Kunst." Cöln an der Spree, 1696, drei Auflagen. Exemplare in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

d) „Entdecktes Alterthum der Löwenberger von Schönholz", in Küsters Collect. opuscul.

e) „Richtschnur der Hoch-Deutschen Orthographie." Neu-Ruppin, 1707.

f) „Hochteutsche Kurze, deutliche und gründliche Vers- Reim- und Dicht-Kunst." Neu-Ruppin, 1709. Ein Exemplar in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Johann Grüwel starb in seiner Geburtsstadt am 6. Okt. 1710.

1651. Andreas Ottonis Cremmensis Marchicus. iur. 1660 rect. doct. Wolffio. *F.*

1658. Andreas Otto, Cremmensis Marchiacus. *W.*

1651 befindet sich in Kremmen ein Wollhändler Joachim Otto, 1653 ein Ratsverwandter Joachim Otto, die jedenfalls identisch sind. Andreas Otto wird ein Sohn dieses Joachim Otto sein, auch in Verwandtschaft mit dem vorerwähnten Luderus Otto stehen.

1655. Johannes Zepernick Cremmensis Marchicus. *F.*

1659. Johannes Zepernitius Cremmensis March. *W.*

1653 lebte in Kremmen ein Bürger Johann Zepernick, vielleicht der Vater dieses Studenten.

Digitized by Google

1659. Andreas Mankopff Cremmensis March. *W.*
Wird der Sohn vom Bürger Peter Mahnkopff sein, der 1653 in Kremmen wohnhaft war.

1660. Christophorus Tübbicke Cremmensis Marchiacus. *W.*
Ohne Zweifel ein Sohn des vorerwähnten Bürgermeisters Martin Tübbicke.

1660. Fridericus Ehrenreich von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*
Sohn des General-Wachtmeisters Markus von der Lütke und seiner zweiten Ehefrau Apolonia, geb. von Volckmann. 1649 kaufte Markus von der Lütke das Hauptgut Kremmen. Friedrich Ehrenreich soll am 21. oder 25. Mai 1650 geboren sein; er ist am 1. Mai 1666 gestorben.

1661. Christophorus Bellin Cremmensis March. *W.*
Im 16. und 17. Jahrhundert finden wie bereits Einwohner dieses Namens in Kremmen. 1588 wird ein Christian Bellin daselbst eines Mordes beschuldigt, 1653 dort ein Bürger Thomas Bellin erwähnt, der der Vater des Studenten sein mag.

1664. Christophorus Sucro Cremensis Marchicus non iurarunt. iur. rect. d. Risselmanno 1669. *F.*
1675. Christophorus Sucrovius Cremmenâ Marchiacus. *W.*
1640 schenkte ein Bürger Martin Sukrow der Kirche in Kremmen ein Taufbecken. Der Student wird ein Sohn dieses Geschenkgebers sein. Dieser Name tritt später mehrfach in Kremmen auf, so 1680 ein Krämer und Ratsherr Peter Sukro sen. und 1692 die Bürger Jürgen Sukro und Peter Sukro jun.

1675. Christian Ernst Weiler Cremmensis Marchicus iurarunt. *F.*
Sohn von Georg Weiler und seiner Ehefrau Katharina, geb. Arndt. Er erbte Anteile an dem Gute Kremmen, welches auf seinen einzigen Sohn Christian Ernst überging. Dieser wird einige Male, so 1695, als Leutnant bezeichnet. Seine Ehefrau war eine geborene Reese. Er hinterliess bei seinem Tode — 28. Januar 1707 — 2 Söhne, Ernst Wendelin und Karl Friedrich, von welchen ersterer das Gut Kremmen erhalten hat. Georg Weiler und seinen Nachkommen ist hin und wieder das Adelsprädikat beigelegt worden, doch ist von einer Nobilitierung dieses Zweiges der Weilerschen Familie nichts bekannt.

1678. Marcus Ehrenreich von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*
1684. Marcus Ehrenreich de Luttke, nobilis Marchicus, depositi 1678 me rectore. *F.*
Sohn des General-Wachmeisters Markus von der Lütke und seiner 3. Ehefrau Florentine, geb. von Huwald. Der Student ist am 4. August 1668 geboren, vermählte sich am 9. Juli 1697 mit

Digitized by Google

Jakobine Marie von Frank. Er ist am 31. Mai 1730 zu Staffelde als Geheimer Justiz- und Landrat gestorben. 1696 wird er als Hauptmann und Direktor des Glin- und Löwenbergischen Kreises auf Kremmen, Vehlefanz, Gr.- und Kl.-Ziethen bezeichnet. Er ist der Bruder des vorerwähnten Friedrich Ehrenreich von der Lütke und des folgenden Studenten.

1678. Adolphus Ernestus von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*
1684. Adolphus Ernestus de Luttke, nobilis Marchicus, depositi 1678 me rectore. *F.*

Sohn des General-Wachtmeisters Markus von der Lütke und seiner 3. Ehefrau Florentine, geb. von Huwald. Am 3. Februar 1667 ist der Student geboren, wurde als Hauptmann im Kriege gegen die Türken verwundet und starb in Folge dessen in Ungarn in der Nacht vom 11. zum 12. August 1691. Ein hierauf bezügliches Epitaphium befindet sich in der Kremmener Kirche.

1679. Johannes Georgius Greuwelius Cremmenses Marchici. *F.*
1686. Johannes Georgius Grüwelius Cremmensis Marchicus, inscriptus rect. domino d. Grebenitz 1679. *F.*

Sohn des vorerwähnten Johann Grüwel und Bruder des folgenden Studenten Nathanael Gottfried Grüwel. Johann Georg Grüwel war Advokat, von ihm sind einige Gedichte und historische Werke veröffentlicht. Er nennt sich auch Meso Marchicus.

1679. Nathanael Gotofredus Greuwelius Cremmenses Marchici. *F.*

Sohn des vorerwähnten Johann Grüwel und Bruder des vorstehenden Johann Georg Grüwel. Nathanael Gottfried Grüwel war vom Juni 1700 bis 1726 Bürgermeister der Stadt Kremmen. Sie hatte fünf Bürgermeister aus dieser Familie, davon Nathanael Gottfried Grüwel als letzten. Über 150 Jahre hat diese Familie die Geschicke der Stadt geleitet.

1679. Johannes Heinricus Hübnerus Cremmensis Marchicus, s.s. theologiae studiosus, iuravit. *G.*

Anscheinend Sohn des Flatower Pastors Johann Hübner, der 1687 emeritiert wurde und am 2. Dezember 1689 verstarb. In der Frankfurter Matrikel steht unter 1688 eingetragen: magister Johan Henrich Hübner Flatoa — Marchicus, medicinae studiosus. Möglich, dass beide identisch sind.

1679. Georgius Mollerus Cremensis Marchicus. *F.*

Geboren in Kremmen 1657, gestorben in Berlin 1701. Bekleidete das Amt eines Advokaten. Vielleicht der Sohn von Johann Möller aus Forst i. L., der 1651 zum Rektor und Hülfsprediger in Kremmen vociert wurde, aber wegen Zwistigkeiten mit dem Prediger Ratich 1658 das Amt als Inspektor in Sommerfeld i. L. übernahm.

Digitized by Google

1680. Georgius Christophorus Münchemeyerus Cremmensis Marchicus. *F.* 1680 wird in Kremmen ein Bürger Münchemeier erwähnt. Nicht ausgeschlossen ist es, dass dieser Bürger der Vater des Studenten ist. 1690 wird ein Ratsherr Christoph Münchmeier in Kremmen genannt, in dem wir diesen Studenten wiederzufinden vermeinen. Er ist später in Armut geraten.

1680. Gothofredus Desiderius Ratichius Cremmensis Marchicus. *F.* Ohne Zweifel ein Sohn von Hieronymus Ratich, der 1655 als Substitut, 1656 als evangelischer Prediger in Kremmen bestellt wurde und am 6. März 1696 verstarb. Die Familie scheint sich später daselbst erhalten zu haben, da 1724 ein Bürger und Tischler Kaspar Dietrich Ratich in Kremmen erwähnt wird.

1693. Johann Caspar Kriele, ss. theol. stud. Cremmensis Marchicus. *R.*

Kleinere Mitteilungen.

Aus Güstebiese. Hart an der neumärkischen Oder liegt Güstebiese laut Postbezeichnung, Güstebiese im Volksmunde und nach militärischer Bezeichnung am Spritzen-Schuppen. Terrassenartig ist der kleine Ort gebaut. Durch eine Fähre wird der Verkehr mit dem jenseitigen Ufer nach Neu-Lewin, Trebbin, Wriezen vermittelt; das Fährhaus mit der Fähranlage heisst „der Spitz".

Der Ort selbst ist eintönig, die Häuser mit dem Giebel der Strasse zu und bei etwa 140—145 Wohnstellen 27 auf dem Dach befestigte Fahnenstangen. — Benutzt man der Kirche gegenüber — der Turm der Kirche ist in den fünfziger Jahren einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen — einen Fahrweg bergab dem Wasser zu, dann links einen Fussweg bergauf, bittet den letzten Hofbesitzer, durch sein Gehöft gehen zu dürfen, immer bergauf, so gelangt man sehr bald auf eine bedeutende Anhöhe, welche durch 2 Akazienbäume gekrönt ist. Ein Blick über das Oderbruch belohnt für die Anstrengung. Nach rechts erscheint schleierhaft Schwedt, links der Kirchturm von Zellin deutlich sichtbar.

Vor 60 Jahren führte an der Oder bei niederem Wasserstand ein Fussweg nach Alt-Blessin, heute kann man Viere breit fahren, so hat Regen und Hochwasser die Berge abgespült, die Oder versandet. Sichtbar sind an der Bergwand die Sandschollen, welche bei nächster Gelegenheit demselben Schicksal zum Opfer fallen. Von der durch Akazienbäume geschmückten Berghöhe hatte der König Friedrich II. den Übergang seiner Truppen über die Oder im Jahre 1758 kommandiert, gleichzeitig gefrühstückt, einen breiten Waldweg, „den Schatten-Weg", benutzt und die Russen bei Zorndorf geschlagen.

Digitized by Google

Zum Andenken an diesen Tag stiftete ein Gutsbesitzer, ein Herr von Vietnitz,*) eine steinerne Platte, $1^1/_2$ m breit und 2 m lang, auf welcher der Tag, der Name des Königs und der Zweck des Übergangs in Buchstaben eingemeisselt war. Ein späterer Einwohner stiftete drei Akazienbäume. Von der Tafel ist die eine Hälfte in Folge Unterwaschung abgebrochen, dann weiter gerutscht und teilweise versandet. Nach vieler stundenlanger Anstrengung hatten ich und meine beiden Reisebegleiter das abgebrochene Stück wieder in die ursprüngliche Lage gebracht. Die Buchstaben auf der Platte sind nicht mehr erkennbar, alles durch Regen und Flugsand verwaschen und verwittert. Von den drei Bäumen wurde der eine durch Sturm entwurzelt und den Berg hinab in die Oder geschleudert, dort blieb er an einer Buhne liegen. —

Ein ganz bedeutender Tabak- bezw. Hopfen-Bau findet hier in der Umgegend statt. Der Hopfen wird, wie mir die Wirtin im Krug Zur Mühle in Alt-Blessin mitteilte, nach Bayern gesandt, der Doppelzentner in diesem Jahr für 194 M., und kommt als bayerischer Hopfen wieder nach Preussen.

Erwähnt sei noch, dass die Glocken der Kirche aus den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, ein Geschenk von König Friedrich Wilhelm III., in einem Schuppen neben der Kirche untergebracht sind.

Güstebiese, 18. 9. 1899. Grunow.

---

*) Liegt auf dem Kirchhof nach der Strasse zu begraben, die Stätte ist durch 2 Rüstern und eine eiserne Tafel erkennbar.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Nationaltracht der Flämigerinnen in Niedergörsdorf, Kreis Jüterbog.

Pfarre u. Schule.

Altes Pfarrhaus.

Altes Haus
(Hufnerei)

Denkstein b. Wölmsdorf.

Kirche.

Alte Häuslerin.

Google

Niedergörsdorf bei Jüterbog,

eine Dorfchronik.

Von **Zimmermann**, Pastor.

Wie wenige von denen, welche in den vielen Bahnzügen der Berlin-Anhalter Eisenbahn von Berlin kommend hier vorüberreisen, denken wohl daran, dass sie kurz hinter Jüterbog das Schlachtfeld von Dennewitz mit dem Dampfross durcheilen. In der Einsenkung des Fläming, welche durch den Abfluss der Aa oder Nuthe gebildet wird, liegt links von der Bahnstrecke das stattliche Bauerndorf Dennewitz mit seinem dicken Turme, rechts derselben erblickt das Auge den mit Eichen bepflanzten Denkmalsberg und am Fusse desselben das Dorf Niedergörsdorf mit dem Filialdorfe Wölmsdorf, von denen das erstere an seinem schlanken Turm aus rotem Backstein kenntlich ist. Haben diese Dörfer durch die berühmte Schlacht, welche auf ihren Feldern ausgefochten worden ist, eine geschichtliche Bedeutsamkeit, so ist auch noch manches von ihnen zu berichten, was nicht ohne Wichtigkeit sein möchte.

Entstehung und Name des Dorfes Niedergörsdorf.

Nach dem Abzuge der deutschen Völkerschaften in der Völkerwanderung hatten die Wenden von diesen Gegenden Besitz ergriffen. Jüterbog ist eine alte Wendenburg gewesen, und auf Neumark hat sich das Heiligtum des Jutrebog (Morgenröte) befunden, und hier am Fusse des Denkmalberges sind Urnen gefunden worden, in welchen bekanntlich die Wenden die Asche der verbrannten Leichname ihrer Toten aufbewahrten. Es geht die Sage, dass zu jener Zeit das Dorf der Wenden in der Richtung von Ost nach West an den sumpfigen Wiesen gelegen habe.

Als darauf in der Mitte des 12. Jahrhunderts die Rückströmung der Deutschen erfolgte, riefen Albrecht der Bär und Wichmann, der Erzbischof von Magdeburg, Kolonisten herbei, welche dem Deutschtum und zugleich dem Christentum den Weg bereiten sollten. In die hiesige Gegend wanderten Kolonisten aus Holland — Flamland — ein, welche,

Digitized by Google

durch die Überflutungen der Nordsee vertrieben, hier eine neue Heimat suchten und fanden. Über den Ursprung des Namens Niedergörsdorf gehen die Meinungen auseinander. Niedergörsdorf heisst das Dorf wegen seiner tiefen Lage und im Unterschied vom nahen Görsdorf und Hohengörsdorf. Die einen leiten den Namen von dem bekannten Markgrafen Gors von Meissen her, die andern denken an einen Kolonisten, unter dessen Anführung die Einwanderung erfolgt sei. In der Stiftungsurkunde der Kirche „Unserer lieben Frauen", der ersten Kirche diesseit der Elbe, in Damm bei Jüterbog wird ein Gerosdorf erwähnt und in der Stiftungsurkunde des Archidiakonats von Jüterbog aus dem Jahre 1174 vom Bischof Siegfried aus Brandenburg wird ein Gero als Zeuge angeführt.

Dorflage und Beschaffenheit.

Das Dorf liegt in der Richtung von N.O. nach S.W. — die Kirche und der Kirchhof befinden sich in der Mitte der nördlichen Häuserreihe, aber etwas von der Strasse zurückgerückt. Merkwürdigerweise lagen die einzelnen Giebelhäuser und Gehöfte mit den Gärten nicht senkrecht zur Dorfstrasse, sondern mehr in der Richtung von West nach Ost, so dass sich die Dorfstrasse nach Osten hin erweiterte. Abgeschlossen wurde dort das Dorf durch den Krug und zwei Gehöfte dahinter in der Richtung von N. nach S. Nach S.W., wo die Schule, die Schmiede und die Hirtenhäuser lagen, verengte sich die Dorfstrasse. So war es möglich, dass am Abend das Dorf durch einen Zaun — Scheerengerte — abgeschlossen werden konnte. Die Pferdeställe wurden ausserdem wegen häufiger Pferdediebstähle sorgfältig verschlossen. — Auf der Dorfstrasse befanden sich die beiden Ziehbrunnen und die beiden Backöfen, in denen die Frauen backten und schmorten. Alte Rüstern auf der Strasse gaben dem Dorfe ein sehr freundliches Ansehen, es glich so einem saftigen schlesischen Dorfe. Obwohl ausser der Kirche sämtliche Gebäude mit Stroh gedeckt waren, wohnten die Leute doch mit grosser Sicherheit in denselben. Es ging die Sage, dass eine alte Zigeunerin, deren zerbrochenen Wagen man ausgebessert und welche überhaupt Barmherzigkeit hier erfahren hatte, prophezeit habe, dass Niedergörsdorf vor Feuersgefahr verschont bleiben werde. In der That hat auch vom 30jährigen Kriege bis zum Jahre 1886 hier kein Schadenfeuer stattgefunden.

Wie bescheiden die Leute in ihren Wohnungen gewesen, zeigt eine Beschreibung des Pfarrhauses aus dem Jahre 1670.

Pfarrhaus.

Im Eingang ist eine gebrochene Thür, geht in 4 eisernen Bändern und Haken, hat ein Schloss, Schlüssel, Klinke und oben einen hölzernen Riegel; der Boden im Hause ist gebohlt und die Decke mit Brettern ver-

Digitized by Google

kleidet; auf der rechten Seite ist eine Abseite gebaut und drinnen unterschiedene Kammern.

Erste Kammer.

Deren Thür in zwei eisernen Haken mit Bändern gehend hat ein Schloss und Schlüssel, so der Pfarrer Witwe Vorgeben nach, ihr selg. Herr Andreas Pauli habe machen lassen. Der Boden dieser Kammer ist von Leim geschlagen und die Decke mit Brettern belagert, hat nach der Küche zu ein Glasfenster, in welchem 3 Scheiben ausgestossen sind.

Kämmergen.

An vorhergehender Kammer ist ein Kämmergen, hat eine Thür und gehet dieselbe in 2 eisern Bändern und Haken, ist mit einem Schloss, Schlüssel und Kramme versehen, hat sonsten kein Fenster, sondern in der Höhe nur ein Loch nach Martin Bostorffen zu, deren Decke ist mit Schaalhölzern belegt und der Boden leimigt.

Dritte Kammer.

An voriger Kammer ist wieder eine Kammer, hat weder Thür noch Fenster, sondern nur das blosse Thürgerüste und Fensterloch, der Boden und die Decke gleich den vorigen.

Stube.

Im Hause zur linken Hand ist eine Stube, deren Thür geht in zwei eisernen Bändern und Haken, hat einen Schlüssel und Handgriff, ist sonst mit Tafelwerg(k) bekleidet und steht auf deren Bekleidung über der Stubenthür eine schwarze Tafel, auf welcher etliche lateinische und teuzsche Verse geschrieben sind. Der Fussboden ist mit Brettern gethielt und die Decke getäfelt. Die Wände sind weiss und schwarz gestrichen, worinn 4 Glasfenster und vor einem jeden ein Laden, welcher in 2 Haken und Bändern geht. Hat sonsten auf 3 Seiten lange Bänder und einen Ofen, in welchem eine Röhre von Kacheln gesetzet auch mit einer Bank besetzet ist. Aus dieser Stube geht eine Thür in die Küche.

Küche.

An dieser Stube ist eine Küche, deren Thür vom Hofe hineingehet, hat 2 eiserne Bänder und Haken, wie auch eine Klinke und Umwurf, welchen letzteren der Herr Pfarrer verschafft haben soll.

Darinnen steht ein Herd von Ziegelsteinen, hat eine Feuermauer von Holz und gehet eine Thür aus dieser Küche in den Hof, die Klinke hat der Pfarrer machen lassen.

Stube.

An vorhergehender Küche ist wieder eine Stube. Die Thür, welche vom Haus hineingehet, gehet in eisernen Bändern, hat eine Klinke und

Digitized by Google

inwendig ein Häkchen, so der Pfarrer hat machen lassen. Der Boden ist gedielt, die Wände schwarz und weiss gestrichen, die Decke getäfelt. Sie hat ringsherum lange Bänke und 2 Fenster nach dem Hof zu. Ein Ofen darin eine Blechröhre und der Ofentopf oder Blase gehört dem Pfarrer.

Keller.

Vor dieser Stube ist ein klein Kellergen, so oben mit Schaalhölzern belagert und auf den Seiten mit Mauersteinen ausgesetzet ist, hat eine Fallthür von alten Pfosten jedoch ohne alle Bänder.

Treppe.

Hinten im Hause geht eine gebrochene Treppe auf den Boden, hat eine Thür, hat eiserne Haken und Bänder, so der Herr Pfarrer hat machen lassen. Die Treppe ist auf einer Seite mit Brettern verschlagen und oben mit einer Lehne bekleidet.

Der Boden oder Saal.

Dieser Boden ist mit Brettern belegt und die Decke mit dergleichen bedeckt, hat einen Fensterkopf, davor eine Thür mit eisernen Bändern. Auf der linken Hand dieses Bodens ist ein Thürgerüste, so oben in die Abseite geht, dessen Boden von Leim geschlagen und des Dach von Stroh verfertigt ist, hat darüber 2 Fensterlöcher. —

Stube.

Auf der rechten Hand ist eine Stube, deren Thür in zwei eisernen Bändern geht, hat weder Schloss noch Klinke, ist sonst bekleidet mit einem Sims. Der Boden und Decke ist mit Schaalbrettern belagert, hat 3 Glasfenster, hat weder Ofen noch Bänke, die Wände sind von Leim geflochten. Darinnen stehen 2 Boberten (?) mit Stützen unterstemmt, so sonsten ein Kabinet gewesen sein soll, an einem Stück ist noch das Schloss vorhanden.

Küche.

Bei dieser Stube ist eine Küche, darin man gleichfalls vom Saal geht, hat ein Thürgerüst und keine Thür, ein Glasfenster, welches der Pfarrer hat machen lassen. Der Fussboden ist mit Leim geflochten, die Decke mit Schaalhölzern belagert.

Kammer.

An dieser Küche ist eine Kammer, deren Thür weder Schloss noch Klinke hat, der Fussboden und die Wände sind von Leim geflochten, die Decke aus Schaalbrettern, hat ein Glasfenster.

Darüber ein Boden unter Strohdach.

Aus dem Hause ging eine Thür in den Kuh- und Schweinestall, welcher sich gleich anschloss. —

Digitized by Google

Die Häuser der Hüfner waren ähnlich erbaut, denn auch sie und die Schule waren Giebelhäuser mit Strohdach. Links vor dem Eingang befand sich häufig ein Vorbau, Spieker genannt. Bei Feuersnot war derselbe recht gefährlich; denn das abstürzende Stroh konnte gar leicht den Ausgang versperren. Rechts im Hause befand sich die ziemlich grosse Wohnstube mit einem Fenster nach dem Hofe, zwei nach der Strasse, dahinter lag eine kleinere Schlafstube mit Fenstern nach dem Hofe und daneben am Flur die ganz dunkle Küche unter einem weiten Schornstein. Auf der linken Seite befanden sich einige Kammern für die Mädchen und für Vorräte. Der hintere Teil des Hauses war zum Kuhstall bestimmt, woran sich dann der Schweinestall schloss.

Der obere Teil des Hauses war in drei Böden übereinander zerlegt und diente zur Aufnahme von Vorräten. Der Pferde- und Schafstall, welcher dem Hause parallel lief, hatte meist einen laubenartigen Vorbau, von dem aus man bequem zu den einzelnen Böden gelangen konnte. Unter demselben war allerlei Geschirr an grossen hölzernen Pflöcken aufgehängt.

Niedergörsdorf hat sehr eng gebaute Gehöfte, besonders auf der Südseite, und hat auch beim Neubau eine Änderung hierin nicht stattgehabt. Auch in den neuen Häusern ist der Raum sehr beschränkt, und es fehlt an einer Stube für die Leute. Die Knechte sind auf den Pferdestall angewiesen, wo sie sich ohne Licht des Abends versammeln, und sich in gegenseitiger Lobeserhebung über ihre Tiere ergehen. Im Sommer halten sich die Knechte, bis sie abgefüttert haben, auf der Dorfstrasse auf, wo man sie dann in nicht überzogenen weissen Pelzen antreffen konnte, jetzt sieht man weniger Pelze. —

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts soll ein neues Pfarrhaus gebaut worden sein, welches nicht gar tief war. Es geht die Sage, dass die Bauern im Verdruss über den Bau in einer Nacht die Balken arg verschnitten hätten. Dies Haus stand bis zum Jahre 1886, war übersetzt und recht wohnlich, litt aber sehr am Hausschwamm, so dass die Gemeinde schlüssig wurde, ein neues Haus und einen Stall zu bauen. Dies Haus ist in gelben Ziegelsteinen aufgeführt, und hat der Kgl. Fiskus hier zum ersten Mal einen Baubeitrag gezahlt. Das Haus ist sehr geräumig und hat 10 heizbare Räume.

Kirche.

Die hiesige Kirche und auch diejenige von Wölmsdorf sind sehr alte Bauwerke, aber über die Zeit ihres Baues ist nichts bekannt. Sie sind aus glatten Feldsteinen, welche sich in hiesiger Gegend zahlreich fanden, erbaut, und ist sehr fester Mörtel verbraucht worden. Beide trugen Türme, welche in Fachwerk aufgeführt waren (Dachreuter). In der Kirche von Niedergörsdorf hat in unbekannter Zeit ein Anbau nach

Digitized by Google

Osten hin stattgefunden, welcher ebenfalls in Feldsteinen ausgeführt worden ist, aber statt des Kalkes ist Lehm verwendet worden, weshalb auch Strebepfeiler angebracht worden sind.

Zu jener Zeit ist auch die Sakristei hergestellt und die Thür auf der Nordseite vermauert worden, welche den Einwohnern von Heinrichsdorf, das im 30jährigen Kriege untergegangen, jetzt mit einigen Gebäuden ein Vorwerk des Rittergutes Cappan ist, als Eingang diente. Die Kirche ist sehr geräumig und hat einen grossen Altar und Altarraum, während sie nicht gar hoch ist. Arbeiter aus Böhmen sollen das Altarblatt im Rokokostil angefertigt haben. Ein Altarbild, die Auferstehung darstellend, rührt von einem Künstler (Weber) aus Kloster Zinna her und ist eine getreue Nachbildung desjenigen von der Kirche in Luckenwalde, beide nicht schön.

Die Kanzel, welche an der nördlichen Wand angebracht ist, und der Taufstein, welcher im Altarraum steht, sind im Jahre 1678 aus Sandstein erbaut. Die Kanzel trägt die Inschrift: Joh. VIII. Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort., der Taufstein: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Der letztere hat ein Gesims von Früchten, welche früher in Farben bemalt waren. Der Altar ist mit einem grünen Tuch behangen, auf welchem in gelber Seide die Worte stehen: Dienet dem Herrn in heiligem Schmuck. Das Altarblatt trug in der Höhe die Inschrift „Jehovah“ und „Ecce agnus Dei“ unter der Abbildung eines Schäfleins. Über dem Altarbilde stand: Jesus lebe. Diese Inschriften sind dahin geändert: Der Herr ist Gott; Siehe Gottes Lamm; Jesus lebt.

Im Turm hingen 2 Glocken, von denen die grössere ein kleines Marienbild trug. Als Inschrift stand darauf: O rex gloriae veni cum pace a. Dom. M.CCCCLXXXXIII, die kleine Glocke mit der Inschrift: Hilf Gott. a. Dom. M.CCCCCII zersprang im Jahre 1884, und sind dann aus der Kirchenkasse zwei neue Glocken mit einem Aufwand von 1858 M. beschafft worden. Während die alten Glocken nur 826 Pfund wogen, haben die neuen ein Gewicht von 1273 Pfund.

Die grosse Glocke klingt in A und trägt die Inschrift:

Heute so ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht.

Im Himmel schweb ich,
Zum Himmel heb ich
Des Menschen Herz;
Das Leben weih ich,
Die Klänge leih ich
Zu Freud und Schmerz.
Zum Tagewerk weck ich,
Am Abend wink ich
Zu sanfter Ruh.

Appolda 1885.

Digitized by Google

Die kleine Glocke klingt in Cis.
Sie trägt die Inschrift:

Danket dem Herrn; denn er ist freundlich.

Den Säugling grüss ich,
Die Liebe führ ich dem Altar zu;
Zur Hülfe läut ich, zur Andacht lad ich
Die Christenschaar.
Um Tote klag ich, Gebete trag ich
Zu Gott empor. —

Im Jahre 1854 hat der Blitz mit einem kalten Schlage den alten Turm getroffen, und es wurde ein Neubau des Turmes und eine Reparatur der Kirche ausgeführt. Bei dieser hatte man dem Gestühl einen weissen Leimanstrich gegeben, welcher für die Kleider recht unangenehm war, auch waren die Bänke der Frauen zu niedrig. Darum ist im Jahre 1896 die Kirche mit einer neuen Decke, das Holzwerk mit einem Ölanstrich versehen worden; die Frauenstände haben eine Erhöhung und Dielung erfahren. Zugleich sind aus Sammlungen in der Gemeinde zwei neue Altarleuchter beschafft worden, so dass an hohen Festen 4 Altarlichte angezündet werden können. Noch ist zu erwähnen, dass neben der Kanzel sich ein Epitaphium des Pfarrers Jh. Scheffler befindet mit kurzem Lebenslauf, auch findet sich im Altarraum ein unbekanntes Grabgewölbe, welches durch besondere Steine bezeichnet ist. Zwei Holzschnitte, holländische Bauern darstellend, sind an das Märkische Provinzial-Museum abgegeben.

In der Kirche sind einige merkwürdige Trauungen geschehen.

1712 wurde hier durch den Pfarrer aus Kaltenborn der erstalte Korporal Ihrer Durchlaucht zu Sachsen-Weissenfels, Johann Christian Krisler, mit der Tochter des Bürgers und Tuchmachers Brohnin aus Freiburg getraut.

1790 Johann August Sigmund Grau, Kaufmann in Jüterbog, mit Johanna Auguste Wilmersdorf, des Bürgermeister und Syndici Tochter in Jüterbog, ehelich verbunden.

1794 wurde Licentiat Jacob Wilhelm Knösel aus Wittenberg und Madam Christiane Karoline Auguste Dryer aus Jessen getraut.

1805 folgten Johann Christian Friedrich Wendel, Konrektor in Jüterbog, und Demoiselle Johanna Christina Berndt, des Aktuar Berndt Tochter.

1808 verehelichten sich hier

1. der Kaufmann Gottlob Ernst Gruno aus Jüterbog und Wilhelmine Höfert, Tochter des Scharrenschlächters aus Berlin;

Digitized by Google

2. Franz Tourbié, Rendant beim Stadt- und Landgericht in Jüterbog und Frau Caroline Henriette Balzer, Tochter des Kaufmanns und Posthalters in Jüterbog.

1824 wurde der Bürgermeister Johann Wilhelm Balzer aus Jüterbog und Sophie Emilie Am Ende, Tochter des Superintendenten in Jüterbog, getraut.

2. Friedrich Ludwig Frobenius, Kaufmann in Jüterbog, und Wilhelmine Friederike Danneberg aus Treuenbrietzen.

3. August Moritz Runge, Konrektor in Jüterbog, und Johanna Caroline Strauss, Tochter des Kreisphysici in Jüterbog.

1825 Carl Friedrich Flemming, Dr. med. in Jüterbog und Caroline Sophie Balzer, des Kaufmanns und Magistrats-Mitgliedes Balzer in Jüterbog Tochter.

1865 Johann Uhlmann, Pfarrer zu Triebitsch bei Driesen, und Anna Maria Krebs, Tochter des Oberförsters in Dippmannsdorf.

Hierbei soll erwähnt werden, dass erst in neuerer Zeit die beiden hiesigen Dörfer durch Eheschliessungen sich nahe getreten sind. Es ist merkwürdig, dass die neuen Ehefrauen, wenn nicht aus dem Dorfe, meistens aus dem Osten gewonnen werden; auch sind eine ganze Anzahl hiesiger Mädchen nach dem Westen hin verheiratet worden.

Pfarrer.

Pfarrer dieser Gemeinden sind, wie aus Aufzeichnung in den Kirchenbüchern, welche mit dem Jahre 1672 beginnen, hervorgeht, folgende gewesen:

1. Nachdem der letzte katholische Plebon Michael Gröbitz 1538 erwürgt worden war, folgte als erster lutherischer Pfarrer Magister Valentinus Grossanus, welcher in Wittenberg studiert und Luther und Melanchthon fleissig gehört hatte. 1540 wurde er von dem Hauptmann von Klitzing in Jüterbog (Amt) hierher berufen und ging wohl wegen der schlechten Wohnung 1559 nach Luckenwalde. —
2. Melchior Kohl aus Döbeln, studierte 1528 zu Pforta und Wittenberg und wurde 1559 hierher berufen. Er war ein bescheidener und sittsamer Mann, unterschrieb die Concordienformel und predigte den Bauern wohl. Anno 1584 starb er am Schlagfluss und liegt hier begraben.

   In der Visitations-Ordnung von 1562 heisst es, dass er durch den Erzbischof von Magdeburg, unsern gnädigsten Herrn, auf die Pfarre verordnet sei und anno 1559 durch Magister Eisleben in Berlin ordiniert sei. Der Pfarrer ist ein gelehrter und sittiger Mann und hat auf die fürgehaltenen Artikel der christlichen Lehre wohlgeantwortet.

Digitized by Google

Das Einkommen des Pfarrers bestand in 2 Hufen Landes, item 2 Hufen Landes samt dem halben Getreidezehnten auf der wüsten Mark Heinstorf, die 30. Mandel vom Getreidezehnten, die 30. Bothe vom Flachszehnten, den 3. Theil vom Fleischzehnten, 4 Pf. Opfergeld jährlich von jeder Person, die communiciert, 3 Rauchhühner von der Gemeinde zu Niedergörsdorf, 1 Gr. vom Begräbnis, 1 Gr. vom Kindtaufen, 6 Pf. vom Einleiten, 2 Gr. vom Aufbieten und Copulieren. Vom Filial 1 Hufe Landes, die Accidentia wie oben.

Inventarium der Pfarre: 1 jähriges Schwein, 1 böser Wagen, 1 Pflug ohne Eisen und Rade, 1 böse Egden, 2 Schweinetröglein, 10 alte Hühner, die Wintersaat. 2 Wispel 16 Scheffel Roggen waren ihm von seinem Vorgänger überwiesen und sollten ihm bei seinem Abgange erstattet werden.

Es waren damals in Niedergörsdorf 20, in Wölmsdorf 7 Hauswirte. In beiden Dörfern haben die Bauern ziemlich beten können. Magister Grossanus hatte 60 Fl. verbaut, von denen er 15 Fl. zurückerhielt. Damals wurde auch ein Streit mit dem Pfarrer in Kaltenborn beigelegt, welcher sich 4 Hufen Landes von Heinstorf, welche die Niedergörsdorfer bebauten, beziehentlich den Zehnten angeeignet hatte. Es wurde zu gleichen Teilen entschieden, der Pfarrer in Niedergörsdorf hat aber zum Protokoll geschrieben „Mit Unrecht". —

3. Berthold Herold aus Hirschberg in Schlesien studierte 1553 in Leipzig und Wittenberg, wurde 1589 ins Pfarramt berufen. Er hat die Bauern civilisiert und ist 1601 gestorben.

4. Joachim Pelichen, Sohn des Pfarrers von Nicolai, wurde 1602 hiesiger Pfarrer. Im 30jährigen Kriege plünderten ihn die Kaiserlichen zweimal. Die Schweden reichten ihm den Schwedentrank. In seinen Postillen nennt er sich einen Märtyrer Christi.

5. Emmanuel Bethulius wurde am 1. April 1602 geboren, studierte in Wittenberg, war dann 8 Jahre Informator in Meissen und wurde von dort durch Kurfürst Georg von Sachsen hierher berufen. Er führte einen leichten Lebenswandel. Zu einem Gastmahl liess er die Glocken läuten, den Puppenspielern erlaubte er eine Vorstellung in der Kirche. Als er des Ehebruchs überwiesen war, wurde er degradiert und aus dem Lande verwiesen.

Der Pastor Amende sollte sein Nachfolger werden, er schlug die Stelle aber aus in der Furcht, dass ihm das Haus über dem Kopf angesteckt werden möchte.

6. Andreas Pauli aus Jüterbog, Informator bei den Klitzows, 1660 hierher berufen, heiratete die Tochter des Bürgermeisters Emme in Jüterbog, fiel 1669 tot vom Pferde und liegt hier begraben.

Digitized by Google

7. Johann Hektor Gorlach aus Frankfurt am Main war Pastor in Fröhden. 1670 kam er hierher und war ein guter Pastor, der auch die Pfarräcker in gute Verfassung brachte.
8. Wolfgang Scheffler aus dem Schönburgischen, wo sein Vater Schulmeister und Schneider war. 1678 kam er nach Niedergörsdorf, wo er zuerst ein Inventarium aufstellte. In der Kirche steht sein Epitaphium.
9. Abraham Crednlius seit 1696 Pastor allhier, ging 1716 nach Liebfrauen auf Damm, wo er 1724 verstorben ist.
10. Johann Fuchs aus Thüringen kam 1716 nach Niedergörsdorf und wurde dann ebenfalls nach Liebfrauen vociert, wo er 1740 starb. Ein Porträt desselben hängt in der Kirche zu Mönchen in Jüterbog.
11. Johann Georg Tiemann, geboren zu Eisleben anno 1697, besuchte die Schulen in Eisleben, Stassfurt, Mansfeld; studierte in Wittenberg; wurde 1725 Rektor und Diakonus zu „Unser lieben Frauen und Mönchen" in Jüterbog und ging, nachdem er hier pastoriert, 1739 nach Domnigka.
12. Pfennig, früher Rektor in Gommern, war hier bis 1758 Pastor.
13. Johann Gotthelf Grosser (Grossanus), ging 1765 nach Brück, wo er 1771 verstarb.
14. Johann Wilhelm Hilliges aus Seyda, wo sein Vater Superintendent war, wurde am 29. Januar 1765 hiesiger Pfarrer; ging 1789 als Superintendent nach Seyda zurück.
15. Johann Gottlob Hoffmann starb am 16. Oktober 1815, nachdem er hier 26 Jahre amtiert hatte. NB. Ein Sohn desselben hat der hiesigen Kirche einen silbernen Abendmahlskelch mit Patene 1854 geschenkt. Die Gemeinde hat dazu im Jahre 1878 eine versilberte Abendmahlskanne und ein Ciborium aus der Kirchenkasse beschafft.
16. Karl Friedrich Lautsch, war vorher 13 Jahre Pastor in Niederwerlig, wurde dann 1816 von der Königl. Regierung hierher berufen.
17. Johann Christoph Friedrich Wassermann war $7^{3}/_{4}$ Jahr Diakonus und Rektor in Brück, wurde 1833 hierher vociert und vom Herrn Superintendent Richter eingeführt. Er hat hier seine erste Ehefrau begraben, war kinderlos und ging 1868 nach Dippmansdorf, wo er 1870 verstorben ist.
18. Karl August Eduard Günther, 1837 zu Stargard in Pommern geboren, studierte 1855—58 in Berlin und Halle. Am 3. Oktober 1861 wurde er zum Pfarrer von Alexanderhof durch Bischof Neander ordiniert, 1868 Pfarrer in Niedergörsdorf. Er litt an der Schwindsucht, welche den hochbegabten Mann vielfach im Amte hemmte. Er ist hier 1874 gestorben und begraben.

Digitized by Google

19. Über den Pfarrer R. Besser, welcher nur ein Jahr amtierte, fehlen Nachrichten. Er starb am 6. September 1876 infolge einer Erhitzung, welche er sich bei der Feier des Dennewitz-Tages zugezogen hatte.
20. Seit dem 6. September 1877 ist durch Gemeindewahl Eduard Zimmermann Pfarrer der hiesigen Gemeinde.

Es sei noch bemerkt, dass sich für den gewöhnlichen Umgang der Leute der Name Magister für Pastor erhalten hat; die Bezeichnung Prediger oder Pfarrer ist nicht gebräuchlich.

Einkommen des Pfarrers.

Das Einkommen des Pastors hat sich in der Zeit verschoben und in den Accidentien erhöht.

Es wurden gezahlt:

für eine Taufe	2,25 M.
für eine Trauung	9,00 „
für ein Aufgebot	3,50 „

Diese Einnahmen sind mit einer Rente von 93,40 M., und zwar 62,60 M. aus dem landesherrlichen Fonds und 14,80 + 16,00 M. aus den Mitteln der Kirchengemeinde (Umlage), seit 1892 abgelöst.

Für Leichen sind zu zahlen:

1. grosse Leiche mit Abdankung	6,00 M.
2. kleine Leiche	4,50 „
3. Abdankung	2,25 „
4. Segensleiche	1,50 „

Vor der Reallasten-Ablösung wurde gezehntet:

Der Fruchtzehnt nach der Zahl 30, ebenso Halmfrüchte und Flachs der 30. Bund. Kartoffeln und Rüben die 30. Reihe. Auf der wüsten Mark Heinrichsdorf galt die Zahl 60.

Der Fleischzehnt an Gänsen, Lämmern, Ferkeln wurde auch nach der Zahl 30 erhoben und der Rest im nächsten Jahr weiter gezählt.

Der Erbkrüger gab alle drei Jahre das 6., 16., 26. Lamm und wurde nicht weiter gezählt. Die Höfer Gottlob Freidank und Gottlob Müller entrichteten jährlich 2 Rauchhühner, Martin Hecht alle 3 Jahre einen Hahn. Für Wölmsdorf galten dieselben Sätze. Der Pfarrer war unter diesen Verhältnissen gezwungen, eine eigene Landwirtschaft mit 4 Pferden zu führen, wodurch Kraft und Lust zum Amte gefährdet wurden, während ihm auch wieder ein Mitfühlen mit den Bauern erleichtert wurde.

Um den Belästigungen bei der Einziehung des Zehnten zu entgehen, schloss der Pfarrer Wassmann im Jahre 1856 einen Vertrag mit den

Digitized by Google

Gemeinden ab, nach welchem von jeder Hufe 7½ Thaler zu entrichten waren — für Niedergörsdorf 390, Wölmsdorf 203 Thaler. Im Jahre 1865 kam darauf die Zehntablösung zu stande und fielen

auf Niedergörsdorf 253 Scheffel 14½ Mtz. Roggen,
„ Wölmsdorf 145 „ 12 „ „

Da der Preis des Roggens pro 1865 5—6 M. betrug, hatte der Pfarrer ein schönes Geschäft gemacht.

Im Jahre 1876 ist dann die Roggenrente in eine Geldrente zum Satz von 6,20 M. umgewandelt, welche von den Gemeinden mit 4½ bezahlt und amortisiert werden muss. Hierdurch sind den Bauern hohe Lasten aufgelegt, und muss z. B. der Lehnschulze jährlich 195,10 M. an die Pfarre, jetzt an die Pfarrkasse entrichten.

An die Pfarre sind damals an Rentengelder niedergelegt

aus Niedergörsdorf . . . . . 32 418,88 M. zu 4%,
„ Wölmsdorf . . . . . 22 492,50 „ „ do.

Die Pfarre hat früher eine Scheune am Kirchhof besessen. Dieselbe ist abgebrochen, und ist der Platz dann von einem Bleichplatz in die Umzäunung des Kirchhofs aufgenommen worden. Durch die neue Gehaltsordnung ist Niedergörsdorf in die III. Klasse mit 3000 M. Grundgehalt aufgenommen worden.

Schule.

Nachrichten über die hiesige Schule sind nur spärlich, reichen aber bis zum Jahre 1650. Der Leiter derselben wird custos, aber auch Schulmeister genannt. Sein Einkommen war nicht hoch. Die Gemeinde Niedergörsdorf reichte 34½ Scheffel Roggen dar, Wölmsdorf 22 Scheffel. Ausserdem fiel ihm von jeder Hufe ein Ei und aus jeder Wirtschaft ein Brot zu. An Accidentien bezog er für ein Begräbnis 6 Pf., für eine Taufe 1 Pf. Das Schneiderhandwerk musste miternähren. Als erster benannter Schulmeister hat Ambrosius Hentze amtiert, welcher, nachdem er 48 Jahre custos gewesen war, im Jahre 1698 im Alter von 77 Jahren hier verstarb und begraben worden ist. Ihm folgte Michael Frebe, welcher im Alter von 67 Jahren anno 1729 hier gestorben ist. Sein Nachfolger, Andreas Niendorf, verwaltete darauf treu und rechtschaffen das Amt bis 1767. Im Jahre 1755 wurde ihm sein einziger Sohn, Johann Gottfried, zur Seite gegeben, welcher sich aber mit dem Schneiderhandwerk so abplagte, dass die Schule sehr vernachlässigt wurde. Derselbe ist hier im 81. Lebensjahre als Emeritus 1811 verstorben. Seit 1798 war Johann Christian Müller angestellt, welcher einen ehrsamen Lebenswandel führte und viel Achtung genoss. Die Schule umfasste damals 60 Kinder, und wurde der Unterricht in 6 Stunden täglich und zwar in Religion, Lesen, Rechnen, Schreiben erteilt. Der Gesangunterricht

Digitized by Google

wird lobend hervorgehoben. An Heizungsmaterial lieferte Niedergörsdorf 3 Klafter Holz, Wölmsdorf 1½ Klafter; doch sollte Wölmsdorf 2 Klafter geben. Im Jahre 1838 ist das Schulgeld für jedes Kind auf 1 Thaler festgesetzt worden und zwar bei der Anstellung des Schullehrers Johann Gottfried Daniel Schulze. Früher zahlte ein Kind aus Niedergörsdorf 25 Sgr., aus Wölmsdorf 15—20 Sgr. Der alte Lehrer Müller wurde emeritiert und erhielt ganze 43—46 Thaler Emeritengehalt. Zu dieser Zeit hat auch ein Erweiterungsbau der Schule stattgefunden. Das alte Haus war sehr niedrig und eng; es hatte für den Lehrer nur eine Stube und ein Stubenkämmerlein, wie Raum für 3 Stück Rindvieh. Das erweiterte Haus mit Strohdach und Eingang vom Giebel war 48¼ Fuss lang und 27¼ Fuss breit. Es hatte eine Schulstube für 60 Kinder, für den Lehrer eine Wohnstube, Küche, Speisekammer und noch 2 Kammern, dann Schweine- und Kuhstall und war in Fachwerk erbaut. Im Jahre 1854 ist dann ein ganz neues Schulhaus aufgeführt worden und zwar in massiven Bau und übersetzt. Der Lehrer hat nun bis zur vollen Anstellung eines 2. Lehrers 4 heizbare Räume und 2 Küchen nebst Speisekammern in Gebrauch. In einem besonderen Stalle hat er Gelass für Brennmaterial, Rindvieh und Schweine. Ein Übelstand ist, dass er keinen Hausgarten in der Nähe hat.

Der Lehrer G. Schulz hat die Schule 48 Jahre verwaltet. Derselbe hatte ein Seminar nicht besucht und stammte aus ärmlichen Verhältnissen her; er pflegte zu erzählen, wie er mit seinem Vater, der auch Lehrer war, in den Wald gegangen sei, um Brennholz zu sammeln und auf der Karre nach Hause zu bringen. Diese Einfachheit hat er auch bis an sein Ende bewahrt. Er ging meist in geflickter Kleidung und Holzpantoffeln einher, und weil er ein starkes krauses Haar besass, benutzte er auch selten eine Mütze. Eine drollige Verlegenheitsgeschichte pflegte er gern zu erzählen. Als angestellter Lehrer wollte er sich zu Pfingsten in seiner Heimat zeigen und liess sich dazu einen billigen Sommeranzug anfertigen. Die Reise machte er zu Fuss und wurde auf derselben von einem heftigen Gewitter überfallen und ganz durchnässt. Als er im Fest die neue Kleidung, welche getrocknet worden war, anziehen wollte, ergab es sich, dass dieselbe nur den halben Arm und die halbe Wade bedeckte. So musste er mit vieler Beschämung eine klägliche Figur spielen. Er hatte das Unglück, seine Ehefrau zu verlieren; aus seiner zweiten Ehe erwuchs ihm wegen der Stiefkinder manche Unruhe. Gern ging er in Gesellschaft, verhielt sich aber bei seinem Glase Braunbier schweigsam. Seinen Amtspflichten kam er mit grosser Treue nach und versorgte die Turmuhr, welche damals auf dem obersten Boden des Turmes stand, so dass sie im Winter besonders nicht ohne Gefahr zu erreichen war, mit grosser Pünktlichkeit. Seine Leistungen in der Schule waren immerhin befriedigend; er war so ein Original. Bei einer Schulvisitation hatte er

Digitized by Google

nicht ohne Geschick vom Löwen gehandelt, und nun holte er die Abbildung eines solchen hervor mit der Bemerkung: Seht, Kinder, der sieht doch aus wie ein Möppel. Seit seinem Tode im Jahre 1884 hat ein häufiger Wechsel der Lehrer stattgefunden. Zwei derselben sind der Schule zum rechten Segen gewesen, aus der Zahl ihrer Schüler sind 6 zum Lehrerstande übergegangen, einer derselben ist Prokurist in Berlin, mehrere sind geschickte Handwerker geworden. Anstatt der Kinderfeste, welche nur zu oft Anlass zum Neid gaben, sind Ausflüge nach merkwürdigen Orten, z. B. Stadt Zinna, Luckenwalde, Wittenberg, Treuenbrietzen, Berlin, in Aufnahme gekommen. Die Schule besitzt ein Musikkorps aus Trommlern und Pfeifern und lässt den Tag von Dennewitz nicht ohne patriotische Feier vorüber. Durch den Lehrer ist die Wohlanständigkeit besonders gefördert. Die Knaben grüssen militärisch, und die Mädchen verfehlen nicht, einen Knix zu machen. Die Gemeinde hat an diesem Thun ihrer Kinder grosse Freude und auch für die Wohlanständigkeit der Knechte ist viel gewonnen.

Art und Lebensweise.

Die Einwohner hiesiger Dörfer haben ihre niederländische Art und Sprache in etwas bewahrt. Sie sind nüchtern, ernst, bedächtig, für Neuerungen schwer zugänglich. Die Tracht der Männer bestand in einem spitzigen Hute mit niedergeschlagener Krempe und nach Sitte holländischer Bauern, in Wadenstrümpfen und Schuhen. Nach der Reformation suchte sich die spanische Tracht einzubürgern, welche aber öfters untersagt wurde. So heisst es in der Schulordnung von 1560: „Die Kinder sollen keinen spanischen Hut mit Pferdeschwänzchen tragen.“ Die Knebelbärte waren in der Mode. Die Kleidung der Frauen war sehr derb und auch teuer. Das Kleid bestand aus einem Tuchrock und einer gleichen Jacke mit bauschigen Ärmeln (Hammelkeule). Die Röcke wurden ziemlich kurz getragen, doch nicht so kurz wie in den sogenannten Buschdörfern am Abhang des Fläming, von denen der Vers gilt: „Das Mädchen ist von Jüterbog; das Hemd ist länger wie der Rock.“ Eine blanke leinene, auch wohl eine breite, farbige, seidene Schürze, Strümpfe mit blauen Zwickeln und lederne Pantoffeln gehörten zum Putz. Eigentümlich war der Kopfputz für Jung und Alt. Er bestand bei jungen Mädchen in einer rotbunten, bei Frauen in einer schwarzen oft mit Proben besetzten Kappe, um welche ein rotes oder weisses Tuch so geschlungen wurde, dass seine Zipfel die Gestalt von Flügeln annahmen. Sommer und Winter wurde beim Kirchgang und bei Feierlichkeiten eine kurzhaarige, grosse und steife Muffe getragen. Die Mädchen gingen zum Tanz in kurzen Hemdärmeln, welche nach der Achsel hin aufgebauscht waren und Puffkädel genannt wurden. Die alte Mode ist jetzt so ziemlich gewichen, Frau Hüfner Zwanziger und die Schmiedefrau Brachwitz haben sie am längsten

Digitized by Google

bewahrt. Die sogenannten Hüllen, ein Tuch, welches um den Kopf geschlungen wird, sind ein schlechter Ersatz. Die neue Mode mit Hut und auch wohl Schleier, mit Armbändern und Uhren fängt an, sich einzubürgern.

Die Beschäftigung der Leute besteht in der Bebauung des wasserarmen, nur mässig fruchtbaren Ackers, in früherer Zeit ist Pferdezucht fleissig betrieben worden; die Koppel lag nach Wölmsdorf. Kleine Leute, d. i. freie Arbeiter, konnten nicht aufkommen, weil die Bauern kein Stück Land hergaben. Es befanden sich nur die nötigsten Handwerker, Schmied und Stellmacher, im Dorfe; das Schneiderhandwerk besorgte der Schulmeister, das Vieh wurde auf die Weide getrieben. Der Kuhhirte sammelte seine Herde mit dem langen Horn und hatte das Recht, Neujahr anzublasen. Der Schafhirte bediente sich einer Pfeife, der Schweinehirt hatte ein kurzes, gewundenes Horn. —

Um das nötige Wasser zu gewinnen, wurden von den alten Kolonisten in Wölmsdorf 2 Wasserbehälter zum Auffangen des Regenwassers gegraben, Niedergörsdorf lag den sumpfigen Wiesen der Nuthe näher und darum befindet sich hier nur ein kleiner Wasserbehälter am westlichen Ende des Dorfes. Die alten Holländer aber verstanden es auch, das Wasser aus der Erde zu holen. Sie hoben die tiefen Brunnen aus, welche sie mit Feldsteinen einfassten. So entstanden die Pütten mit ihren langen Schwebebäumen. Jetzt sind Abessinier in Aufnahme gekommen, und fast jedes Gehöft hat seinen eigenen Brunnen. —

Vor der Separation war der sämtliche Acker in Schläge zerlegt, so dass auf jedem derselben die gleiche Frucht ausgesäet wurde, meist auch an demselben Tage. Wie eifrig die Leute in der Saatzeit gewesen sind, geht aus der Angabe der Arbeitsstunden hervor: 2—6 Uhr morgens, 8—12 Uhr vormittags, 2—6 Uhr nachmittags. Auch die Ernte begann bei allen Hüfnern an demselben Tage und wurde mit einem Frühgottesdienste eingeleitet. Die Namen der Felder waren in Niedergörsdorf: Mühlenstück, Klot, Gottesstrasse, der wüste Hof, die langen Morgen, die Seerute, Dreimorgen, Heringsmorgen, Geer, Schmalmasse, Stück an der Schleidörne, Heideberg, Grundgartenstück, Mittelmorgen, Gauschestück, Kappaue, die Breite, der Keil, Springstück, Buvite u. s. w. Neben den Getreidearten Roggen, Gerste, Hafer, auch wohl Buchweizen, wurde auch reichlich Flachs gewonnen. Die Zubereitung desselben im Reepen, d. i. die Samenköpfe abreissen; im Röten, d. i. die Stengel ins Wasser legen, bis sie mürbe werden; im Baken, d. i. die nun in der Sonne getrockneten Stengel mit einer Keule so lange schlagen, bis der Flachsbast übrig bleibt; im Schwingeln, wodurch der letzte Rest der holzigen Flachsstengel beseitigt wird, machte viele Arbeit. Das Schwingeln geschah früher an einem Block, später mit eigenen Maschinen. Die Mädchen, welche mit diesen Arbeiten bis tief in die Nacht beschäftigt waren, empfingen als

Digitized by Google

besondere Belohnung 1 Thaler. Während dieser Zeit waren die Gärten nicht immer sicher, weil die Knechte ihren Schönen gern süsse Erquickungen in Obst zuführten. —

Im Winter waren dann die Spinnten (Spinnstuben) im Gange, und die Mädchen sammelten sich mit ihren Rädern in 2—3 Gemeinschaften von 15 Personen in den Hüfnereien, um die feinen Fäden zu ziehen. Vorgelesen wurde wohl selten, aber Dorfneuigkeit, Gesang und Scherz gingen fleissig um. Dabei durfte aber die Arbeit nicht ruhen, denn die sorgsame Hausfrau pflegte die Arbeit zu kontrollieren. Früher mag es in solchen Spinnten harmlos hergegangen sein; wenn aber der Hüfner etwa nicht gute Ordnung hielt oder wohl gar in die Schenke ging, dann war es nicht gut gethan, wenn Mädchen und Knechte ohne Aufsicht bei einander waren. Die Geistlichen waren den Spinnten meist feind, nannten sie wohl auch Brutstätten des Lasters. Deshalb wurde später den Knechten der Zutritt zu den Spinnten untersagt. Sie standen nun mit grosser Ausdauer in ihren weissen Pelzen — dieselben waren nicht überzogen — auf den Hausfluren und an den Fenstern und erwarteten mit Sehnsucht die Freistunde. Trat diese ein, so wurde es auf der Strasse lebendig, Jauchzen und Gekreisch wurde vernommen. Die Spinnten besuchten sich gegenseitig, es gab auch Antritts- und Abschiedsmahle mit Semmel und Kaffee. Diese Spinnten waren so beliebt, dass selbst Schulmädchen solche einzurichten versuchten. Jetzt ist mit dem Verschwinden des Flachsbaues diese schöne Zeit dahin.

Das Leben der Leute ist bei saurer Arbeit einfach und höchst bescheiden. Einen besonderen Wagen für Gast- und Stadtreisen besass man nicht, es musste der Ackerwagen dazu ausreichen, welcher meist einen recht langen Langbaum besass. Auf diesen Leiterwagen wurde ein Korbgestell aufgesetzt und zwar so, dass zu Getreidefuhren der Korb nach vorn, bei Gastfuhren nach hinten geschlossen war. Während der Hüfner vorn die Pferde lenkte, sass weit hinter ihm die Hüfnerfrau, welche bei kaltem Wetter einen Friesrock über die Schultern gezogen hatte; denn Mäntel gab es nicht. Der Wagen, welcher von 2 recht dicken Pferden langsam fortbewegt wurde, war mit einem weissen leinenen Plan überzogen und so gegen Wind und Wetter geschützt. Heute sieht man Federwagen mit blanken Laternen, Kummetgeschirre mit Messing- und Nickelbeschlag, häufig auch mit dem Namenszug des betreffenden Wirtes. Der Kutscher sitzt links und man kann mit seiner Peitsche leicht in Berührung kommen. In der Ernte sieht man selten ein Fuhrwerk im Trab; der Knecht geht neben dem Wagen her, oft in Holzpantoffeln oder in selbstgefertigten leinenen Schuhen mit einer Sohle von Speckschwarte. Die Mädchen dagegen tragen in der Ernte weisse Schürzen mit bunten Bändern und gehen in Hemdsärmeln. Die Leute werden in der Ernte sehr gut verpflegt. Kuchen giebt es zur Genüge, meist wird ein Ernteschwein geschlachtet,

Digitized by Google

welches auch in Wurst und Braten draufgeht. Sechsmal wird am Tage gespeist, Branntwein wird kaum oder sehr mässig genossen, Bier und kalter Kaffee stillen den Durst. Liegt das Erntefeld weit, so werden die Leute mit Gespann zu demselben gebracht. —

Brot ist die Hauptkost der Leute, und eine Hüfnerei verbraucht jährlich ca. 90 Scheffel Roggen zu Brotkorn. Kartoffeln werden zum Fleisch selten genossen, nur in letzter Zeit kommen bei Ausrichtungen auch Salzkartoffeln auf den Tisch. In guten Wirtschaften findet noch ein Tischgebet statt, und der Hüfner speist mit dem Gesinde an demselben Tisch, bei dem alles wohl geordnet zugeht. Die Mädchen greifen zuletzt zu, speisen öfters auch erst später. Hauptspeisen sind: zerriebene Erbsen mit Butter übergossen, welche auch oft am Sonntag gegessen werden; grosse Klösse aus Kartoffeln, zu welchen Fleisch genossen wird. Das Gemüse wird meist in flüssigem Zustande gereicht und mit dem Löffel gegessen. Grüne Bohnen, Schmorkohl (Krautsalat) sind zumeist bekannt. Salat und Gurke werden mit gebratenem Speck und mit Überguss von Milch angerichtet. Eine Hauptspeise ist Leinöl mit Pellkartoffeln (Knullen). In vielen Wirtschaften werden die Knullen auf den blanken Tisch geschüttet und jeder taucht seinen Teil in einen gemeinsamen Napf mit Öl. —

Festlichkeiten.

Auf den Festlichkeiten geht es recht gemessen her. Zu den Kindtaufen sind gesetzlich nur drei Paten, unter denen wenigstens eine männliche Person sein muss, zulässig; diese Zahl wird aber bei Erstlingsgeburten wohlhabender Leute und auch sonst bis auf 7—8 erweitert. Alle Kinder empfangen in der Kirche die Taufe und werden häufig von der Pfarrfrau dahin getragen. Die Junggesellen- und Jungfern-Paten schmücken sich bei dieser Gelegenheit mit Sträussen. Die Junggesellen tragen Sträusse auf der Brust, welche die Jungfern besorgen, die Jungfern tragen Kränze von gemachten Blumen im Haar. Beim Kindtaufsmahle nehmen die Paten die Ehrenstellen am Tische ein, bringen auch, wenn sie zum ersten Mal den Patenstand verrichten, eine Gabe an Wein und geröstetem Zwieback für die Gäste dar, welche im günstigen Falle wohl an 50 Stück dieser Zwiebacke mit nach Hause nehmen. In früheren Zeiten erhielten die Gäste auch Stücken von Braten und anderem Fleisch nebst zwei grossen Stücken von Kuchen, um sie für die Ihrigen mitzunehmen, jetzt nur noch den Kuchen, welcher zum Schluss der Mahlzeit vor ihnen aufgebaut wird. Der Patenstand kommt nicht billig zu stehen; denn ausser dem nicht geringen Geldgeschenke bei der Taufe, welches in einer schönen Umhüllung dem Kinde unter das Kopfkissen gelegt wird, haben die Paten auch die Verpflichtung, den Kindern alle Jahre zweimal, zu Weihnacht und zu Ostern, bis gegen die Einsegnung hin

Digitized by Google

Geschenke zu machen, wozu eigens gebackene Patensemmeln gekauft werden. Ja noch bei der Hochzeit des Patenkindes reichen die Paten reiche Geschenke an Kleidern und Hausgerät dar. Dafür haben sie dann auch die Ehre, die ersten Plätze an der Hochzeitstafel einzunehmen. Das Ordnen der Plätze geschah früher durch den Küster, jetzt verrichtet wohl der Pfarrer, wenn er zum Mahl geladen wird, dies Amt, weil die jungen Lehrer darin eine Entehrung finden. Das Fest wird mit Gebet begonnen und schliesst wie alle andern Feste dieser Art mit Gebet und dem Gesange des Liedes: Nun danket alle Gott.

Der Hochzeit pflegt eine lange Bekanntschaft und Verlobung nicht voranzugehen. Wenn die Verhältnisse in der Bauschau (Brautschau) zusagen, wird zur Heirat geschritten und nach Neigung nicht viel gefragt. Zu solcher wichtigen Bauschau wird auf alle mögliche Weise gerüstet, und wenn so das Haus eines jungen Wirtes neu gestrichen wird, dann fängt man im Dorfe an zu munkeln. Die Ehen sind zumeist glücklich. Es hat jeder so seine volle Arbeit, und wenn er sie treulich verrichtet, dann bleibt Zeit zum Streit nicht übrig. Ehescheidungen kommen daher auch höchst selten vor. Die Hausfrau hat einen schweren Stand; denn wenn sie die ganze Woche hindurch treulich gearbeitet hat, der Mann am Sonntag wohl eine Stunde in die Schenke geht, um ein Glas Braunbier zu trinken, ein Skatspiel zu unternehmen und sich mit dem Nachbar zu unterhalten, sitzt sie mit den Mägden zu hause, um die schadhaften Kleidungsstücke auszubessern. Die Strümpfe werden nicht gestopft, sondern mit Flicken von Zeug besetzt.

Bei den Hochzeitsmahlen geht es sehr ruhig her, da zumeist nur verheiratete Leute an denselben teilnehmen. Am Tage vorher findet ein Polterabend für die Freundinnen der Braut statt, wobei Lieder mit sehr ernsten Weisen angestimmt werden, z. B. „Wie schön ist doch die Thräne einer Braut". Der Gang zur Kirche wird bei grösseren Hochzeiten unter Vorangang der Musik, welche Choräle bläst, vollzogen. Die schöne Sitte, dass dieser Gang unter dem Geläut der Kirchglocken vollzogen wird, will nicht recht Eingang finden, denn man hört nur die Totenglocken heraus. Dem Zuge voran ging in früheren Zeiten der Bräutigam, geführt vom Vater und einem Paten, dann folgte in gleichem Aufzuge die Braut, an welche sich die Hochzeitsgesellschaft anschloss. Der Bräutigam war mit einem Kranze (Krone) auf dem Haupte geschmückt, ebenso auch die Braut, wenn sie ihre Ehre bewahrt hatte. Jetzt gehen Braut und Bräutigam Arm in Arm dem Zuge voran und zwar so eng, dass kein Sonnenstrahl zwischen ihnen durchdringen kann. Der Bräutigam geht mit entblösstem Haupte, trägt aber nur noch einen kleinen Kranz im Knopfloch. Auch diese Sitte ist im Vergehen; denn schon erscheint der Bräutigam im Cylinder und in weissen Handschuhen, und die Braut legt einen Schleier an. Zu erwähnen ist noch, dass die Einladung zur Hochzeit

Digitized by Google

früher durch den Küster geschah, und dass er dabei das seidene Halstuch, welches er aus dem Hochzeitshause empfing, frei in der Hand trug. Dieses Geschäft war ihm und den Hochzeitsleuten eine Ehre. Einer gefallenen Braut werden die kirchlichen Ehren dahin geschmälert, dass sie keinen Kranz tragen darf, nur mit der kleinen Glocke zur Kirche gerufen wird und der Altar nicht mit Blumen und brennenden Lichten geschmückt sein darf. Die Speisen des Hochzeitsmahles waren früher gut und derb. Es durfte eine kräftige Brühsuppe, geriebene Erbsen mit reichlichem Überguss von Butter, Schnorwurst mit Kohl, Rindfleisch mit Rosinenbrühe, auch wohl Karpfen und verschiedene Braten nicht fehlen. Messer und Gabel musste jeder Gast mitbringen. So waren auch nur einige Gläser vorhanden, welche mit Landwein gefüllt umgingen. Branntwein kam nicht auf den Tisch, höchstens feine Liqueure. Zuletzt kamen die unbequemen Gerichte, wenn Teller mit Salz, mit einem Strohwisch, mit dem Mundloch eines Blasinstruments zu Beiträgen für die Besoldung des Küchenpersonals und der Musikanten die Runde machten. Auch für milde Zwecke fanden Sammlungen statt. Die Musik, welche zum Tanz nach dem Mahl, wozu dann auch die jungen Leute erschienen, stattfand, wurde von den Gästen bezahlt. Die Gäste sind bei den einzelnen Wirten im Dorfe einquartiert, und in jedem Hause ist Fürsorge für gute Aufnahme getroffen. Nach der Hochzeit bleibt die junge Frau noch einige Zeit im elterlichen Hause, um bei den Aufräumungsarbeiten zu helfen. Eines guten Tages in der Abendstunde zieht sie dann mit ihrer Heiratsgabe in die Stätte ihrer Wirksamkeit ein, wo sie bald einmal von der Mutter besucht wird. Diese alte Weise ist sehr im Verschwinden, und städtisches Wesen macht sich Platz: in modischer Tracht mit Brautschleier und in feinerer Küche mit trinkbarem Wein in reichlich verfügbaren Gläsern und mit einem Aufsatz verschiedener Teller.

Die Leichen werden in alter ehrwürdiger Weise zur Ruhe gebracht. Sie werden aus den Sterbehäusern von den Schulkindern, welche dort zwei Lieder singen, zwischen welchen der Geistliche eine Kollekte liest, abgeholt und dann unter dem Gesang des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ zum Kirchhof geleitet. Dem Zuge voran wird von einem Schulknaben ein Kreuz hoch getragen. Die Särge älterer Personen waren mit einem Leichentuch behangen, jetzt werden auch sie mit Kränzen geschmückt. Nachdem die Einsegnung auf dem Friedhofe erfolgt ist, wird im Beisein des Leichengefolges, von dem Erdwurfe vollbracht werden, die Leiche vergraben, wobei gesungen wird: Nun lasst uns den Leib begraben. In der Kirche wird dann die Leichenrede gehalten, woran sich die Vorlesung eines Lebenslaufs und endlich eine Danksagung der Leidtragenden aus dem Munde des Pfarrers an die Begleitenden schliesst. Die Handlung dauert über zwei Stunden. Im Trauerhause wird ein Mahl für die aus der Ferne Gekommenen bereitet.

Digitized by Google

Belustigungen.

An Volksbelustigungen sind ausser den regelmässigen Tanz-Vergnügungen noch das Stollenreiten und die Jugendmärkte vorhanden. Das erstere hat seinen Namen von der Stolle (Kuchen), welche dem besten Reiter zu teil wurde. Das Fest fällt in den Frühling, und die jungen Burschen erhalten zu demselben ein Pferd vom Hüfner gestellt, welches sie mit Bändern und Blumen schmücken. Sie selbst sitzen in kleidsamer Tracht, d. h. im blossen Haupt, angethan mit einer blauen Jacke, in blanken Stiefeln auf dem blossen Pferde. In neuerer Zeit werden abgelegte Soldatenröcke gebraucht, aber nicht zum Vorteil. Auf der Dorfstrasse sammeln sie sich und tummeln ihre Pferde, welche sehr sauber geputzt sind. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung. Voran schreiten die eigens geladenen Mädchen, dann folgen die Reiter. Ein Musikchor führt mit „barbarischen" Märschen den Zug auf ein freies Feld, wo ein Wettreiten stattfindet. Die Mädchen schenken jetzt Zeug zu einer Weste, welches auf den Rücken der Reiter befestigt wird. Ein Tanzvergnügen schliesst dies beliebte Fest.

Hoch geht es auch bei der Feier der Fastnachten her. Ehe polizeiliche Einschränkungen da waren, wurde das Fest von Mittwoch 12 Uhr bis Freitag früh gefeiert. In alter Zeit fand das Fest in den Häusern der Hüfner der Reihe nach statt, und wurden Speise und Getränke dort verabreicht. Es ging sehr ehrbar her und jede Unordnung wurde von besonderen Festordnern mit einer Geldstrafe belegt. Auch die Pfarrer konnten bei den Fastnachten gern zugegen sein. Jetzt geschieht die Feier im Kruge, aber auch in jeder Hüfnerei werden die Leute aufs beste verpflegt. Im Gange sind ganz dünne, mit einem Eisen gebackene Kuchen nach Art von Waffeln. Dieselben heissen Klemmkuchen und tragen verschiedene Inschriften, z. B.:

Mein Harte und dein Harte sind een Klütken.
Mein guter Michel liebet mich.
Zwei Freier hielten um eine Jungfrau an,
wovon der eine arm, der andere reich war.
u. s. w.

Zweimal im Jahre, zu Johanni und Martini, findet in der Stadt ein Jugendmarkt statt. Die Hüfner brachten früher mit ihrem Gespann ihre Leute zur Stadt, jetzt wird die Eisenbahn benutzt. Dort vergnügen sie sich an allerlei Lustbarkeiten, besonders am Tanz, machen Bekanntschaft mit einander zum Zweck vom Heiraten. Darum legen sie ihren besten Schmuck an, wechseln wohl auch wie auf Hochzeiten, um den Reichtum zu zeigen, die Kleider mehrere Male am Tage. Der Sonntag nach dem Jugendmarkt pflegt einen reichlichen Kirchenbesuch der jungen Leute aufzuweisen.

Digitized by Google

Sonst fliesst das Leben ziemlich eintönig hin. Am Sonntag wissen die jungen Burschen nicht recht etwas anzufangen und sitzen in der Schenke. Die schlechte Sitte, dort die Kopfbedeckung aufzubehalten, fängt an, einer besseren Art zu weichen. Die jungen Mädchen pflegen sich nur am Himmelfahrtstage an einem Gange durch die Felder zu ergötzen, sonst haben sie stets zu thun, auch am Sonntag.

Geschichtliches.

Fast alle wichtigeren Ereignisse der deutschen Geschichte haben die hiesige Gegend mitberührt. Karl der Grosse ist auf seinem Zuge nach Lebus und an die Oder etwas nördlich über Frankenförde und Frankenfelde vorbeigezogen, weil er die starke Veste der Wenden, Jüterbog, nicht angreifen mochte. Erst mit der Einwanderung der Flämiger beginnt eine bessere Zeit. Unter Albrecht dem Bären und dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg wurde die Macht der Wenden auch in Jüterbog gebrochen, und in dieser Magdeburgischen Zeit, 1160 bis 1685, hat sich der Wohlstand bedeutend gehoben. Das sanfte Scepter des Krummstabes war für den Landmann in keiner Weise drückend; nicht wie in anderen Gegenden hatten die Bauern ihre Bedrücker in der Nähe, die Abgaben waren erträglich, Recht und Gerechtigkeit standen in guter Übung. Natürlich wurde von Magdeburg aus für die geistliche Pflege sehr gesorgt. In den dicht gesäeten Dörfern erhoben sich überall die schönen Kirchen in ihrer festen Bauart und die Pfarreien wurden genügend dotiert. Die Abgaben wurden an das Kloster in Zinna, an das Nonnenkloster in Jüterbog und an das dortige Amt entrichtet, und man unterschied Kloster-, Nonnen- und Amtsdörfer.

Niedergörsdorf war ein Amtsdorf, Wölmsdort zehntete dem Kloster Zinna. Wölmsdorf, welches von jeher filia von Niedergörsdorf gewesen zu sein scheint, hiess ursprünglich Welmarsdorf und war bis 1225 das Eigentum eines gewissen Gottfried von Spandau und eines gewissen Heinrich von Eipe. Von diesen wurde es vom Kloster Zinna gegen einen erblichen Zehnt erworben und wurde dann eine preussische Enclave. Die Loslösung von der Superintendentur Luckenwalde ist erst 1816 angebahnt worden, und 1848 hören in den Kirchenrechnungen die Beiträge zur Gesetzsammlung der dortigen Superintendentur auf zu erscheinen. Der Pfarrer in Niedergörsdorf hatte es demnach mit zwei Superintendenten zu thun. Es bestanden aber auch sonst noch eigentümliche Verhältnisse. Wölmsdorf wurde häufig der Zufluchtsort für diejenigen, welche nach den strengen sächsischen Gesetzen mit dem Staubbesen des Landes verwiesen wurden. Kam das Dorf hierdurch in üblen Geruch, so hatte es doch auch wiederum den Vorteil, billige Knechte zu gewinnen, da die jungen Burschen aus den sächsischen Dörfern nach Wölmsdorf zogen, um der Aushebung zum Militär zu entgehen. Der hiesige Pfarrer hatte

Digitized by Google

zu Kriegszeiten eine schwierige Stelle; er musste z. B. in Wölmsdorf während des 7jährigen Krieges Siegesfeste feiern, während er in Niedergörsdorf trauerte. In der Zeit der Raubritter ist diese Gegend stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Diese Herren, welche auf dem Rabenstein und auf Beuthen hausten, lebten im Streit mit dem Abte von Zinna und nahmen ihm seine beste Stute von der Weide. Aber während er hinter den Mauern des Klosters Schutz fand, mussten es die Klosterdörfer und andere Dörfer entgelten. Sie trieben aus hiesigem Dorfe 29 Pferde weg, von denen allein dem Schulzen 8 gehörten. Auch den Bauer Lupsdorf schleppten sie mit sich, welcher sich nur gegen schweres Lösegeld frei machen konnte.

Im Jahre 1480 hat man Wein in so reichem Masse gewonnen, dass der Eimer 2 Groschen galt, und derselbe zum Löschen des Kalks verbraucht wurde. Der Scheffel Roggen kam auf 3 Groschen, Gerste 2 Gr., die Tonne Bier 10 Gr.

Ein gleiches Jahr der Fülle ist 1503 gewesen, dagegen trat 1520 die englische Krankheit auf, an welcher die Leute unter beständigem Schwitzen in 24 Stunden zahlreich hinstarben. Auch der spanische Krieg hat hierher seine dunkle Schatten geworfen, denn 1545 sind die Orte von den Wallonen geplündert worden, welche aus Wölmsdorf die Altarbekleidung raubten.

1596 ist hier eine so starke Erderschütterung wahrgenommen worden, dass die Krüge an der Wand wackelten und die Fenster klirrten.

Annus 1622 brachte eine grosse Teurung, in welcher ein Scheffel Korn 4 Thlr., Gerste 3 Thlr., Hafer 2 Thlr. kostete.

Ums Jahr 1644 kamen die Schrecken des 30jährigen Krieges sehr empfindlich hierher. Nach der Schlacht auf der nahen Bergheide, in welcher Torstenson den Clam Gallas mit einem Verluste von 4000 Mann besiegte, zogen die Schweden auf Jüterbog, welches Torstenson mit einem Mehlsack verglich, aus dem noch immer etwas herausfliegt, wenn man daran klopft. Er berührte auf seinen Zuge Niedergörsdorf, welches vollständig bis auf die Kirche niedergebrannt wurde. Der Pfarrer Pielechen und andere Einwohner bekamen fleissig den Schwedentrank, weil man bei ihnen verborgenes Geld oder Nahrungsmittel vermutete. Das Dorf hat sich wieder erholt und das Jahr 1645 war ein gesegnetes, in welchem Roggen 7 Gr., Gerste 5 Gr. galt. Andere Orte gingen unter, wie Heinrichsdorf — die wüste Mark Heinrichsdorf wird schon vor dem Kriege erwähnt. — Zu jener Zeit soll auch eine Kapelle beim Kesselgrund auf dem Burgwall zerstört worden sein.

Von dieser Kapelle geht die Sage, dass in ihr ein grosser Schatz bewahrt und mit derselben verloren gegangen sei. Gehoben kann dieser Schatz werden, wenn sich 7 Männer mit dem Vornamen Hans still-

Digitized by Google

schweigend ans Werk machen. Einst hatten sich solche Männer glücklich zusammengefunden und richtig, sie hatten den Schatz mit Schaufeln, Leitern und Stricken so ziemlich gehoben. Da vergass sich einer der Hanse, indem er ausrief: „Man immer zu.“ Plötzlich entschlüpfte der Schatz und versank 7 Klafter tiefer, denn vorher. Als die Hanse tief in der Erde ein dumpfes Rollen und Grollen hörten, wichen sie eiligst von dem unheimlichen Orte, von welchem es noch heute heisst, dass es daselbst nicht richtig sei. So wird erzählt, dass man zwischen 12 und 1 Uhr den Weg nach Kaltenborn nicht befahren dürfe, weil das Fuhrwerk aufgehalten würde. Eigen erging es in der Nähe dieser Stelle dem Pfarrer aus Niedergörsdorf. Derselbe kehrt etwas spät von einem Besuch in Kaltenborn zurück. Zu seiner Verwunderung bemerkte er in der Dunkelheit feurige Kohlen. Als er daranf näher ging, sah er eine Gestalt in den Kohlen umherhantieren, welche sich hier- und dorthin wendete. Nach näherer Untersuchung ergab sich, dass ein Steinsprenger aus Kaltenborn Unglück mit einem Bündel Schwamm gehabt hatte. Durch einen Funken seiner Pfeife war der Schwamm in Brand geraten, und er war dabei, den Schwamm zu retten, was ihm schwer gelingen wollte. Ähnlich erging es einem Krieger von 1866, welcher spät von Malterhausen kommend am Kesselgrund vorüber musste. Von fern hörte er ein Geräusch und sah eine Person emsig beschäftigt. Der Spuk war nichts anderes, als ein Mann, der hier für sich auf fremdem Boden den angefahrenen Dünger zusammenharkte. Hierbei ist zugleich zu erwähnen, dass auch an der Grenze von Dennewitz ein grosser Hund umgehen soll. Desgleichen wird erzählt, dass in einer Hüfnerei ein Kobold sein Wesen treibe. Derselbe sei öfters in der Gestalt eines grossen bunten Hundes oder eines Kalbes beobachtet worden, sei aber, wenn man sich genähert habe, auf wunderbare Weise entschwunden. Tagewählerei und mancher andere Aberglaube sind noch im Gange. Erbsen müssen am bestimmten Tage gesäet werden, um gut zu kochen, ebenso der Lein, damit er nicht durch Unkraut leide; in den Zwölften darf kein Spinnrad gehen, wenn nicht Unglück einkehren soll und dergleichen. Vom Besprechen wurde noch neulich eine merkwürdige Geschichte von einem sonst hellen und aufgeklärten Hüfner erzählt. Seine Pferde wollten nicht fressen, und so machte er sich zum Wunderdoktor auf den Weg. Als er seine Not vorgetragen hatte, schrieb dieser mit dem Finger einige Zeichen auf den Tisch, machte dann die Gebärde, als lösche er die Zeichen aus und rief: Die Pferde fressen schon. Die Heilung war denn auch vollbracht. Um das Bezaubern abzuwehren, wurden in früherer Zeit die Hunde mit dem Namen Wasser gerufen, weil Wasser und Brot nie verzaubert werden kann. Das Storchnest auf dem Dache des Pfarrhauses war ein gutes Omen für das Haus, und man ahnte Feuer oder sonst Unglück, als es ein Sturmwind herunter geworfen hatte.

Digitized by Google

1661 trat hier zuerst das Scharlachfieber auf, und 1693 richtete ein grosser Sturmwind schweren Schaden an, indem er die Strohdächer abdeckte.

1761 ist in Wölmsdorf die Altarbekleidung von den Feinden entwendet worden, so dass auch im 7jährigen Kriege die hiesigen Dörfer belästigt worden sind.

1762 brachte eine schlechte Münze und grosse Hungersnot, so dass der Scheffel Korn 5 Thlr., das Pfund Fleisch 4 Groschen, die Kanne Butter (gleich 2 Pfund) 20 Groschen, Branntwein 16 Groschen kosteten.

Im Jahre 1764 zog ein gewaltiges Hagelwetter herauf mit Körnern von der Grösse einer Faust, wodurch eine Missernte hervorgerufen wurde.

1771 brachte grosse Wasserflut, 1785 Hitze und Dürre. Im Jahre 1785 litten die Leute an grossem Frost und nachher am Thauwasser. An vielen Orten gab es eine schlechte Roggenernte, weil die Saat beim langsamen Aufthau weggefault war. Auf dem Fläming war die Roggenernte gut; die Sommerfrüchte litten beim Regenwetter an Auswuchs.

Das Jahr 1786 hatte bis zum 18. Februar einen gelinden und offenen Winter, zu Weihnachten aber war es kalt. Nach dem 18. Februar trat heftiger Frost ein, welcher bis zum 4. März anhielt, wo noch recht tiefer Schnee lag. Der darauf folgende Sommer hatte im Juni grosse Dürre, so dass der Flachs nicht geriet. Das Getreide war ergiebig, und es wurden auf der Pfarre an 20 Wispel Gerste gedroschen.

Im Jahre 1787 war der Winter gelinde, er begann schon im Oktober und hinderte die Aussaat, welche vielfach im November nachgeholt werden musste. Es kamen wohl herbe Fröste, aber sie hielten nicht an. Am 28. Februar begann der Auftau, welcher wenig Wasser brachte, denn Schnee hatte nicht gelegen. Der Ausgang des März und der Anfang des April brachte Wärme und Gewitter mit grosser Fruchtbarkeit, dann stellte sich wieder Frost und stürmisches mit Schnee gemengtes Regenwetter ein. Trotzdem war die Ernte eine gute, und in dem Jahre ist eine besondere Gesundheit gewesen, denn es ist nur ein totgeborenes Kind begraben worden. Das nächste Jahr hatte einen unbeständigen, kurzen Winter; das Frühjahr war reich an Gewittern, und zu Ostern stand das Korn schon in den Ähren. Im Mai folgte dann Frost, welcher besonders den Obstbäumen viel schadete. Die Ernte war gut, doch schüttete das Korn nicht reichlich. Der Winter 1779 war streng und lang. Zu Ausgang des Januars wurde das Wetter gelinder, dann erfolgte vom Ausgang des Februars durch den ganzen März eine strenge Kälte, so dass den Obstbäumen und dem Getreide grosser Schaden erwuchs. In diesem Jahre stürzte auch die Scheune des Krügers Kühnast bei ruhigem Wetter und beim Sonnenschein unter gewaltigem Krachen aus eigener Ohnmacht zusammen. In den Freiheitskriegen sind die hiesigen Dörfer sehr be-

Digitized by Google

schwert worden, besonders am Tage der Schlacht von Dennewitz, am Montag den 6. September 1813.

Der Feuerschein des brennenden Dorfes Zalmsdorf bei Zahna, welcher am Abend des 5. Septembers am südwestlichen Horizonte sichtbar wurde, kündete den erschrockenen Einwohnern hiesiger Gegend das Herannahen des gefürchteten Feindes an. Als sie am Montag nach einer sorgenvollen Nacht erwachten und die Kolonnen der heranziehenden Truppen nach allen Seiten hin bemerkten, standen sie ratlos auf der Dorfstrasse und in den Gärten. Zum Entfliehen war weder Zeit noch Raum. Als sie so standen, kam ein höherer preussischer Offizier durchs Dorf gesprengt, um zu erkunden, ob es etwa Feinde in sich berge. Er redete die geängstigten Leute freundlich an und machte ihnen die schlimme Mitteilung, dass das Dorf in grosser Gefahr stehe, in Brand gesetzt zu werden. Schon war die Batterie Ludwig aufgefahren, um Brandgeschosse zu senden. Er riet schliesslich den Leuten, in ihre feste Kirche zu eilen. Das thaten sie denn auch. Dort kauerten sie nun an den Wänden mit Gebet und Flehen, der Pastor verbarg sich in der festen Kanzel. Bange Stunden hatten sie hier gesessen, als plötzlich die russische schwere Batterie ganz nahe der Kirche, um den schon im Osten über das Dorf vordringenden Franzosen in die Flanke zu kommen, mit 18 Geschützen ein gewaltiges Feuern begann. Da konnte sich eine Bauerfrau nicht halten, sie rief laut: „Kinjerkins, Kinjerkins, nu kamen die Murbräker.“ Weiter und weiter zog sich der Kanonendonner, neugierig kamen die Leute aus ihrem Versteck. Das Dorf hatte kaum gelitten. Einzelne Kanonenkugeln waren eingeschlagen, und eine derselben hatte das ganze Wohnhaus des Freischulzen durchquert, indem sie durch 7 Wände schlug. Der alte Freischulze pflegte zu erzählen, dass ein langer Franzose tot auf dem Kirchhof gelegen habe, welcher auch dort begraben sei, und dass er einen blanken Thaler aufgehoben habe. Die Leute von Wölmsdorf, welche sich in ihren Strohhäusern nicht sicher fühlten, traten unter die Mühle. Als aber hier einige Kanonenkugeln einschlugen, fanden sie noch Gelegenheit, hinter dem Rücken der Preussen in die Wälder bei Heinrichsdorf zu entkommen. In ihrem Dorfe sah es bei der Rückkehr traurig aus; denn hier hatte sich eine Ambulanz eingerichtet. Alle Stuben und Scheunentennen waren mit Verwundeten belegt, welche dann, auf Wagen geschichtet, nach Treuenbrietzen gebracht wurden. Die Toten sind in einem Massengrab am nördlichen Ende des Dorfes begraben. In der Nähe dieser Stätte ist auf einem Stück Landes, welches die Gemeinde Wölmsdorf hergegeben hat, ein Erinnerungsstein mit gärtnerischen Anlagen aufgestellt worden.

Fremdling, magst es daheim den Deinigen melden:
Hart am Weg bei Wölmsdorf erblickt' ich das Grabmal
siegreicher Helden.

Digitized by Google

Nach der Schlacht sind die Leute dann aufs Schlachtfeld geeilt, um die Toten beerdigen zu helfen, und haben dem Tedeum beigewohnt, welches am 9. September auf dem Schlachtfelde abgehalten worden ist. Aber die Not war damit nicht geschwunden. Nachdem die Armee abgezogen war, blieb bei Jüterbog noch Reiterei zurück, welche sich durch Einfangen der in die Wälder geflüchteten Ackerpferde ergänzte. Marode, zurückgebliebene Soldaten trieben Rindvieh und Schafe auf, welche sie zu Spottpreisen verkauften. Darauf kam ein 5000 Mann starker Heerhaufe des russischen Generals Scherbatow, welcher eine ganze Woche bei Jüterbog lagerte. Da wurden auf den Feldern bei den Mühlen zum Dorf Damm Strohbaracken aufgebaut, zu denen man Thüren und Fenster aus den benachbarten Dörfern herbeiholte. —

Solch ein Haufe Kosaken kam eines Tages nach Niedergörsdorf, und der alte Freischulze pflegte davon zu erzählen: Meine Mutter hatte noch etwas Mehl gerettet und entschloss sich, nachdem es von Feinden ruhiger geworden war, ein Brot zu backen. Ich und meine fünf Geschwister standen um den Backofen auf der Dorfstrasse und warteten auf die schöne Speise, denn uns hungerte sehr. Da kam ein Haufe Kosaken ins Dorf gesprengt, und alsbald hatten sie den süssen Geruch des Brotes gewittert. Meine Mutter musste es aus dem Backofen ziehen, obwohl es noch nicht ganz gar war, und dem Anführer reichen. Wir fingen gar jämmerlich an zu weinen, und das ging dem Kriegsmanne zu Herzen. Mit seinem Degen zerhieb er das Brot in 2 Teile und indem er uns die eine Hälfte zuwarf, jagte er mit der andern von dannen. Vor der Thür des Hüfners Herrmann erschien eines andern Tages ein Kosak, der auf beiden Seiten des Sattels eine Schrote Speck befestigt hatte, um sich Bescheid sagen zu lassen. Entschlossen sprang die Hüfnerfrau zu, riss eine Schrote Speck an sich und verbarg sich in dem Gehöft, wohin der Kosak nicht folgen konnte. Fluchend und wetternd zog er von dannen. Mit einem andern Kosaken, welcher sich hier einquartiert hatte, kam die Gemeinde in Not. Der Mann hatte die Lust am Kriege verloren und liess sich lieber von den Bauern der Reihe nach verpflegen. Als er immer noch nicht gesund werden wollte, kamen die Bauern zusammen, setzten ihn auf sein Pferd und geleiteten ihn auf Nimmerwiedersehen zum Dorfe hinaus. Auch von den Bewohnern der altpreussischen Dörfer erfuhren die hiesigen Bewohner Plünderung an Vieh und Ackergerät. In der Wirtschaft von Meske war nur noch eine Milchkuh, und dieselbe war recht nötig, weil sich dort ein neugeborenes Kind befand. Ohne Erbarmen trieben sie die Plünderer fort, aber die Hüfnerin eilte ihnen nach. Auf dem Wege begegnete sie einem Offizier, welcher sich ihrer annahm. Die Kuh wurde zurückgebracht und zur Sicherheit auf der Pfarre beigestellt. —

Digitized by Google

In Wölmsdorf hatten die Franzosen Kirchenraub getrieben, indem sie Beschläge und Haken von der Altarbibel gerissen hatten. Diese Bibel liegt jetzt in der Erinnerungshalle mit einem dahingehenden Vermerk von dem Sohne des Kirchenvorstehers Polz. Nach dem Kirchrechnungsbuche haben die Preussen die Glockentaue mitgenommen. Da von der Batterie Spreuth erzählt wird, dass sie ihre beiden letzten Geschütze auf der Verfolgung an Tauen gezogen hätte, so liegt die Vermutung nahe, dass diese Batterie die Glockentaue gebraucht hat. Auch Kirchengeld ist dem Kirchenvorsteher abgenommen worden; ein Hüfner daselbst bewahrt noch einen Petschaft mit dem Namenszug Napoleons. —

Schon im Jahre 1814 beging ein nach Frankreich ziehendes schlesisches Regiment eine Feier auf dem Schlachtfelde, und hielt der Superintendent Schwarzkopf die Ansprache. Laut Vertrag vom 22. Juni 1818 ist dann von den hiesigen Hüfnern Martin Müller und Martin Schulze der Berg vom Kgl. Fiskus angekauft worden, auf welchem dann bald das Denkmal von Dennewitz seinen Platz fand.

Über die Einweihung der Denkmäler bei Grossbeeren und Dennewitz im Jahre 1817 enthält das Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Potsdam vom gleichen Jahre folgende Schilderung:

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs sind auf den Schlachtfeldern von Grossbeeren und Dennewitz Denkmäler errichtet worden. Gleich an Grösse und Gestalt, unterscheiden sie sich nur durch die Angabe des Ortes und des Tages, an die sie erinnern sollen. Es besteht ein jedes aus einem 18 Fuss hohen, viereckigen, gotisch verzierten Obelisk von Eisen, der auf einem Sockel von Sandstein ruht und oben auf seiner Spitze ein eisernes Kreuz trägt. Man liest an der einen Seite dieses Obelisken in altdeutschen Schriftzügen folgende Worte: Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden.

Die Einweihung des Dennewitzer Denkmals geschah am 6. September. Es steht auf der Anhöhe zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf, wo während der Schlacht die Division von Thümen zuerst nach schwerem Kampfe den Feind zum Weichen brachte. Der Präsident der Potsdamer Regierung, v. Bassewitz, die Regierungsräte v. Lützow und Ribbach, der Landrat Meuss, die Stände, die Superintendenten, sowie die Geistlichkeit aus den benachbarten Örtern und alle Militär- und Zivilbehörden des Kreises, ein Teil des ersten Garderegiments unter dem Befehl des Majors v. Zieten und eine Menge Zuschauer wohnten der Feierlichkeit bei. Sie begann Morgens 10 Uhr. Die Einwohner des Fleckens Zinna hatten den Fuss des Denkmals bekränzt und es in weitem Kreise mit Laubgewinden umzogen. In diesen Kreis traten sämtliche Behörden. Das Militär stand ausserhalb desselben. Es begann ein geistlicher Gesang. Darauf sprach der Feldprobst Offelsmeyer kniend ein Gebet und hielt dann eine Predigt. Dann fiel wieder der Gesang ein. Nun wiederholte das Militär den Hurrahruf der hier Gefallenen. Ganz nahe um das Denkmal standen die Schulzen und Schöppen der Dörfer Dennewitz,

Digitized by Google

Rohrbeck, Niedergörsdorf, Kaltenborn, Dalicho und Lindo, welche am meisten durch die Schlacht gelitten hatten. Diesen kündigte jetzt der Landrat an, dass ihnen die Gnade des Königs ein Geschenk von 13000 Thalern als Entschädigung bewilligt habe. „Heil unserm König" rief er, und alle Anwesenden stimmten ein mit: „Heil dir im Siegerkranz." Hiermit endete die Feier auf dem Schlachtfelde. Die herbeigeströmte Menge verteilte sich in die benachbarten Dörfer. Das Militär marschierte nach Jüterbog zurück, wohin sich auch die Stände und alle Beamten begaben. Das Denkmal aber wurde dem invaliden Unteroffizier Kaiser, der am 6. September 1813 invalide geworden war, übergeben. — In Jüterbog auf dem Rathause war indessen für das Militär, für die Stände, die Superintendenten und die obersten der Behörden ein Mahl bereitet. Mehrere Landwehrmänner, welche der Schlacht beigewohnt hatten, sowie die Geistlichen und die Schulzen von Rohrbeck, Dennewitz und Niedergörsdorf waren dazu eingeladen. — Hierbei wurde auch des schon entschlafenen Siegers von Dennewitz, des Grafen Bülow, gedacht. Am Abend war das Städtchen Jüterbog erleuchtet.

Der damalige Kreislandrat Hauschsteck, Ritter des eisernen Kreuzes und Kämpfer von Dennewitz — seine Waffen und Orden haben in der Erinnerungshalle am Denkmal einen Platz gefunden, hat den Ort mit Baumpflanzungen verschönert. Ihm ist es auch zu verdanken, dass die Strasse nach Jüterbog, welche mehr nördlich lag und an der Mühle vorüberging, jetzt dicht am Denkmal vorbeiführt. Die Bauern von Niedergörsdorf und Dennewitz sind ihm bei der Anfuhr guter Erde stets gern zu Diensten gewesen. Viele schöne patriotische Feste sind seitdem am Denkmal gefeiert worden. Besonders grossartig ist die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums verlaufen, deren Beschreibung in der Chronik von Jüterbog zu finden ist. —

Hier möge nur eine kleine Episode jener Feier eingefügt werden, aus welcher hervorgeht, dass diese sonst so ernsten und bedächtigen Flämings-Bauern auch für Humor und Scherz nicht unzugänglich sind. Zu dem Feste waren die drei Gevattersleute: der Freischulze, der Stellmacher und der Ortslehrer hinausgegangen. In den aufgestellten Weinbuden hatten sie sich gütlich gethan. Der Fläminger trinkt nur mit seltenen Ausnahmen übers Mass, so auch diese drei Freunde. Das Fest war draussen zu Ende, sie hatten aber noch nicht Lust, in ihrem Gelage aufzuhören. Sie kauften noch einige Flaschen Wein und Gevatter Schulmeister trug sie in den Taschen seines Leibrocks dem Dorfe zu, wo sie noch geleert werden sollten. Da fiel es dem jovialen Freischulzen ein, sein Lied: „Was unten ist, muss oben sein" anzustimmen. Dabei schlug er mit seinem Stock verhängnisvoll an die Tasche des Lehrers, so dass die Flaschen zerbrachen und der edle Rotwein mit vieler Beschwer des Gevatters vergossen wurde; derselbe konnte die Flaschen nur mit grosser Sorgfalt und Mühe los werden. Die drei sind bis an ihr Ende gute Gevattersleute geblieben.

Digitized by Google

Am 26. Mai 1830 zog ein Gewitter mit gewaltigem Sturm von Westen herauf und erfasste die Scheune des Hüfners Meske, welche er über den Haufen warf. Eine gewaltige Rüster, welche dahinter stand, warf er über die Scheune weg. Auch an den Dächern der andern Gebäude des Dorfes wurde viel Schaden angerichtet, so dass die ganze Dorfstrasse mit dem abgedeckten Stroh bestreut war.

Die Meskesche Wirtschaft war damals in geringen Umständen. Der alte Andreas Meske war 1822 verstorben und hatte seine Witwe mit 4 unerzogenen Söhnen zurückgelassen. Die Witwe verheiratete sich dann wieder mit einem gewissen Müller. In der Erbregulierung hat darauf der zweite Sohn, Friedrich Meske, das Gut mit 2600 Thalern erhalten, die übrigen Söhne bekamen, indem die Mutter zum grossen Teil auf ihre Erbschaft verzichtete, je 500 Thaler zur Erbschaft. Unter diesen mittelmässigen Umständen war es gewiss eine grosse Erleichterung, als Se. M. König Friedrich Wilhelm III. zur Aufrichtung der Scheune das Bauholz aus der Forst Seyda und ausserdem 300 Thaler schenkte.

1845 am 20. Januar wurde in Wölmsdorf das Gehöft des Hüfners Friedrich durch ruchlose Hand eine Beute der Flammen.

Die Jahre 1860—62 brachten bei mittelmässigen Preisen gute Ernten, auch fand die Bonitierung der Äcker statt; eine böse Pocken-Epidemie ging gnädig ohne viele Opfer vorüber.

Die Jahre 1863/64 ergaben günstige Ernten, aber der Preis des Roggens stand auf 4 M. Die Separation wurde angemeldet.

1865/66 brachte bei grosser Trockenheit geringe Ernten, aber der Preis hob sich.

1866 wurden die Ackerpläne zur Separation angewiesen und angenommen. In demselben Jahre ereignete sich im Dorfe ein schweres Unglück. An einem schwülen Tage im Juni wurde der Brunnen auf dem Gehöfte des Krügers Kühnast geräumt. In den sich lagernden Gasen fanden der Zimmermann Müller und der Kossät Hildebrand, der ihn retten wollte, den Tod; der Dienstknecht Schwanert wachte aus seiner Betäubung wieder auf.

1867 brachte eine geringe Ernte, aber Preise von 7—8 M.

1868 am 15. August, abends 12 Uhr, kam in Wölmsdorf beim Hüfner Ernst Schulze ein Schadenfeuer aus, welches in kurzer Zeit die 6 Gehöfte des nördlichen Dorfes zerstörte.

1873 stiegen die Gesindelöhne, gingen aber auch wieder zurück.

1876 war ein besonders ungünstiges Jahr, die Preise gingen bis 8 M. Das war zu Gunsten der Witwe des Pfarrers Besser, welche zu ihrem Abgang von hier noch eine Einnahme hatte.

Am 11. August 1877, abends 9 Uhr, schlug der Blitz in die Scheune der Witwe Hinze ein, welche abbrannte.

Digitized by Google

1879 fiel zwischen Lindow und Eckmannsdorf ein Wolkenbruch. Durch den Abfluss des Wassers von jenen Höhen hierher ins Thal der Nuthe gerieten die Gehöfte der Hüfner Gottfried und Friedrich Müller, Kühnast und Schulze in grosse Not. Pferde, Rindvieh und Schafe wurden mit Mühe gerettet, die Leute in den Wohnungen mussten auf Stühle und Bänke flüchten.

1888 entstand ein grosses Schadenfeuer, welches in kurzer Zeit die Gehöfte vom Hüfner Schulze, Freidank, Kühnast, Friedrich Müller, Gottfried Müller niederlegte. Dasselbe war von einer Dienstmagd des Hüfners Freidank in dessen Gehöft angelegt worden. Seit jener Zeit ist die Dorfstrasse reguliert worden, indem Kühnast und die Müllers in eine gerade Linie einrückten. Die Krügerei befand sich während des Neubaus im Keller des Pfarrhauses, welches schon 1886 neu aufgeführt worden war.

1889 waren kurz aufeinander solche Wasserüberflutungen, dass die neuen Wohnhäuser, welche nicht hoch genug angelegt sind, in den Kellerräumen beschädigt wurden.

1893 brachte ein besonders trockenes Jahr, so dass von 32 Scheffeln Aussaat auf den Höhen nur 10—12 Mandeln, d. i. kaum die Aussaat, eingebracht werden konnte.

1897 haben die Hüfner Herrmann und Hecht (Jochen) neue Gehöfte aufgebaut, weil dieselben, mit Strohdach bedeckt, nicht mehr in einen Feuerversicherungsverband aufgenommen wurden. Die alten Baustellen waren eng, und da niemand von ihnen aus dem Dorfe weichen und auf dem Felde aufbauen wollte, so ist auch der Raum in den neuen Häusern eng bemessen.

Im Jahre 1898 sind zur 75jährigen Feier des Gedächtnisses der Schlacht von Dennewitz durch milde Beiträge in den Denkmalsanlagen mehrfache Verschönerungen hervorgerufen. Die Zugangswege sind neu mit Laubbäumen bepflanzt worden, der Berg ist durch Beistand der Artillerie-Schiessschule in Terrassen zerlegt, welche mit Ziersträuchern bepflanzt worden sind. Diese hat in grosser Huld Se. Hoheit der Herzog Friedr. von Anhalt aus seinen Gärten hergegeben. Die alten, hohen Pyramidenpappeln mussten leider wegen ihres Alters beseitigt werden und sind durch eine Pflanzung in Eichen und Tannen ersetzt worden. Durch die Gunst der Umwohner, welche freiwillig alte Erinnerungsstücke an die Schlacht hergegeben haben, ist ein kleines Museum in dem Wärterhause des hier postierten Invaliden hergestellt, welches für die zahlreichen Besucher des Denkmals immerhin angenehm ist. Die Feier des 75jährigen Gedenktages wurde von den Schulkindern aus Niedergörsdorf und Wölmsdorf vollbracht, wozu sich die Waisenkinder der Dennewitz-Stiftung sammelten. Der Magistrat von Berlin und die hiesigen Gemeinden hatten die Mittel dargereicht, um die Kinder mit Kaffee und Kuchen zu erquicken und mit kleinen Geschenken zu erfreuen. Se. Majestät Kaiser Wilhelm I. hat zur Ausschmückung zwei Geschütze her-

Digitized by Google

gegeben. In einem schönen Gedenkbuch, an dessen Zustandekommen der Touristenklub der Mark Brandenburg guten Anteil hat, sind unter dem Vorantritt Sr. Majestät des Kaisers viele Namen gesammelt von Männern, welche die Freiheitskriege lieb haben. Mehrere Städte, Berlin an der Spitze, haben schöne Gedenkblätter gewidmet; historische Vereine, auch die „Brandenburgia", haben sich gern an die Vollführung der patriotischen Aufgabe beteiligt. Alljährlich werden die Schulkinder von Niedergörsdorf und Wölmsdorf am 6. September zum Denkmal geführt, wo sie patriotische Lieder singen und sich an frohen Spielen erfreuen. — Das Schlachtfeld selbst ist an wichtigen Stellen durch einfache Gedenksteine ausgebaut worden.

1899 am Tage vor Pfingsten wurden die Äcker südlich vom Dorfe, welche eine reichliche Ernte versprachen, von einem argen Hagelwetter heimgesucht. Einige Hüfner, die Gebrüder Freidank, der Krüger Kühnast, Schulze (Hendrick), hatten grossen Verlust, weil sie nicht versichert waren. Der Kossät Schulz musste seinen Acker umpflügen. Der Hüfner Ortsvorsteher Zwanziger und G. Hecht (Aussen) haben sich Auszugsstuben eingerichtet, mit denen es früher recht traurig aussah.

Auszug der Hüfner.

Die Hüfner gehen zumeist dann in den Auszug, wenn die Kinder irgendwie versorgt sind und der Erbe in die dreissiger Jahre eintritt. Für einen genügenden Lebensunterhalt wird durch einen schriftlichen Kontrakt gesorgt, welcher aber selten ganz innegehalten wird. Die Leute beherzigen das Sprüchlein, welches sie oft an den Thoren von Jüterbog gelesen haben: Wer seinen Kindern giebt das Brot und leidet im Alter selber Not, den schlage man mit der Keule tot.

Der Auszug bestand hier in diesen Einnahmen:

1. Zur Wohnung erhält der Auszügler die kleine Stube nebst Stubenkammer und den Boden darüber.
2. Das Recht, in den Garten zu gehen.
3. Freies Holz und Licht.
4. Freies Essen und Trinken an des Wirtes Tisch.

Daneben alljährlich:

5. 10 Scheffel Roggen.
6. 6 Scheffel Gerste.
7. 4 Metzen Erbsen.
8. 1 Metze Hafergrütze.
9. 1 Scheffel Weizenmehl.
10. 1 halbes gemästetes Schwein.
11. 1 Märzhammel.
12. Freie Kartoffeln.
13. 2 gemästete Gänse.

Digitized by Google

14. 6 Kannen (12 Pfund) Butter, auch so oft gebuttert wird ein Stück Butter.
15. Täglich von Marien bis Martini $^1/_2$, nachher $^1/_4$ Kanne frische Milch.
16. Jährlich 2 Mandeln Käse.
17. „ 4 Mandeln Eier.
18. „ 2 Stein reinen Flachs.
19. „ 1 Thaler Kleidergeld.
20. „ 2 Thaler Wollgeld.
21. „ 1 Paar Leinwandhosen.
22. „ 2 Mannshemden.
23. $^1/_3$ Anteil des gebackenen Obstes.

Sollten die Alten am Tisch nicht gelitten werden, so tritt eine Erhöhung des Gedinges ein. Statt der Nummern 5—17 erhält der Auszügler:

24. 18 Scheffel Roggen.
25. 10 „ Gerste.
26. 1 „ Erbsen.
27. $^1/_2$ „ Heidegrütze.
28. $^1/_2$ „ Hafergrütze.
29. $^1/_2$ „ Salz.
30. $^1/_2$ „ Weizenmehl.
31. 1 zweijähriges gemästetes Schwein.
32. 8 Scheffel Kartoffeln.
33. 1 Märzhammel.
34. 2 gemästete Gänse mit den Federn.
35. 12 Kannen Butter und so oft gebuttert wird für einen guten Groschen Butter.
36. Je täglich von Marien bis Martini $^1/_2$, sonst $^1/_4$ Kanne frische Milch.
37. Jährlich 1 Schock Käse.
38. 2 Schock Eier.

Obwohl die Hüfner das von den Vorfahren ererbte Gut bewahren und bestrebt sind, es voll und ganz auf ihre Nachkommen zu vererben, so ist doch im Laufe der Zeit ein Wechsel im Namen der Wirte eingetreten. Verkauft oder verparzelliert ist hier kein Gut, nur eins ist in neuerer Zeit an zwei Brüder geteilt worden. Der Wechsel der Wirte rührt daher, dass kein männlicher Erbe da war und so das Gut auf die Tochter überging. Der frühere Name hat sich so fest erhalten, dass sich derselbe in einigen Fällen aus den Kirchenbüchern, welche bis 1671 reichen, nicht mehr nachweisen lässt, woher er stammt, z. B. Hendrik = Heinrich. Die jetzigen Wirtschaften werden zumeist mit den alten Namen bezeichnet, welche Sitte bei der Häufung der Namen Hecht, Müller, Schulze von Vorteil ist.

Digitized by Google

Neuer Aufschwung der Gemeinden.

Die hiesigen Hüfner müssen sehr fleissig und sparsam sein, um sich und die Ihrigen mit Ehren durchzubringen. Die Äcker, besonders im Norden, sind sandig und wenig ergiebig. Dort sind Wälder angelegt und einige Wirtschaften haben schon ihr eigenes Brennmaterial. Bauholz liefert der magere Boden, unter dem oft roter Kies lagert, kaum. Zwar hat Niedergörsdorf den Vorteil vor vielen Dörfern des Fläming, dass es an der Quelle der Nuthe einen Wiesengrund besitzt, aber obwohl die Wiesen reich gedüngt werden, liefern sie keinen ausreichenden Ertrag. Darum haben einzelne Wirte Wiesen in Jüterbog und Treuenbrietzen teils erworben, teils gepachtet, aber die Gewinnung des Heues ist sehr umständlich und kostspielig. Aus diesem Grunde konnten die Leute nur einen geringen Viehstand unterhalten. Die Hüfnergüter haben 400—500 Morgen Acker, welchen sie mit 4 Pferden bestellten. An Rindvieh hatte ein Hüfner früher 8—9 Stück, jetzt 12—16 Stück. Schafe waren 80 bis 100 Stück auf einer Hüfnerei anzutreffen und zwar von edlerer Sorte, jetzt werden solche nur noch auf 3 Wirtschaften gefunden.

Gepflügt wurde vor 20 Jahren noch mit den schweren Karrenpflügen, die Egge wird auch jetzt noch nicht rund, sondern in die Länge gezogen, auch wohl in schräger Richtung (Schrodegge, schrod bedeutet wohl schräg). Futterkräuter wurden selten angebaut, den Anbau von Mais soll der Pfarrer Wassermann eingeführt haben. In diese Verhältnisse hat die Anlage der Militär-Artillerie-Schiessplätze einen Aufschwung eingeleitet. Einige umsichtige und bemittelte Wirte kauften für mässige Preise Pferdedünger, tauschten solchen auch wohl gegen geliefertes Streustroh um. Drei Wirte, der Lehnschulze A. Hecht, der Hüfer G. Hecht (Jesper) und der Ortsvorsteher Zwanziger, haben Milchwirtschaften eingerichtet und sind der Molkerei-Genossenschaft in Jüterbog beigetreten. Der Plan, hier eine Molkerei anzulegen und die umliegenden Dörfer für dies Unternehmen zu gewinnen, ist bisher nicht gelungen. Einen ganz besonderen Aufschwung nahmen die hiesigen Dörfer, als hier 1898 ein Bahnhof eingerichtet wurde. Zu demselben ist aus den hiesigen Dörfern eine Summe von 9000 M. aufgebracht worden. Nunmehr haben die Leute bessere Gelegenheit, ihre Erzeugnisse schnell abzusetzen, und durch die Eisenbahn erhalten sie auch die künstlichen Düngungsmittel, welche jetzt reichlich verwendet werden. Die einzelnen Wirte streuen bis 200 Ctr. Thomasmehl, 40—50 Ctr. Kainit und einige Centner Superphosphat. Die Fütterung des Viehes ist besser geworden, denn es werden reichlich Futterkräuter angesät; die Güte des Düngers hat zugenommen und die Leute haben die Einsicht gewonnen, dass in der Massengewinnung von Roggen das Heil ihrer Wirtschaften ruhe. Der Ertrag von Roggen hat sich für die einzelnen Gehöfte wohl um das Doppelte gehoben, 8 Wispel

Digitized by Google

bis 20 Wispel. Gerste und Weizen wird nicht zu häufig gesäet, wohl aber Hafer und reichlich Lupine, welche häufig zur Düngung verbraucht wird. Auf Gewinnung von Fleisch wird weniger Rücksicht genommen, die Zucht von Schweinen aber ist im Gange.

Über Leutenot ist auch hier Klage, und mit Mühe können die 3 Knechte und 2 Mägde für jede Wirtschaft beschafft werden. Dieselben erhalten an Lohn: der Grossknecht bis 100 Thlr. bei freier Beköstigung und Wäsche, die Grossmagd bis 60 Thlr. und ein Weihnachtsgeschenk, die andern Knechte bis 70 Thlr. Bei diesen hohen Löhnen würden es die jungen Leute zu etwas bringen können, aber das liebe Geld geht im Wirtschaftsleben und in Beschaffung städtischer Kleidung so auf, dass sich reichlich solche finden, welche Bären anbinden.

Die Ernte wird mit Beistand der freien Arbeiter des Dorfes und solcher aus Jüterbog eingebracht, wofür der Hüfner ein Stück Land hergiebt, welches er mit dem Dünger der Leute befährt und beackert, während sie den Ertrag desselben erhalten. In neuester Zeit ist auch hier und da die Aushilfe von Beurlaubten vom Militär in Anspruch genommen worden. Landwirtschaftliche Maschinen kommen mehr und mehr in Aufnahme. Fast jede Wirtschaft hat Maschinen, um die Kartoffeln zu bearbeiten und aus der Erde zu nehmen. Eine Dreschmaschine (Göpel) ist ebenfalls auf jedem Hofe und nur selten noch wird der Tick-Tack der Drescher vernommen. Der hiesige Schmiedemeister Krüger besitzt 2 Dreschmaschinen mit Dampfbetrieb, welche sehr fleissig benutzt werden. 1897 hat der Lehnhofsbesitzer eine Drillsäemaschine angeschafft, und er hat auch den Anfang mit einer Mähmaschine gemacht; Hüfner Meske hier und fast sämtliche Hüfner in Wölmsdorf sind nachgefolgt, andere Hüfner denken mit Ernst an die Erwerbung einer solchen Maschine. Ausserdem geniessen die hiesigen Einwohner den Vorteil, dass hier eine Post-Agentur mit Telephonbetrieb eingerichtet worden ist, wozu 100 M. aufgebracht worden sind und zwar hat die Gemeinde Niedergörsdorf 40 M., der Krüger Kühnast 15 M., der Pfarrer 25 M., Wölmsdorf 20 M. gezahlt. Dennewitz und Kaltenborn, welche von hier aus bestellt werden, haben keinen Beitrag gezahlt.

Allem Anschein nach geht Niedergörsdorf einer guten Zukunft entgegen. Es haben sich in meiner Zeit mehrere Häusler angebaut und so die Einwohnerzahl vermehrt. — Von drückender Armut ist kein Hausstand heimgesucht.

Digitized by Google

Das Königliche Fassadenrecht in den Residenzen Berlin und Potsdam.

Nach den Akten des Magistrats zu Berlin geschildert

von **E. Friedel.**

In der Absicht, das äussere Ansehen der Residenzen Berlin und Potsdam zu heben, haben im 18. Jahrhundert die preussischen Könige aus wohlgemeinter und wohlverstandener landesväterlicher Gesinnung in besseren neuen Strassen gedachter Städte den Bau ansehnlicherer Häuser dadurch gefördert, dass sie mitunter die Baustelle, mitunter Holz und Steine und, wenn die Fassade durch Allerhöchsten Erlass genehmigt wurde, zu deren Herstellung auch grössere Beträge baren Geldes gewährten. Solche Fassadenhäuser aus fridericianischer Zeit fallen dem Strassenwanderer selbstredend besonders in Potsdam in die Augen, weil diese Residenz viel kleiner als die Hauptstadt Berlin ist. Während in Berlin die Prunkfassade solcher Häuser gewöhnlich organisch in das eigentliche Haus verwachsen erscheint und deshalb stilistisch mit demselben übereinstimmt, ist dies in Potsdam nicht immer der Fall. Dort ist eine prächtig aussehende Fassade im italienischen Stil garnicht selten dekorationsartig ganz ärmlichen und kleinbürgerlichen Häusern mit kümmerlichen Treppen, Fluren und Zimmern vorgehängt. Solche Häuser sind z. B. zu Potsdam in der Breiten Strasse zu sehen. Die Fassaden wurden und werden dort mitunter geradezu als eine Last empfunden, wie mir Besitzer solcher Häuser gesagt haben.

Dass es in Berlin solche königlichen Fassadenhäuser giebt, ist wenig bekannt, anscheinend mitunter nicht einmal immer allen staatlichen und städtischen Behörden. So war es z. B. anfänglich nicht bekannt, dass, als Zwecks Verbreiterung der hiesigen Neuen Rossstrasse das Haus No. 13 (westliche Seite, zwischen der Rossstrassenbrücke und Wallstrasse) abgebrochen werden sollte, an diesem Grundstück, auf welchem das ehemalige auf königliche Kosten errichtete Wachtgebäude der Rossstrassenbrücke gestanden und das etwa im Jahre 1810 in Privatbesitz übergegangen, der Zwang, die Fassade zu erhalten und solche nur auf Grund königlicher Erlaubnis abzuändern, hafte.

Die städtischen Abbruchsarbeiten wurden vom Polizei-Präsidium inhibiert, und entspannen sich nunmehr Verhandlungen und Untersuchungen über das Königliche Fassadenrecht in Berlin, wobei Potsdam mitgestreift wurde. Was es mit diesem Recht auf sich hat, geht klar aus dem Schreiben des Königlichen Polizeipräsidiums vom 13. Juli 1899 an die Städtische Baudeputation hervor, welches wir deshalb als geschichtliches Zeugnis vollinhaltlich mitteilen.

Digitized by Google

Polizei-Präsidium
Abteilung III.

Berlin, den 13. Juli 1899.

J.-No. 2357 III 9.

An
die Städtische Baudeputation, Abteilung II.

Im Anschluss an die gestrige Unterredung mit dem unterzeichneten Abteilungs-Dirigenten wird ergebenst mitgeteilt, dass das in der Neuen Rossstrasse No. 13 belegene Haus zu denjenigen gehört, welche auf Königliche Kosten erbaut sind, und dass daher auf dasselbe das Publicandum vom 31. August 1787 Anwendung findet.

Letzteres ist im Amtsblatt 1829, Stück 17, Seite 87, veröffentlicht und hat folgenden Wortlaut:

„Auf ausdrücklichen immediat Befehl Sr. Königlichen Majestät wird den„jenigen Einwohnern zu Berlin und Potsdam, welchen auf Königliche Kosten „Häuser erbaut worden sind, hierdurch bekannt gemacht, dass sie keineswegs „die Freiheit haben, an der Façade sothaner Häuser Veränderungen nach „ihrem Gutbefinden vorzunehmen. Es bleibt ihnen daher alles Ernstes unter„sagt, weder die Attika, Vasen, Statuen, Gruppen oder auch andere Ver„zierungen davon wegzunehmen oder zu verändern, wie sich einige bereits „erdreistet haben, sondern alles in dem Zustande zu lassen und zu erhalten „wie ihnen solches übergeben ist. Und wollen Sr. Königlichen Majestät ferner, „dass wenn an solchem Ornament etwas schadhaft geworden ist, die unbe„mittelten Einwohner dieses sogleich dem Ober-Hof-Bauamte anzuzeigen haben, „welches Sorge tragen wird, dass die Reparaturen ohne Anstand auf König„liche Kosten geschehen sollen.

„Berlin, den 31. August 1787.

gez.: von Woelner.

„Veränderungen an den Façaden der auf
„Königliche Kosten erbauten Privathäuser."

Die inzwischen an den Magistrat als Eigentümer des genannten Grundstücks ergangene diesseitige Verfügung bezüglich des Abbruches wird dahin modifiziert, dass gegen den Abbruch im Innern des Gebäudes diesseits nichts eingewendet werden soll. Das zuständige Polizei-Revier ist angewiesen worden, der Ausführung dieser Arbeiten kein Hindernis in den Weg zu legen.

Bemerkt wird noch, dass die alten Façaden-Zeichnungen in den diesseitigen Bauakten nicht enthalten sind, da dieselben erst mit dem Jahre 1873 beginnen. Es ist anzunehmen, dass von der ursprünglich vorhanden gewesenen Façade nichts mehr besteht. Da nun, wie dies in ähnlichen Fällen bereits geschehen, unter solchen Umständen der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten auf besonderen Antrag davon Abstand genommen hat, die Allerhöchste Genehmigung zum Abbruch eines auf Königliche Kosten erbauten Hauses unter Einreichung der erforderlichen Vorlagen nachzusuchen, so wird anheimgestellt, auch im vorliegenden Falle beim Herrn Minister der öffentlichen Arbeiten dementsprechend vorstellig zu werden.

gez.: Zacher.

Digitized by Google

Der das Haus Berlin, Neue Rossstrasse No. 13, betreffende Fall ist in den Städtischen Akten Stadtbau 104d dadurch beendet worden, dass der Minister der öffentlichen Arbeiten mittels Erlasses vom 15. August 1899 (III. 14229) von der Erwirkung einer Allerhöchsten Genehmigung zum Abbruch des Fassadenhauses Abstand nahm und das Königl. Polizei-Präsidium infolgedessen am 21. desselben Monats die Fortführung der Abbruchsarbeiten gestattete.

Kleinere Mitteilungen.

Nachlese zur Eiben-Kunde. Von Ernst Friedel.

a) Grosse Eibe in Neuendorf bei Potsdam. Ein Taxus baccata L. von ungewöhnlichen Dimensionen befindet sich hinten am Chor der neuen Kirche, wohin sie vor etwas über Jahresfrist verrückt wurde, um erhalten zu werden und den neuen Bau zu ermöglichen. Der Umfang beträgt 110 cm in der Höhe von 90 cm über dem Boden. Dann gabelt sie sich mit einem Stamm von 18 cm, der andere von 54 cm Umfang. Herr cand. jur. Backschatt, der Verfasser der 1899 erschienenen „Geschichte Neuendorfs", dem wir diese Angaben verdanken, hält, weil er Früchte an dem Baum niemals bemerkt, denselben für männlich. Vergl. S. 8.

b) Als der stärkere der beiden Eibenbäume im Herrenhausgarten zum zweiten Mal eingestutzt wurde — das geschah im Frühling des Jahres 1897 — fielen schon recht ansehnliche Äste ab. Einem, der dies Astwerk am Boden liegen sah kam der Gedanke, sich ein Stück davon zu verschaffen, um daraus für den Fürsten Bismarck, der unter dem herrlichen Baum so manches Mal gesessen haben mochte, etwas zum Angedenken schnitzen zu lassen. Das Aststück erhielt er auch, nun aber war es nicht gar so leicht, einen Holzschnitzer zu finden, der etwas daraus zu machen wüsste. Der Ast wurde hier von Fachleuten, die ihn zu sehen bekamen, recht ungünstig beurteilt und es besonders für unmöglich erklärt, das aus ihm herzustellen, was sein Besitzer wünschte, nämlich einen Becher. Da fiel demjenigen, von dem die Rede ist, ein, dass auf der Vorder-Rhön im Sachsen-Weimarischen bei Dermbach, wo am 4. Juli 1866 zwischen den Preussen und den Baiern, die durchaus nicht nach Thüringen durchbrechen durften, so hartnäckig und blutig gekämpft worden ist, von alter Zeit her geschickte Holzschnitzer sitzen. Zu diesen wanderte der Eibenast aus der Leipzigerstrasse in Berlin, und einer von ihnen hat daraus einen Becher geschnitzt, der zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers ausfiel. Er zeigt das Wappen des Fürsten, das Kleeblatt mit den drei zwischen seinen Blättchen hervorsprossenden Eichenblättern und am oberen Rand in erhabener Schrift geschnitten die Worte: „Eibe des Herrenhauses in Berlin." Im übrigen schmückt ihn allerhand zierliches Schnitzwerk. Dieser Becher wurde dem Altreichskanzler zum Weihnachtsabend nach Friedrichsruh geschickt mit folgenden Versen:

Von Eibenholz ein Becher
Sei dir, o Fürst, geweiht,
Der mahn', ein stummer Sprecher,
Dich an vergangene Zeit.

Du selbst, der Eibe gleichend
Scheinst du, so zäh, so fest,
Weit mit den Wurzeln reichend
Und weit mit dem Geäst.

Digitized by Google

Holz ist's von einem Stamme,
Der wohl bekannt dir war;
Den haben Axt und Flamme
Verschont manch hundert Jahr'.
Vom Baum, in dessen Schatten
Du oft gesessen hast,
Eh' sie gestutzt ihn hatten,
Ist dieses Holz ein Ast.

Ein Becher ist geschnitten
Daraus von kund'ger Hand.
Nimm ihn, drum lass dich bitten,
Als deutscher Treue Pfand.
Die lang' dein eigen war,
Die Lebenskraft der Eibe
Bewahr' noch manches Jahr!

Den Altreichskanzler scheint die kleine Weihnachtsgabe erfreut zu haben. Er antwortete auf die Sendung:

Friedrichsruh, 27. Dezember 1897.

Geehrter Herr!

Mit meinem aufrichtigen Dank für Ihren poetischen Gruss und den erinnerungsreichen Eibenbecher verbinde ich die herzliche Erwiderung Ihrer freundlichen Festgrüsse.

v. Bismarck.

Damit hat die Sache ihren Abschluss gefunden, es bleibt nur übrig eine Empfehlung der Holzschnitzer auf der Vorder-Rhön, die sehr geschickte Arbeiter sind und dabei auf dem einsamen Gebirge dort in der bittersten Armut leben. Der Oberförster Brock in Dermbach wird gern bereit sein, Aufträge für diese Leute in Empfang zu nehmen.

Joh. Trojan in der National-Zeitung vom 1. Januar 1898.

Hierzu sei bemerkt, dass Becher aus Eibenholz gegen einen giftigen Trunk daraus schützen sollen. Der Extraktivstoff der Eibe ist (vergl. No. c) giftig, daher sichert — nach der Volksmedizin „similia similibus" — der Eibenbecher gegen Gifttränke.

c) Im Berliner Lokal-Anzeiger vom 16. September 1898 findet sich folgende Angabe:

„Das Gift des Eibenbaumes. Der Eibenbaum wird in Deutschland überall besonders gerne gesehen und er verdient diese Schätzung sowohl wegen seines schönen Wuchses und der prächtigen Form und Farbe seiner Nadeln, als auch weil er zu den selteneren Bäumen gehört. Er hat aber auch eine unangenehme Eigenschaft, die bisher wenig bekannt sein dürfte und erst neulich vom Rossarzt Schüler in der Zeitschrift für Veterinärkunde klargestellt wurde. Er kann nämlich unter Umständen den Haustieren gefährlich werden. Unser Gewährsmann wurde vor einiger Zeit nach einem Hause gerufen, wo zwei Ziegen erkrankt waren. Er fand die eine mit stark aufgetriebenem Leibe, alle Viere fortgestreckt, zuckend auf dem Boden liegen, während sich die andere noch auf den Beinen hielt, aber kein Futter nahm. Da die erstere nicht mehr zu retten war, so wurde sie geschlachtet, ohne dass ein weiteres Anzeichen von Krankheit gefunden wurde als eine Milzgeschwulst. Auch die andere Ziege wurde nun schlimmer und verfiel in einen schlafsüchtigen, betäubungsähnlichen Zustand. Der Arzt machte einen Stich in die linke Seite und zog dabei zu seinem Erstaunen mit der Kanüle grüne Nadeln heraus, deren Abstammung vom Eibenbaum er sofort erkannte. Die Hausfrau gestand nunmehr, dass sie den Ziegen am voraufgehenden Abende eine 14 Tage alte Guirlande aus Eibenzweigen als Futter vorgeworfen hatte. Die geäusserte Giftwirkung der Eibe rührt von einem nach ihrem Namen (Taxus bacata) als Taxin bezeichneten Stoffe und ausserdem von der in den Nadeln enthaltenen Ameisensäure her."

Hierzu bemerke ich, dass schon seit Jahrhunderten vor Herrn Rossarzt Schüler die giftige Wirkung genossener Eibennadeln bekannt ist. Namentlich

Digitized by Google

Pferde werden vom Genuss der Eibennadeln krank, ja sterben davon unter Umständen. Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb die Eibe als freier Waldbaum mehr und mehr verschwunden ist. Die Förster, deren Vieh Weidegerechtigkeit in den Wäldern hatte, haben, wo dort der Baum vorkam, ihn gellissentlich ausgerottet, um Vergiftungen vorzubeugen.

Für Neu-Vorpommern habe ich dies in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ XXIII., 1882, S. 339, und XXIV., 1883, S. 145 (woselbst ich speziell brandenburgischer Eiben gedenke) in einem längeren Aufsatz, der betitelt ist „Tierleben im Meer und am Strand von Neu-Vorpommern“ ausgesprochen.

d) Mit meinen Wahrnehmungen stimmt folgender Artikel der „National-Zeitung“ vom 18. April 1899 überein:

„In Berlin und in der Umgegend von Berlin ist die Eibe oder der Taxusbaum sehr häufig angepflanzt zu finden, es erscheint deshalb nicht ganz unangebracht, darüber, ob die Eibennadeln giftig oder nicht giftig sind, etwas mitzuteilen. In dem Heft der „Gartenflora“ vom 1. April d. J. findet sich eine „Giftigkeit oder Ungiftigkeit der Eibe“ überschriebene Notiz, die „Gardener's Chronicle“ entnommen ist und von Mr. C. W. Strickland herrührt. Herr Strickland sagt darin: „Es ist nicht richtig, dass die Tiere keine Eibennadeln fressen, weil sie wissen, dass sie giftig sind. Im Gegenteil, sie fressen sie gern und leiden keinen Schaden wenn sie sie frisch zu sich nehmen; es scheint ein Magen und Appetit anregendes Mittel für sie zu sein. Ganz anders ist es, wenn man ihnen gepulverte trockene Taxusnadeln giebt, wie das von Bauernburschen mitunter geschieht, wenn die Pferde nur Körnerfutter erhalten und dieses satt bekommen. Getrocknete Taxusnadeln sind unzweifelhaft giftiger als frische.“

Dem Studium der Logik, das ja neuerdings auf deutschen Universitäten stark vernachlässigt werden soll (wenn ich aber nicht sehr irre, war das auch zu meiner Studentenzeit der Fall), scheint Herr Strickland nicht übermässig viel Zeit gewidmet zu haben, sonst würde er nicht, nachdem er sich soeben erst über die Unschädlichkeit der frischen Eibennadeln ausgelassen hat, den Satz sich leisten: „Getrocknete Taxusnadeln sind unzweifelhaft giftiger als frische.“ Übrigens darf das, was er über die Unschädlichkeit der frischen Taxusnadeln bemerkt, nicht unangefochten bleiben. Ich will einen Fall erzählen, der die Sache betrifft. Im Frühling vorigen Jahres wurden bei einem mir befreundeten Förster in der Umgegend Berlins zwei Kälber in den Garten gelassen, um Gras abzufressen. Da fanden sie etwas, das sie noch mehr anzog als das Gras, nämlich einen Taxusstrauch, über den machten sie sich her. Nach wenigen Stunden waren sie beide mausetot, so schwer mussten sie ihre Naschhaftigkeit büssen. Noch betrüblicher aber als für sie war ihr Tod für die Försterslente. Denn sie selbst, die Kälber, wären doch früher oder später abgeschlachtet worden, und ob sie nun dem Schlächtermesser verfielen oder durch den Genuss von Eibennadeln umkamen, das konnte ihnen ziemlich gleichgiltig sein. Ein vegetarischer Dichter würde sich vielleicht sogar zu der Behauptung versteigen, sie hätten mit Absicht Gift genommen, um nicht von den grausamen Menschen aufgegessen zu werden. Nun, jedenfalls steht es fest, dass sie beide an frischem Eibenlaub starben, und das lässt es denn doch etwas zweifelhaft erscheinen, ob das frische Eibenlaub wirklich für das Vieh ein Magen und Appetit anregendes Mittel ist. Mit diesem Fall stimmt das überein, was ich von andern Orten früher gehört habe. Auch im Bodethal im Harz, wo es ja viele Eiben giebt, ist mir gesagt worden, dass Haustiere durch den Genuss von Eibenlaub unbedingt getötet werden, indessen das Wild dort ohne Schaden die jungen durch den Beerenfall ausgesäten Eibenbäumchen abäst. Es ist ja manches für den einen giftig, für den andern nicht. Die Früchte des Spillbaumes (Evonymus

Digitized by Google

europaea) heissen Rotkehlchenbrot, weil sie dem Rotkehlchen besonders wohl munden und auch nicht schaden; bekommt aber aus Versehen der Papagei sie, so ist er geliefert und kann nur gleich sein Testament machen. Das führt mich darauf, dass es auch Widerspruch herausfordert, wenn C. W. Strickland am Eingange seiner Notiz sagt: „Es ist nicht richtig, dass die Tiere keine Eibennadeln fressen, weil sie wissen, dass sie giftig sind.“ Von den Tieren im allgemeinen wird kein verständiger Mensch behaupten, dass sie wissen, was giftig ist. Nur von den wilden Tieren kann das gesagt werden, nicht aber von den zahmen, die schon etwas Menschenähnliches angenommen haben. Denn die Menschen, je höher sie in der Kultur empor- und je mehr sie von der Natur abgekommen sind, um so weniger wissen sie das, was giftig ist, von dem, was nicht giftig ist, zu unterscheiden.“

Dass dieser Artikel von unserm vortrefflichen Naturbeobachter Joh. Trojan, einem genauen Eibenkenner, herrührt, würden unsere Leser merken, auch wenn ich es nicht ausdrücklich bemerkte.

Das erste Berliner Dampfschiff. Nur wenigen dürfte es bekannt sein, dass die Spree zu denjenigen europäischen Flüssen gehört, welche am frühesten von einem Dampfschiff befahren worden sind, und dass in Berlin zuerst die Einrichtung einer regelmässigen Dampfschifffahrt auf der Spree geplant wurde. Carl Gustav Carus (1789—1869), Königlich sächsischer Leibarzt, berühmter Naturforscher und Psychologe, bekannt auch durch seine Freundschaft mit Goethe, hielt sich in den letzten Ostertagen des Jahres 1817 in Berlin auf und erzählte darüber in seinen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten“: „Unter mancherlei, was mir sonst in jenen Tagen in Berlin an Schenswürdigkeiten aufstiess, muss ich doch auch erwähnen, dass ich dort am Tiergarten auf der Spree das erste kleine Dampfschiff sah, das mir vorgekommen ist. Ich besitze noch eine flüchtige Zeichnung, die ich an Ort und Stelle mir davon entworfen hatte, und weiss, dass es die Neugier vielfältig beschäftigte, obwohl es von vielen Superklugen der Zeit als eine ganz müssige Erfindung betrachtet wurde, die unmöglich grosse Resultate haben könne.“ Er fügt dann noch hinzu: „Es war wirklich das erste in Deutschland erbaute! Es war von Humphreys zu Pichelsdorf an der Spree erbaut worden und sollte zwischen Hamburg und Berlin fahren, wurde aber wenig benutzt und ging bald ein.“ Die letztere Bemerkung ist nicht richtig. Denn gerade 110 Jahre früher, anno 1707, fuhr ein französischer Emigrant Denis Papin auf einem von ihm selbst gebauten Dampfboot auf der Fulda von Kassel nach Münden. Das Staunen, welches im Anfang unseres Jahrhunderts die ersten Dampfschiffe erregten, muss zur Zeit des Denis Papin mehr abergläubischer Schrecken gewesen sein. Das Fahrzeug wurde für ein Werk des Teufels gehalten und an der hannöverschen Grenze von der Schiffergilde zerstört. So haben wir Deutschen erst nach weiteren hundert Jahren ein Dampfschiff wiedergesehen, und zwar in der jetzigen Reichshauptstadt.

Carus sah das Dampfboot nahe dem Grossfürstenplatz und den Zelten an der Spree. Pichelsdorf liegt, wie bekannt, an der Havel. Im Märkischen Museum befindet sich eine lithographierte Abbildung dieses Dampfers.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Aktenstücke, betreffend einen Prozess des Rates von Strausberg

gegen Heine Friedrich und Valentin Ludwig, Gebrüder von Pfuel in Gielsdorf, 1644—1647.

B. Seiffert.

Im Jahre 1643 hatte der Cornet Heine Friedrich von Pfuel, jüngerer Bruder des gestrengen Valtin Ludwig auf Gielsdorf, in Begleitung eines Reiters der Stadt Strausberg einen Besuch abgestattet und, nachdem er des Guten zu viel gethan, in der Trunkenheit allerhand Mutwillen und Gewalt verübt, ohne die Bürgerstatuten und die polizeilichen Befugnisse des Rats zu respektieren. Er muss es ziemlich arg getrieben haben, denn der Rat brachte den Vorfall zur Anzeige beim Kammergericht, und es wurde eine regelrechte Untersuchung eingeleitet, bei welcher 20 Zeugen zur Vernehmung kamen, darunter der Bürgermeister Daniel Hundertmark, der Richter Albertus Brunzlow, der Ratsherr Martin Schwanhäuser, auch der spätere Stadtschreiber Albert Christian Kalle. Die Sache wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm sehr ernst genommen, denn er übersandte die Akten an die juristische Fakultät der Universität Frankfurt, um ein Gutachten derselben über den Fall einzuholen.

Der Hoffiskal Nicolaus Sadenbeck schreibt am 30. März 1644 dieserhalb an den Rat:

„Ehrenveste, Achbahre vndt wolweise Insonderss gönstige hern vndt werthe freunde, denenselben fuge ich nebst anerbietung meiner dienste zuwissen, dass auss der geheimbden Cantzley die attestata nacher Frankfurt zu einholung eiuess Vrtelss ehist verschicket werden sollen, vndt habe ich diese stunde vmb Vhr 5 selber in der Cantzley gesehen, dass S. Ch. D. den befehl an die professoren juridicae facultatis zu Franckfurt an der Oder eigenhendigk vnterschrieben. Auff der supplication, so gestriges tages einkommen, ist decretiret, das

Digitized by Google

an die von Pfüle ein befehl ergehen, sich vor ihre Persohn aller thätlicheit hinfuro zuenthalten, auff den Reuter stehet die commination der gefencklichen einziehung, wen er etwass vervben solte, dieses ich den Hern in geheim, damit es nicht fort die, so zum theil auf ihre [d. i. der Pfule] seite noch affectioniret sein möchten, erfahren, notificiren wollen, eilendts Berlin, den der Man nicht lange warten können, — — Der Hern dienstwilliger — — mpr.“

Das Gutachten der juristischen Fakultät lautet:

„Durchleuchtigster Hochgeborner Churfurst, E. Ch. D. seindt Vnsere Vntertheinigste Pflichtschuldigste Dienste iederzeit zuvor bereit, Gnedigster Herr, Demnach E. Ch. D. auff die Vnss Vberschickte articulos inquisitionales designirte nomina vndt juramentum testium[1]), so wol der eidtlich examinirten Zeugen depositiones, betreffendt Heine Friederichen vndt Valtin ludewigen gebruedere die von Pfüele zu Gielstorff, ein rechtmessigk Vrtell abzufassen, Vnss gnedigst anbefahlen; Alss haben wir Vntenbenante solche acta mit Vleiss collegialiter Verlesen vndt erwogen, erachten darauff rechtens sein, das E. Ch. D. genuchsahme Vrsache haben, Sich inquisiten der beiden Gebrüder von Pfüele selbst eigenen Persohnen zuforderst versichern zulassen, folgendts seindt dieselben Vber die inquisitional vnd judicional articul mit ihrer deutlichen vnd claren antwort ein ieder absonderlich zuvernehmen vndt Vber die ienigen articul, so Inquisiten inss verneinen ziehen werden, seindt hernach in dehren Kegenwart die Zeugen anderweit Zuvoreyden, vndt folgendts auff die articul vndt tragestucken, da einige von den inquisiten vbergeben würden, eidtlich abzuhören, was bey einem oder anderen actu Vorgehen möchte, ist durch eine legalem personam fleissigk, deutlich und förmlich Zubeschreiben, vndt zu den acten zubringen. Wen solches erfolget, vndt die jnquisiten mit Ihrer Volstendigen defension vernommen, Ergehet hernach in der sachen ferner wass recht sein wirdt, Von rechts wegen. Datum Franckfurth an der Oder den 15 April. im Jahr Christi 1644. E. Ch. D. Vntertheinigste vndt Pflichtschuldigste Decanus ordinarius senior vndt andere Dd. der Juristen Facultet in E. Ch. D. Vniversitet daselbsten.“

[1]) Diese Eidesformel ist gleichfalls erhalten: „Ich N. N. Schwere hiermit zue Gott, das ich alss ein erforderter Zeuge wegen dero, von heine Friedrich vnnd Valentin Ludewig gebrudern von Pfuel zue Gielsdorff nebenst deme bey sich gehabten Kayserl. Reuter in der Stadt Straussbergk vervbten insolentien vnd gewalt, was mir dauon wissendt vnd ich gesehen vnnd gehöret habe, die rechte reine vnuerfälschte warheit, Keinen Part zue Lieb oder Leidt zeugen vnd berichten vnd solches nicht unterlassen will weder vmb geschencke, gunst, gift, gaben, freundschafft oder feindtschafft noch sonsten einiger Vrsache willenn, so mich von der Warheit ableiten möchten, So wahr mir Gott helffe vmb Christi willen —.“ — Valentin Ludwig scheint aber bei dem Excess weniger beteiligt gewesen zu sein. —

Digitized by Google

Nunmehr mag selbst dem Herrn Cornet der Ausfall seiner Sache zu Bedenken Grund gegeben haben, darum lenkte er in eine friedlichere Bahn ein und bat den Rat um gut Wetter; so kam denn durch Vermittlung seines Bruders ein Vergleich mit dem Rate zustande, der also lautet:

„Zuewissen, Alss Heine Friedrich von Pfuel Cornet, mit seiner Reuter einen, in der Stadt Straussbergk Vnlängsten ezliche Excesse begangen, das deswegen I. Ch. D. zue Brandenburgk V. gn. H., auf des Raths doselbst gefuhrte Clage, durch den Hof Fiscal Inquisition anordtnen lassen, vnnd aber der von Pfuel Seinen Irthumb Erkandt, vnd durch seinen geliebten Bruder Valtin Ludewig Von Pfuelen gutlichen Vergleich begehren lassen, der Rath auch die Vorigte freundtschafft, So sie alss Nachtbarn Iederzeit mit einander gepflogen, vnnd andere dabey Vorgefallene Vmbstände mehr, Jnsonderheit das die Jugent, vnd domals vbereilte Trungkenheit dem von Pfulen zue einem vnd andern fehler verleitet haben mag, in behörige Consideration gezogenn, Alss haben Sie zue restabilirung Vertrawlicher Nachtbarschafft vnndt guten Vernehmen, die ganze Sache zue grunde auss gütlich Verglichen, vnndt vfgehoben, wie folget,

Es hat nehmblich Heine von Pfuel, vnd seinetwegen Valentin Ludewig von Pfuel alss Bruder ex constituto, dem Rath zue Straussbergk, wegen ihrer violirten Jurisdiction vnnd Excessen die etwa Vorgangen sein möchten, Zweyhundert Thaler Capitall bey den Mittel-Vckermärckischen vnnd Ruppinischen Städten in solutum cediret, vnnd izo also fort die behörige cession Von ihrer Fraw Grossemutter Heine von Pfuels Obersten Seel. Wittiben in händen zueschaffen versprochen, vnnd bey Adelichen Ehren, trew vnd glauben zugesaget, Vber dehme noch absonderlich alle Vervrsachte Schäden, vnnd Vnkosten, welche der Rath vnnd andere Burger verificiren vnd erweisslich machen wurden, billiger massen zue erstadten, vnnd forthin weder den Rath, vnnd ihre Diener, wenigers gemeiner Stadt vnnd Bürgerschafft, Vor sich oder durch andere, heimblich oder öffendtlich in Keine einczige wege, mit worten oder Thaten Zue Keiner Zeit, den geringsten schaden, offension vnnd feindtschafft zuezuefügen, oder sonsten dieses verlaufs in argen Zuegedencken, gestalt Sie dan derentwegen dem Rathe, auch ganczer gemeiner Stadt vnnd Burgerschafft cautionem de non amplius turbando et offendendo, wie es zue rechte am Krefftigsten geschehen sollen können oder mögen, mittelst würcklicher verpfendung aller ihrer Haab vnnd Guter, Lehen vnnd Erbes, wie Sie solches albereit an beweglichen vnnd Vnbeweglichen gutern besiczen, vnnd noch anzuwartten haben, Sub pacto Executivo parato, et cum clausula Constituti possessorij, hier mit bestellet

Digitized by Google

haben wollen, Dogegen hat der Rath auch Versprochen, der Ch. D. zue Brandenburgk Vnserm g. H. per supplicationem Vnterthänigst Zuevernehmen Zuegeben, wie Sie numehro wegen des in ihrem Gerichten Vorgelauffenen Excessus halber Zue grundt aus Verglichen wehren, vnnd dobey gehorsambsten fleisses anzuehalten, dass J. Ch. D. bey so beschaffenen Zuestandt, die Fiscalische Inquisition wieder die von Pfuele auss sonderbahrer gnade, Cassiren lassen woltenn, auf welchen fall dann dieser vergleich aller erst seine Vollstendige Krafft erreichet haben soll, Sonsten wo I. Ch. D. die Inquisition nicht fallen lassen wolten, wollen weder die von Pfuele noch der Rath doran gebunden sein, Mann hoffet aber Zue beeden theilen, J. Ch. D. werden sich hierinne gnädigst vnd gewuriger resolution Vernehmen lassen, Weiln des Richters officium cessiret, wan kein Kläger mehr vorhanden ist, Vnnd wollen sich sonsten beede Parten aller nachtbarlichen freundtschafft fort hin befleissigen, vnd friedt vnd schiedtlich leben, Alles getreulich ohne gefehrde, vnnd arge list, Vhrkundtlich seindt dieser Recesse Zween zue Pappier bracht, vnd von beeden theilen besiegelt vnnd vnterschrieben worden, Geschehen in Straussbergk den 19. Junij Anno 1644."

Als daher der Rat erfuhr, dass „trotz der Pfule Vnterthänigster Supplication Ihre Ch. D. dero Vice Canzlern vnd Cammergerichts Räthen gnädigst anbefohlen, Verhör zwischen dem Fiscaln vnd ihnen anzuordtnen vnd also diese sache in camera remittiret, Dahero dan dieselbe, so an sich selbst vnstreitigk, in langkweiligen process geführet werden dürfte", vereinigte er seine Bitten mit denen der Gegenpartei, „gleichwie J. Ch. D. die Inquisition gnädigst vff vnsern eingeschickten vnterthänigsten bericht angeordtnet, also auch anizo denselben wiederumb fallen zuelassen, Vnd das wir vns mit ihnen, weil Sie es zu Vnterschiedenen mahlen bey vns gesuchet, vergleichen mögen, gnädigst nachzuegeben."

Damit fand die Sache ihren Abschluss; aber nur scheinbar, denn drei Jahre später wurde sie bei einer anderen Streitigkeit wieder ausgegraben. Plötzlich tauchte nämlich Herr Valentin Ludwig von Pfuel mit einer Schuldobligation über 100 Thaler auf, die angeblich der Rat von Strausberg im Jahre 1629 ausgestellt hätte, nachdem ihm von dem verstorbenen Vater des Herrn v. Pfuel diese Summe zu irgend welcher Kriegssteuer vorgeschossen worden sei. Der Rat war durchaus nicht geneigt, ohne weiteres die Richtigkeit dieser Forderung anzuerkennen, besonders deswegen, weil die in der Verschreibung genannten Bürger, Erhard Neumeister und Johann Blesendorf, bereits verstorben waren, dieser 1634, jener 1642, und von den derzeitigen Mitgliedern des Collegiums keiner von einer derartigen Schuld etwas gehört haben wollte: er verweigerte also kurzweg die Zahlung.

Digitized by Google

Vergeblich fordert V. L. v. Pfuel in zwei Briefen zu einer gütlichen Vereinbarung auf: 1. „Insonderss grossgönstige Herren, Nachbahrliche sehr Wehrte Freunde, Dieselbe erinnern sich Der bewusten schuldt sache Wie Weit es damit kommen, Vndt Woruf dieselbe beruhet, Wen ich dan deswegen vnvmbgenglich richtigkeit ohne lengeren Verzug haben muss, Alss pitte ich der Abrede nach einen tag zu belieben, Do Wir zusammen kommen Vndt ob Wir die streitige sache zugleich heben vndt hinfuro Nachbahrlich Zu leben, Vorsuchen wollen, jedoch Vorbehaltlich meiness Rechtess, Dieses den Herren ich in eile melden wollen, vorbleibe J. H. dinstwilliger Vndt Nachbarlicher freundt V. L. v. Pfuell mpr. pitte die Herren wollen hiezu den Sonnabendt belieben Vndt mir mitt Zeigern schriftlicher Anttwort würdigen." — 2. „Ehrenveste — — Dieselbe erinneren sich Welcher gestalt ich hiebevor an sie gelangen lassen, mich Wegen der 100 thaler, so ihnen mein Vater sehl. Anno 1629 [in der Supplication an den Kurfürsten ist hinzugesetzt: „in ihren höchsten nöthen vndt zwarten zu Contentirung der Soldaten bahr geliehen vndt vorgestreckt"] Vorgeschossen, contentament zu machen, ist mir doch doruf keine Antwort worden, Wen ich den richtigkeit haben muss alss pitte ich die Herren sich bey Zeigern ob sie mich in güte contentiren Wollen Zuerclären, in entstehunge dessen haben sie sich nicht anderss alss der Execution Zuversehen, dieses ihnen in aller eille ich melden Wollen. Actum Gielstorff den 3 feb. Anno 1647."

v. Pfuel nahm daher des Kurfürsten Hülfe in Anspruch, worauf unterm 9. März 1647 der Befehl an den Rat erging, „Supplicanten innerhalb 4 wochen an Capitaall vnd Zinsen zu Contentiren oder im widrigen fall der Execution gewertig zu sein."

Die Bedenken, welche seitens des Rates gegen die angebliche Forderung des v. Pfuel geltend gemacht wurden, sind vom Richter Martin Schwanheuser folgendermassen zusammengestellt:

„Memorial. Wass bey der Pfuhlischen Vorhor wegen praetendirter 100 thlr Zuerinnern nöthig. Vorss 1to hette dehnen Von Pfuhlen obliegen wollen, solhe schult / Dieweil ihnen mehr alss zu woll bekandt, in wass Armuth dieses Stedtlein durch dass erbarmliche Kriges wesen gerathen / bey Lebzeiten der Ausgesatzten burgen Zufordern.

2. gestehet Pfuhl, er kegen Neumeistern Zwarten bej seinen lebzeiten gedacht, das er noch eine forderung beym Rathe zu stehen hatte, dobej aber erwehnet, es wehre noch nicht Zeit solhes zufordern, Sondern er wolte dermahl eins schon seine bequeme Zeit dozu ersehen. Welhe worte ein sonderbahres nachdencken causiren, Jndehm, do ihre forderung Sie vor rechtmesig erkandt, er billich es durch Neumeistern als einen ausgesatzten burgen fordern Vnd durch ihn den Rath Zur Zahlung anhalten lassen sollen Welhes aber nicht bey Neumeisters Leben noch

Digitized by Google

iehmahlen nach seinem tode als nur Kurtzlich Von ihnen bej Vnss gescheen.

3. Muss Pfuhl gestehen, das wan er bey Sel. Neumeistern logiret, Vnd ich auch bey ihnen Zum offtern gewesen, Das er niemahlen solher Schult erwehnet, noch mich als eine Vnwürdige Raths Person oder des Ausgesazten burgen Johannis Blesendorffs successorem deshalb besprochen.

4. hatt er den Rath oder die burgen Niehmahlen dieser schult halben belanget: Vnd Insonderheit do die burgen noch beyderseits am leben gewesen sint.

5. hette er solhe schult, nach Neumeisters tode (1642), Weil er mit der Witben Abrechnung gehabt, fort mit Angeben Vnndt fordern sollen, so aber nicht gescheen.

6. Worumb er der Schult nicht gedacht, Als er des Herrn Kothij, Alss Neumeisters Seel. Successoris Brauw Pfanne in Vorwahrung auf seine guter gehabt. Vnd dieselbe ihme ohne einzige Wiederrede Abfolgen lassen.

7. Hette er eine Rechtmessige forderung wieder dehm Rathe gehabt, So hette er Zu der Zeit /: Wie der Von Waldow ihme Ihr Vieh nach Strausberg In Vnser gerichten, durch dem Landtreiter Abnehmen Vnd hintreiben lassen: / bey der Auslosung es woll gedencken würden, welhes aber auch nicht gescheen.

8. haben Sie dieser Post mit keinen Worthe gedacht, do Sie wegen des Vervbten excesses in Vnseren gerichten Vnss 200 thl. Straff Zugeben Verwilliget.

9. Mus Pfuhl gestehen, das er gesaget, Wan ihnen Von Vnss das Hasen Hetzen auff Vnserer grentze nicht wehre inhibiret worden, er wolte niemahlen den Rath Vmb Solhe Post belanget haben.

10. Beruffen Sich die Pfuhle aufs Inventarium, dorin diese obligation mit begriffen sey. Wollen also hiemit beweisen, das solhe obligation niemahlen auss ihres Vatern henden kommen wehre.

Dahero notig:

Dass Erstlich Sie Ihre Inventarium produciren, Domit man Siehet, quo anno es aufgerichtet.

2. Do solhs Inventarium nach den Plunderungen, [1]) so alhier in ao. 1634 Vnd 1636, erstlich aufgerichtet, Ist Vermüthlich, dass Solhe obligation Welhe laut des Raths Register schon ao. 1631 bezahlt worden, durch solche Plunderung Von Abhanden konte gekommen sein.

[1]) Die Jahreszahlen sind falsch; nach Ausweis der Akten wurde Strausberg zuerst am 12. und 13. November 1633, dann am 9. Juli 1637 — auch eine Notiz des Beckmannschen Nachlasses im Geheimen Staatsarchiv bestätigt dies — von Kaiserlichen Soldaten geplündert.

Digitized by Google

3. Weiset solhe Rechnung aus Das nicht allein der Ausgesatzte burge Herr Neumeister Sel. Sondern auch des Von Pfuhls Arbeits Leute Als der Meurer von Seinet wegen contentirt worden, Wie auch nicht weiniger an Contribution Zahlung gescheen.

4. Vorstehen Sich auch die domahlen im Rath gewesen Zu solher producirten obligation nit, Jnbetracht es nicht ihres Stadtschreibers oder einziges Rathsherren handt. so domahlst Vorhanden gewesen. handt sein soll; Sondern bloss des Von Pfuhlen Vatern Sel. gewesen praeceptors oder Kinder Schulmeisters handt Sein solle. Wan den ihnen mit guten gewissen bekant, das niemahlen einzige obligation. So dem Rath oder der gemeine angegangen, durch eine andere Schrifft ohne ihres Stadtschreibers, So Ja noch allewege eine obligation Schreiben oder aufsetzen konnen, wehre aufgesetzet worden, Alss Zweiffeln Sie, dass dieses die rechte original obligation sein möge.

NB. Was Pfuhl saget, die Stadt wehre Solvendo Vnd hette dohero nicht beturfft, dass er die burgen angemahnet. Respons: Die Stadt ist nicht Solvendo. Den die itzo vorhandenen burger vnd einwohnern seint es nicht schuldig. Sondern hatt domahlen An etlichen Armen leuthen, So nach der Zeit gestorben vndt gantz Vordorben, gemangelt, Von welhen wüsten gutern auch domahlen ein E. Rath nichts erlangen mogen, Dannenhero Sie zu Contentirung derer Schult ihre eigene des Raths gefelle Vorgeschossen, domit der von Pfuhl contentiret werden konte, hatt also E. E. Rath noh solhes Von den Wüsten gutern, wen einmahl wass fallen mochte, nebest anderen retardaten Zufordern.

Wollen Sie Sagen, es wehre eines Raths Schult, hoc negat. Vnd do es auch wehre, bestehen des Raths Schult in Concursu Vnd haben Dilationem noch 2 Jahr Zur Zahlung.[1]) Wobej aber die Herrn Haubt Stadte ein protestation ihrer Privilegirten Schult, dass Sie keinen Vorgehen lassen, eingewendet (7. April 1646). Saget Pfuhl, er wehre dobej nicht citiret worden, Andtwortt: Weil der Rath befunden, dass Sie einmahl bezahlet, er auch niemahlen die Schult gemahnet, Alss hatt es solhes nicht bedurfft." —

Nachdem in dieser Weise die Angelegenheit gründlich erörtert worden war, berichtete der Rat an den Kurfürsten, die fraglichen 100 Thaler seien „vermöge Jhrer Jharbücher vndt Contribution Register in Ao. 1630 sambt dem zinss danckbarlich bezahlet, wenn v. Pfuel mit ihrem bericht nicht friedlich sein wolte, bäten sie vmb Verhör vnd erkändnus." Darauf wurde der erste Termin auf den 17. Mai angesetzt

[1]) Über diese Angelegenheit vgl. des Verfassers Abhandlung über die Kensdorfer Feldmark. —

Digitized by Google

und dem Landreiter des Oberbarnimbs der Befehl erteilt, „mit der Execution in ruhe zu stehen".

Der Verlauf des Prozesses zeigt nun das gewöhnliche Bestreben gegnerischer Parteien, die streitige Sache möglichst in die Länge zu ziehen; zunächst that es der Rat, der nicht in der Lage war, beim ersten Termin zu der von Pfuel „in originali producirten obligation" irgend einen schriftlichen Ausweis beizubringen, dass der selige von Pfuel wirklich Zahlung erhalten habe. Zur nächsten „Tagesfahrt" (14. Juni) sollten Erhard Neumeisters Erben citiert werden, doch erschienen dieselben weder zu diesem, noch zum Termin am 28. Juni: der Rat behauptete, er könne „ihrer nicht mächtig werden". Im Juli wiederum machte der Rat den Vorschlag zu einer „gütlichen Handlung", wovon aber nun v. Pfuel nichts wissen wollte.

So wurde die nächste Verhandlung auf den 10. September festgesetzt und dazu durch kurf. Befehl vom 7. August „des Bürgermeisters Erhardt Neumeisters successor in conjugio Matthias Kothe, pfarr zu Crossen im Lucoischen Creysse peremptorie citiret" durch „N. von Kargass, auf Wendisch Crossen Oberwachmeistern".

Pfarrer Kothe, der in Strausberg noch Verwandte zu wohnen hatte, erschien aber schon am 6. September und beantragte seinerseits unter Hinweis auf seine derzeitigen Amtsgeschäfte eine Verschiebung der Verhandlung durch folgende Erklärung:

„Nachdem Ich Endesbenandter mich den fernen Weg aus dem Lucoischen nacher Strausbergk bemühett, dessen von Pfuls zu Gilstorff vermeintter Schuldt forderung halben, worinnen mein vorfahr soll caviret haben, Vnterredung zu pflegen; so ist doch eben dismahll S. Gestrengen der von Pfuel nicht einheimisch sondern verreiset gewesen. Weill ich dan nun wegen meines Ampts nichtt lenger abwartten kan, Alss Gelangett an E. E. Rahtt hiemitt mein fleissiges bitten sie wollen sich bemühen, domitt die Sache müchte prorogiret werden bis aufn 14 Octobr: do Jch den willens bin, wo ferne mich Gottes gewalt vndt meiner Amptts gescheffte Nothwendigkeitt nicht würden verhindern, gewiss mich zu gestellen, Welches Ich den E. E. Rahtt zur Nachricht hinterlassen wollen. Datum Strausbergk den 6. Septemb. Ao. 1647."

Der Rat schrieb demgemäss an v. Pfuel; derselbe erblickte aber darin nur böse Absicht und „vorsetzlichen aufenthalt", wie er denn auch vorher schon dem Kurfürsten geklagt hatte, „dass er von diesen Leüten wider recht vnd alle billigkeit aufgehalten vnd durch ihre blosse Wort, so sie in ewigkeit nicht werden beweisen können, dass seinige sich vorenthalten lassen muss", so dass in der That den Ratsherrn „wegen vielfältigen tergiversirens" ein Verweis erteilt wurde. Nichts destoweniger wurde mit Rücksicht auf Kothe der Termin vom 10. September auf den 4. Oktober verschoben.

Digitized by Google

An diesem Tage erschien nun wieder Herr v. Pfuel nicht, der Rat[1]) aber weigerte sich, mit seinem Mandatar zu verhandeln. Neuer Termin auf den 5. November.

Jetzt jedoch glaubte der Rat den günstigen Zeitpunkt gekommen, um seine Haupttrümpfe gegen v. Pfuel auszuspielen; kaum von Cöln an der Spree zurückgekehrt, verlangte er in einem Gesuch an den Kurfürsten, dass nunmehr auch die Streitigkeit vom Jahre 1644 zum endgültigen Austrag gebracht werde.

„Durchlauchtigster, hochgebohrener Churfurst, Gnädigster herr,

Demnach die am abgewichenen Montagk [4. Oktober] zwischen vnss an einem, vndt Valtin Ludwichen vndt Heine Friderichen gebrüdern von Pfuel am andern theil, wegen einer Schuldforderung angesatzt gewehsene Verhör, biss vff den 5ten IX^bris schirst künftig prorogiret worden;

Vndt aber wier mitt denen Gebrüdern von Pfuel, wegen der in Vnsern Stadtgerichten verübten gewaltt, dorüber E. Ch. Dchl. hoff Fiscalis bereytts inquisition auffgenohmen, zugleich endtscheiden werden müssen,

Alss gelanget an E. Ch. Dchl. vnsser vnterthänigste Pitte, Sie geruhen berürten von Pfüelen anzubefehlen, dass, Jn fall Sie sich mitt vnss in güete nicht Vergleichen wollen, Sie alssdann auch vmb der angezogen verübten gewaltt halber parat erscheinen vndt Rechtlicher erkenttnis erwartten sollen;

Damitt auch E. Ch. Dchl. interesse alssdann bey der Verhör mitt in acht genohmen werden möge, So geruhen E. Ch. Dchl. auch dem Fiscali anzubefehlen, alssdann bey der Verhör vigilant zusein. — — E. Ch. Dchl. vnterthänigst gehorsambste Burgermeistere vndt Rathmanne zu Straussbergk."

So wurden denn die beiden Brüder wirklich auch zum Verhör wegen der von ihnen verübten Gewaltthat auf den 5. November vorgeladen, und an den Hoffiscal Nicolaus Sadenbeck erging unterm 8. Oktober der Befehl: „Wann dann die von dir gehaltene inquisition und attestata gehörig publiciret werden sollen, alss befehlen wir dir, alsdann auffzuwartten, der publication beizuwohnen und deines Ambts gebühr nach Anleitung der Attestaten in acht zunehmen". —

Die Herrn von Pfuel zogen es aber doch vor, sich in Güte zu

[1]) Verzeichniss wass den 4. Octobris auf die mit dem von Pfulen vff Gielstorff angestellte Verhör gangen: 1 Thlr. 12 gr Vor 3 Personen, Jeder 3 Mallzeiten. 6 gr Extra Vertruncken. 10 gr Vor Wiltbrät vnd 8 Vogell [für den Advocaten?], 10 gr Vor Ch. Befehlige, so aufs Newe an die von Pfücle wieder aussgebracht. 1 gr Vor Brandte wein. 1 gr 6 ₰ der Magdt Bettegeldt. 1 Thlr. 12 gr Fuhrlohn. 1 Thlr. dem Advocaten. Summa 5 Thlr. 4 gr 6 ₰. —

Digitized by Google

vergleichen;[1]) und so erschien denn „am 23. November 1647 Nachmittag 2 Vhr in Herrn Schwanheuser Richters behausung der Edle Gestrenge Christoff v. Crummensee auf Wesenthal“ als Vermittler und brachte „E. E. Rahtt, so damahlen bey Sammen gewesen, im Nahmen der von Pfuhle zue Gielstorff volmechtig“ vor, dass dieselben „lieber wünschen vnd sehen möchten, wenn es vorblieben vnd nicht gescheen wäre, dass die Streitigkeiten So weit gedien“, und bereit seien „die gute zu Vorsuchen, ob solhes dergestalt beygeleget werden konte“.

Der auf Grund des gerichtlichen Protokolls aufgesetzte Recess vom 28. November 1647 erinnert etwas an das bekannte Parturiunt montes —; beide Teile steigen von der Höhe ihrer vordem gestellten Forderungen bedeutend herab, die von Pfuel begnügen sich mit 30 Thl., der Rat mit einer Cession von 50 Thl.; nun, über allzuviel Geld verfügten bei den trostlosen Zeiten die einen sowenig wie die andern, und mit den festgesetzten Summen war der junkerliche Übermut, sowie die liederliche Ratsverwaltung genügend bestraft. Der Recess lautet:

„Zuwissen, Alss der Wohl Edtle Gestrenge Vndt Veste, Valtin Ludewich Von Pfuhl auf Gielstorf E. Ehrenvesten Vnndt Wohlweisen Rath der Stadt Strausberg Vmb 100 Thl. Capital vnndt 100 thl. darauf gewachsene Zinssen, welhe sein Sel. Herr Vater Tit. Bertram Von Pfuhl Vormoge einer obligation sub dato den 7ten July Ao. 1629 der Stadt Strausberg Vorgesatz Zu rechte belanget, Vnndt besprochen, E. Ehrenvester Rath aber durch ihre register |: dass Herr Erhart Neuwmeister Sel. Alss ausgesatzten burgen diese Schult bereits in ao. 1631 hinwieder bezahlet :| wollen erweisen, S. Gestr. Ludewich von Pfuhl aber, hiemit nicht vorgnuet, besondern die bezahlung mit seines Vatern Sel. handt erwiesen haben wollen, Dieweill aber die Stadt, Vnndt auch das Rathauss in Ao. 1634 Vnd 1636 [2]) Starcke Plünderungen betroffen, dass auch nicht alleine des Raths Siegel, Sondern auch Viele andere Sachen dadurch Von Abhanden gekommen, Alss hatt dieses nicht gescheen können, der Von Pfuhl aber instendig auf seine bezahlung getrungen Vndt bezahlet sein wollen,

Wan dan im Abgewichenen 1643ten Jahre wegen etlicher Excessen, So von S. Gestr. Herrn Brudern, dehm Auch Wohl Edtlen, Gestrengen Vesten Vnndt Manhafften Heine Friderich Von Pfuhlen, domahlen Corneten, nebenst seinen bey sich gehabten Renter, auss trunckenheit in der Stadt Strausberg Vorvbet worden, E. E. Rath wieder dieselbe Clage gefuhret, es auch bereits so weit kommen, das S. Ch. D. zu Brandenburgk, v. g. h. Auf des Raths doselbst gefuhrte Clage, Durch

[1]) Es findet sich in den Akten keinerlei Vermerk, ob der Termin am 5. November stattgefunden hat; aus der grossen Nachgiebigkeit der v. Pfuel möchte ich es jedoch annehmen.

[2]) Muss also 1633 und 1637 heissen. —

Digitized by Google

dem Hoff Fiscali inquisition anorndtnen lassen, Vnndt aber der Von Pfuhl durch seinen geliebten Herren Brudern Vormahlen guthlichen Vorgleich begehren Vnndt dehm Rathe 200 thl. bey denen Herren Stadten Zu cediren anbieten lassen, Welches aber E. Rath domahlen nicht Acceptiret, Sondern Ihre Action bey dieser Valtin Ludowich Von Pfuhlens forderung der 200 thl de novo Zu Clagen Vnndt Anhengig Zumachen gevhrsachet worden, Dorauf den beyde Theile so Viele Vornommen, dass ohne Weitleuftige Processführung man hierauss nicht kommen, Dazu erwogen, Dass die Nachbahrliche freundtschafft hiebey auch nicht zunehmen, Sondern der Eyffer Von tage Zu tage grosser werden Vndt Wachsen möchte.

Diesen nun Vorzukommen, haben beyde Parte gewissen tagk, alss den 23¦ Novemb: a. c. Zur Zusammenkunfft benahmet Vnnd Angesetzet, Vmb zu Vorsuchen, ob dieses in gute erortert, Vndt beygeleget werden möchte. Worauf dan auch durch des Wohl Edtlen Gestrengen Vndt Vesten Christoff Von Crummensee Auf Wesenthahl etc. Alss Vnterhendlerss Wohl angewandten fleiss es dohin gerathen, Dass zur restabilirung Vortrawlicher Nachbahrlicher freundtschafft Vndt guten Vornehmen Die gantze Sache Zu grunde guthlichen Vorglichen Vndt Aufgehoben worden Wie folget.

Es hatt nemlich S. Gestr. Valtin L. von Pfuhl seine gantze Praetension der 200 thl. Capital Vndt Zinss biss Auf dreysig Thl. Schwinden Vnd fallen lassen dergestalt, dass erwehnete 30 Thl. Von E. E. Rathe kunftigen tagk Trium Regum Ao. 1648 Vnfeilbahr bahr erleget Vnd bezahlet werden sollen, Welhes auch E. E. Rath nicht anders Zuhalten Vorsprochen.

Dohinkegen Vorspricht S. G. Valtin L. von Pfuhl nicht alleine Ihre des Raths Obligation in originali ihnen Auszuantwordten, Sondern wil auch bey Auszahlung der 30 thl. Wohlermelten Rathe noch eine Cession Vber 50 Thl. an die Herren Stadte, So Sie nachmahlen alss ihre Proper Vnd eigene Schult Von hochgedachten Herren Stadten fordern Vnndt einheben sollen, einandtworten Vndt Vbergeben,

Es ist aber hiebey S. Ch. Dchl. interesse So etwass von deroselbten des begangenen Excesses halben gefordert werden möchte, Von E. E. Rathe aussdrucklichen excipiret worden, Wobey man aber Vorhoffet |: Weil des Richters officium cessiret, wo kein Clager Vorhanden ist :| es werden S. Ch. Dchl. dass ihrige gnedigst fallen lassen, doferne aber Vber Vorhoffen Die Von Pfuhle Von J. Ch. D. desswegen belanget Vnd zur Straffe gezogen werden solten, Ist ein Rath erbotig, J. Ch. D. Supplicando Vnderthanigst Anzuflehen, Vndt dobey Zuberichten, Wie das Sie Sich im grunde mit einander Vorglichen Vnd dahero Vorhoffen, dass S. Ch. D. aus angefuhrten erheblichen motiven Sich Solhen Vorgleich nicht allein werden lassen gnedigst gefallen, besondern auch, do

Digitized by Google

Sie desfalss ihrer interesse halber von dehnen Von Pfuhlen etwas praetendirten, Dass Solhes Anspruchs Sie gnedigst erlassen werden möchten, Anzuhalten.

Worauff dan S. Gestr. die gebrüdere Von Pfuhle, So wohl auch E. E. Rath Vor Sich Vndt im Nahmen der gemeinen burgerschafft Zu Strausberg dieser gefuhrten Streitikeiten halber dass kein theil dehm Andern in einzigerley wege, es sey auf wasserley weise es wolle, heimlich oder offentlich, durch Sie oder durch andere, den geringsten Schaden oder offension Vndt feindtschafft Zu keiner Zeit Zuezufugen, Sondern Vielmehr in guter Nachbahrlicher freundtschafft Vndt Vertrauwen Zu leben Sich Zubefleissigen, fest vndt Kreftigster massen bey Ehren Vndt glauben einander Zugesaget Vndt Vorsprochen.

Vndt Zumehrer Sicherheit haben beyde Theile Sich ihrer gefuhrten Actionen kreftigster form rechtens wissentlich hiedurch begeben Vndt Zu fester haltung Allerseits benebenst Jhren beystande Vndt Vnterhandlern mit Eigen henden Vnterschrieben Vndt mit Ihren Petschafften Vorsigelt Vnndt Vollenzogen.

Gescheen in Strausberg den 28. Novembris Ao. 1647.

(L. S.) Friderich heyne von Pfull. Valtin Ludowieg von pfuell in manglunge meines Siegelss meine eigene handt. Christoff von Krummensehe [dgl.]. Secretum civitatis Straussberg. —

Am 28. Januar 1648 antwortete der Rat auf ein „offenes Brieflein" Val. L. von Pfuel, dass „gegen Auslieferung der Obligation er die 30 Thaler alle Stunden habhaft werden könne". Damit scheint dann die Streitaxt begraben worden zu sein.

Die Lage von Berlin

in orographischer und hydrographischer Hinsicht.

Von **W. Pütz.**

Von einem „hängenden Garten" in Berlin war unlängst in den Spalten einer hiesigen Tageszeitung*) zu lesen. Zwar galt die seltsame Kunde nicht einem Werke à la Semiramis, wie sie als sprüchwörtliche Schöpfungen unermesslichen Reichtums und kühnster Phantasie den babylonischen Wunderpalast jener sagenhaften Königin von Assyrien umgaben, sondern unser „hängender" Garten, dem dieses orientalische Epitheton nur als licentia poetica gebührte, befindet sich auf fester solider Basis hinter dem Hause, Neue Königstrasse 5, der wie die

*) Berliner Lokal-Anzeiger, 1. Ausg. v. 25. 8. 1900.

Digitized by Google

benachbarten, ähnliche Verhältnisse aufweisenden Grundstücke eine bedeutende, bis zu dem alten an der Prenzlauer Allee und der Friedenstrasse liegenden Begräbnissplatz der Kloster-, Marien- und Nicolai-Gemeinde reichende Tiefe besitzt, deren Niveauunterschied gegen den vorderen strassenseitigen Teil etwa 10 m beträgt. Auf diesem zum sogenannten Prenzlauer Berg gehörigen Gelände „hängt", durch einen Neubau vorübergehend blossgelegt und von der Strasse aus in der That einen merkwürdigen Anblick bietend, der alte Garten, dessen steil abfallende, unten durch Mauerwerk abgestützte Böschung auf etwa 50 steinernen Stufen erstiegen wurde, als ein Beweis dafür, dass auch bei den heutigen, bis zu einer unheimlichen Höhe gesteigerten Grundpreisen innerhalb unserer Stadt sich noch gärtnerische Idyllen selbst an solchen Plätzen erhalten haben, wo anscheinend längst jedes Fleckchen Erde dem schnöden Erwerb dienstbar werden musste. Dies gilt namentlich von den Häusern 8 und 9, den letzten die geschilderten Verhältnisse aufweisenden Grundstücken der neuen Königstrasse, deren wohlgepflegte und in Folge ihrer über die Mitte des zweiten Stockwerkes reichenden Höhenlage vom „Druck der Giebel und Dächer" befreiten Gärten einen Aufenthalt von eigenartigem Reiz gewähren.

Freilich hat es den Anschein, als ob hier nur die Not zur Tugend führte, da ein Abtragen des zumeist aus festem Diluvialmergel bestehenden Berges wegen der zu hohen Kosten, eine bauliche oder sonstige wirtschaftliche Ausnutzung aber aus praktischen und polizeilichen Gründen unterbleiben muss.

Die Erklärung für eine derartige, in dem Gelände unserer Reichshauptstadt immerhin auffallende Erscheinung, beruht auf einer Eigenthümlichkeit ihrer topographischen Lage, die als solche nur zu verstehen ist als Teil eines grossen Ganzen, nämlich in ihrer Beziehung zu dem vorgeschichtlichen Flusssystem Norddeutschlands.

Dieses alte Flusssystem zeigt im völligen, fast paradox erscheinenden Gegensatz zu dem heutigen nordsüdlichen Verlauf der Oder und Weichsel eine südost- nordwestliche bzw. ostwestliche, über Berlin bzw. über Eberswalde führende Richtung dieser Flüsse sowie eine Vereinigung beider in der Niederung des Havelluches, von wo ab dieselben in Gemeinschaft mit den Wassern der Elbe den ältesten Hauptstrom, den eigentlichen Urstrom Norddeutschlands bildeten und in dem weiten, von dem heutigen Elbstrom nur zum kleinsten Teil ausgefüllten Thale der Nordsee zueilten; solchergestalt, in weiterem Gegensatz zu dem heutigen Flussbild, nur ein einziges Flusssystem darstellend.

Die Entstehung dieser nach dem Vorgange Berendts auf 3 längere Stillstandspausen während der Rückzugsperiode der letzten Vereisung zurückgeführten, alten Urströme ist in den letzten Jahren durch die Auffindung der zwischen den alten Flussthälern liegenden, die

Digitized by Google

Stillstandslinien des Eises bezeichnenden Endmoränen*) in ihrer Ursache immer klarer erkannt worden. Der Parallismus zwischen Endmoräne und den alten Flussthälern kennzeichnet diese als ursprüngliche Sammelrinnen der Schmelzwasser; ein Rückzug des Eisrandes nach Norden musste folgerichtig eine weitere Verlegung jener Abflusswege nach derselben Richtung hin nach sich ziehen: Hat somit die Entstehung des ältesten und südlichsten dieser alten Flussthäler, des sogenannten Glogau-Baruther Thales den Beginn der Abschmelzungsperiode zur Voraussetzung, so bezeichnet das hier hauptsächlich in Betracht kommende zweite Thal, das sogenannte Warschau-Berliner Thal, ein bereits über die Gegend von Berlin hinaus vorgeschrittenes Stadium derselben, während dessen zunächst die sämtlichen Schmelzwasser, die bis dahin dem ersten Hauptthal zugeflossen waren, hier ihre Vereinigung und ihren Abfluss nach der unteren Elbe fanden, indessen die Wasser des ersten Hauptstromes das Bestreben zeigten, nach dem neuen tieferen Thal durchzubrechen. Ein solcher Durchbruch gelang zuerst dem Wasser der heutigen Oder in der Gegend von Deutsch Wartenberg, in Folge dessen das erste Hauptthal unterhalb des Durchbruches insoweit ein todtes Thal wurde, als dasselbe jetzt nur noch von Süden her durch Nebenflüsse gespeist wurde; doch auch diesen musste nunmehr der Durchbruch nach dem neugebildeten Hauptstrom um so leichter gelingen, als ihnen hierzu die ehemaligen, nun trocken liegenden nordsüdlichen Schmelzwasserrinnen zur Verfügung standen.

Ein solcher Entwickelungsgang erklärt hinreichend die Herkunft der gewaltigen Wassermassen, welche einstmals unser Berliner Thal ausfurchten, um später nach Entstehung des dritten, nördlichsten Hauptthales, des sogenannten Thorn-Eberswalder Thales nach dieser wiederum tiefer gelegenen Schmelzwassersammelrinne sich einen Durchbruch zu suchen, der südlich bei der heutigen Stadt Frankfurt (a. O.) vor sich ging und für unser Berliner Oderthal von wesentlicher Bedeutung war; denn er liess abwärts der Durchbruchstelle in dem breiten Flussbett nur die Spree, den ehemaligen Nebenfluss zurück, deren schmaler Wasserlauf sich hier, um einen treffenden Vergleich Berendts anzuführen, ausnimmt „wie die Maus im Käfig des entflohenen Löwen".

In dem von den rauschenden Wassern des Urstromes verlassenen Riunsal sich ihr eigenes Bett ausfurchend, nahm nun die Spree ihrerseits zwei andere bisherige Oderzuflüsse als eigene Nebenflüsse auf, nämlich die in einem breiten ehemaligen Durchbruchthale von Süden kommende wendische Spree (Dahme) und von Norden her die Panke und fand so verstärkt selbstständig ihren Weg über Spandau und Nauen zur unteren Elbe, eine Selbstständigkeit, deren Dauer abhängig war von derjenigen des dritten, nördlichsten Urstromes.

*) Vergl. Heft 11, S. 399 u. f.

Digitized by Google

Wie aber nun jeder einzelne dieser diluvialen Urströme nur anzusehen ist als ein Glied in der Entwickelungsreihe des alten Flusssystemes, so bildete dieses selbst nur das Übergangsstadium zu den hydrographischen Verhältnissen der Gegenwart, für welche der Zeitpunkt gekommen war, als nach vollständiger Abschmelzung des Inlandeises und in Folge der damit wohl gleichzeitig sich vollziehenden nördlichen Allgemeinneigung des Bodens die bisherigen Nebenflüsse der unteren Elbe, des ältesten und eigentlichen Urstromes des nordöstlichen Deutschlands, Oder und Weichsel ihren nördlichen Abfluss zur Ostsee gefunden hatten, und in Folge dessen auch das Eberswalder oder alte Weichselthal westlich der in der Gegend von Oderberg zu suchenden Durchbruchstelle ein todtes Thal wurde.

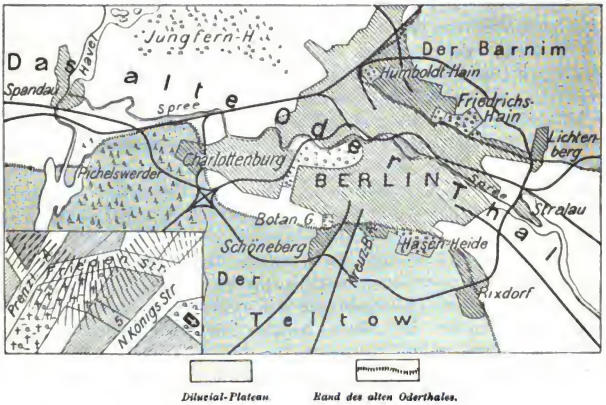
Dieses Ereignis, durch welches das heutige Flussnetz im wesentlichen zum Abschluss gelangte, war für das Berliner Thal nur insoweit von Wirkung, als nunmehr die vorerwähnte „Selbständigkeit" der Spree, d. h. ihr Einmünden in die Elbe in Frage gestellt wurde; denn die Havel, welche als ursprünglicher Nebenfluss des ältesten Urstromes bei Entstehung der beiden andern Hauptthäler zweimal in ihrem unteren Lauf gekürzt worden und so nacheinander zunächst zu einem Nebenfluss der über Berlin fliessenden alten Oder, sodann der über Eberswalde fliessenden Weichsel geworden war, hatte nach Entleerung der beiden nördlicheren Hauptthäler endlich ihr altes Bett über Spandau und Potsdam wiedergefunden, stiess aber auf diesem Wege rechtwinkelig mit der Spree zusammen. Zwischen beiden nicht erheblich ungleich starken Flüssen kam es nun zu einem Kampfe um die Oberhand, dessen Zeugen wir noch heute in den Versandungen des unteren Spreebettes sehen; die reichlicheren Wasser der Havel mussten aber schliesslich den Sieg davon tragen, und damit war auch für die Umgegend von Berlin das heutige Flussbild vollendet.

Das im Vorstehenden skizzierte alte Flusssystem, wie es sich als Ergebnis der neuesten Forschungen etwa zu Ende der Diluvialzeit darstellte, lässt sich in seinen Hauptzügen aus jeder guten topographischen oder hypsometrischen Karte, beispielsweise den Blättern der mit so vollendeter Bergschraffur ausgeführten Karte des deutschen Reiches 1 : 100000, der Vogelschen Karte (Perthes-Gotha) 1 : 500000, sowie endlich auch mit Hülfe des Kiepertschen und Andréschen Handatlas ohne Schwierigkeit erkennen. Eine solche kartographische Studie wird ferner zeigen, dass das mittlere der drei Hauptthäler auf seiner ganzen Längsausdehnung von der Elbmündung bis nach Russland hin an der von unserer Reichshauptstadt eingenommenen Stelle, wenn auch nicht die engste, so doch diese für einen Übergang bei weitem günstigste Stelle aufweist, indem hier die beiden trockenen Dilnvial-Plateaus, der Teltow und der Barnim sich auf etwa 400 m gleich einem Drittel der durchschnittlichen Thalbreite nähern.

Digitized by Google

Hier musste sich also nicht nur ein reger Verkehr zwischen hüben und drüben entwickeln, hier mussten auch die Hauptstrassen von Süd nach Nord, wo die Bernstein-Küste schon frühzeitig den Handel anzog, sich scharen und so Bedingungen geschaffen werden, welche naturgemäss und nachweisbar die Gründung und das rasche Aufblühen einer Ansiedelung bewirken, im vorliegenden Falle aber um so günstiger waren, als die Gabelung der Spree in zwei das Werder umschliessende Arme nicht nur den Landverkehr zu wiederholter Rast zwang, sondern auch wohl den Schiffer wegen der wahrscheinlich beengten Durchfahrt zum Aufenthalt genötigt haben mag.

1 : 200 000



Es ist ein weiter Entwickelungsgang von Fährstelle und Fischerdorf zur Weltstadt, aber unaufhaltsam wuchsen dem auf dem lebensfähigen Boden des alten Flussthales entsprossenen Gemeinwesen die kräftigen Glieder; denn „ein grossartiger Beruf lag auf dieser Sandscholle“ wie Wilibald Alexis sagt, dessen Erfüllung auch die schwerste Not der Zeiten nicht zu hindern vermochte. Schon vor der Mitte des wendenden Jahrhunderts füllte das Strassennetz der werdenden Grossstatt die ganze Breite des Thales, um just im grossen Siegesjahr als jüngste der Millionenstädte Europas die beiderseitigen Höhen zu ersteigen.

Umflutet von dem Wirbel des modernen Strassenlebens, wandeln wir heute, der geringen Steigung nicht achtend, welche die Strassenbahn ohne Schwierigkeit zu nehmen vermag, unbewusst aus dem Gebiete des

Digitized by Google

Thalsandes auf das Höhen-Diluvium, aber wie sehr auch Menschenwerk die Urschrift der Natur verwischte, immerhin gelingt es an der Hand einer geologischen Karte, von der nebenstehende Skizze einen Auszug gibt, unschwer sie auch in dem heutigen Stand der Dinge noch zu erkennen, da sich sowohl für den Süd- wie für den Nordrand des Thales je ein offen zu Tage liegender Ausgangspunkt einer solchen Beobachtung darbietet.

Als ein derartiger Punkt ist für den Süden der Kreuzberg zu nennen, dessen Anstieg d. h. die Thalböschung in der Belle-Alliance- und Lichterfelder Strasse deutlich zum Ausdruck kommt. Von hier aus lässt sich der Thalrand nach Osten zu in der Richtung der Bergmannstrasse, deren südliche Querstrassen ein merkliches Ansteigen zeigen, um so leichter verfolgen, als derselbe bald hinter dem Marheineckeplatz sowohl in den Friedhöfen der Hasenheide, wie bei den dortigen Schiessständen und weiterhin in den jetzt freilich dem Verschwinden nahen Rixdorfer Rollbergen offen und zum Teil noch ziemlich unberührt hervortritt. Ähnlich gelingt das Verfolgen der Randlinie nach Westen hin durch die Kreuzbergstrasse über die Anhalter und Potsdamer Eisenbahn hinweg nach dem (alten) Botanischen Garten und Neu-Schöneberg, von wo ihr weiterer Verlauf über Charlottenburg, Westend, den Spandauer Berg, dessen vorspringende Spitze, der allen Berlinern wohlbekannte Spandauer Bock eine vorzügliche Beobachtungsstelle bildet, sodann über den Pichelswerder und die Orte Staaken, Dallgow, Nauen zu suchen ist.

Für den Norden dient der Friedrichshain zum Ausgangspunkt; das unmittelbar hinter dem Landsberger Platz stark ansteigende Parkgebäude kennzeichnet recht deutlich das Diluvial-Plateau, dessen Rand von hier aus im Zuge der Friedenstrasse derartig weitergeht, dass diese selbst die obere Kante der Böschung bezeichnet, während ihre Parallele, die Höchste Strasse sich ziemlich am Fuss derselben hinzieht, ihren Namen aber mit Rücksicht auf die von hier immer noch bergab gehenden Querstrassen gleichwohl nicht zu Unrecht führt.

Jenseits des Königsthors, wo sich der Aufstieg der neuen Königsstrasse von der Thalsole auf das Diluvialplateau in einer die Böschung durchsetzenden Falte und somit fast unmerklich vollzieht, macht das Gehänge eine Schwenkung aus der bisherigen Südost-Nordwest-Richtung in eine genau ostwestliche, und tritt zugleich mit einer stärkeren Erhebung etwas südlich vor, sodass die Randlinie einen spitzen Winkel mit der Linie der neuen Königstrasse bildet, und auf diese Weise die eingangs geschilderten Verhältnisse, „die hängenden" Gärten, ihre Erklärung finden;*) denn die dem Scheitelpunkt dieses Winkels zunächst liegenden Häuser der neuen Königstrasse müssen dieser Situation gemäss

*) Siehe auch die in grösserem Massstabe gezeichnete linke, untere Ecke der Skizze.

Digitized by Google

das umgekehrte Verhältnis zeigen, wie die Grundstücke der Friedenstrasse, nämlich von der Strassenfront nach hinten zu aufsteigen, da erstere der Thalsohle angehört, der hintere Teil aber auf der Böschung bzw. bereits auf dem Plateau selbst liegt. An der nun folgenden Prenzlauer Allee erleidet das Terrain wiederum eine Senkung, so dass der Höhenrand zwischen hier und dem Königsthor bergartig hervortritt und der früher gebräuchliche, durch die Bebauung aber allmählich fast in Vergessenheit geratene Name „der Prenzlauer Berg" begreiflich wird

Jenseits des Prenzlauer Thores durchschneidet das Gehänge die nordseitigen Querstrassen der Lothringerstrasse, von der es sich allmählich immer weiter zurückzieht, so das der stark ansteigende Weinbergsweg etwa in seiner Mitte und die folgende Brunnenstrasse etwa bei der Einmündung der Veteranenstrasse gekreuzt werden. Von hier über den Begräbnisplatz der Elisabeth-Gemeinde und die Bernauerstrasse weiterlaufend folgt die Böschung dem Zuge der Hussitenstrasse und tritt dann, mit einer Linksbiegung, die Stettiner Eisenbahn überschreitend, in den Begräbnisplatz der Dorotheen-Gemeinde, wo er um den rechts bleibenden Humboldthain nach Norden biegend in den Ostrand des Pankethales übergeht.

Die bedeutende Verbreiterung des Berliner Thales, welche hier durch das Einmünden zweier ehedem weit ansehnlicheren Wasserläufe, nämlich der bereits genannten Panke und des Hermsdorfer Fliesses entstanden ist, und der sich die grosse Unterbrechung des Diluvial-Plateaus durch die Havel unmittelbar anschliesst, sprechen auch hier von weit grösseren Wassermengen der Vorzeit und lassen andererseits die für den Entwickelungsgang unserer Stadt so ungemein günstige Lage derselben mit überzeugender Klarheit hervortreten.

Vom Friedrichshain ostwärts tritt der Thalrand zunächst in den Friedhöfen der Petri- und Georgen-Gemeinde hervor, von wo aus er, durch mehr oder weniger starkes Gefälle bemerkbar werdend, über die Weiden- und Thaerstrasse und den Balten-Platz in fast paralleler Richtung mit der Frankfurter Allee verläuft, deren heute noch vielfach eine offene z. T. ländliche Physiognomie zeigende Grundstücke die Beobachtung erleichtern und zugleich eine schwache Vorstellung jener Zeiten ermöglichen, da in Berlin in der Nähe des Thalgehänges, wo die Namen Ackerstrasse, Gartenstrasse, Frucht- und Blumenstrasse eine fast vergessene Sprache reden, eine reiche Garten- und Acker-Kultur blühte, deren Bedeutung schon daraus erhellt, dass die Berliner Ackerbürger bereits vor Entwickelung der städtischen Gewerbe sich zu einer Gilde zusammengeschlossen hatten und in der sogenannten „Wröhe" ein eigenes Gericht besassen, dessen Mitglieder, die „Wröheherren"*) wie aus den

*) Der letzte Wröheherr, der letzte Vertreter dieses Restes alter Volksgerichtsbarkeit, der Berliner Ackerbürger C. Gubeler starb am 12. Dez. 1848.

Digitized by Google

Satzungen der Ackergilde von 1580 hervorgeht, in Gemeinschaft mit den zugeordneten Ratsdeputirten von der Pflugzeit bis nach Bartholomäi alle Sonntage auf dem Rathause die „Wrüge“*) abhielten.

In der Frankfurter Allee war es auch, wo einer Zeitungsnotiz zufolge noch im Jahre 1886 ein Grundbesitzer seinen Wein kelterte. — Weinbau in Berlin! In welch' hellem Glanze erscheint uns beim Klange dieses Wortes der alte Thalrand!**) Und es war nicht nur schlichter, sog. „blanker“ Landwein, den die alten Berliner namentlich an dem nördlichen, nach Süden einfallenden und so die günstigsten Kulturbedingungen bietenden Gehänge erzeugten, sondern auch Muskateller, Malvasier, Petersilienwein und tiefdunkeler, sog. Tintenwein, von deren vortrefflichem Wohlgeschmack die Chronisten des 17. Jahrhunderts viel Rühmliches zu erzählen wissen. Zwar erwähnt der Frankfurter Studiosus Michael Frank, der auf seinen Reisen vor 300 Jahren auch nach Berlin kam, neben den Obstgärten besonders auch den „Weinwachs“ an der trebbinischen Seite, also im Süden der Stadt bei dem heutigen Kreuzberge, wo die letzten Weinberge 1740 ausgerodet wurden,***) doch kann derselbe hier naturgemäss nur von geringerer Bedeutung gewesen sein, als an dem nach Süden und Südwesten gelegenen, der vollen, noch durch keinerlei Miets-Kasernen beeinträchtigten Bestrahlung ausgesetzten Abhange des Barnim, wo das Andenken an jene glücklichen Zeiten in den Namen zweier, die Hauptzugänge zu jenen Weinbergen bildenden Strassen erhalten ist; denn an dem heutigen Weinbergsweg lag der früher nach seinem zeitweiligen Besitzer dem Feldmarschall Sparr benannte spätere Wollanksche Weinberg, der das ganze von jenem Wege und der Zehdenicker-, Choriner- sowie der Fehrbelliner-Strasse umschlossene Viereck einnahm und von dem hier besonders stark entwickelten Thalgehänge in seiner ganzen Längsausdehnung durchzogen wurde, während die Weinstrasse zu jenen zusammenhängenden Weinpflanzungen führte, die sich vom Ausgange derselben am Thalrande nach

*) Wröhe, Wrüge-Rüge d. h. also Rügegericht. Die Funktionen dieser Rügeherren hatten sich indes im Laufe der Zeiten geändert und bestanden zuletzt nur noch im Abschätzen von Wiesen und Äckern.

**) Die vereinigten Städte Berlin und Kölln besassen um die Mitte des 16. Jahrhunderts 70 Weinberge u. fast 30 Weingärten, von denen einer 1595 volle 96 Tonnen ergab.

***) Der aus dem Jahre 1757 stammende Schmettausche Stadtplan, auf dem wie nebenbei bemerkt sei, der Thalrand in voller Deutlichkeit, wenn auch in der dem damaligen Stande der Kartographie entsprechenden, willkürlichen und systemlosen Manier eingetragen ist, zeigt im Süden der Stadt keinerlei Weinberge mehr, jedoch befanden sich früher u. a. zwei städtische Weinberge an der heutigen Bergmannstrasse, die nach Ausweis der Kämmerei-Rechnungen i. J. 1695 für 36 Tonnen Wein die Summe von 144 Thlr. einbrachten.

Digitized by Google

Westen hin über die heutige Barnimstrasse*), sowie den hochgelegenen Platz der Bartholomäus-Kirche erstreckten und in noch grösserer Ausdehnung jenseits der damaligen Bernauer- (heutigen König-) Strasse den ganzen südöstlichen Abhang des mehr genannten Prenzlauer Berges überzogen, wo in den „hängenden" Gärten leidlicher Daseinsbedingungen sich erfreuend heute wohl noch die Sprösslinge jener Rebstöcke erzählen von der ehemaligen Bedeutung des Thalgehänges des „vorsintflutlichen" Urstromes im Leben der Berliner Bevölkerung.

So knüpfen sich die Fäden zwischen den ins Dunkel der Vorgeschichte reichenden Entwickelungsphasen unserer Erde bis zu den freundlichen Gebilden der Kultur und bieten der Heimatkunde reizvolle Anregungen.

Von den Grabsteinen der Germanen und Wenden, insbesondere von dem bei Boossen gefundenen Grab-Altar.

Von **Dr. Christian Wilhelm Spieker.**

(Mitgeteilt aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

In dem Frankfurter Patriotischen Wochenblatt, Frankfurt a. d. O. 1843 S. 1091 flg., sind die nachstehenden, auszugsweise mitgeteilten archäologischen Nachrichten enthalten. Es werden dieselben einmal hier mitgeteilt, weil sie in einer längst vergessenen, sicherlich nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen Zeitung enthalten sind, sodann weil die Mitteilungen sich fast durchweg auf die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Brandenburg anwenden lassen, endlich weil es vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt interessant ist zu sehen, wie von einem gebildeten Fachmann vor zwei Menschenaltern die archäologischen Verhältnisse unserer Heimat aufgefasst und erklärt wurden. —

Über die Pflicht die alten vorgeschichtlichen Denkmäler, insbesondere die Grabhügel zu erhalten, mag auf dasjenige verwiesen werden, was bereits der grosse Baco von Verulam sagt: „Res sane operosa, sed mortalibus grata et cum reverentia quadam conjuncta, ac digna certe, quae deletis fabulosis nationum originibus in locum huiusmodi commentitiorum substituatur."

Der alte Wormius bemerkte in Monumentis Dan. lib. I, cap. VII: „Erant olim sepulturae in silvis et agris, tumulosque agrestes lapidibus vestientes muniebant et gigantum strata vocabantur." Spieker erwähnt,

*) Der an dieser Strasse gelegene Sametzkische Weinberg, der letzte aller Berliner Weinberge, der sich wenigstens dem Namen nach bis zu unseren Tagen erhalten hatte, wurde erst i. J. 1889 zu Baustellen parzellirt.

Digitized by Google

wie in allen Gegenden der Mark Brandenburg sich Hünengräber, Heldenbetten, Riesensteine (lecti, tumuli heroum, strata gigantum) befunden hätten. Hieran knüpfen die nachfolgenden Auszüge unmittelbar an.

Wörtliche Auszüge aus Dr. Spiekers Berichten.

(S. 1092.) Ähnliche Hünenbetten finden sich in allen Teilen der Altmark, nirgends aber häufiger als bei den Dörfern Klöden und Steinfeld. Letzteres mag von den vielen Grabbetten seinen Namen haben. Sie haben hier eine unregelmässigere Form, sind aber zum Teil behauen und die Opfersteine haben an den Seiten künstliche Löcher. Sie ruhen auf grossen Steinen, an denen sich dickes und veraltetes Moos angesetzt hat. Entzelt erzählt in seiner Beschreibung der Altmark (2. Ausg. S. 87), dass bei den Dörfern Gross- und Klein-Ballerstedt, wo die Markgrafen Albrecht und Huder von den Wenden eine Niederlage erlitten „noch grausame grosse Steine, darunter die todtgeschlagenen Wenden sollten begraben sein worden, vorhanden sind. Nach der dortigen Bauern Aussage höret man dort bei Tage und bei Nacht oft seltsam Geschrei und siehet allerlei Gespenste." Bekmann führt noch eine Menge in der Altmark bei den Dörfern Delchow, Diestorf, Salentin, Bretschen, Aluhn befindliche Grabstätten an, die mehr oder weniger die Form der angegebenen haben.

In der Priegnitz findet sich nur ein einziges Steinbett dieser Art, nämlich bei dem eine Meile von Lenzen gelegenen Dorfe Möllen. In der Nähe desselben liegen 28 Grabhügel, dergleichen man in der Altmark nirgends gefunden.

In der Uckermark liegen unweit Wilmersdorf, Seehausen, Bentikow, Prenzlau, Dedelow, Güssow und Klockow eine Menge Steine von ungewöhnlicher Grösse beisammen, die offenbar Überbleibsel von alten germanischen oder wendischen Begräbnisstätten sind, die Form von Heldenbetten aber verloren haben. Nur bei Dedelow hatte sich bis zum Jahre 1757 ein solches ziemlich vollständig erhalten; es fehlte jedoch der Altar, der durch frühere durch den Gutsbesitzer v. Klützow angestellte Nachgrabungen fortgeschafft sein soll.

In der Neumark hatten diese Heldenbetten eine andere Gestalt. Ein Stein von ausserordentlicher Grösse, der in der Regel unten oder an den Seiten mehrere eingehauene Löcher hatte,*) ruhte auf drei oder vier Steinen und hatte um sich herum einen Kreis von 9 bis 10 grossen Steinen.

Der grosse Stein, der offenbar der Opferstein war, bedeckte bei angestellten Nachgrabungen eine Gruft, in welcher sich ein oder zwei Aschenkrüge mit verbrannten Knochen befanden. Bisweilen fanden sich eiserne Nadeln, messingene Ringe, Ketten u. dgl. Die meisten dieser Steinkreise sind in neueren Zeiten vernichtet und zu Bauten verbraucht. So war

*) Nur ein einziger Stein, der bei Klempin, hat länglichtviereckige Löcher, deren Zahl sich auf 10 beläuft. Sie sind sehr regelmässig, in gleichen Entfernungen, in der Richtung von Osten nach Westen, eingehauen, nicht in der Seite, sondern auf der oberen Fläche.

Digitized by Google

früherhin auf dem Eichhornschen Felde unweit Grüneberg i. N.-M. ein solcher Grabaltar, der in der Gegend unter dem Namen des Steinkellers bekannt war. Auf einem von Feldsteinen aufgeführten Hügel standen von Süden nach Norden 5 grosse Steine, von denen 2 die Seitenwände ausmachten, jeder 8 ½ Fuss lang. Darüber lagen 2 grosse glatte Steine, wovon der grösste 24 Fuss, der kleinere 17 ½ Fuss im Umfange hatte. Gegen Mittag war der Eingang offen. Die Breite und Höhe des Kellers 3 ½ Fuss. Zwei Personen konnten darin gemächlich neben einander sitzen. Die Steine schlossen überall so fest, dass man darin vor Wind und Regen gesichert war.

(S. 1094.) Solche Streitkeile oder Meissel, die wie die ehernen Sicheln als Waffe und Hausgerät sehr gewöhnlich gewesen sein müssen, hat man an allen Orten Deutschlands in grosser Anzahl, oft aufgeschichtet und in Ordnung zusammengelegt, in der Erde gefunden. So entdeckte man

bei Demmin in Vorpommern .	30	eherne	Streitmeissel
„ Geitz in Böhmen	32	„	„
„ Ebenfels in Oberfranken .	40	„	„
„ Freistadt in Ober Österreich	50	„	Sicheln u. Streitmeissel
„ Zittau in Sachsen	50	„	„
„ Bamberg	60	„	„
„ Neuenheiligen in Thüringen	60	„	„
„ Scope an der Saale . über	100	„	„
„ der Chaussee von Merseburg	120	„	„
„ Zapfendorf in Oberfranken	126	„	„
„ Pressiln in Vorpommern .	150	„	Meissel.

S. Heidelb. Jahrb. Jahrg. 1843, Maiheft S. 422 und des Prof. Schreiber zu Freiburg Monographie: Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland. Freib. 1842 (192 S. 4). Bei Welbsleben a. d. Eine fand man Streitmeissel, anderthalb Fuss lange Streit-Äxte, Dolchklingen, Schneidemeissel, Haarnadeln (zum Teil grosse, oben mit Scheiben) und Armringe neben eisernen Sachen, bei Mussbach in der Baierschen Pfalz in einer Sandgrube mancherlei Waffen und Werkzeuge, wie z. B. Messerklingen, Sicheln, Lanzen und Streitmeissel, bei Meckenheim im Nordosten von Neustadt a. d. Orle seltene Modelle zum Giessen von Dolchen, Messern und Schwertern, wahrscheinlich aus der Zeit Karls des Grossen. Es ist auffallend dass man in allen Gräbern fast gar keine edle Metalle findet, blos bei Waltersberg fand man ein kleines unbedeutendes Ohrringchen von Gold, ein rund zusammengebogenes Golddräthchen, und bei Bindow in der Nähe von Crossen ein Stück von einem goldenen Ringe, der leider, wie der frische Bruch deutlich zeigte, durch den Spaten zerstochen wurde und dessen übrige Teile nicht aufzufinden waren. (S. Wochenbl. 1836, I. Band S. 351.) Dr. Wilhelmi sagt (Heidelb. Jahrg. 1843, Maiheft S. 431): „Auch mir ist in den Altgermanischen Gräbern nur ein einziges goldenes Ohrringchen bei Waltdorf geworden." Darüber giebt uns Tacitus in seiner Germania Cap. V Auskunft wenn er sagt: „Argentum et auruni propitii an irati dii negaverint dubito. Possessione et usu haud proinde afficiuntur. Est videre apud illos (Germanos) argentea vasa, legatis

Digitized by Google

et principibus eorum muneris data non in alia vilitate, quam quae humo finguntur.

Nach der Annahme des Christentums behielten sie die Sitte bei, die Grabmäler ihrer Toten in Wäldern und auf dem Felde durch Denksteine zu bezeichnen und zum Unterschied von den älteren heidnischen Gräbern die Form des Kreuzes darauf zu bilden. Deutsche und Wenden konnten sich lange nicht entschliessen, ihre Toten auf eigenen geweihten Kirchhöfen zu begraben, sondern legten sie in Wäldern und auf freiem Felde in den Schooss der Erde und bezeichneten ihre Grabstätte durch steinerne Denkmäler. Daher die bekannte Verordnung Karls des Grossen, welche das Beisetzen der Toten in Hügeln nach heidnischer Weise streng untersagte. Auch der Bischof Otto von Bamberg erliess ein sehr scharfes Verbot gegen diese Sitte.*)

(S. 1117.) Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Grabhügel oder Hünengräber ursprünglich den Germanen eigentümlich waren. Solche Ehrenhügel errichteten sie nur ihren Edelsten und Tapfersten, und den im Kampf gefallenen Helden, am liebsten auf flachen Waldhöhen in heiligen Hainen. Sie begruben die Leichname und nur in seltenen Fällen verbrannten sie dieselben und setzten die Asche und Knochenreste in Urnen bei. Die Slaven dagegen verbrannten ihre sämtlichen Toten und bewahrten die Überreste in Urnen. Die Grabstätten legten sie in den Ebenen auf weiten Feldern an, und den Edlen und Heerführern errichteten sie Denkmäler von Steinen.

Von den bei Crossen und Cunersdorf aufgefundenen Grabstätten habe ich im Wochenblatt, Jahrg. 1836 No. 7 und 8, und in demselben Jahrg. No. 18 Auskunft gegeben und die aufgefundenen Urnen, Geräthe, Nadeln und Ringe abbilden lassen. Einzelne Urnen haben sich an vielen Orten, in unserer Stadt sogar bei Fundamentirung abgebrochener und neu aufgeführter Häuser, besonders an der Oder entlang gefunden.

(S. 1118.) Die Gegend von Brieskow (in alter Zeit Writzig genannt) über Lossow, Markendorf, Lichtenberg, Boossen, Mallnow, Podelzig bis Reitwein ist in Beziehung auf die älteste Geschichte der Wenden klassisch zu nennen. Überall findet man in diesem Landstriche Hünengräber, Burgwälle, Opfersteine, Grabstätten, Totenurnen u. dgl. Vieles ist verfallen, zerstört, durch den Sturm der Zeit verwehet. Was noch vorhanden ist, sollte erhalten, was in Urkunden sich befindet, gesammelt werden.**) Die

*) Ne sepeliant mortuos Christianos inter Paganos in silvis aut in campis. Abbas Usperg. ad Ann 1124.

**) Bei Grenzbestimmungen kommen in alten Urkunden häufig die Ausdrücke vor: „de via, quae ducit in tumulum gigantis — ad sepulcrum Slavorum situm — ad tumulum terrae et lapidum — usque ad sepulchra Schlavorum — inde vertentes ad montem lapideum, Dupna muggula Slavicali more sic nominatum" u. dgl. Muggula heisst Grabmal. In mehreren Gegenden Pommerns werden noch jetzt die Hünengräber Mogille und Mogrille genannt. S. den 3. Jahresb. d. Ges. f. pommersche Gesch. u. Altert. S. 66 und Urkundliche Beiträge zur Kenntnis der Altertümer heidnischer Vorzeit, in Ledeburs Archiv f. d. preuss. Geschichtskunde 9. Band, S. 154.

Digitized by Google

beiden grossen Umwallungen an der Oder bei Lossow und Reitwein, offenbar heilige Örter und Tempel wendischer Gottheiten, Herthaburgen oder Wodansitze, sind sehr merkwürdig und verdienen eine besondere Untersuchung und Beschreibung.*) Die Sandhügel hinter den Runen am Wege nach Müllrose und nach Rosengarten zu sind unverkennbar Heldenbetten.

(S. 1165.) Zu diesen 5 Näpfchensteinen, die zu Bekmanns Zeiten sich noch um Boossen herum befanden, gehört der jetzt aufgefundene und ausgegrabene nicht. Er liegt auf der linken Seite des Weges von Boossen nach den Runen, etwa 400 Schritt hinter der Fichten-Schonung. Steinsprenger sahen ihn mit der äussersten Spitze aus der Erde etwas hervorragen und umgruben ihn. Je tiefer sie kamen, desto grösser wurde der Umfang des Steins.

(S. 1189.) Unter allen deutschen Landschaften finden sich nirgends so viele und so reichhaltige Hünengräber als in Hessen, besonders in Niederhessen, dem eigentlichen Sitze der Chatten. Schon im 17. Jahrhundert sind hier Nachgrabungen angestellt und das Ergebnis derselben bekannt gemacht. Die merkwürdigsten und interessantesten Entdeckungen wurden aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Nähe des Dorfes Maden bei Gundensberg auf der sogenannten Maderhaide, unweit dem Ederfluss, gemacht. Den Gewinn dieser Nachgrabungen hat J. H. Schminke in einer besonderen Dissertation beschrieben und in Abbildungen bekannt gemacht.**) In den höchsten dieser Grabhügel fand man über den 3 Urnen auch 3 menschliche Gerippe, und zwar auf den Leib gelegt. Diese Vermischung zweier Gebräuche gehört zu den selteneren Fällen und hat sich bis jetzt nur gefunden:

1) zu Wernstadt in Sachsen, wo sich auf der einen Seite die Urne mit den gebrannten Knochen eines Kindes befand, auf der andern Seite Knochen von einem begrabenen Menschen, schon ziemlich mürbe, zwischen beiden aber in der Mitte ein vollkommenes Mannsgerippe, zu dessen Seite ein Spiess lag.***)

2) In den um Wiesbaden herum neuerdings entdeckten Gräbern, wo man Urnen mit verbrannten Knochen und unverbrannte Gerippe in geringer Entfernung von einander ausgegraben.†)

3) Unter den Braunfelsischen Hügeln enthielt grade der höchste ein Geripp, ein anderer Geripp und Urne zugleich.††)

4) In den bei Dornburg im Weimarschen kam derselbe Fall vor, sowie sie in den slavischen Hügeln in Pommern.†††)

---

*) S. meine Geschichte und Beschreibung der Oberkirche S. 39 und 437.

**) De urnis sepulchralibus et armis lapideis veterum Cattorum. Marb., 1714. 4.

***) Schminke führt dies in der vorgenannten Abhandlung aus Büttners Schrift über den Leichenbrand Cap. 7 an. Dagegen findet sich im ganzen mit Grabhügeln angefüllten Schlesien kein Beispiel davon. S. Budorgis von Friedrich Kruse, S. 104 in der Anmerkung.

†) Wilh. Carl Grimm, über Deutsche Runen, S. 258.

††) Schaum, Altertümer u. s. w., S. 32 und 52.

†††) Sell, Geschichte von Pommern, I, 20.

Digitized by Google

5) Sjöborg und Thorlacius führen ein Beispiel an, wo in einer Steinkiste verbrannte Knochen und Asche und ein paar Ellen tiefer unverbrannte Gerippe lagen. *)

6) In dem Grabe bei Jägerprijs, welches Pontoppidan beschrieben hat, fand man erst die Aschenkrüge, in der Steinwölbung aber 3 Gerippe und eins voranliegend. **)

7) In zwei Steingräbern in dem Hügelberge bei Landshut fand man neben etlichen, zum Teil zerbrochenen Urnen, nicht blos ein menschliches Skelett, dessen Haupt auf einem Pferdeschädel ruhte, sondern auch andere Pferdeknochen und das Brustbein eines Vogels. ***)

Am 30. Mai 1785 wurden bei Neu Stettin zwei grosse Hünengräber geöffnet. Sie waren etwa 8 Fuss breit und 14 Fuss lang und enthielten 4 vollständige Totengerippe. Die Toten waren blos auf die Erde hingelegt und mit Steinen bedeckt. Bei jedem Toten lagen einige Stücken Eisen und bei einem Gerippe 2 grosse Zähne von einem Auerochsen oder Elentiere. Die Zähne der Begrabenen waren noch ganz gesund und so weiss wie Elfenbein. †)

In dem Grabmale zu Bentzelwitz i. P. fand man zehn Menschengerippe mit Kopf und Körper dicht an einander gepresst in krummer Stellung und untergeschlagenen Füssen. ††)

Durch diese Entdeckungen wird die Vermutung immer wahrscheinlicher, dass das Verbrennen und die Beerdigung der Leichen zu gleicher Zeit üblich gewesen und in demselben Grabhügel beide Gebräuche in Ausübung kommen konnten, vielleicht nach einer bestimmten, uns noch unbekannten Unterscheidung. †††)

(S. 1206.) Einen Bericht über die bis zum Jahre 1798 in Deutschland aufgegrabenen Hügel enthält eine Abhandlung von Hirt in den Memoiren der Berliner Akademie von jenem Jahre: Sur les monumens sépulcraux des anciens peuples du nord. Darin ist auch ein Teil der hierher gehörigen Literatur angegeben. Viel vollständiger findet man aber dieselbe in Lawätz encyklopädischem Wörterbuche Artikel Begräbnis, in Ersch Handbuch der deutschen Litteratur Abth. VI, S. 198, in Reuss Repertorium der Schriften

*) Sjöborg, Nomenclatur pp. S. 93, und Thorlacius, über Hügel pp. S. 253.

**) Historische Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, übersetzt von V. A. Heinze. VII, S. 287 f.

***) Beides, Pferdeknochen, besonders Schädel und Reste von Vögelskeletten, sind gar nichts Ungewöhnliches in germanischen Gräbern und Totenhügeln. In einem der Totenhügel im Wendelsteiner Forste unweit Klein-Rossleben fand man sogar nicht weit von einem noch ziemlich vollständigen menschlichen Skelett, ein ganzes, zwischen grossen Platten bestattetes Pferd. Dr. Wilhelmi, i. d. Heidelb, Jahrb. 1843, Maiheft, S. 423.

†) Fabris und Hammerdörfers histor. u. geograph. Monatsschreiben, I. Band. 2. Stück, S. 131.

††) Sells Gesch. von Pommern. S. 21.

†††) Vergl. Birger und Thorlacius über Hügel und Steinkreise. S. 63.

Digitized by Google

gelehrter Gesellschaften Tom. VIII p. 62 und in Grubers Encyklopädie der Wissenschaften und Künste Artikel Hünengräber, womit zu vergleichen J. A. Fabricii bibl. ant. p. 1030 sq. — Chr. Fr. Schulz Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Totentöpfen. Friedrichstadt 1767. Ueber die neueren Nachgrabungen in Thüringen (die schon Dalberg in den achtziger Jahren um Erfurt anstellen liess) findet man Nachrichten in den Kuriositäten von Vulpius und im 2. Bande von dessen Vorzeit. Auch Göthe redet davon im 2. Bande von Kunst und Altertum S. 189—192 Er führt bestimmte Zeugnisse an, dass die heidnische Sitte des Begrabens bis ins 8. Jahrhundert fortgedauert habe. K. A. Kortum Beschreibung einer neu entdeckten alten germanischen Grabstätte, nebst Erklärung der darin gefundenen Altertümer. Dortmund 1804.

(S. 1207.) Ueber die in Pommern und auf der Insel Rügen aufgefundenen Hünengräber, Opfersteine und heidnischen Altertümer findet man Nachrichten in Mikrälius Pommerland, in den Baltischen Studien, in der Sundine und in den Hakeschen Provinzial-Blättern von Pommern. Einzelne Berichte finden sich in städtischen Wochenblättern und Provinzial-Blättern, wie z. B. in den Halberstadter Blättern (1823 No. 32) im Leipziger Tageblatt (1840 vom 27. Nov.), in den Beiträgen für vaterländische Altertumskunde (1. Heft 1826 S. 84 f.), im ersten Bericht des Thüringer Vereins (1821 S. 9), in den Mitteilungen des Voigtländ. Vereins (1830, 2. Lief. S. 1—60), in den Schlesischen Prov. Blättern, dem Halleschen Wochenblatt u. s. w.

Die reichsten und interessantesten Nachrichten aber findet man über Gegenstände dieser Art in dem alten und neuen Lausitzischen Magazin nicht nur über die in der Lausitz, sondern auch in anderen deutschen Landen aufgefundenen vorchristlichen Altertümer. Namentlich gilt dies von einem Aufsatze des Professors G. Seyffarth in Leipzig: „über Opferplätze und Religion der alten Deutschen", (Neues Lausitzer Magazin. 20 Bd. Görlitz 1842 S. 151 f.) worin ich auch eine Lösung der 12 Löcher auf unsern Opfersteinen gefunden. Der scharfsinnige Verfasser sagt: „So wie nach den Grundsätzen der alten Naturreligion alle Naturerscheinungen zum Bereich (Ducatus) des einen oder des andern Planeten gezogen wurden, so hielt man es auch mit 12 Monaten und den ihnen entsprechenden 12 Zeichen des Tierkreises. Jeder Monat, jedes Zeichen in Verbindung mit der Sonne bringt andere Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben hervor. Diese 12 Naturkräfte wurden späterhin personificirt und so entstanden die 12 Götter der alten Völker. Die 12 Asen oder Aesir in der nordischen Mythologie: Thor, Uller, Freya u. s. f. nebst deren Wohnungen: Thrudheim, Ydalir, Alfheim u. s. w. sind nichts anders als die germanischen Zwölfgötter und deren Zeichen im Tierkreise, die auch bei den Griechen, Römern, Aegyptern und anderen Völkern Wohnungen der grossen Götter heissen. Auf mehreren nordischen Amuleten (Quodbas) findet man die Planetengötter (Cabyron) in Verbindung mit 12 Sternen, den 12 Zeichen des Tierkreises. Sollten nun die 12 Löcher auf den Opfersteinen nicht die 12 Gottheiten der alten Germanen, die 12 Asen der Nordländer, nach den 12 Monaten bezeichnen?

Digitized by Google

Nun finden sich auf einigen Opfersteinen nur 7 oder 8 Löcher! Auch dafür liegt die Deutung sehr nahe. Die alten Völker kannten 7 Planeten, Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Darnach teilte man alle Erscheinungen der ganzen Welt in 7 Klassen und diese 7 Complexe von Natur-Erscheinungen wurden zu Sinnbildern eben so vieler verschiedenartiger Schöpferkräfte.*) Dies sind die eigentlichen Cabiren, die später erst als besondere göttliche Personen gedacht und verehrt wurden. Als achter Cabir galt die Erde, als eine besondere höchste Naturkraft. Septem sunt Dei planetae, octavus, qui ex omnibus constat, mundus. So wie bei den Römern die Wochentage nach den Planeten-Göttern genannt wurden, so bei den Deutschen nach deren Cabiren: Satur, Sun, Mun, Tues, Wodan, Thur und Freya. Sollten nun die 7 Löcher nicht die 7 Cabiren mit ihren Tagen und das achte Loch die Erde bedeuten? —

Wir schliessen, ohne eine Kritik an den Erklärungen des Dr. Spieker an dieser Stelle üben zu wollen, dessen höchst interessante Mitteilungen hiermit ab.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

(Vgl. Nr. 1—23 Brandenburgia II, 112–118. Ferner IV, 152—160 und VII, 200.)

24) **Vogelstellen im alten Berlin.** Gustav Parthey: Jugenderinnerungen Bd. I, Berlin 1871 erzählt S. 234 was folgt: „Nicht ohne Behagen erzählte er (Eichmann, Parthey's Grossvater) uns von einer Industrie, die er schon als Sekretär des Ministers von Görne getrieben, und die uns einen Begriff gab, wie ländlich am Ende des 18. Jahrhunderts die Umgebungen von Berlin beschaffen waren. Eichmann stellte des Abends Sprenkel an der äusseren Seite der Stadtmauer, und visitierte sie mit Tagesanbruch. Da fand er denn zuweilen ein halbes Dutzend Rebhühner, Wachteln und anderes Geflügel. Den Fang übergab er dem Koche des Ministers, der die eine Hälfte für die hohe Tafel, die andere für den jungen Sekretär zubereitete."

---

25) **Vom Jagdwesen der guten alten Zeit.** Ein altes Berliner Edikt von 1688 enthält Verordnungen wegen pflichtmässiger Wolfsjagden, da sich dieser böse Gast damals noch recht häufig bei uns zeigte. Von dem Aufgebot derer, die „zum Laufen in die Wolfsjagd verpflichtet", waren nur befreit: die Geistlichen und Schullehrer, regierende Bürgermeister, Richter, Stadtschreiber, Zins- und Accisebediente, Salzfaktoren, Land-, Post- und Mühlenbereiter,

*) Vergl. die 7 Augen Jehovahs und des Lammes. Zach. 4. 10. Offb. 5. 9.

Digitized by Google

refugierte Franzosen, kranke Frauen, Stadtphysici und Wehmütter. Alles Andere musste mit. Später wurde gnädiglich dekretirt, dass auch junge Mädchen nichts mehr damit zu schaffen haben. An guten Püffen muss bei Anlässen nicht Mangel gewesen sein; heisst es doch, „dass die Leute, so in die Wolfsjagd laufen, von den Jägern mit Schlägen traktiret werden". Das Jahr 1734 beschränkt dies Aufgebot und bestimmt, „dass nur für jedes Gezeug 150 Leute kommandiret werden, weil das genug sei, und nur eitel tüchtige Mannspersonen". Tagelang dauerten solche Züge, und nächtlich lagerte dann der ganze Schwarm bei grossen Wachtfeuern. War dann aber der Wolf erlegt, dann liessen es sich die guten Bürger Berlins nicht nehmen, den Feind ihres Viehstandes der Reihe nach mit Heu- oder Mistgabeln zum Dank für das, was er ihnen zerrissen hatte, einen Stoss zu versetzen mit den Worten: „Das ist für mein Füllen! Für mein Kalb!" u. s. w. Von der drakonischen Strenge, mit der vor drei Jahrhunderten die Wilddieberei in der Mark bestraft wurde, giebt ein Erlass vom Jahre 1585 Kunde. Es wird darin den Wilddieben der Galgen angedroht und mit Strang und Galgen geht es bis 1610 fort. Für den Galgen war früher auch ein sehr abschreckendes Ersatzmittel ersonnen, nämlich das Anschmieden des Wilddiebes an einen Hirsch; durch den Ritt auf diesem wilden Renner wurde der Delinquent nach und nach in Stücke zerfetzt. Den Jägern wurde auch empfohlen, die Wilddiebe einfach niederzuschiessen, aber schon 1672 wird bei dem Totschiessen eine gewisse „Behutsamkeit" (!) empfohlen, damit kein Unschuldiger dabei zu kurz komme." In dem Edikt von 1610 werden auch Geldstrafen festgesetzt bis zu 500 Reichsthalern für einen unbefugt geschossenen Hirsch. Die Strafe des Anschmiedens an den Hirsch wird wohl nur auf dem Papier gestanden haben; schätzte man doch das edle Wild so hoch, dass man schwerlich ein Prachttier elend zu Tode gehetzt haben würde. Dass diese barbarische Strafe je wirklich vollzogen worden wäre, davon scheint nichts bekannt. B. T. Bl. 20. Dez. 1885.

---

26) Im Jahre 1885 wurden mehrere Fälle festgestellt, dass Hasen schwimmend angetroffen waren. Hierzu folgende Mitteilung:

Noch ein schwimmender Hase. Der Ökonom Herr Fritz M. aus Neu-Rehfeld bei Crossen a. d. Oder schreibt uns: „Sehr geehrter Herr Redakteur! Jahrelanger treuer Abonnent Ihres geschätzten Blattes kann ich nicht umhin, da sich die Sache nun einmal um das Schwimmen der Vierfüssler dreht, Ihnen einen Fall zu erzählen, den ich persönlich diesen Sommer erlebt habe. Es war Anfangs Juli — die liebe Sonne, wie sie wissen werden, meinte es gut Tags über — als ich gegen 6½ Uhr in Gesellschaft meiner Freunde und in Begleitung meines Hundes baden ging. „Popp", ein gelehriges fixes Tier, wie ich es selten gefunden, spürte auf unserem Heimgange, der uns über üppige Wiesen führte, einen Hasen auf. „Ein Hase!" erscholl es unisono aus unsern Kehlen; aber wo war unser Popp, resp. mein Popp? dicht hinter dem Hasen her, um ihn uns zu erlangen. Jetzt musste der Hase verfallen, weil er ringsum von 8—10 Fuss tiefen und 15—20 Fuss breiten Grabenwässern eingeschlossen war. Dies wussten wir, schlossen sofort einen Kreis; zurück konnte der Hase nicht mehr; entweder er musste „Poppen" unterliegen,

Digitized by Google

oder durchs Wasser. Vor dem Graben angekommen sprang der Hase wenigstens viermal so weit ins Wasser, als mein Hund, tauchte zunächst unter, kam sofort wieder hoch, schwamm, verfolgt von dem fixen Hunde, dem jenseitigen Ufer zu, erreichte dasselbe mit einer gewissen Schnelligkeit und weiter ging's! — Popp gab schliesslich sein Ziel auf, kam in gedrückter Stimmung zu mir zurück, gerade als ob er sich schämte, dass er nicht den Sieg davongetragen. [B. T. Bl. 19. Nov. 1895.

---

27) Schon seit dem 16. Jahrh. haben die brandenburgisch-preussischen Herrscher es sich angelegen sein lassen, neues Wild in ihren Forsten auszusetzen, teils vom Standpunkt der Nützlichkeit, teils vom Standpunkt der Jagdlust. Begüterte Grossgrundbesitzer folgten und folgen noch jetzt diesem fürstlichen Vorbilde, das auch vom Standpunkt der Zoologie und Biologie höchst dankenswert ist, nicht selten nach. Auf ähnliche Ansiedelungsversuche beziehen sich die folgenden Nummern 28 bis 32 und 34.

---

28) **Ansiedelung des Schneehasen in Deutschland.** Ein interessantes, faunistisches Akklimatisierungs- und Züchtungs-Experiment ist in diesen Tagen in den verschiedensten Teilen des deutschen Reiches, sowohl an der Nordseeküste, in Holstein und in Pommern, wie in Mitteldeutschland, in Schlesien und in Rheinland begonnen worden, nämlich die Ansiedelung des skandinavischen Schneehasen (Lepus glacialis), der zu diesem Zwecke in mehreren Hundert ausgesucht schönen und kräftigen Exemplaren von einem Braunschweiger Tierhändler aus Petersburg bezogen und jetzt an die Besteller in den verschiedensten Gegenden Deutschlands verteilt worden ist. Der nordische Schneehase übertrifft unsern einheimischen Hasen an Grösse und unterscheidet sich von ihm durch sein weisses Fell, das an den Ohrspitzen schwarz gefärbt, sonst aber nur ausnahmsweise dunkel gefleckt ist; das Auge des Tieres ist schwarz. Der Preis für einen lebenden Schneehasen ist nicht niedrig; er beläuft sich auf 13 Mark für das Stück. Auf den Ausgang des Ansiedlungsversuchs mit dem Schneehasen darf man gespannt sein. Hoffentlich wird den jetzt ausgesetzten Zuchtexemplaren die gebührende Schonung zu Teil und es ergeht ihnen nicht, wie den vor einigen Jahren zur Zucht ausgesetzten Schneehasen des bekannten Tierfreundes Baron v. Cramm, in Oelber a. w. W., dem, wie die Magdeb. Ztg. mitteilt, diese Tiere, sobald sie das Jagdrevier des Herrn v. C. überschritten, von rücksichtslosen Grenznachbarn als interessantes, seltenes Wild, ausnahmslos abgeschossen wurden. B. T. Bl. 24. Febr. 1895.

---

29) **Hamburg,** 16. Januar. Ein Transport von fünfzig Stück lebender Hasen, in Kisten verpackt, passirte den hiesigen Bahnhof. Die Hasen kommen von Schlesien und sind für Dänemark bestimmt, wo sie ausgesetzt werden sollen. Neun der Tiere krepierten unterwegs, während die übrigen sich anscheinend wohl befanden. Es sind noch weitere

Digitized by Google

Transporte angemeldet, wenngleich jeder Hase inklusive Fracht bis Dänemark auf 20 Mark zu stehen kommt. B. T. Bl. 18. Jan. 1894.

Hier handelte es sich um unsere heimischen Krummen (Lepidus timidus).

---

30) **Wapiti als Jagdwild.** Im fürstlich Solms-Baruthschen Schloss zu Golssen, Kreis Luckau, bemerkte ich am 30. Oktober 1892 unter den reichhaltigen dortigen Jagdtrophäen, das auf dem Schädel sitzende Geweih eines Sechzehnenders, einem Wapiti-Hirsch (Cervus canadensis) zugehörig. Das Tier ist am 2. Dez. 1884 bei Klitschendorf, Kreis Bunzlau, erlegt worden und gehört zu den in dortiger Gegend, zwecks Eingewöhnung, ausgesetzten amerikanischen Hirschen.

Mehrere Auerhähne und Spielhähne, von demselben Jagdrevier bei Klitschendorf herrührend, befinden sich in anderen Sälen des Schlosses zu Golssen wohl ausgestopft aufgestellt. E. Friedel.

---

31) Die Kölnische Zeitung berichtet unter dem 14. Okt. 1899 aus Kelberg (Eifel) Folgendes: „Vorgestern wurde in hiesiger Gegend ein männliches Känguruh erlegt. Dasselbe war von blaugrauer Farbe und gut genährt; es wog 15 Kilo und mass vom Kopfe bis zur Schwanzspitze 1,50 Meter. Der Schwanz allein hat eine Länge von 66 Centimeter. Das Tier, dessen Alter auf zwei Jahre geschätzt wird, ist seit etwa drei Wochen in hiesiger Gegend gesehen worden. Es wird hier vermutet, dass das erlegte Tier von den sechs Känguruhs herstammt, welche vor mehreren Jahren bei Sechtem vom Freiherrn von Böselager ausgesetzt worden sind. Der Besitzer der seltenen Jagdbeute ist Postdirecktor Esslinger in Metz. Wie in Fachkreisen behauptet wird, haben die ausgesetzten Tiere in der Freiheit Nachkommenschaft erhalten." B. T. Bl. 18. Okt. 1889.

Die Eingewöhnung von Känguruhs ist auch in den Provinzen Schlesien und Sachsen erfolgreich versucht Die Tiere erliegen leider nur meist der Flinte der „guten und getreuen Nachbarn" und der Wildschützen.

---

32) **Als Geschenk des inzwischen verstorbenen Zaren** an Kaiser Wilhelm trafen nach der Danziger Ztg. auf dem Bahnhof Trakehnen 27 Stück Schwarzwild, 20 Sauen und 7 Keiler ein. Einer der grössten Keiler kam tot an; er mass über 2 Meter in der Länge. Über die Heimat der schwarzen Borstentiere berichtete der russische Forstbeamte, der den Transport begleitete, interessante Einzelheiten. Der Wald, aus dem die Tiere gebracht worden sind, hat einen Flächenraum von mehr als 20 Quadratmeilen. Er ist in seinen meisten Teilen noch Urwald, in dem noch der Auerochse haust. Das Einfangen der Tiere hat nicht geringe Mühe gemacht. 600 Treiber waren aufgeboten, und erst nach vier Tagen war die mühsame Arbeit vollbracht. Die Tiere stammen aus der Bialowiczer Pussta in Russisch-Litthauen. B. T. Bl. 30. Nov. 1894.

Digitized by Google

33) **Dem königlichen Hofjagdamt** liegt im Winter die Sorge ob für circa 1200 Schwäne der Havel und Spree. Sobald die Flüsse sich mit Eis zu bedecken beginnen, müssen die Schwäne, die dann nur spärlich Nahrung finden, nach den eigens bestimmten Futterplätzen in Spandau und Potsdam geschafft werden, wo sie bis zum Frühjahr mit Gerste gefüttert werden. Unter Leitung von Strombeamten werden die Schwäne zusammengeholt. Diesmal hält es sehr schwer, die Schwäne auf ihren Standorten aufzusuchen, da am Lande hoher Schnee liegt und das mit Schnee bedeckte Eis der Flüsse noch nicht hält. B. T. Bl. 9. Jan. 1895.

34) **Der Vermehrung des Federwildes** in unseren Jagdgebieten widmet die staatliche Forstverwaltung ihre besondere Fürsorge. So werden gegenwärtig in der Umgegend von Sommerfeld in der Mark in hühnerarmen Gegenden Tausende von Rebhühnern ausgesetzt; sie stammen aus der Gegend von Komotau in Böhmen, wo sie mit der Netzfalle gefangen worden sind. Ebenso wie an dieser Stelle mit Rebhühnern wird in den Forsten des Ostens für die Vermehrung des Fasanenbestandes gesorgt. B. T. Bl. 5. Jan. 1899.

35) **Die Jagd auf Rebhühner im Stadtkreis Berlin** ist eröffnet. Der einzige Jäger, welcher hierbei in Frage kommt, ist, wie „Sport im Bild" meldet, Herr Gutsbesitzer Bötzow, der in Berlin N. und NO. wie O. noch grosse unbebaute Terrains besitzt, welche noch landwirtschaftlich benutzt werden, und wo in jedem Jahre einige Völker Rebhühner liegen. Vor einigen Jahren noch war dies freilich anders; heute wo einer der elegantesten Stadtteile Berlins erstanden ist, unmittelbar hinter dem Zoologischen Garten, an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, fing beispielsweise ein Jagdterrain an, wo es bis zum Grunewald recht viele Rebhühner gab, und wo wir manches Huhn geschossen haben. Heute sind diese Herrlichkeiten längst vorüber und zählen zu den tempi passati. Herr Bötzow ist der letzte Mohikaner, der einzig Übriggebliebene, welcher im Stadtkreise Berlin noch Jagdgerechtigkeit ausüben darf. Er geniesst nebenbei den Vorzug, dass auf seinem Terrain, so auch im diesem Jahre, die Jagd mindestens einen Tag eher eröffnet werden darf, als irgend anderswo im preussischen Staat. Dieser Bevorzugte ist also in der angenehmen Lage, bereits junge, frische Rebhühner essen zu dürfen, während andere Sterbliche noch mit Rindsgoulasch oder einem frugalen Schweinernen vorlieb nehmen müssen. Siechen freilich steht in dem (sicher ungerechtfertigten) Verdacht, einen heimlichen Pakt mit Bötzow geschlossen zu haben. Denn nirgends giebt es bekanntlich in öffentlichen Lokalen eher frische Rebhühner der Saison als bei Siechen. Wie wir hierzu bemerken wollen, ist indess der öffentliche Verkauf von Rebhühnern in Berlin vom Tag der Jagderöffnung, in diesem Jahr also vom 18. August ab, gestattet, und dass, da im Böhmen die Jagd stets früher als hier eröffnet wird, von dort stets reichliche Zufuhren für den ersten Markttag eintreffen. Die Jagd auf Rebhühner in der Mark Brandenburg ist vorgestern eröffnet worden. Die Resultate des ersten Jagdtages waren sehr verschieden. Viele Reviere haben nur wenig Hühner, andere zeigen guten Besatz.

Digitized by Google

Es sind, wie dies nicht anders zu erwarten war, viel alte güste Hühner vorhanden, denen die Brut im Klee ausgemäht ist, auch findet man viele Völker, welche wenig über Wachtelgrösse erreicht haben, also anscheinend aus Nachbruten stammen. Im Ganzen muss indes die gesamte Zufuhr ziemlich gut gewesen sein, denn die Preise sind nicht so hoch wie im Vorjahr am Tage nach der Eröffnung der Jagd. In bezug auf das Jagdresultat des ersten Tages muss man aber berücksichtigen, dass die Hitze so ausserordentlich gross war, dass nur gut trainierte Jäger dabei aushielten. Die älteren und beleibteren Herren spannten sehr bald aus. B. T. Bl. 23. Aug. 1895.

---

36) **Der Wildbestand der Mark Brandenburg** wird im Allgemeinen bedeutend unterschätzt, indem vielfach angenommen wird, dass derselbe nicht erheblich sei. Dies trifft jedoch, wie eine soeben fertiggestellte Statistik über die Jagdergebnisse des Jahres 1896 beweist, durchaus nicht zu. Es wurden nämlich im Verlaufe dieses einen Jahres nicht weniger als 10 000 Füchse, 5000 Stück Rotwild, 3000 Stück Damwild, 16 000 Rehe, 200 000 Hasen, 37 000 wilde Kaninchen, 500 Marder, 6000 Fischottern, 206 000 Rebhühner, 40 000 wilde Enten, 11 000 Fasanen und 8000 Schnepfen erlegt. Andererseits steht es allerdings fest, dass in der Mark bestimmte Tiergattungen erheblich abnehmen, und hier deren völliges Aussterben zu erwarten ist. Dazu gehört vor allem der Biber, welcher nur noch in beschränkter Anzahl an der Grenze der Mark und zwar bei Barby an der Elbe vorkommt. Und auch der Auerhahn wird nur noch selten angetroffen. Im übrigen ist noch zu erwähnen, dass von der Jagdbeute aus den Wäldern der Mark der bei weitem grösste Teil des zum Verkauf gelangenden Wildprets nach Berlin geht, welches aber natürlich auch noch von weiter her starke Zufuhr von Wildpret erhält.
B. T. Bl. 22. Dez. 1897.

Der Wildreichtum Böhmens. Nach der von der k. k. Statthalterei für Böhmen ausgegebenen statistischen Nachweisung sind im Jahre 1890 in den Jagdrevieren der 89 Bezirks-Hauptmannschaften Böhmens 1 241 012 Stück Wild erlegt worden, und zwar: 2348 Stück Edelwild, 1758 Stück Damwild, 11 048 Rehe, 587 Wildschweine, 521 559 Hasen, 25 656 Kaninchen, 1093 Auerhühner, 5097 Birkhühner, 682 Haselhühner, 52 184 Fasanen, 528 117 Rebhühner, 10 289 Wachteln, 3622 Waldschnepfen, 1428 Bekassinen, 369 Wildgänse und 13 736 Wildenten. An Raubwild wurden erbeutet: 2423 Füchse, 2481 Marder, 13 971 Iltisse, 291 Fischottern, 208 Dachse, 77 Uhus und 41 572 diverse Raubvögel. B. T. Bl. 15. Jan. 1892.

---

38) **Der Wildreichtum Böhmens** ergiebt sich aus folgender Statistik: In sämtlichen Jagdrevieren Böhmens sind im ablaufenden Jahre 1 568 495 Stück Wild erlegt worden, und zwar an Nutzwild: 2516 Edelhirsche, Tiere und Kälber, 1804 Damhirsche, Gaisen und Kitze, 14 446 Rehe, 915 Wildschweine, 602 285 Feldhasen, 37 236 Kaninchen; 1124 Auerhühner, 5456 Birkhühner, 401 Haselhühner, 75 814 Fasanen, 675 547 Rebhühner, 49 612 Wachteln, 2174 Waldschnepfen, 480 Bekassinen, 334 Wildgänse und 13 690

Digitized by Google

Wildenten; an schädlichem Wilde: 2434 Füchse, 3235 Marder, 13 047 Iltisse, 489 Fischottern, 457 Dachse und 64 999 diverse Tag- und Nachtraubvögel. Der nach dem Minimal-Erlöse durchschnittlich geschätzte Gesamtwert des erlegten Nutzwildes beläuft sich auf rund 1 415 000 Gulden. B. T. Bl. 11. Nov. 1894

---

39) Von der Böhmischen Jagdbeute kommt für Berlin, als Abnehmer, namentlich das Federwild (Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner) in Betracht. Vgl. wegen der Rebhühner (in Böhmen, wie in Süddeutschland „Feldhühner" genannt) Nr. 35. E. Fr.

---

40) **Schwerin i. Meckl.,** 29. Oktober. Einem Kampfe zwischen Rehen und einem Fuchse wohnte gestern der Erbpächter Lange aus Wittenbeck bei Doberan bei. Auf seinem Wege von Wittenbeck nach Doberan vernahm er nahe dem Kellerswald das laute Klagen eines Kitzchens (jungen Rehes). Er kam von seinem Wagen hinzu und sah nun, wie ein Fuchs das jammernde Tier am Hinterlauf gefasst hatte und es in den Wald zu zerren suchte. Lange eilte nun zum Wagen zurück, um die Peitsche zu holen und den Fuchs von seinem Opfer fortzuhauen. Inzwischen aber stürzten mehrere Rehböcke herbei, die mit gesenktem Gehörn auf den Fuchs losgingen und ihn in ihrer Übermacht von seinem Raub abbrachten, so dass er davoneilte. Das verwundete Kitzchen hinkte darauf an der Seite seiner Befreier in den Wald zurück. B. T. Bl. 31. Okt. 1899.

41) **Der Rehbock springt aufs Blatt.** Wenige Tage noch und die Brunstzeit unseres zierlichen Rehwildes, des Cervus capreolus, beginnt. Mit diesem Tage fängt aber auch die von jedem Jäger so heiss herbeigesehnte Zeit der Blattjagd oder des Blattens, jene ungefähr vier Wochen von Mitte Juli bis Mitte August dauernde Periode im Leben der Rehböcke an, wo selbst den schlauesten von ihnen eine tolle Liebessehnsucht jede Vorsicht vergessen lässt, so dass ihn der nachgeahmte Ruf des weiblichen Rehes unwiderstehlich anlockt und dem Jäger vor das Rohr führt. Von der ursprünglichen Manier, diesen verlockenden Ruf auf einem frischen, weichen Buchenblatt nachzuahmen hat diese interessante Jagdart ihren Namen bekommen und bis auf den heutigen Tag beibehalten, wenn auch schon längst das primitive Buchenblatt, das nur noch sehr wenige erfolgreich zu benutzen verstehen, durch die verschiedensten Arten von Locken und Blatten ersetzt worden ist. Trotzdem nun diese kleinen nützlichen Instrumente die Blattjagd sehr erleichtern, da sie ein Fehlschlagen des Locktones so ziemlich ausschliessen, so erfordert doch auch ihre Anwendung Uebung und Verständnis, sowie eine gute Kenntnis des betreffenden Reviers, des Standes und der Gewohnheiten der Böcke etc., denn auch die alte Ricke springt auf das Blatt, namentlich wenn der Jäger mit dem Fiepen des Schmalreches oder dem Angstgeschrei blattet. Und wenn dann ein solches angeblattetes Altreh den Waidmann in seinem Versteck erlügt oder windet, dann springt es gewöhnlich mit lautem „Schrecken" ab, und der Bock, der vielleicht schon unterwegs

Digitized by Google

war, wird in den meisten Fällen vergrämt, und der unerfahrene Schütze hat für diesmal wenigstens das Nachsehen.

Es empfiehlt sich daher, wenn einige Tage vor dem wirklichen Beginn der Blattjagd bei heisser Witterung — wie in diesem Jahre gegen Mitte des Monats Juli — der Waidmann sein Revier sorgfältig beobachtet oder wenigstens beobachten lässt, denn an warmen Abenden fangen die Böcke auf günstig gelegenen Wiesen oder Blössen bereits an, weibliche Stücke zu treiben, und man kann sich bei dieser Gelegenheit am besten über geeignete Plätze für das Blatten unterrichten. B. Lok. Anz. 20. Juli 1899.

---

42. **In einer Kaninchenfalle gefangen** hatte sich dieser Tage der elfjährige Sohn des Schuhmachermeisters Schlösser aus der Müllerstrasse No. 53a. Auf dem Grundstück der Erziehungsanstalt zum grünen Hause, Müllerstrasse No. 52, sind, wie seit Jahren auch auf anderem Gelände in jener Gegend, die Kaninchen so zahlreich, dass sie bedeutenden Schaden anrichten. Inspektor Schröder versuchte daher, den Schädlingen mit einem Fangeisen beizukommen. Der kleine Schlösser bemerkte nun das Eisen und hätte es gar zu gern einmal aus nächster Nähe betrachtet. Er steckte daher eine Hand durch eine kleine Zaunöffnung, durch die die Kaninchen in die Falle gehen sollten, und kam so auch an das Eisen heran. Sobald er es jedoch berührte, klappte das Fangeisen zu und fasste den Jungen am Daumen. Da nun das Loch im Zaun zu klein war, um die Falle durchzulassen, so war Schlösser gefangen. Wohl aus Furcht vor Strafe wagte er nicht, um Hülfe zu rufen. Nach längerer Zeit kamen endlich andere Knaben dazu. Als aber auch diese keinen Rat wussten, musste er endlich einen Gespielen zu seiner Mutter schicken. Diese befreite ihn aus der Falle und erteilte ihm gleich an Ort und Stelle eine fühlbare Lehre. Die Verletzungen, die der Neugierige davontrug, sind nicht sehr bedeutend.

B. T. Bl. 11. Nov. 1898.

Gemeint ist natürlich das seit dem Grossen Kurfürsten bei uns eingeführte wilde Kaninchen, welches noch jetzt innerhalb des Weichbildes von Berlin haust, z. B. in den Rehbergen, von dort die Gärten der Müllerstrasse und ihrer Querstrassen nachts heimsuchend. E. Friedel.

---

43) **Der weisse Hirsch,** welcher im königlichen Wildpark bei Potsdam sein Dasein fristet, wird in dem Festprogramm zu Ehren der Anwesenheit des Königs Alexander von Serbien eine tragische Rolle spielen. Der Kaiser hatte schon lange die Absicht, den Hirsch abzuschiessen, da aber der König Alexander ein grosser Jäger ist, so wird für ihn bei seinem bevorstehenden Besuche eine Pirschfahrt am 17. oder 18. d. M. im Wildpark veranstaltet werden, bei welcher er den weissen Hirsch erlegen soll.

Der Hirsch ist erlegt worden. B. T. Bl. 12. Okt. 1894.

---

44) **Luckau,** 2. November. **Einen unfreiwilligen Ritt auf einem Hirsche** unternahm während einer am Montag bei Langengrassau abge-

Digitized by Google

haltenen Treibjagd der als Treiber fungierende Ziegelmeister L. Die flüchtigen Hirsche kamen dem L. so nahe, dass er im Augenblick, als er sich die vorderen Tiere mit einem Knüppel abwehrte, von einem nachfolgenden Stück Mutterwild aufgelaufen und eine Strecke fortgetragen wurde. Der L. glaubte sein Ende nahe, da jeden Augenblick die Schützenlinie passiert werden musste, er wurde jedoch noch rechtzeitig im dichten Gehölz abgelaufen und kam mit dem blossen Schrecken davon, während der Hirsch diesen Streich mit seinem Leben bezahlen musste.

B. T. Bl. 4. Nov. 1896.

---

45) **Gefährliches Damwild.** In der Nähe des Havelberges macht seit einiger Zeit ein junger, starker Damhirsch den Grunewald im eigentlichen Wortsinne unsicher. Er hat, obwohl die eigentliche Brunstzeit des Damhirsches in den späteren November fällt und die Tiere dann erst als bösartig gelten, Vorübergehende wiederholt „angenommen" und „geforkelt", wie es in der Waidsprache heisst, d. h. angegriffen und mit dem Geweih gestossen. Dasselbe besteht bei besagtem Tier nur erst aus einer Stange, der Bösewicht ist also ein Spiesser. Zwei Mitglieder des Berliner Geschichtsvereins, die als eifrige Wanderer bekannt sind, wurden am 27. v. Mts. von dem wütenden Tier, welches nicht viel mehr als dreijährig sein kann, gestellt, eine halbe Stunde lang verfolgt und konnten sich des Tieres nur durch Stockhiebe erwehren. Wenn das Tier so fortfährt, kann es als Schaufler recht bedenklich werden, Kindern ist es schon jetzt gefährlich. Dies erinnert uns an das Gebahren des Rotwildes im Wildpark bei Potsdam. Der Maurermeister Stechow aus Werder wurde vor Jahren durch einen brünstigen Rothirsch genötigt, auf den Wildzaun beim Entenfänger zu klettern; dort wurde er stundenlang belagert und erst durch einen von ihm zu Hilfe gerufenen Trupp Waldarbeiter aus seiner bedenklichen Lage befreit. In demselben berühmten Waidanger und Jagdrevier hat König Friedrich Wilhelm IV. einem seiner Hegemeister ein Denkmal gesetzt, der hier von einem starken Rothirsch langsam zu Tode geforkelt worden ist. Sonderbar ist es, dass solche Hirsche das weibliche Geschlecht unter den Menschen respektieren, sie sind so galant, dass sie die Werderschen Frauen, überhaupt weibliche Personen, die den Grunewald, die Pirschheide und den Wildpark passieren, nicht anfallen.

Dem betr. jungen Damhirsch bin ich damals selbst in der Gegend des Havelberges begegnet und habe ihn mit Stockhieben mir vom Leibe gehalten. Nov. 1890. E. Friedel.

---

46) **Unter dem Vorsitze des Kaisers** als Protektors des „Ordens vom Weissen Hirschen Sancti Huberti" fand am Sonnabend Abend 7 Uhr im Palais des Fürsten Pless, welcher die Stelle des Grossmeisters dieses Ordens bekleidet, die feierliche Aufnahme des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin in den genannten Orden statt. Dieser Orden wurde am 3. November 1859 „zum Besten des Löblichen Waidwerks" von dem verstorbenen Prinzen Friedrich Carl in Anbetracht des damaligen jämmerlichen und nicht genug zu beklagenden Verfalls und zur Abwehr der Gefahr gänzlichen Verschwindens des edlen Waidwerks gestiftet und von dem jetzt

Digitized by Google

regierenden Kaiser im Jahre 1889 von neuem sanktioniert. Dem ceremonienreichen Aufnahmeakt folgte ein Diner. B. T. Bl. 4. März 1894.

---

47) **Die Jagdbeute des Kaisers.** Nach einer Bekanntmachung des kaiserlichen Hofjagdamtes erlegte der Kaiser im letztverflossenen Jahre auf den verschiedenen Hofjagden insgesamt 894 Stück Wild und zwar: 92 Sauen, 265 Fasanen, 4 Kaninchen, 3 Rehböcke, 458 Hasen, 13 Auerhähne, 48 Rothirsche, 8 Damhirsche und 3 Stück „Verschiedenes". Davon entfielen am am 8. Januar auf der Insel Potsdam 1 Rehbock, 96 Hasen und 2 „Verschiedenes"; am 15 Januar zu Buckow bei Britz 362 Hasen; am 24. und 25. April zu Klitschdorf in Oberschlesien 2 Rehböcke, 13 Auerhähne; am 29. August im Wildpark bei Potsdam 2 Rothirsche; vom 18. bis 23. September in der Schorfhaide 36 Rothirsche und 1 Damhirsch; vom 24. September bis 3. Oktober in Rominten 10 Rothirsche und 1 Stück „Verschiedenes"; am 9. Dezember am Entenfang bei Potsdam 265 Fasanen, 4 Kaninchen und am 14. und 15l Dezember im Saupark bei Springe 7 Damhirsche und 92 Sauen. — Da der Kaiser in der Hauptjagdzeit wenig jagte und da ferner die Orientreise in diese Zeit fiel, so ist das Jagdergebnis — wenngleich es als ein vorzügliches zu bezeichnen ist — doch nicht so glänzend wie in den Vorjahren, wo es zwischen 1500 bis 2500 Stück Wild schwankte. B. T. Bl. 18. Febr. 1899.

---

48) **Aus Anlass der 2000. königlichen Parforcejagd,** welche zugleich die letzte in diesem Winter war, fand am gestrigen Abend ein Festmahl im Hotel Kaiserhof statt, zu welchem sich weit über hundert Teilnehmer eingefunden hatten Die im grossen Festsaale des Hotels hergerichtete Tafe prangte in wundervollem Tannengrün, aus dem sich Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Hasen, Hunde und andere Tiere mehr als Attrapen erhoben. Besonders reich war der Platz vor dem Ehrensitz, den Prinz Joachim Albrecht von Preussen einnahm, mit allerhand Tieren dekoriert. Ein besonders interessantes Bild gewährte die Tafelrunde dadurch, dass alle Teilnehmer im roten Frack erschienen waren. Nachdem Freiherr v. Heintze einen Rückblick über die königlichen Parforcejagden vom 8. Februar 1828 bis 20. Dezember 1897 gegeben und die Festteilnehmer aufgefordert hatte, dem verstorbenen Prinzen Carl von Preussen, dem dereinstigen Protektor der Parforcejagden, ein stilles Glas zu weihen, brachte Graf Hohenau ein Hoch auf den jüngsten Parforcereiter des königlichen Hauses, dem Prinzen Joachim Albrecht aus, welcher mit einem Hoch auf den Master, Grafen Hohenau, antwortete. Jeder Festteilnehmer erhielt eine geschmackvoll ausgestattete Nachweisung über die in der erwähnten Zeit abgehaltenen 2000 Parforcejagden, aus welcher folgendes ersichtlich ist. Jagden sind an 12 verschiedenen Orten abgehalten worden, die meisten 735, am Stern, 638 im Grunewald; die 1. bis 1000. Jagd von 1828 bis 1863, darunter 71 Fehljagden, die 1000. bis 2000. von 1863 bis 1897, darunter 72 Fehljagden. 87 fürstliche Herrschaften haben abgefangen, darunter Kaiser Wilhelm I. 50 mal, Kaiser Wilhelm II. 47 mal; ausgehoben haben 5 mal und darüber 70 fürstliche und andere Jäger. B. T. Bl. 22. Dez. 1897.

Digitized by Google

49) **Der Kaiser auf der Deutschen Geweihausstellung.** Die im Borsigschen Hause auf der Vossstrasse veranstaltete Deutsche Geweihausstellung wurde vor ihrer Eröffnung für das Publikum am gestrigen Nachmittag $^3/_4$3 Uhr vom Kaiser nach dessen Rückkehr von Potsdam durch einen Besuch ausgezeichnet. In der Begleitung des Monarchen befanden sich die beiden Flügeladjutanten Herren von Arnim und von Kalkstein. Zur Begrüssung des Kaisers waren erschienen die beiden Herren Borsig, sowie die Herren des Komitees Fürst Pless, Oberjägermeister vom Dienst, Freiherr von Heintze und General von Hindenburg, ferner die Herren Preisrichter Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, Herzog von Ratibor, königlich baierischen Gesandter Graf Lerchenfeld, Graf von Fabrice von der königlich sächsischen Gesandtschaft, Graf Solms-Baruth und General der Infanterie von Arnim und schliesslich Prinz von Hohenlohe-Ochringen. Die Führung bei Besichtigung der Ausstellung hatte, wie im vergangenen Jahre, Fürst Pless übernommen, mit welchem sich der Kaiser lange Zeit eingehend unterhielt. — Die Verteilung der Preise für die ausgestellten Geweihe und Gehörne, sowie für Kollektionen ist bereits am vergangenen Freitag Abend beendet worden und hatten folgendes Ergebnis: Der Kaiser hatte zwei Ehrenpreise für deutsche Rothirsche gegeben, und es erhielt Fürst Pless denjenigen für das beste ausgestellte deutsche Rothirsch-Geweih für einen in Pless (Schlesien) erlegten ungeraden Achtzehn-Ender und Fürst zu Putbus denjenigen für die beste Kollektion von Rothirschen aus freier Wildbahn (Rügen). Es gelangten für die Abteilung deutsche Rothirsche zwölf Preise zur Verteilung, von welchen I. der Kaiser für einen in Rominten (Ost-Preussen) erlegten ungeraden Achtzehn-Ender, II. Graf von Mirbach-Sorquitten für einen von Frau Gräfin Mirbach in Sorquitten gestreckten Sechszehn-Ender, III. Fürst zu Schaumburg-Lippe für einen im Revier Baum (Bückeburg) geschossenen Vierzehn-Ender erhielt etc. Ferner wurden noch 39 Medaillen vergeben. Ausserdem erhielt in dieser Klasse als deutscher Jäger für einen im Ausland (Darda, Ungarn) erlegten Rothirsch von sechszehn Enden Fürst zu Schaumburg-Lippe einen Preis. In der Abteilung B. Deutsche Damschaufler waren drei Preise ausgesetzt, welche, wie folgt, zuerkannt wurden: I Der Kaiser für den stärksten Schaufler der Ausstellung, geschossen im Grunewald, und für die beste Kollektion. II. Der König von Württemberg für einen im Favoritepark erlegten Schaufler und III. Graf von Hahn-Basedow für Gesamtausstellung von 6 Schauflern, die er in Basedow (Mecklenburg-Schwerin) zur Strecke gebracht. Acht Medaillen wruden hier noch vergeben. In der Abteilung C. Gams (Deutsche) wurden ein Preis und eine Medaille zuerkannt. Den ersteren erhielt Herr Behrens für einen im Unter-Ammergau (Baiern) geschossenen Bock. Für die Klasse D. Deutsche Rehböcke kamen fünf Preise und achtMedaillen für Einzelgehörne sowie vier solche für Gesamtausstellungen von Rehkronen zur Ausgabe. Von den Preisen wurde I. Herrn A. von Janta Polczynski für einen in Gross-Komorze (West-Preussen) geschossenen Sechser-Bock, II. Förster Georg Ernst im Gemeindewald Brand bei Aachen (Rhein-Provinz) erlegten Zwölfer-Bock, III. Generalmajor B. von Arnim für einen bei Calcum (Rhein-Provinz) gestreckten Achter-Bock zugesprochen u. s. w. B. T. Bl. 27. Jan. 1896.

Digitized by Google

50) **Von der deutschen Geweihausstellung** wird uns noch geschrieben: Es mag nochmals darauf hingewiesen werden, dass nur schädelechte Geweihe und Gehörne hier ausgestellt sind, deren Träger von deutschen Jägern während des Jahres 1895 erlegt worden sind, und zwar kommen hauptsächlich die auf deutschen Wildbahnen geschossenen in Betracht. Daneben finden wir allerdings gleich im ersten Raume zur rechten Hand, durch eine Leine mit der betreffenden Aufschrift getrennt, die von deutschen Jägern im Ausland erbeuteten Jagdtrophäen. Es sind im ganzen die Geweihe von 202 Rothirschen und 72 Schauflern, ferner 259 Rehgehörne, 59 Gamskrickeln und 2 Elchhäupter und 1 desgleichen Schaufelgeweih vertreten Zwar befinden sich darunter einige „Abwürfe", doch sind dieselben lediglich der Kuriosität wegen ausgestellt und haben bei der Prämiirung nicht mit konkurriert, wie auch die von „geforkelten", das heisst von im ritterlichen Zweikampf mit Nebenbuhlern in der Brunstzeit gefallenen Hirschen. Im allgemeinen kann die Ausstellung mit ihren vielen starken und teilweise kapitalen Kronengeweihen als Beweis dafür gelten, dass wir in Deutschland unter der rationell und waidgerecht betriebenen Jagd unserer grossen Jagdbesitzer und Grundeigentümer noch einen sehr schönen Wildstand besitzen. Als ein Beispiel hierfür darf angeführt werden, dass Fürst Pless in seinem umgatterten Revier von rund 50000 Morgen (Wildschaden daher ausgeschlossen) im vergangenen Jahre 153 Stück Rotwild mit 71 Hirschen abgeschossen hat und trotzdem einen Wildstand (aufgenommen am 12. Januar d. J.) von 842 Stück Rotwild mit 386 Hirschen besitzt. Da sich in diesem Stand 218 Stück Alttiere befinden, so wird, falls nicht noch grosse Verluste durch sehr ungünstige Witterungsverhältnisse und dergleichen eintreten, der Nachwuchs in diesem Jahre den vorjährigen Abschuss übersteigen. Doch wenden wir uns vom ersten Raume aus links zwischen den starken vom Fürsten Heinrich XII von Reuss älterer Linie einerseits und dem Grafen von der Asselburg andererseits aufgestellten Hirschgeweihen nach dem grossen Saale, so befinden wir uns inmitten der grossen Kollektionen von Rothirsch-Trophäen. Zunächst fesseln an der Längswand die vom Kaiser gesandten Geweihe — zumeist aus Rominten und von Hirschen von schwerstem Gewicht stammend — den Blick. Es sind echte deutsche Rothirsche, deren Mittelpunkt dasjenige Geweih bildet, das den ersten Preis davongetragen. Dasselbe gilt von denjenigen des Königs von Württemberg, des Königs Albert und Prinzen Georg von Sachsen, des Grossherzogs und Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, des Herzogs von Koburg-Gotha und namentlich von der Kollektion des Fürsten zu Putbus, welche den Ehrenpreis des Kaisers erlangte. Die zahlreichste Sammlung von Rothirschen hat übrigens der Herzog von Koburg-Gotha mit 30 Stück am Platze, während der Kaiser selbst der bedeutendste Aussteller ist, denn er hat 20 Rothirsche, 20 Damschaufler und 22 Rehböcke eingesandt. Im nächsten Saale finden wir die Damschaufler, von welchen wieder die vom Kaiser erlegten, namentlich diejenigen aus dem Grunewald, darunter das ganz ausnahmsweise starke Schaufelgeweih, welchem der erste Preis fraglos zukam. Es scheint also, dass die „Berliner Stullenpapiere" eine auf die Geweihbildung sehr günstige Äsung abgeben, wie ein Besucher der Ausstellung sich äusserte. Kapitale Schaufler haben auch der König von Württemberg, der Landgraf

Digitized by Google

von Hessen aus der Herrschaft Hessenstein (Holstein), der Herzog von Schleswig-Holstein aus Primkenau (Holstein), den Graf Hahn-Basedow und andere eingesandt. Den Mittelpunkt des folgenden Raumes bildet die Hirschkollektion des Fürsten Pless, darunter das als bestes deutsches Rothirschgeweih mit dem Ehrenpreis des Kaisers ausgezeichnete. Es sind unzweifelhaft die stärksten Rothirschgeweihe der ganzen Ausstellung, welche hier beisammen sind, wenn es uns auch scheinen will, als ob bei manchen noch das Wapitiblut hervorträte, das zur Auffrischung des Rotwildstandes in der fürstlichen Wildbahn verwendet worden ist. Dabei waren die Hirsche durchweg schlechter bei Leibe als die vom Kaiser in Rominten zur Strecke gebrachten. Die Wände dieses Saales tragen die Gamskrickeln — über welche nicht viel zu sagen ist — sowie die Rehgehörne, denen fast sämtlich anzusehen ist, wie sehr ihre Träger unter den Folgen des letzten strengen Winters zu leiden gehabt haben. Häufiger als bei den Hirschgeweihen sind die Abnormitäten vertreten, und manche derselben sind wirklich hoch interessant. Der mit dem ersten Preise bedachte Sechserbock des Herrn A. v. Janta-Polczynski aus Gross-Komorze (Westpreussen) erinnert — wie übrigens auch einzelne andere Stücke — mit seiner Höhe von 28 Centimeter sowie seiner ganzen Struktur und Perlung nach an die Formen des sibirischen Rehbocks (Cervus pygargus). Bemerkenswert ist auch eine Kollektion von Gehörnen, welche Herr Generalmajor B. von Arnim in Calcum (Rheinprovinz) erbeutet hat — dritter Preis — durch die eigenartige, einer Perrücke ähnelnde Perlung des ungemein starken Rosenstocks mit dem unteren Stangenteil, während der obere sehr rasch schwächer wird und sich wie verkümmert ausnimmt. Leider ist ein vom Graf von Mielzynsky eingesandtes Gehörn zu spät zur Prämiirung eingetroffen. Zum Schlusse treten wir wieder in den Eingangsraum zurück unter die von deutschen Jägern im Ausland erbeuteten Trophäen, wo recht viel Schönes vereinigt ist. Wir erwähnen den kapitalen Sechszehnender (mit dem Preise ausgezeichnet und der schönste der ganzen Ausstellung), den der Fürst zu Schaumburg-Lippe in Darda (Ungarn) und den Achtzehnender, welchen der Herzog von Schleswig-Holstein in Szirovra (Oberungarn) erlegt hat. Ferner die vom Herrn A. Florstedt in Siebenbürgen geschossene Kollektion von 10 starken Gamskrickeln (Medaille) und endlich die beiden norwegischen Elchhäupter (ausgestopft), die zwar recht schwache Schaufeln zeigen, im übrigen jedoch einen Begriff von den riesigen Formen dieses gewissermassen vorweltlichen Wildes geben.

B. T. Bl. 30. Jan. 1896.

---

51) **Breslau,** 9. Dezember 1899. Bei der Preisverteilung in der heute eröffneten Geweih- und Gehörn-Ausstellung erhielt Kaiser Wilhelm eine Kollektion von Diplomen für Rothirsche und für Rehkronen, ausserdem eine Medaille für einen Zweiundzwanzigender und zwei Medaillen für Rehböcke. Der König von Sachsen erhielt ein Kollektivdiplom und zwei Medaillen, der König von Württemberg ein Kollektivdiplom und eine Medaille.

Nat. Z. 10. Dez 1899.

Digitized by Google

52) **Das Elch oder Elentier** (Cervus alces L.) hat in der Jagd unserer Heimat eine grosse Rolle gespielt. Leider ist es seit langer Zeit ausgerottet, obwohl unsere Herrscher wiederholt den Versuch der Eingewöhnung mit Tieren aus Ostpreussen gemacht haben. Unter den Moorfunden unserer Gegend spielen Reste von Elen eine grosse Rolle. In und bei Berlin sind wiederholt Geweihe, Schädel und Gebeine des Elchs ausgebaggert oder ausgegraben worden. Gegenwärtig ist dies edle, an die Gestalten der Vorzeit erinnernde Hirschwild auf ein kleines Schonrevier in Ostpreussen beschränkt, woselbst es strengstens überwacht und bestens gehegt wird. Die nachfolgenden Mitteilungen dürften deshalb das Interesse unserer Leser erregen.

Zunächst eine Jagd-Episode aus der Zeit, wo unser Kaiser, als Prinz Wilhelm, mit dem jagdfreudigen, später so unglücklich endenden österreichischen Kronprinzen Rudolf auf die Elch-Birsch zog:

53) **Die Oberförsterei Ibenhorst,** nach welcher bekanntlich Prinz Wilhelm mit dem Kronprinzen Rudolf von Österreich sich zur Jagd auf Elchwild begeben hat, liegt am kurischen Haff in dem weitverzweigten Memeldelta zwischen den Hauptmündungen der Russ und der Gilge. Von der Mündung des Athmathstromes bis zum Loyefluss folgt ihr Gebiet, nur durch einzelne Privat-Ländereien davon getrennt, in einer Breite von durchschnittlich anderthalb Meilen der Küste des kurischen Haffs. Es ist ein niedrig gelegenes, bruchiges, oder aus schlickhaltigem Boden gebildetes Stück Land, nur hie und da überhöht von meist bewaldeten, ehemaligen Dünenhügeln. Wenn beim Eisgang der Memel oder bei anhaltenden Weststürmen durch den Rückstau der Wässer des Haffs Überschwemmungen eintreten, so ragen nur diese sandigen Höhen und das Ibenhorster Hochmoor über die Wasserfläche empor. Dort ist das Gebiet der sogenannten „Wassersteppen", wo Wasser- und Sumpfpflanzen ein üppiges Dasein geniessen und der geflügelte Bote Stephans, der Landbriefträger, seine amtlichen Touren mittels des Dienstkahnes zurücklegen muss. In der schlechten Jahreszeit, besonders zu Ausgang des Winters, wenn das Wasser nicht gefriert und der vollgesogene Boden nicht trägt, hört oft wochenlang, ausser auf den wenigen Kunststrassen, jeder Verkehr von Hof zu Hof auf, und der biedere Lithauer nennt diese trostlose Zeit den „Schacktarp". — Etwa drei Fünftel des Ibenhorster Reviers sind mit Wald bestanden, ein Fünftel wird von dem grossen Ibenhorster oder Bredzuller Torfmoor eingenommen, den Rest bilden meist Wiesen. Den Waldbestand machen auf hochgelegenen Stellen Kiefern, weiterhin Erlen und Weiden, vielfach auch Birken und Fichten aus. Ein Forstbetrieb im grossen Stile ist nicht gut möglich, und darum hat die königlich preussische Regierung dort dem sagenhaften Elch, einer dem Untergange geweihten Wildart, eine Heim- und Zufluchtsstätte eingerichet, welche der Oberförsterei Ibenhorst ihren Ruf bei jedem echten Waidmann gegründet hat. Besondere Verdienste um die Wiedervermehrung des Elchstandes in Ibenhorst hat sich Oberförster Axt, welcher das Revier 1873 übernahm und bis zu seiner im jüngsten Sommer erfolgten Versetzung nach Letzingen verwaltete, erworben. Er fand nur 74 Stück vor, hat aber durch seine unausgesetzten Bemühungen —

Wie man durch Gehilfen oder selber
Fängt der Elche hoffnungsvolle Kälber —

Digitized by Google

es dahin gebracht, dass im Sommer 1883 ein Stückzahl von 130 Häuptern vorhanden war, obgleich das Jahr 1880 durch eine seuchenähnliche Krankheit erheblichen Abgang gebracht hatte. Neuere Nachrichten stehen uns nicht zu Gebote, doch wurde in diesem Frühjahr gefürchtet, dass der Elchwildstand durch die langandauernde Überschwemmung der Niederung, wobei wegen des grossen Körpergewichts des Tieres und des durchweichten Bodens die Nahrungsplätze immer kleiner wurden, wieder geschädigt worden sein könnte. Wer an die zierlichen und eleganten Formen und Bewegungen unseres Rotwilds gewöhnt ist, wird sich durch die Erscheinung des Elchs leicht etwas enttäuscht sehen. Das Elch macht im Vergleich zum Reh- und Rotwild eher den Eindruck eines zwar massiven, aber plumpen Erstlingsversuchs der Natur. In der Erscheinung wie im Gang unterscheidet sich das Wild wesentlich von seinen bekannteren Verwandten, erinnert durch die Schnauze an das Kameel, durch den mit einer Mähne gezierten Hals an den Stier und durch die Gangart einigermassen an das Pferd. Es ist, wenigstens in Ibenhorst, wenig scheu und wird nicht schnell flüchtig, erfordert somit keine besondere Jagdfertigkeit, damit man es erlege. Sein Jagdruhm besteht wesentlich in der grossen Seltenheit, und der Waidmann, dem das Glück zu Teil wurde, einen Elch auf die Strecke zu bringen, wird sicher mit Stolz das mächtige Geweih seiner Sammlung von Jagdtrophäen mit einfügen. — Schliesslich sei hier noch eines Mannes gedacht, der mit der Geschichte des Elchwildes in Ibenhorst innig verwachsen ist. Das ist Ramonat, der „Elchvater" genannt, königlicher Hegemeister in Ibenhorst. Er ist ein Original-Lithauer, der selbst mit der deutschen Sprache noch keinen Frieden geschlossen hat, ein richtiger Sohn des wasserreichen Lithauens, wie ihn nur jene abgelegene Gegend hervorbringen konnte. Treu wie Gold im Dienste und ein gewissenhafter und seiner Funktion mit Waidmannslust und Liebe ergebener Pfleger des Elchs, weiss er auch, dass gar viele hochgestellte Gäste in Ibenhorst einkehren, und manches lobende Wort seiner Fürsorge für die seltenen Pfleglinge gegolten hat. Mit ruhmredigem Stolz zeigt er die Stelle, wo er der deutschen Kronprinzessin vor Jahren, als sie beim Scheuwerden der Pferde aus dem Wagen sprang, aus dem tiefen Wassergraben an der Seite des Weges geholfen hat. Andere Geschichten, ob wahr oder falsch, werden über ihn erzählt. So soll er einst einem ebenso als Waidmann wie als Feldherrn berühmten preussischen Prinzen, dem er als Führer auf die Elchpürsch diente, gesagt haben: „Rauchen können Sie, königliche Hoheit, wenn Sie Elche sehen wollen, aber halten Sie's Maul!" Diese von der Wiener Presse erzählte Geschichte ist vielleicht weniger wahr als charakteristisch für den alten „Elchvater", der ebenso wie Wald und Sumpf, Elch und Moor dem Bilde Ibenhorsts einen fremdartigen, abgelegenen Charakter verleiht. B. T. Bl. 17. Okt. 1884.

---

54) **Bei der vom Jagdschloss Hubertusstock** aus am Montag mit Tagesanbruch begonnenen und gegen Mittag abgebrochenen Pürsche im königlichen Hofjagdgehege Schorfheide hat der Kronprinz Rudolf in der Oberförsterei Grimnitz 3 Vierzehner, 1 Zwölfer und 1 Schaufler, der Prinz

Digitized by Google

Wilhelm in der Oberförsterei Gross-Schönebeck 3 Zwölfer erlegt. Wie die Wiener „Presse“ mitteilt, hat Kronprinz Rudolf bei der Elchjagd in Ostpreussen ein selten schönes Exemplar von einem Elentier zur Strecke gebracht, welches neben einem vom Kronprinzen bei Görgeny erlegten Bären präpariert und im Schlosse Laxenburg aufgestellt werden wird.

B. T. Bl. 22. Okt. 1884.

---

55) **Bei den königlichen Jagden** auf dem Hunnegebirge in Schweden am 29. v. Mts. wurden nicht weniger als vierzig Elentiere geschossen. Kaiser Wilhelm erlegte vier, der König Oskar und der Kronprinz je zwei und der Prinz Karl eins. Vormittags wurde die Jagd von der herrlichsten Witterung begünstigt; Nachmittag regnete es. Der Kaiser war während des ganzen Tages bei der besten Laune, und sprach zu wiederholten Malen seine grosse Befriedigung mit der Jagd und den getroffenen Anordnungen aus. Das freundliche Auftreten des Kaisers machte auf sämtliche Anwesende einen sehr sympathischen Eindruck. Am Diner, das um 8 Uhr auf dem Bahnhof Herrljunga eingenommen wurde, brachte der König Oskar einen Toast auf seinen hochgeschätzten Freund, den Kaiser aus; der König dankte dem Kaiser, weil er an der Jagd teilgenommen hatte. Der Kaiser trank auf die Gesundheit des Königs und sprach sein Erstaunen über das günstige Resultat der Jagd aus. — Der Flächeninhalt des Hunnegebirges beträgt 4,585 Hektar. Auf dem Gebirge liegen nicht weniger als 20 kleine Seen. Die Hunne- und Halle-Gebirge erheben sich steil auf der Westgöta-Ebene; die Gebirge sind von düstern Tannenwäldern, tiefen Ravinen und wüsten Morästen erfüllt. Noch vor wenigen Jahren boten die Gebirge den Wölfen einen sicheren Zufluchtsort. Nachdem aber die Wölfe seit einigen Jahren vollständig ausgerottet sind, haben sich die Elentiere im hohen Grade vermehrt. Seit dem Jahre 1885 sind, wie die Hamb. Nachr. konstatieren, vier grosse Jagden auf den Gebirgen abgehalten, während welcher insgesamt 160 Elentiere niedergeschossen worden sind. Im Vorjahre schätzte man die Anzahl der Elentiere auf dem Hunnegebirge auf circa 110, auf dem Hallegebirge auf 35. Seitdem hat sich die Anzahl der Tiere natürlicherweise weiter vermehrt.

B. T. Bl. 3. Okt. 1893.

---

56) **Seltene Gäste** sind, wie uns aus dem Kreise Heydekrug in Ostpreussen berichtet wird, in dem Wäldchen der dortigen Bismarck-Kolonie aufgetaucht. Seit einiger Zeit hält sich daselbst nämlich ein Rudel von Elen- oder Elchtieren auf. Diese Hirschart wird in unserem deutschen Vaterlande bekanntlich nur noch in der Ibenhorster Forst (in demselben Kreise) gehegt. Der gegenwärtige Bestand an Elchwild beträgt etwa 100 Stück. Zur Winterszeit verlassen die Elche öfters den Forst und streichen auf den weiten Moorflächen umher, von dem Niederholz und Gestrüpp die Rinde und Knospen äsend. Die Tiere erscheinen so zahm, dass sie bis in die nächste Nähe der Menschen und Gehöfte kommen. Durch das Schlittengeläute lassen sie sich in ihrer Ruhe durchaus nicht stören. So unschön auch die Kopfbildung, namentlich das sehr breite Maul des Wildes erachtet werden muss, vermag

Digitized by Google

das Gesamtbild des Elchtieres mit seinen hohen Beinen und dem mächtigen schaufelförmigen Geweih den Blick des Beobachters lange zu fesseln.

B. T. Bl. 9. Jan. 1895.

---

57) **Kaiserliches Jagdglück.** Kaiser Wilhelm II. erlegte am 28. September 1898 in der Rominter Heide einen Vierundvierzigender-Rothirsch. Herr Richard Skowronnek, der Dichter von „Halali“ und „Waidwund“ erstattete dazu folgenden Bericht.

Alljährlich um die Zeit der Herbstmonde zieht unser geliebter Kaiser nach seinem tief in den ostpreussischen Forsten gelegenen Jagdschlosse Rominten, um dort in dem Jungbrunnen des edlen Waidwerkes neue Kräfte zu sammeln für sein hohes und verantwortungsvolles Amt. Von Birken und Erlen fällt leise das herbstlich gefärbte Laub, geräuschlos fügen sich die sanft herniederschwebenden Blätter zu dem dichten Teppich, der die fröstelnde Muttererde gleich einem wärmenden Mantel umgiebt, und zwischen den rostbraunen Stämmen der Kiefern und dem grünen Fichtengezweig braut schwer und in dichten Schwaden der Septembernebel. Das ist die Zeit, da der Edelhirch mit brünstigem Liebesschrei durch die Wälder schreitet und, stolz ausgereckt, mit tiefem Orgelton die Nebenbuhler weit und breit zum mörderischen Zweikampfe ladet um die Gunst der Geliebten. Da zieht hellprasselnder Klang der aufeinanderstossenden Geweihe durch den schweigenden Forst, mit schnaufenden „Windfängen“, aus denen der Athem brodelnd fährt, stehen die Kämpfer einander gegenüber, jeder mit gesenktem Haupte die Blösse des Gegners erspähend. Am Rande der Lichtung harrt mit aufgerichteten Lauschern und trotz des aufregenden Schauspiels stetig sichernd das Rudel Mutterwild auf den Ausgang des Kampfes. Darunter schlank und jungfräulich das Schmaltier, um dessen Besitz die beiden edlen Kämpfer mit Einsatz ihres Lebens ringen. Jetzt dringt der Jüngere ungestüm vor, der in mancher herbstlichen Fehde ergraute „Platzhirsch“ fängt mit mächtigen Stangen den Anprall auf, um im nächsten Augenblick mit gewaltigem Stosse dem Gegner die Augensprosse tief in die Dünnung zu stossen. Gefällt und mit den Läufen schlagend liegt der Besiegte am Boden, indess der Platzhirsch mit jubelnden „Röhren“ seinen Siegesschrei in die Waldesstille schmettert. Trollend und zärtlich sichernd naht sich ihm das Rudel des Mutterwildes, seine „Lichter“ leuchten im Vorgefühl des nahenden Siegerlohnes — da kracht ein scharfer, kurzer Knall, ein leichtes Rauchwölkchen hebt sich am Rande der Lichtung, und der stolze Sieger fährt „zeichnend“ zusammen, um nach einem Paar weiter Fluchten im niedrigen Unterholz zusammenzubrechen . . . . ein König, gefällt von einem Könige. Die rauchende Büchse in der Hand, späht der hohe Waidmann zu dem verendenden Platzhirsche hinüber; die nimmer fehlende Hand und das sichere Auge haben ihm im entscheidenden Augenblicke nicht im Stiche gelassen. Gar manchen stolzgeweihten Hirsch hat der Kaiserliche Jagdherr schon gestreckt, doch in diesem Jahre ist ihm das Waidmannsglück, besonders hold gewesen. Ein Hirsch ganz so kapital und endenreich, wie ihn kaum die kühnste Jägerphantasie beim stillen Pürschgange zu träumen wagt, ein Vierundvierzigender ist von Sr. Majestät vor wenigen Tagen in der Rominter Heide erlegt worden. Die Stärke der Stangen, die

Digitized by Google

Abmessungen der einzelnen Geweihteile, die weiter unten angegeben sind, und natürlich nicht zuletzt die Zahl der Enden stempeln diesen Rominter Hirsch zu einem in der Geschichte des edlen Waidwerks geradezu einzig dastehenden Exemplar. Vor dem bekannten Sechsundsechzigender, den König Friedrich I. im „Ampte Fürstenwalde“ am 18. September 1696 erlegte, und von dem eine holzgeschnitzte Nachbildung im Hohenzollernmuseum hängt, hat er die Stärke und Wucht der Stangen voraus. Und die von Riedingers Meisterhand verewigten Hirsche aus vergangenen Jahrhunderten können sich wiederum an Endenzahl mit dem Rominter Recken nicht messen. Den Pflegern der Rominter Wildbahn war der Hirsch seit Jahren bekannt. Er zeigte schon stets eine Neigung zu schaufelförmiger Bildung, eine derartige gewaltige, an die Schaufeln eines Elchs gemahnende Krone hatte er aber erst in diesem Jahre aufgesetzt. Von den berufensten Sachverständigen wird ihm ein Alter von zehn bis zwölf Jahren gegeben. Er war tadellos gebaut und wies nirgends eine Abnormität auf, die zur Erklärung der so einzig dastehenden Endenzahl hätte dienen können. Drei in gerader Linie liegende Verletzungen an Augen-, Eis- und Mittelsprosse lassen vielleicht die Vermutung zu, dass der Hirsch in der „Kolbenzeit“ mit dem Geweih in die Drähte der Umgatterung geraten ist und bei den gewaltsamen Anstrengungen zu seiner Befreiung den Grund zu der so eigentümlichen Bildung seiner Kronen gelegt hat. Se. Majestät der Kaiser erlegte ihn in dem nicht eingegatterten Teile des Belaufes Nassaven in der gleichnamigen Oberförsterei. Der Hirsch stand mit einem Rudel Mutterwild auf der Blösse, zog jedoch während der Zeit, da der hohe Jagdherr in Begleitung des Forstmeisters von St. Paul, seines Büchsenspanners Rollfing und des Belaufsförsters Zeidler zur Gewinnung guten Windes eine Umgehung machte, zu Holze. Schon schien der Pürschgang vergeblich, da trieb der Hirsch ein Stück Mutterwild auf die Blösse heraus, um ein paar Augenblicke später von der Hand des Kaisers mit einem herrlichen Blattschusse gestreckt zu werden. Die Masse des Geweihes sind im einzelnen folgende: Länge der rechten Stange 76 cm, Länge der linken Stange 74 cm, Auslage (der Abstand zwischen den Kronen) 113 cm, Rosenumfang 22 cm, Sehne (Entfernung zwischen Krone und Rose) 68 cm, der rechte „Teller“, über Kreuz gemessen, 42 und 37 cm, der linke Teller, ebenso, 27 und 40 cm. Auf der rechten Stange trägt er 22, auf der linken 19 wohlvereckte uns gut gefegte Enden. Das Gewicht des Geweihes beträgt 17½ Pfund, das des Hirsches 367 und nach dem Aufbruche 306 Pfund. Die Freude Sr. Majestät über das seltene Waidmannsglück soll eine unbeschreibliche gewesen sein. Sicherlich teilt alles, was in deutschen Landen zur grünen Farbe schwört, die Freude des Kaiserlichen Waidmannes und ruft ihm aus treuem Jägerherzen ein kräftiges „Horridoh!“ zu.

B. Lok. Anz. 7. Okt. 1898.

58) **Ueber die Jagdbeute Sr. Majestät des Kaisers,** den in Rominten erlegten Zweiundvierzigender wird noch berichtet: Dieser Hirsch ist eine Seltenheit und übertrifft an Endenzahl alle in den letzten Jahrhunderten in Deutschland erlegten Hirsche, eine Seltenheit der Jetztzeit, wie seinerzeit der von Kurfürst Friedrich III. erlegte Hirsch, dessen Geweih sich gegenwärtig in der Moritzburg befindet. Als dieses Ereignis Abends in Rominten

Digitized by Google

bekannt wurde, machte sich eine allgemeine freudige Aufregung bemerkbar, die sich nach weiterem Bekanntwerden in der ganzen Heide fortpflanzte. Die Forstbeamten des Dorfes, sowie der nächsten Umgegend eilten bereits am Abend nach Rominten, und im Laufe des nächsten Tages trafen beinahe sämtliche Beamten der Heide dort ein und begaben sich nach dem Jagdhause, um diese so seltene Jagbeute in Augenschein zu nehmen. Das Geweih ist im Verhältnis zur Endenzahl gerade nicht sehr lang, jedoch in der „Auslage" recht breit mit starken Stangen, die in der Krone schaufelförmig enden. Die Krone (Schaufel) der rechten Stange ist dreiteilig, von denen jeder Teil eine Schaufel für sich bildet und mit fünf bis sechs Enden versehen ist. In der rechten Stange des Geweihes befinden sich zweiunzwanzig und in der linken zwanzig Enden. Das ganze Geweih ist mit Perlen reich verziert.

Post vom 1. Okt. 1898.

59) **Das Alter des Vierundvierzigenders,** den der Kaiser am 27. v. Mts. in der Rominter Heide schoss, wird, wie unser dortiger s-Korrespondent schreibt, auf etwa 10 Jahre geschätzt. Das Geweih zeigt krankhafte Bildungen, wie auch der Hirsch selbst verkümmert aussah. Die Mehrzahl der Enden waren pilzartige Auswüchse von 2—3 cm Länge. Trotzdem bleibt der Hirsch, der den Forstbeamten wunderbarerweise gar nicht bekannt war, eine äusserst seltene und wertvolle Jagdbeute. Ueber den Bestand besonders an starken Hirschen sowie über das Aussehen der einzelnen Kapitalien sind die Förster sonst sehr genau orientiert. — Die Geweihe sind bei den Hirschen so verschieden, wie bei den Menschen die Gesichter: beim näheren Beschauen von anscheinend ganz gleichen Geweihen findet man Merkmale, die sie von einander unterscheiden. Diese Merkmale sind an sich oft zwar unwesentlich, machen das Geweih aber um so wertvoller, je seltener sie sonst beobachtet werden. Bei einigen Hirschen ist nun die Geweihbildung individuell und vererbt sich, wie auch eigentümliche Bildungen der Eis- und Augsprossen, so dass die Förster in der Lage sind, sozusagen den Stammbaum eines Hirsches festzustellen. Zu diesen Hirschen mit individueller — hier tellerförmiger — Geweihbildung gehören nun auch die Schaufelhirsche, die in der Rominter Heide selten sind, und von denen dort der Kaiser in neun Jahren nur drei erlegt hat. B. Lok. Anz. 15. Okt. 1898.

60) **Gedenksteine.** Der „Graudenzer Gesellige" schreibt: „Ein sehr günstiges Jagdergebnis hat in der Romintener Heide der Kaiser in diesem Jahre erzielt, obgleich er nur an fünf Tagen gepürscht hat und nach echter Waidmannsart nur ältere Hirsche schoss. Elf Hirsche hat der Herrscher erlegt. Das kapitalste Geweih ist das des zuerst erlegten 14-Enders (Gewicht 17 ½ Pfund), demnach beinahe so schwer wie das Geweih des vor drei Jahren erlegten 20-Enders, welches 18 Pfund wog. Das Geweih des diesjährigen 20-Enders wiegt nur 14 ½ Pfund, das des vorjährigen 44-Enders 17 ½ Pfund. Den ganz kapitalen Hirschen wird auf Wunsch des Kaisers auf der Stelle der Erlegung ein Stein gesetzt, der die Inschrift trägt: „Hier erlegte Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. im (Datum und Jahr) einen kapitalen (Enderzahl). Es sind bisher drei solcher Steine gesetzt, und zwar dem

Digitized by Google

20-Ender im Belauf Hirschthal, dem 22-Ender Belauf Fuchsweg und dem 14-Ender Belauf Reif. In diesem Jahre dürften dazu kommen, der 14-Ender im Belauf Budweitschen und der 20-Ender im Belauf Fuchsweg."

Berl. Zeit. 8. Okt. 1899.

---

61) **Gefährliche Raubtiere.** Obwohl die Zahl der früher im Brandenburgischen heimisch gewesenen, dem Menschen gefährlichen Raubtiere längst auf dem Aussterbeetat gesetzt ist, so erscheint doch die Erinnerung an diese Bestien noch jetzt im Volke lebendig. Bär und Wolf sind die bedeutendsten, Luchs und Wildkatze fast vergessen. Auch der Bär, obwohl durch viele Ortsnamen verewigt, beginnt mehr sagenhaft zu werden, dagegen lebt der Wolf frisch in der Erinnerung, um so mehr, als Überläufer noch in diesem Jahrhundert dafür gesorgt haben, dass die Erinnerung nicht schwindet. Über den in der weiteren Nachbarschaft Berlins erlegten letzten Wolf, im Blumenthal bei Strausberg, geschossen vom Bürgermeister Fubel am 23. Januar 1823, hat mein Sohn, cand. med. Erwin Friedel, Brandenburgia VII, S. 200, berichtet. In der Neumark sind in den letzten Jahrzehnten noch ab und zu einzelne Wölfe, als polnische Überläufer, in besonders harten Wintern gespürt worden. — Was in diesen Zeiten an Wildkatzen ausgegeben wurde, hat sich stets als verwilderte Hauskatze herausgestellt. Luchse sollen noch im vorigen Jahrzehnt zwischen Berlin und Spandau vorgekommen sein. Bekmann, Churmark pp. 791. E. Friedel.

(Fortsetzung folgt.)

Fragekasten.

Seydlitz oder Seidlitz? Durch Allerhöchsten Erlass vom 15. August 1881 ist dem ehemals nach Osten abschwenkenden Teil der Moabiter Turm-Strasse zwischen Rathenower- und Lehrter-Strasse, weil dort der Exerzierplatz des Regiments Garde du Corps liegt, zum Gedächtnis des berühmten Reitergenerals Friedrich Wilhelm v. Seydlitz (geboren 3. Februar 1721, gestorben 7. November 1773) der Name Seidlitz-Strasse beigelegt worden. So lauten auch die vom Königl. Polizei-Präsidium (nicht vom Magistrat) angebrachten Strassen-Schilder. Hermann Vogt „die Strassen-Namen Berlins", 1885 S. 87 schreibt dagegen „Seydlitz-Strasse". Vor einigen Jahren machte die Familie von Seydlitz darauf aufmerksam, dass sie sich so und nicht Seidlitz schriebe; gleichwohl hat man die Anschaffungskosten neuer Schilder mit „Seydlitz-Strasse" bisher gescheut. — Unterm 21. September 1898 hat nun der Major a. D. W. v. Seydlitz und Ludwigsdorf auf Wehlefronze bei Pakuswitz folgendes Schreiben an den Berliner Magistrat gerichtet: „Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht ein Denkmal des Generals von Seydlitz, der Name auf dem Denkmal ist fälschlich mit „i" geschrieben. Durch alte Briefe etc. etc. kann

Digitized by Google

ich jederzeit beweisen, dass der grosse General seinen Namen mit „y“ geschrieben hat, stelle anheim, eine Änderung auf dem Denkmal vornehmen zu lassen. Auf den Schildern der „Seydlitz-Strasse“ in Breslau war der Name mit „i“ geschrieben, das ist umgeändert worden, ohne dass Unterzeichneter, welcher Senior des von Seydlitzschen Familien-Verbandes ist, einen Antrag einbrachte.“ — Die Städt. Baudeputation Abt. II hat hierauf geantwortet, das die Denkmäler auf dem Wilhelmsplatz Staatseigentum sind und unter Aufsicht des Königl. Ministeriums der geistlichen pp. Angelegenheiten stehen. Übrigens schwanken die zeitgenössischen Quellen in der Schreibung mit „i“ und „y“; Man gab eben noch im 18. Jahrhundert nicht viel auf das konsequente Festhalten einer bestimmten Rechtschreibung der Eigennamen. Es lassen sich manche Beispiele dafür anführen. E. Friedel.

Fragebogen über Tieraberglauben. 1. Welche Tiere (Vögel, Fische, Insekten u. s. w.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bzw. Unglück) bedeuten?

2. Welche Tiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glück (bzw. Unglück) bringen?

3. Welche Tiere sollen einen Todesfall verkünden?

4. Welche Tiere sollen den Preis des Kornes, die Reichhaltigkeit der Ernte u. s. w. voraussagen?

5. Wird den letzten Kornhalmen ein Tiername beigelegt? Sagt man, dass ein Tier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt?

6. Werden Tiere (Vögel u. s. w.) im Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren u. s. w.? Sollte man das Erstgeschene einer Tiergattung im Frühling fangen, grüssen u. s. w.? Giebt es Tiere (Vögel, Eier u. s. w.), die man nicht nach Hause bringen sollte?

7. Welche Rolle spielt die Farbe des Tieres im Aberglauben? Werden weisse Tiere bevorzugt?

8. Giebt es Tiere, die örtlich für heilig gehalten werden, d. h. die man weder töten noch essen darf, die man ungern sieht, deren Körper, Nester u. s. w. man ungern berührt, und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt?

9. Werden gewisse Tiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mit besonderen Feierlichkeiten gegessen?

10. Giebt es Tiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelustigungen getötet werden? Oder solche, die verfolgt oder gepeitscht werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört?

11. Werden Tiere oder Tiergestalten umhergeführt, ins Osterfeuer geworfen u. s. w.? Werden Vögel oder Insekten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden?

12. Glaubt man besondere Heil- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Tieren isst, dieselben berührt oder in der Hand bleiben lässt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen?

13. Welche Tiere wendet man in der Zauberei und der Volksmedizin an und zu welchen Zwecken? Wann sollten die dazu bestimmten Tiere erlegt werden?

Digitized by Google

14. Werden Kuchen in Tiergestalt oder sonstige Tierfiguren gemacht, oder solche, denen man einen Tiernamen beilegt?

15. Glaubt man, dass die Toten Tiergestalt annehmen?

16. Glaubt man, dass die Hexen Tiergestalt annehmen?

17. Welche Tiere sollen die menschliche Sprache verstehen?

18. Welche Tiere sollen Menschengestalt in andern Ländern annehmen, oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Tiere sollen verwünschte Menschen sein?

19. Welche Tiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher?

20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Tiergestalt oder mit tierischen Körperteilen, von Tiergeburten u. s. w.?

21. Spielen Tiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisceremonien?

22. Werden Tierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht, oder um die Felder aufgestellt?

23. Welche Tiere findet man als Wirtshausschilder und als Wetterfahnen?

24. Giebt es Kinderspiele, die nach Tieren genannt oder worin man Tieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe u. s. w. zu Ostern veranstaltet?

25. Werden gewisse tot aufgefundene Tiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt u. s. w.?

Es wird gebeten:

1. Jedesmal den Ort anzugeben.

2. Auch dialektische Tiernamen (mit hochdeutscher Übersetzung) mitzuteilen.

3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbildungen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq.
London.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

6. (3. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 12. September 1900,

im Bürgersaal des Rathauses Berlin.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder nach den Ferien, teilt den Winter-Arbeitsplan, sowie die Angaben No. II bis XXI mit.

II. Die General-Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte findet diesmal zu Halle a. S. vom 22. bis 27. d. M. statt. Das Programm ist, wie immer bei den Zusammenkünften dieser hochansehnlichen wissenschaftlichen Vereinigung, ein äusserst reichhaltiges, wie Sie aus den ausliegenden Exemplaren ersehen wollen. Anmeldungen sind an den Ortsausschuss zu Halle zu richten.

III. Die General-Versammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine findet ungefähr zur selben Zeit in Dresden, vom 24. bis 28. d. M. statt. Auch hier zeigt Ihnen das ausgelegte Programm eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen. Der 24. ist ein Archivtag, bezw. ein Tag der Denkmalspflege. Die I. Hauptversammlung findet am 25. in Dresden statt, die II. (zugleich Festsitzung zum 75jährigen Jubiläum des Königlich Sächsischen Altertums-Vereins) in der Albrechtsburg zu Meissen. Anmeldungen zu richten an Herrn Regierungsrat Ermisch in Dresden.

Der Brandenburgia-Vorstand wird nicht unterlassen dem befreundeten Verein, der auf eine lange, gesegnete wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit zurückblickt, die herzlichsten Glückwünsche zu seinem Ehrentage auszusprechen.

IV. Der Nestor der deutschen Anthropologen und Altertums-Forscher Herr Geheime-Medizinalrat Professor Dr. Rudolf Virchow hat am 18. August d. J. in stiller Zurückgezogenheit zu Wilhelmshöhe unweit Cassel bei seinem Sohne dem dortigen Königlichen Garten-Inspektor Virchow die Feier der goldenen Hochzeit be-

Digitized by Google

gangen. Rudolf Virchows bahnbrechende Untersuchungen über die heidnische Vorzeit unserer Gegend sind so bekannt, dass sie einer besonderen Anerkennung unsererseits kaum bedürfen. Der Vorstand hat ein herzliches Glückwunschschreiben an das Jubelpaar gerichtet. Möge Herrn Virchow, welcher zu den besten Kennern unserer brandenburgischen Heimat gehört und den wir als Berliner und Brandenburger mit Stolz den unserigen nennen, noch eine lange Reihe fruchtbringender Jahre in ungetrübter körperlicher und geistiger Frische beschieden sein.

V. „Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900. Von Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar der Stadt Berlin. Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Volksbibliotheken. 1. August 1900. — 115 S. 4° — Als Vorsitzender der Städtischen Volksbibliotheken seit 1874 überreiche ich ein Exemplar dieses buchdruckerisch altertümlich ausgestatteten Werkes für die Bücherei. Dasselbe ist mit einem Bilde Friedrichs von Raumers, des eigentlichen Begründers der Städtischen Volksbibliotheken und der neuen schön eingerichteten Lesehalle in der Glogauer Strasse ausgestattet. Für die Kulturgeschichte und Ortskunde Berlins enthält die Arbeit nebenher eine Menge interessanter, zum Teil neuer Angaben. Typographisch stellt sich das Buch als eine mustergiltige Leistung der auch sonst rühmlich bekannten Kunstdruckerei Otto von Holtens dar. Dem Berliner Fremdenblatt vom 16. d. M. entnehmen wir nachträglich folgende Einzelheiten:

Hat auch der Konsistorialrat zu Castell Heinrich Stephani, der leidenschaftliche Vertreter des Rationalismus auf theologischem und pädagogischem Gebiete bereits im Jahre 1797 vom Staate gefordert, er solle zur weiteren eigenen Ausbildung Volljähriger nach Verlassen der Schule Volkslesehallen einrichten mit guter Nahrung für Kopf und Herz und erregten auch seine Vorschläge die Aufmerksamkeit des damaligen Präsidenten der pommerschen Regierung, späteren Ministers von Massow, des Nachfolgers von Woellner in der Leitung des Oberschuldepartements, so blieb es doch nur bei der platonischen Bewunderung. Fürchtete doch Massow, es würden sich „bei jetzigen Zeiten des Freiheitsschwindels bald böse Ratgeber finden“ und ihnen die vom Staat autorisierten Bücher verdächtig machen, um andere in Umlauf zu bringen. Im übrigen war seine Ansicht die, der Bauer und Handwerker solle sich mit Bibel, Gesangbuch, Katechismus begnügen und allenfalls noch einen Volkskalender lesen. Lange Zeit hindurch musste in Berlin einzig und allein die nicht gerade gesunde und immer zuträgliche Nahrung der Leihbibliotheken das Lesebedürfnis der kleineren Leute befriedigen. Gründungen, wie sie der Prediger zu St. Marien, Emil Gustav Lisco, oder der bekannte fruchtbare Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt ins Leben rief, konnten nur einem kleinen Kreise zu Gute kommen. Versuche des Volksbibliothekenvereins, der 1845 gegründet wurde, zeitigten

Digitized by Google

kaum bessere Ergebnisse: eine Zahl kleiner Bibliotheken entstand, die nach einigen Jahren kümmerlichen Daseins eingingen. Erst der grosse Geschichtsschreiber und Staatsmann Friedrich von Raumer — mit Recht ist daher seinem Gedächtnis die Festschrift gewidmet — sollte hier völligen Wandel schaffen. Eine Reise Raumers nach Nordamerika im Jahre 1841 hatte die unmittelbare Anregung gegeben. Der grosse Historiker erzählt selbst darüber:

Während einer Fahrt auf dem Mississippi, in einem Gespräch mit Landleuten und Handwerkern, wäre er erstaunt gewesen, wie gut sie in den Lebensbeschreibungen Plutarchs Bescheid gewusst hätten. Aus ihrem Munde erfuhr er, dass in den einzelnen Ortschaften Volksbibliotheken vorhanden wären und in den grösseren Städten wissenschaftliche Vorträge gehalten würden. Dieses eine Erlebnis, das ihn veranlasste, die Volksbibliotheken in einigen amerikanischen Staaten aufzusuchen und Vorträge mitanzuhören, legte ihm den Gedanken nahe, ähnliches in Berlin zu gründen.

Am 5. Dezember 1841 trat, von Raumer berufen, eine glänzende Korona von Vertretern der Berliner Gesellschaft zusammen und stiftete den „Verein für wissenschaftliche Vorträge". Die Vorträge fanden in der Singakademie statt. Den Reigen eröffnete am 8. Januar 1842 Raumer mit einer Einleitungsrede, worauf Lichtenstein über Südafrika und dessen Tierwelt sprach. Humboldt schreibt über die Vorlesungen, die eine ausserordentliche Anziehungskraft ausübten: „Der Wechsel der Organe und Personen hat etwas Unterhaltendes und Pikantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt besitzt". Schon nach wenigen Jahren hatte der Verein dank der alle Erwartungen übertreffenden Teilnahme des Publikums und der Uneigennützigkeit der Vortragenden Ersparnisse von 18000 Mark angesammelt. Auch hier war es wiederum Raumer, der für ihre Verwendung dem Verein die Wege wies. Er schlug vor, 12000 Mark aus den Mitteln des Vereins zur Gründung von 4 Volksbibliotheken in Berlin zu bestimmen und je nach dem Erfolge und der Erfahrung auch noch weitere Zuschüsse in Aussicht zu stellen. Der Magistrat nahm den Vorschlag mit lebhafter Teilnahme an (5. August 1846) und entsandte den Stadtschulrat Schulze zu den Verhandlungen mit dem Verein. Nachdem die Schuldeputation geeignete Räume in städtischen Schulgebäuden vorgeschlagen hatte, erfolgte bald die Zustimmung des Magistrats und auch der Stadtverordneten-Versammlung (20. Mai 1847). Aber die Königliche Genehmigung zur Annahme des vom Verein angebotenen Geldgeschenkes (zur Gründung von Volksbibliotheken) liess lange auf sich warten; sie erfolgte, obwohl sich der Prinz von Preussen ins Mittel legte, erst am 8. Juni 1849. Der Minister von Ladenberg und im Auftrage von Manteuffels der Ministerialdirektor von Puttkamer

Digitized by Google

richteten am 22. Juni 1849 auch noch an den Verein selbst ein Schreiben folgenden Inhalts:

Es ist eine ganz neue Schöpfung, welche hier ins Leben gerufen wird, und die Ersprieslichkeit ihrer Erfolge noch etwas überaus Zweifelhaftes. Wir fühlen uns daher aufgefordert, den Verein noch besonders angelegentlich zu ersuchen, des Gewichtes der Sache bei der ihm vorbehaltenen Auswahl der Mitglieder-Verwaltungskommission gedenk zu sein und bei der Auswahl der Bücher neben dem bisher so rühmlich bethätigten Interesse für die Hebung der Intelligenz und der Moralität der hier in Betracht kommenden Schichten der Bevölkerung und der öffentlichen Ordnung, der Religiosität und der Sitte eine wohlwollend geneigte Rücksicht zu nehmen.

Der Eröffnung der Bibliotheken standen nunmehr keine Bedenken im Wege, wenn sich nicht im wissenschaftlichen Verein selbst eine Gegenströmung geltend gemacht hätte. So schrieb der Botaniker Link, der Nutzen der Volksbibliotheken wäre ihm „nie recht klar geworden". Schon wollte man dem Zoologischen Garten eine Dotation von 6000 Mk. bewilligen; aber Raumer, der damals in Frankfurt a. M. als Abgeordneter weilte, protestirte, obwohl auch er die Erhaltung des Zoologischen Gartens für wünschenswert hielt, in seiner drastischen Weise: „Das ganze Ergebnis wird, wenn nicht Stadt und Staat grössere nachhaltige Mittel gewähren, nur darin bestehen, dass man die Tiere einige Monate später verkauft oder totschlägt und ausstopft. Wäre aber auch diese Ansicht ganz irrig, so kann ich dennoch jenem Vorschlage nicht beistimmen. Qui embrasse tout, ne train rien, sagt ein verständiges französisches Sprichwort . . ." Im Ganzen erhielten die Volksbibliotheken aus den Mitteln des wissenschaftlichen Vereins in den Jahren 1847 bis 1879 zusammen 88 000 Mk. Raumer selbst gab aus eigenen Mitteln 6000 Mk. zur Errichtung einer Volksbibliothek in Moabit her.

So konnte denn die ständige Kommission, welche die Gemeindebehörden für die Errichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken schon im Jahre 1847 eingesetzt hatten, an die Arbeit gehen. Der wissenschaftliche Verein hatte neben Raumer den Zoologen Lichtenstein, den Begründer des Zoologischen Gartens, und den Statistiker Dieterici dazu abgeordnet. Von den Stadtverordneten, die in der ersten Kommission sassen, gehörten drei zu den bedeutendsten Buchhändlern: Karl Duncker (bald ersetzt durch J. Guttentag), Georg Reimer, Moritz Veit. Die Bibliotheken wurden gemäss dem Vorschlage der Schuldeputation in folgenden städtischen Schulgebäuden untergebracht: die erste mehr mit wissenschaftlichen Werken ausgestattete im Friedrich-Werderschen Gymnasium, die drei anderen in den höheren Stadtschulen (Realschulen) der Königs-, Dorotheen- und Luisenstadt. Die Ausstattung war so einfach wie möglich: einige einfache Spinden bildeten das ganze neubeschaffte Mobiliar.

Digitized by Google

Bald wurde eine Verlegung der Bibliotheken in Gemeindeschulhäuser notwendig. Am 1. August 1850 wurden die vier Volksbibliotheken mit einem Bestande vom 7400 Bänden — ihre Anschaffung hatte 11877 Mk. beansprucht — eröffnet. Armselig genug sah's trotzdem aus, wenn wir das erste Bücherverzeichnis durchmustern, das in 18 Abteilungen zerfällt. Ein sechzig Jahre altes chemisches Wörterbuch, Eberts 1776 — 78 erschienene Naturlehre für die Jugend werden den Lesern von 1850 eine ebenso wenig vollkommene und förderliche Lektüre gewesen sein, wie ein im Jahre 1741 in Kopenhagen erschienener „Gründlicher Unterricht, über eine sogenannte kleine Handlung richtig Buch zu führen". Indes war gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiete die neuere Litteratur recht gut gewählt: Humboldt, Cuvier, Arago, Maedler, Dove, Berzelius, Liebig, Bischof etc. waren durch bekannte Werke vertreten. Auch an neuen Reisewerken war kein Mangel. Doch hätte gerade diese Abteilung durch Ausscheidung längst überholter Werke viel gewonnen, wie z. B. von Andersons „Nachrichten von Island, Grönland und der Strasse Davis", die 1747 erschienen sind. Sehr wenig befriedigte die Abteilung „Deutsche Nationalliteratur". Fast ganz ausgeschlossen war, nach amerikanischem Vorbilde, die Romanliteratur. Vergeblich sucht man nach Börne, Dingelstedt, Annette von Droste, Eichendorff, Freiligrath, Grillparzer, Gutzkow, Halm, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben. Nicht einmal Heines Buch der Lieder hatte Gnade gefunden. Die Werke des ungezogenen Lieblings der Grazien finden sich zum ersten Mal in einem Bücherverzeichnis einer Berliner Volksbibliothek vom Jahre 1870. Da war Stanislaus Graf von Grabowski glücklicher gewesen; er wurde schon 1861 gelesen. Gingen auch anfangs verhältnismässig viel Büchergeschenke ein — darunter freilich nicht wenig gänzlich veraltete Ladenhüter, so waren die Geldgeschenke sehr gering. Im Jahre 1850, wo Berlin bereits mehr als 400000 Einwohner zählte, belief sich deren Gesamtsumme auf 123,50 Mk. In einem erfreulichen Gegensatz hierzu stand die Leselust. Während im zweiten Betriebsjahre (1851) die Zahl der Leser 1281 und die der verliehenen Bände 38430 betrug, zählten im Jahre 1870 die vorhandenen 11 Bibliotheken bereits 10325 Leser und verliehen bei einem Bücherbestande von 43500 Bänden nahezu 200000 Bände im Jahr. Die höchste Staffel war im Jahre 1881 mit 17593 Lesern erklommen worden; von da ab fiel die Zahl, bis sie 1890/91 mit 12721 Lesern auf ihrer niedrigsten Sprosse anlangte.

Man forschte nach den Ursachen des Rückgangs. Inzwischen war die Stadt — der wissenschaftliche Verein war 1884 eingegangen — alleinige Verwalterin der Bibliotheken geworden. Vor allem bedurfte es einer Verjüngung des Bücherbestandes. Namentlich dank der Anregungen, die Dr. Arend Buchholtz gab, wurden in den letzten Jahren beinahe 60000 Mk. hierfür verwandt. Auch der Abteilung der schönen Litteratur

Digitized by Google

wandte man eine besondere Aufmerksamkeit zu. „Neben den sämtlichen Werken unserer vornehmsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen prangen" — so heisst es in der betreffenden Festschrift — „in nicht geringer Zahl die Namen sehr bestrittener Autoren; aber mit Ebers, Samarow, Hackländer, Winterfeldt und der Marlitt haben wir Zugeständnisse an den vulgären Geschmack gemacht, um treue Schaaren von Lesern und Leserinnen nicht zu verlieren, die sonst zur gröberen Kost der Leihbibliotheken geflüchtet wären". Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Aus einem Bücherbestande von 114897 Bänden, den unsere Bibliotheken am 1. April 1900 aufwiesen, und aus einer Ausleihziffer von 663078 Bänden ergiebt sich, dass jeder Band im Durchschnittt mehr als sechs Mal entliehen worden ist. In der am stärksten benutzten Volksbibliothek (Ravenéstrasse) wird jeder Band durchschnittlich achtzehn Mal entliehen. Sehr interessant sind die statistischen Einblicke in den Beruf der Leser. So waren von 20678 Inhabern von Leihkarten 28 Proz. Handwerker. Im Jahre 1890 betrug der Ausgabe-Etat für die Volksbibliotheken insgesamt 26560 Mk. 1899: 42135 Mk. im Ordinarium und 22400 Mk. im Extraordinarium; 1900 beträgt er 62213 Mk. im Ordinarium und 42550 Mk. im Extraordinarium.

VI. „Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895." III. Teil, Berlin 1900. Von diesem, meinerseits redigierten grossen Werke, überreiche ich den 3. und letzten Teil (369 Seiten), welcher die Armenverwaltung und Wohlthätigkeits-, sowie Gesundheitspflege, daneben ausserdem aber noch umfasst das Bestattungswesen, die Kunstverwaltung, das Märkische Provinzial-Museum, die städtischen Bibliotheken, das Archiv, das Vermessungsamt und das Statistische Amt der Stadt. Auch dieser Schlussteil ist mit Bildern und Plänen vielfach ausgestattet.

Sehr zu wünschen ist, dass der Magistrat mit der nächsten Publikation gleicher Art nicht etwa zehn Jahr wartet, sondern bereits mit fünf Jahren sich begnügt. Das wäre der Abschluss des 19. Jahrhunderts und derselbe muss im geschichtlichen wie statistischen Interesse unbedingt für sich zur Darstellung gebracht werden. Obwohl das eigentlich selbstverständlich erscheint, will ich doch nicht verfehlen, da sich zufällig gerade hier an interessierter Stelle der Pflege der Heimatkunde die Gelegenheit darbietet, diesen Wunsch hiermit vor der Öffentlichkeit auszusprechen.

VII. Dennewitz-Feier. Unser Mitglied, Herr Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf, der unermüdliche Förderer der Erhaltung von Erinnerungen an die Schlacht von Dennewitz am 6. September 1813, teilt uns die Einzelheiten über das Fest mit, welches zur Feier der Übergabe einer von dem Grafen Curt Bülow von Dennewitz gestifteten, im Dennewitz-Museum zu verwahrenden Fahne am 5. und 6. d. Mts. stattfand. Wegen der Ferien konnte diesseits leider keine Teilnahme

Digitized by Google

beim dem vaterländischen Feste stattfinden. Wir benutzen aber nochmals die Gelegenheit, auf die Herrn Zimmermanns Fürsorge zu verdankenden Denkmäler und Denksteine in dem weiten Schlachtgelände zwischen Dennewitz, Nieder-Görsdorf und Jüterbog sowie auf die kleine Erinnerungshalle bei Nieder-Görsdorf aufmerksam zu machen, welche speziell der Pflege unseres verehrten Freundes untersteht und in jeder Beziehung recht sehenswert ist.

VIII. Ein Aufruf zur Errichtung eines Spreewald-Aussichtsturmes ist im Cottbuser Anzeiger Nr. 128, Mai d. J. abgedruckt und von vielen Spreewald-Forschern und -Freunden unterzeichnet, an der Spitze der unserer Brandenburgia nahestehende und befreundete Sänger und Forscher des Spreewaldes Sanitätsrat Dr. Behla in Luckau. Es fehlt in dem zumeist flachen Gelände des Spreewaldes an einer Hochwarte. Zwar geniesst man vom Lübbenauer Kirchturm einen weiten Blick und bereits Moltke hat dieser Aussicht seine Bewunderung gezollt, indem er sie in seinen Reisebriefen mit Pera in Kleinasien verglich. Der neue Turm dagegen soll möglichst den ganzen Spreewald beherrschen. Beiträge nimmt der genannte Herr entgegen. Wir wünschen seitens der Brandenburgia dem Unternehmen, — das sich vielleicht am besten unter der Firma „Spreewald-Kaiser-Wilhelms-Turm“ ausführen liesse, recht baldiges Wohlgelingen.

IX. Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren 200jähriges Bestehen von uns am 21. März d. J. mit voller Anteilnahme und ehrerbietigen Glückwünschen begrüsst worden ist (vgl. meinen Bericht S. 41—43) hat dem Märkischen Museum die ausliegende vierbändige Festschrift aus der Feder Adolf Harnack's zum Geschenk gemacht: „Geschichte der K. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack.“ — 2 Bde. in 3 Teilen. Dazu Dr. Otto Köhncke: „Gesamtregister über die in den Schriften der Akademie von 1700—1899 erschienenen wissenschaftlichen und Festreden.“ Berlin 1900. Der kulturgeschichtliche Wert der Harnackschen Publikation ist für alle Zeiten und besonders für unser Heimatsgebiet gesichert.

X. Auf dieselbe Feier bezieht sich ein zweites erst im August d. J. versandtes Werk, welches ich hiermit herumgebe: „Die Zweihundertjahrfeier der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900. Zur Erinnerung an den 19. und 20. März 1900 überreicht von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.“ Der stattlich gedruckte, mit Abbildung der schönsten überreichten Glückwunsch-Adressen geschmückte Quart-Band enthält auf 171 Folio-Seiten eine Einleitung und eine Beschreibung der Festakte an beiden Tagen, sowie in einem Anhang die am 20. März überreichten Adressen und Glückwunschtafeln.

Digitized by Google

Aus den geschichtlichen „Vorbemerkungen“ erhellt u. A. folgendes: Die Stiftungsurkunde der Kur-Brandenburgischen Societät der Wissenschaften wurde von Kurfürst Friedrich III. am 11. Juli 1700 vollzogen. Thatsächlich aber beginnt die beurkundete zusammenhängende Geschichte der Akademie bereits mit dem 19. März 1700, an welchem Tage dem Hofprediger Jablonski die Entschliessung des Kurfürsten angezeigt wurde, gemäss dem ihm von Jablonski in Einverständnis mit Leibniz unterbreiteten Plan „ein Observatorium und eine Académie des Sciences in Berlin zu etablieren.“ Der Erlass des zur finanziellen Fundierung der neuen Stiftung ausgestellten Kalenderprivilegs vom 10. Mai und die unter dem 19. Juni vollzogene Ernennung von Leibniz zum Präsidenten der Akademie bilden weitere beurkundete massgebende und der zufällig verzögerten und dann auf den Geburtstag des Kurfürsten verschobenen Vollziehung des förmlichen Stiftungsbriefs und der Statuten („General-Instruction“) der Societät voraufgehende Daten.

Da der Juli in vieler Beziehung recht unbequem war, so entschloss sich unser Kaiser und König das Datum des 19. Märzes zu bevorzugen.

XI. In der Kunstwerkstatt und Berliner Gobelin-Manufaktur unseres Mitgliedes Herrn W. Ziesch, Bethanien-Ufer 8, an welche namentlich unsere Damen noch mit Entzücken zurückdenken und die wir am 9. September 1899 (Monatsblatt VIII 264, 265) unter kundiger Führung des Chefs, sowie unseres Mitgliedes des Herrn Historienmalers Konrad Astfalck besuchen durften, befanden sich auch Teppiche aus der Rotunde des Alten Museums, zu den berühmten Raffaelschen Tapeten gehörig, in der Ausbesserung und Auffrischung. Diese berühmten Erzeugnisse der Textilkunst nach den von Raffael 1516 und 17 gezeichneten, im South-Kensington Museum zu London verwahrten Carton sind in Brüssel aus Wollen-, Seiden- und Goldfäden gewirkt, Wiederholungen der zur Bekleidung der unteren Wände der Sixtinischen Kapelle im Vatikan bestimmten Tapeten. Sie wurden für Heinrich VIII. von England verfertigt, kamen in den Besitz des unglücklichen Karls I., später der Herzöge von Alba, wurden 1844 von Friedrich Wilhelm IV., neun an der Zahl, für einen nach heutigen Vorstellungen billigen Preis erworben und sind jetzt restauriert.

XII. Seitens der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner zu Rixdorf, deren Werkstätten und Ausstellungsräume Berlinerstr. 7/8 wir am 10. August 1898 mit vielem Genuss zu unserer Belehrung unter Führung unseres Mitgliedes des Mitdirektors der Gesellschaft Herrn Wagner, besucht haben (Monatsblatt VII S. 211—215 und S. 387—403), sind „Ergänzungsblätter“ zu den früher erschienenen Heften herausgegeben, welche von dem Fortschritt dieser künstlerischen Werkthätigkeit und ihrer allmählichen Anerkennung im In- und Auslande beredtes Zeugnis ablegen. Wir sind weniger überrascht als erfreut

Digitized by Google

und voll befriedigt gewesen, dass diese für Deutschland eigentlich erst neuerfundene Kunsttechnik der Rixdorfer Fabrik auf der damaligen internationalen Weltausstellung zu Paris, wo sie in der deutschen Kunstabteilung bestens vertreten war, volle Anerkennung und Bewunderung gefunden hat. Die gedachten Ergänzungsblätter liegen heut aus.

XIII. Die hiesige Packetfahrt-Aktiengesellschaft, welche ihre Briefbeförderung in Folge der Novelle zum Reichspostgesetz leider vom 1. Januar 1900 ab einstellen musste, hat die grosse Güte gehabt, dem Märkischen Museum ein Album zu schenken, welches eine Sammlung der bei der Gesellschaft im Umlauf befindlichen Postwertzeichen im weitesten Umfange (Postmarken, Postkarten, Kartenbriefe, Streifbänder, Postanweisungen etc. etc.) enthält und hiermit zur Ansicht ausgelegt wird. Wenn uns allen nicht die unermüdliche Thätigkeit der Gesellschaft auf postalischem Gebiet sattsam bekannt und noch voll in der Erinnerung wäre, so würde uns diese überaus mannigfache Ausbildung der postalischen Verkehrszeichen an und für sich schon von der segensreichen Wirksamkeit der verflossenen Privatpost überzeugen müssen. Die Postanstalt der Berliner Packetfahrtgesellschaft ist von der Reichspost keineswegs übertroffen worden, hat vielmehr auf sie befruchtend eingewirkt, auch dem Publikum Verkehrserleichterungen geboten, zu denen ein fiskalisches Institut sich niemals verstehen wird. Ich erinnere nur an die zahlreichen Drucksachen, welche das Institut je nach Wunsch und Geschmack des Publikums anfertigte und gleich mit Postwertzeichen auf den Markt brachte. Nur den billigen Tarifsätzen unserer Berliner und der übrigen deutschen Privat-Posten ist die seit 1. Januar d. J. eingetretene Portoverbilligung zu verdanken. Aus eigenem Antriebe würde die Reichsfinanzverwaltung sich dazu nimmermehr verstanden haben. Wenn die Privatpost schliesslich durch ein Reichsgesetz untergegangen ist, so kann sie mit Fug und Recht sagen, dass sie auf dem Felde der Ehre und zum allergrössten Bedauern vieler Millionen von Deutschen der Übermacht erlag.

XIV. M. Wald, Lehrer in Gross-Beeren: „Heimatkunde des Kreises Teltow und der Städte Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf." Mit einer Karte der Provinz Brandenburg. Berlin 1900, im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Pastor em. Zillessen. Zur raschen Orientierung dienend und mit 38 Seiten für 50 Pfennig sehr billig. Leider bringt aber auch diese 2. Auflage eine ganze Anzahl von bösen Irrtümern. So hält Verfasser immer noch die Urnenlager für die Begräbnisplätze der Wenden (S. 9), obwohl dies unzählige Male widerlegt ist.

Die Statistik ist nur selten, wenigstens bis 1895 fortgeführt, meist schliesst Wald mit 1850 (vgl. Zossen S. 19, Mittenwalde S. 20). Heimatkunde zu schreiben, ist viel schwieriger, als manche der Herren Lehrer

Digitized by Google

auf dem Lande sich einzubilden scheinen. Vgl. die gänzlich verunglückte Heimatkunde des Kreises Luckau von Lehrer A. Mäcke in Dobrilugk (Brandenburgia VIII S. 40). Warum wenden sich dergleichen schreiblustige Herren nicht erst um Auskunft und Kritik an den Vorstand der Brandenburgia, bevor sie ihre doch immerhin für Unterrichts- und Belehrungszwecke bestimmten „Heimatkunden" und Verwandtes durch den Druck veröffentlichen? In Gross-Beeren wohnt überdies ein gelehrtes Mitglied unserer Brandenburgia, zu welchem Herr Wald sicherlich dienstliche Beziehungen hat? Weshalb setzt er sich nicht mit Herrn Pfarrer Parisius in Verbindung, dadurch wären sicherlich mindestens ganz augenfällige Mängel vermieden worden.

XV. Die Verwüstungen des berühmten, herrlichen Waldes „der Blumenthal" nördlich von Strausberg und die Erschwerungen des Besuchs der stehenbleibenden privaten Forstbezirke haben unser Mitglied Herrn Goerke, seit dem 1. April Direktor der Urania, zu einem Schreiben an den I. Vorsitzenden veranlasst, worin er zur Abhülfe auffordert. So dankenswert diese übrigens, auch bereits von einigen grösseren Zeitungen in ähnlicher Weise vorgebrachten Anregungen sind, so glaubt der Vorstand doch nicht eher etwas veranlassen zu können, ehe er sich nicht an Ort und Stelle von der Sachlage überzeugt hat. Zu diesem Behufe wird eine Exkursion seitens des Märkischen Provinzial-Museums am Sonntag den 23. September d. J. veranstaltet werden, bei der sich ortskundige Mitglieder unserer Gesellschaft zu beteiligen gedenken. Den Bericht wird Herr Dr. Gustav Albrecht in der Sitzung am 31. Oktober d. J. abstatten.

XVI. Dr. Gustav Albrecht: „Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte." Mit Abbildungen — Heft 2, (Gruppe 5—9). Wie ich in der Sitzung vom 23. November 1898 (Monatsblatt VII, S. 354) das 1. Heft mit Vergnügen vorgelegt und besprochen habe, so genüge ich auch heut nur einer angenehmen Pflicht hinsichtlich der Fortsetzung des illustrierten Führers. Es handelt sich um die Gruppen Johann I. mit dem Schulzen Marsilius und Probst Simeon von Berlin (Bildhauer Max Baumbach), Johann II. mit Graf Günther von Ruppin und Konrad von Beelitz (Bildhauer Felderhoff), Otto IV. mit dem Pfeil, Nebenfiguren: Johann von Buch und Droiseke von Kröcher (Bildhauer Begas), Waldemar der Grosse mit Frauenlob und Siegfried von Feuchtwangen, endlich Heinrich das Kind mit Herzog Wratislaw IV. von Pommern und Wedigow von Plotho (Bildhauer August Kraus). Der Text, Beschreibung der Bilderwerke und des Lebens der Dargestellten, ist kurz und bündig, wie sich das bei einem „Führer" gehört, dabei aber gleichzeitig anregend geschrieben. Allen Freunden der Herrschergalerie in der Siegesallee bestens zu empfehlen.

Digitized by Google

XVII. Die Ausschmückung des Pariser Platzes zum Empfange unsers Erlauchten Alliierten des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn, Franz Josef, am Sonnabend den 5. Mai d. J. ist in einem Album, gr. Fol., 8 Blätter in Lichtdruck verewigt worden, welches ich ebenfalls vorlege. Der Titel lautet: „Festschmuck der Stadt Berlin auf dem Pariser Platz im Mai 1900". Aus der Tafel I wollen Sie ersehen, mit welcher Sorgfalt und künstlerischer Ueberlegung der ausführende Künstler, unser Mitglied, Herr Königliche und Stadtbaurat Ludwig Hoffmann verfahren ist. Er hat sich nicht um die übliche Ausstattung mit Masten und Fahnen und Bogen, sondern um die Erzielung einer einheitlichen und allgemeinen künstlerischen Platzausstattung, wie sie Berlin in dieser Art noch nicht gesehen, gehandelt und diese ist im vollsten Masse gelungen.

XVIII. Ein neues erfreuliches Werk unsers Mitgliedes Herrn Robert Mielke wird Ihnen hiermit vorgelegt: „Der Einzelne und seine Kunst. Beiträge zu einer Oekonomie der Kunst". (147 S. 8°.) Leipzig und Berlin 1900 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag.

Der Verf. hat uns vor vier Jahren mit einem Buch „Volkskunst" bedacht, welches die Bedeutung der Volkskunst, gleich der Volkspoesie — vom Verf. nicht ohne Berechtigung „Die Kunst der Namenlosen" genannt — entwickelte. Auch hier bei der Kunst des Einzelnen, handelt es sich um Namenlose, eigentlich um jedes Individuum. Im Kapitel „Werden und Wesen der Kunst" wird der verflachende Einfluss der Kunst-Industrie geschildert und die Menge der jetzt herrschenden Kunststile, die zumeist sich entweder in einer mehr oder minder geschickten Nachahmung bewegen oder in einer gewissen bizarren Effekthascherei, im Suchen nach Ungewöhnlichem, noch nie Dagewesenen selbstgefällig das künstlerische Ideal suchen. Damit wird zur Wende des Jahrhunderts leider nur eine „décadence" der Kunst bekundet, gegen welche der Einzelne mit seinem natürlichen Kunstempfinden sich auflehnen soll im Anschluss an die Entwickelung der heimatlichen Kunst.

Damit ist der springende Punkt für die Heimatkunde und die Beziehung des neuen Mielkeschen Buches zu unseren Bestrebungen gegeben.

Im zweiten Abschnitt, Kunstpolitik betitelt, macht der Verfasser neue praktische Vorschläge zur Anbahnung gesunderer ästhetischer Anschauungen in 8 Kapiteln: Umfang und Wesen einer Kunstpolitik; der Einzelne und seine Kunst; der Staat und die Kunst; die Organisation der Kunstpolitik; endlich in einem Anhange Vorschläge zu besonderen örtlichen Vereinigungen behufs Schaffung und Förderung eines Kunstgefühls bei dem Einzelnen wie bei der Gesamtheit. Hier werden empfohlen Anregung und Förderung der Hauskunst bei Lehrenden und Lernenden. — Unterstützung alter ortsüblicher Haus- und gewerblicher

Digitized by Google

Betriebe — Veranstaltung von Vorträgen und Ausstellungen. — Erhaltung alter Bau- und Geschichtsdenkmäler. — Raterteilung an Gemeinden und Einzelne. — Sammlung von volkskundlichen Gegenständen. — Wachsamkeit über alle Bestrebungen, die das Bild der Landschaft in gutem und bösem Sinne zu verunstalten geeignet sind, Hütung alter Baumbestände und Anpflanzungen an passenden unbenutzten Stellen*). — Pflege alter poetischer Sitten und Gebräuche (Sagen, Spiele, Umzüge, Tänze, Feste und dergl.). — Unterstützung einer guten Litteratur (Liederbücher, Zeitschriften, Kalender, selbst Schaffung solcher. — Veranstaltung von öffentlichen Aufführungen (Gesang, Schauspiel, Turnen etc.).

Man sieht, dass es dem Verf. vollster Ernst mit seinen dankenswerten Bemühungen und Vorschlägen ist. Wenn auch einzelnes vielleicht zum Widerspruch reizen mag, so ist das Buch doch allein schon wegen seiner Tendenz höchst löblich. Es ist nicht leicht zu lesen, aber es entschädigt reichlich für die aufgewendete Zeit und ich glaube, es giebt keine Gebildeten, der nicht über die geltend gemachten Gesichtspunkte nachzudenken Veranlassung hätte.

XIX. Professor Dr. Friedrich Wagner: „Aus der Jugendzeit der Kurfürsten Johann und Joachim I. von Brandenburg. (Osterprogramm des Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der Königlichen Vorschule zu Berlin. Programm No. 55.) Das Heft giebt auf 69 S. 4° so viel kritisch gesichtetes Neues und Interessantes in gedrängter und anregender Darstellung, dass sich in einer Besprechung kaum darüber das Nötige sagen lässt, ohne unwillkürlich in einen Auszug zu verfallen. — Ueber den kurfürstlichen Vater Albrecht (1470—1486) erfahren wir vieles, was nötig ist, um die Jugendbildung Johanns zu beleuchten. In Uebereinstimmung mit Ranke, Preuss. Gesch. I 135, bemängelt Verf. von vornherein den Beinamen des Vaters „Achilles". „Dieser Beiname bezeichnet so wenig sein Wesen, dass man denselben wohl fallen lassen sollte. Der deutsche Achilles war seinem deutschen Agamemnon nur allzu getreu." Für ihn hätte mehr der Beiname Oeconomus, der Haushälterische, der Sparsame, der Vorsorgliche gepasst. Was Johann anlangt, so glaubt Verf. nicht an die Beredsamkeit und die lateinischen Kenntnisse des Kurfürsten und vermeidet deshalb absichtlich den Beinamen Cicero, den er für einen ganz irrigen hält; aus einer unrichtigen, kritisch nicht haltbaren Erzählung Melanchthons ist dies Epitheton ornans erst spät entstanden und durchaus zu verwerfen. (S. 3).

Nach der Darstellung des Verf. ist Johann einfach und schlicht erzogen und dürfte trotz der Vorschriften der goldenen Bulle Karls IV.,

*) Deckt sich in der Hauptsache mit meinen und des Herrn Dir. Dr. Conwentzs Vorschlägen. Vergl. meinem Bericht auf S. 10—15 und S. 79 dieses Jahrganges der Brandenburgia.

Digitized by Google

welche lateinischen Unterricht bei kurfürstlichen Personen vom beginnenden 7. Jahr ab verlangt, nicht viel Klassizität erworben haben. Noch nach seiner Mündigkeit als Regent der Mark klagte er ebenso kindlich wie ehrerbietig (S. 48) über seine dürftige Ausbildung und Erfahrung seinem Vater gegenüber in einem Brief:

> „so haben wir bedacht, dass wir mitten in den Ländern sein, nichts sehen und lernen, als allein zeitweilig zur Lust und zum Zeitvertreib pflegen auf Rehe und anderes Wild zu jagen und wenn wir nicht in der Zeit, wo wir Euer Liebden am Leben haben, zu Reichstagen kämen und besonders zu dem jetzt anstehenden kaiserlichen Tage zu Augsburg, dass wir dann uns ganz versitzen, nichts sehen und lernen, auch nicht wüssten, so wir einst zu Leuten kämen, wie wir uns gegen Fürsten und andere mit Ehrerbietung und Reden verhalten sollten und also ein niederländischer*) Landesfürst und Jäger blieben, der sein Lebtag nichts gesehen noch gehört und sich selbst, seinen Landen und Leuten wenig nützen könnte."

Fortlaufend sind die Klagen des jungen Fürsten über mangelhafte Ausrüstung und geringes Taschengeld. So zieht sich die Verschiedenheit der Anschauungen seines Vaters, darüber wann der Kurprinz sich ein neues Sammetwams anschaffen dürfe, wie ein roter Faden durch den mehrjährigen, uns erhaltenen Briefwechsel.

Eingeteilt ist der ausgiebige Stoff in 8 Kapitel: 1. Geburt und Familie. — 2. Markgraf Albrecht als Erzieher. — 3. Markgraf Johann siedelt in die Mark Brandenburg über. — 4. Die Erzieher des Markgrafen Johann. — 5. Derselbe als Statthalter — 6. Derselbe als Kurprinz. — 7. Derselbe als Regent. — 8. Begründung des eigenen Hausstandes.

Von letzterer sagt Verf. S. 54: „Fast eine Komödie der Irrungen hat derjenige zu schreiben, welcher die Vermählung des Kurprinzen darzustellen hat." Wie in allen wichtigeren Haus- und Familienangelegenheiten verfolgte Kurfürst Albrecht vor allem stets vorteilhafte politische und finanzielle Verbindungen. Bezüglich der künftigen Gemahlin seines Sohnes Johann kam dem Vater das enge Verhältnis zu seinem Nachbar, Herzog Wilhelm von Sachsen zu statten. Des Herzogs erste Gemahlin Anna hatte Ansprüche auf Böhmen und diese gingen in Ermangelung männlicher Erben auf ihre älteste Tochter Magarethe über. So wird denn schon am 19. Januar 1467 in Weimar ein Heiratsbrief zwischen dem Markgrafen Johann und der Herzogin Margarethe, natürlich bei der Jugend der Nupturienten, seitens der Eltern abgeschlossen. (S. 55).

Darin verpflichtet sich Herzog Wilhelm seine Tochter spätestens zu Pfingsten 1467 auf seine Kosten nach der Stadt Kulmbach zu bringen,

*) Im Gegensatz zu den Hochdeutschen, den Franken. — W.

Digitized by Google

wo Markgraf Albrecht sie freundlich aufnehmen und in jungfräulichem Stande und fürstlichem Wesen bei sich in seinem Hause drei Jahre (bis Sonntag Estomihi [4. März] 1470) behalten soll; an diesem Tage soll die Hochzeit stattfinden. Gleichzeitig will der Herzog Wilhelm seiner Tochter 20000 Gulden Heiratsgut und Heimsteuer geben, während Magarethe dafür auf väterliches und mütterliches Erbe verzichten soll. Markgraf Albrecht verpflichtet sich anstatt seines Sohnes als Widerlage ebenfalls 20 000 Gulden zu geben, so dass seine Schwiegertochter jährlich 3000 Gulden Ertrag daran haben soll; auch wird die Morgengabe in üblicher Weise bestimmt.

Gleichwohl dauert es noch bis zur Vollziehung der Ehe am 4. März 1470 sieben Jahre. Diese lange Frist ist an tragischen Zwischenfällen reich. Herzog Wilhelm kann oder will die Aussteuer nicht beschaffen, der Bräutigamsvater aber besteht hartnäckig auf seinem Schein. Auch Krankheiten und allerhand Zufälligkeiten verzögern die Hochzeit.

Johann machte (S. 64) als wiederum ein neuer Hochzeitstermin fruchtlos zu verstreichen drohte, seinem Unmut Ende des Jahres 1475 in derben Worten an seinen Vater Luft: er schäme sich vor seinen Landständen; denn er habe sich nun zum dritten Male gerüstet und die Hochzeit ausgeschrieben; seine Unterthanen hätten allerwegen zur Ausrichtung der Hochzeit gegeben, was sie dazu schuldig wären; auch habe er die Auszahlung der Pfandsumme angekündigt und grosse Zugeständnisse machen müssen, als er genötigt gewesen sei, seine Ankündigung wieder zurückzunehmen; er gerate in Schimpf und üble Nachrede bei seinen Landständen; diese hätten mit ihm darüber verhandelt, dass er den Vater um die endgültige Erledigung der Heiratsangelegenheit ersuche; so werde es zum Schlusse kommen, er werde die Ablösung der Pfandsumme vollziehen und die Gattin in sein Haus bringen können.

Am 25. August ward das fürstliche Beilager endlich glücklich gefeiert.

Vergönnt sei mir noch eine niedliche Episode aus der frühsten Lebenszeit Johanns anzuführen. Der kleine Prinz machte der Mutter und den drei Schwestern viel zu schaffen. So kam denn die älteste, die fünfjährige Ursula, auf den Gedanken in die Kanzlei zu gehen und dort folgenden Brief (S. 6) aufsetzen zu lassen:

Was wir in kindlicher Treue Liebes und Gutes vermögen, allzeit zuvor.

Hochgeborner Fürst, liebster Herr und Vater!

Die hochgeborne Fürstin, unsere liebe Frau und Mutter, auch unser lieber Bruder, unsere lieben Schwestern und wir sind von der Gnade Gottes in solchem Vermögen und solcher Gesundheit, dass wir dafür Seiner göttlichen Gnade hoch danken und mit aller Innigkeit unseres Gemüts; begierig, desgleichen und alle Glückseligkeit von Euch zu vernemen. Und wir haben nach Eurer Rückkehr nicht kleines Ver-

Digitized by Google

langen, zu dem allmächtigen Gott wünschend, Seine Gnade werde Euer Wesen solchermassen verfügen, dass wir Euch in kurzem frölich und gesund hier sehen. Sonderlich klagen wir von unsert- und unserer lieben Schwestern wegen über den genannten unsern lieben Bruder, dass wir von ihm mit Schlagen und anderer ungebührlicher Misshandlung täglich viel Gewalts und Ueberlasts haben und dulden müssen; mit aller Unterthänigkeit bittend, Ihr wollet Euch in kurzem anheims verfügen und uns solcher Gewalt und solchen Hochmuts gegen unseren Bruder Rat schaffen. Denn wir mögen uns dessen selbst nimmer erwehren, nachdem er uns zu stark werden will. Und wollet uns ja darin väterlich vor sein! Denn das ist uns auf die Länge nicht zu dulden noch zu leiden. Dessen wollen wir uns in ganzer Treue zu Euch verhoffen.

Datum Ansbach am Freitag nach Bartholomaei [27. August] im 56. Jahre. Ursula von Gottes Gnade Markgräfin zu Brandenburg und Berggräfin zu Nüsberg.

Der Schreiber bemerkt dazu: domina Ursula proprio motu et ore commisit. —

Der brüderliche Tyrann aber war wenig über Ein Jahr alt! — Die Jugendzeit Joachims I. wird Friedrich Wagner später und an anderer Stelle schildern.

XX. Zwei halbmondförmige Schaber, auch als Sägen angesprochen, aus Feuerstein und mehrere sandsteinerne Schärfer aus ehemaligem Seeboden im Dorf Berlinchen bei Wittstock, Ostprignitz, sind von dem Besitzer des Geländes, Herrn Bauergutsbesitzer Berlin, in dankenswerter Weise dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II., Nr. 22523—29) als Geschenk verehrt worden und werden vorgezeigt. Sie erinnern in ihrer Gestalt und gedengelten Herstellungsweise an Figur 88 und 91 Tafel V von Sven Nilssons „Steinalter" (Hamburg 1868).

XXI. Ein rätselhaftes bronzenes Gerät aus Alt-Bronze, dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II 22541) ist von letzterm kürzlich als bei Jüterbog im Moorboden gefunden, erworben worden. Der Befund des Erzes spricht für vielhundertjährige Lagerung in feuchtem

Grunde. Es hat, wie aus den beikommenden, im halben Massstab gefertigten zwei Zeichnungen erhellt, ersichtlich die Form eines nur mässig gebogenen Hornes von 15 cm Länge. Die Spitze ist stumpflich abgerundet. Das breitere Teil, dessen Mündung durch einen Ringwulst

Digitized by Google

verstärkt erscheint, hat einen lichten Durchmesser von 1,8 bis 2,1 cm und einen Aussendurchmesser von 2,7 bis 3 cm. Nahe über dem Ring sind 2 unregelmässige, eiförmige, einander entsprechende Nietlöcher ausgespart zum Befestigen eines in die Höhlung passenden Schafts. Das Feld, innerhalb dessen diese Löcher liegen, ist durch zwei feingravierte, gleichsinnige Doppellinien verziert.

Das recht seltene Gerät gehört, wie auch Herr Kustos Rudolf Buchholz meint, im weitern Sinne zu den sogenannten Schwertpfählen, Prozessionsäxten, Kommandostäben und ähnlichen symbolischen Prunkgeräten, die kaum für den Ernstfall berechnet erscheinen*).

Klemm: Handbuch der germanischen Altertumskunde, Dresden 1836, Figur 2a, Tafel XV zu § 60 (S. 208) bildet ein ähnliches zur Vergleichung heranzuziehendes Bronze-Gerät ab, welches mit einem Bronze-Schwert und einem richtigen typischen Schwertpfahl (Fig. 1 a. a. O.) zusammen bei Welsleben im Mannsfeldschen vom Pastor Lehmann (Notiz in den „Curiositäten" pp. VII 182) entdeckt wurde. Allerdings sitzt hier an dem Horn noch senkrecht ein bronzenes durchbohrtes Schaftstück, in welches der hölzerne Schaft gesteckt wurde. Interessant ist es zu sehen, dass das Horn mit der hohlen Krümmung nach oben befestigt ist. Klemm hält es sehr richtig nicht für ein Waffenstück und fährt fort: „Dieser Umstand und dann die Kostbarkeit des Metalls im germanisch-römischen Zeitalter lässt also vermuten, dass sie zu anderweiten und wichtigen Zwecken bestimmt waren und rechtfertigt die Vermutung, dass sie als Zeichen königlicher Würde dienten. Beide Stücke**) befinden sich in der gräflich Erbachschen Sammlung." Ohne Zweifel sind es dieselben zwei Schwertstäbe, welche Lindenschmit: Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. III. Bd. 1881, Heft VI, Tafel Fig. 4 und 5 abbildet. Es heisst hier bei Fig. 5: „Gefunden mit No. 4 in einem Grabhügel des Osterberges zu Welbsleben mit 1000 (?) Urnen, Steinäxten, metallenen Werkzeugen, einem Hammer und 12 länglich runden Scheiben. — Sammlung Sr. Erl. des Grafen Erbach-Erbach".

Bei der Seltenheit gleicher oder nahverwandter Funde bitte ich dringend mich auf solche aufmerksam zu machen.

XXII. Herr Kustos Rudolf Buchholz legt 2 Renaissance-Sporen vor, die an den Abhängen der alten Burgstelle von Alt-Daber bei Wittstock vom Stadtförster Huth gefunden und durch unser Mitglied, Herrn Reuter, dem Märk. Museum übermittelt sind.

---

*) Vgl. u. a. W. R. Wilde: Catalogue of the Antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin 1861, S. 490, Fig. 358, S. 491 sowie Fig. 359 und 360, S. 492.

**) D. h. die beiden Schwertpfähle; von dem Schwert ist nicht weiter die Rede. — E. Fr.

Digitized by Google

Der Form nach gehören sie dem Ende 16. und Anfang 17. Jahrhundert an, in welcher Zeit die blattförmigen Zähne der Sporenräder gebräuchlich waren. Das Rad des einen Sporns hat 14, das des andern 9 Zähne, auch die Bügelweiten sind verschieden. Er müssen also an der Fundstelle mindestens zwei Reiter verunglückt sein, vermutlich auch noch mehr, von denen zufällig keine Spuren vorliegen und daraus kann auf ein kleines Gefecht an der Fundstelle geschlossen werden, wahrscheinlich ein Patrouillen-Gefecht in Verbindung mit der Schlacht bei Wittstock am 12. Septbr. (4. Oktober) 1636.

Diese Schlacht, eine der grösseren im 30jährigen Kriege, wütete zwar hauptsächlich südlich von Wittstock, zwischen der Stadt und dem „Scharfen Berge", und die Fundstelle liegt etwa 6 km nördlich von der Stadt. Aber es ist bekannt, dass General Banèr einen Teil seiner schwedischen Reiter während der Schlacht eine grössere Schwenkung über Maulbeerwalde machen liess und diese können sehr wohl auf die Burg Altdaber gestossen sein, wo gewiss ein Kaiserlicher Posten gestanden haben muss, da diese Stelle am Anfang der grossen Stadtheide die Strasse von Wittstock nach Norden, nach Mecklenburg, beherrscht.

Bei der Gelegenheit möge auch der Sage gedacht werden, nach welcher der schwedische General Banèr von einer auf dem „Bohnenkamp" gestandenen und in den 1880er Jahren ausgebrannten Pappel aus die Schlacht geleitet habe. Der Bohnenkamp blieb während der Schlacht in den Händen der Kaiserlichen, und erst am nächsten Tage, nach dem Abzuge der Kaiserlichen, nahmen die Schweden ohne weiteren Kampf von der Stadt und Umgebung Besitz. Auch ist die Pappel, wie Herr Rektor Meyer in Wittstock ausführt, damals, wenn sie überhaupt schon stand, noch klein gewesen und es kann sich, wenn Banèr in Betracht kommen soll, nur um eine Revue in den Tagen nach der Schlacht handeln.

XXIII. Herr Kustos Buchholz bespricht ferner 2 wendische Thongefässe aus Spandau. Die beiden hier vorliegenden Thongefässe sind im südlichen Weichbild von Spandau, in der Gegend zwischen dem „Ziegelhof" und dem „Burgwall", kürzlich ausgegraben worden. Sie standen über 1 m tief im Sande und enthielten nach Angabe der Arbeiter „Asche", doch habe ich bis jetzt keine Probe davon erhalten können, um den Inhalt festzustellen. Ähnliche Gefässe sollen dort noch mehr gefunden sein, sie sind aber zerschlagen und die Reste verschwunden.

Die Gefässe zeigen nach Form, Töpfertechnik und Verzierung den ausgesprochen spätslavischen Charakter. Der Thon ist mit grobem Steingrus versetzt, die Form mittels der Töpferscheibe hergestellt, der Brand härter als der altgermanischer Gefässe, aber noch nicht so klingend, wie bei der frühmittelalterlichen Töpferware. Die Ornamente sind hauptsächlich mit der Scheibe gedrehte Riefen, daneben zeigt das eine

Digitized by Google

Gefäss eine eingeritzte, mehr zickzackförmige Wellenlinie, das andere einen Ring dichter schräger Kerben.

Auffällig ist bei beiden Gefässen die relativ dicke Wandung und die dadurch bedingte grössere Schwere; auch sind sie offenbar nur wenig oder gar nicht im wirtschaftlichen Gebrauch gewesen, denn die Wandungen sind von eingezogener organischer Masse noch nicht gedunkelt, erscheinen vielmehr fast brandfrisch.

Da die Fundstelle nur circa 150 Schritt von dem einstigen wendischen Burgwall entfernt ist und der Typus der Gefässe der Burgwallperiode entspricht, so können sie auch zweifellos als Kultur-Überreste der Bevölkerung jenes Burgwalls angesehen werden.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, zu welchem Zweck die Eingrabung stattgefunden haben mag und zwar deshalb schwierig, weil der Inhalt verworfen ist und nicht mehr festgestellt werden kann. Der gemeine Begriff „Asche" kann im Sinne der Arbeiter vieles bedeuten, von schmutzigem Sande bis zum Leichenbrand. Die letztere Bedeutung mag hier ferner liegen, weil nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung feststeht, dass die slavische Burgwallbevölkerung ihre Toten nicht verbrannte. Sollte sich aber dennoch ergeben, dass der Inhalt Leichenbrand war, dann würden die Feststellungen, die der althergebrachten und noch vor 40 Jahren ziemlich allgemeinen Bezeichnung germanischer Gräberfelder als „Wendenfriedhöfe" ein Ende machten, noch nicht als abgeschlossen gelten können. Berichtet doch auch Bischof Thietmar von Merseburg, der im 11. Jahrhundert, also zur Zeit der Burgwallbevölkerung, lebte, dass in Polen die Leichen verbrannt werden. Chronik, Buch VIII, Kap. 2. „Jeder Frau ward, wenn ihr Mann gestorben und sein Körper verbrannt war, der Kopf abgeschlagen."

Unser Mitglied, Herr Neupert, dem wir diesen Fund, wie viele andere Erinnerungsstücke aus Spandau und Umgegend verdanken, hat vielleicht die Güte, nach dem Inhalt der Gefässe weiter zu forschen und event. eine Probe beizubringen.

XXIV. Herr Robert Mielke: Photographische Aufnahmen von Wohnungseinrichtungen und Interieurs. Es ist bekannt, welch grosse Wichtigkeit für die Kulturgeschichte die Kenntnis der verschiedenen Wohnungsformen hat, bekannt auch, dass die Wissenschaft um so mehr auf diese Kenntnis verzichten muss, je weiter die Zeiten von uns entfernt sind. Wenn wir dennoch diese Lücke nicht allzusehr empfunden haben, so liegt es daran, dass die Kultur einst einheitlicher und geschlossener war als heute, wo unsre gesamte Kulturentwicklung anseinanderstrebt, wo der einzelne nicht mehr im Banne der Gesamtheit, der Sitte und der Überlieferung steht. Je vielseitiger unsre Lebens- und Verkehrsformen werden, um so grösser ist auch die Freiheit des einzelnen, seine ihm zusagenden Bedingungen selbst auszuwählen. Damit ist

Digitized by Google

aber für unsre Wohnungen — seien es nun solche auf eigenem Grund oder in Mietshäusern — die Stetigkeit geschwunden und der Wechsel in der Form ein dauerndes Wahrzeichen geworden. Was heute genügt, ist morgen verändert; was vor einigen Jahrzenten war, ist bereits entschwunden und geschichtlich geworden. Dankbarer würde es daher schon die nächste Zeit begrüssen, wenn sich eine Stelle fände, an der die Wohnungsformen der Gegenwart in Abbildungen gesammelt werden. Auf meine Anregung hin hat sich Herr Geheimrat Friedel bereit erklärt, eine solche Sammlung in dem Märkischen Provinzial-Museum anzulegen und weiter zu pflegen. Heute, wo jeder photographiert oder doch wenigstens im näheren Umkreis einen photographierenden Bekannten hat, dürfte eine solche Bilder-Sammlung keine Schwierigkeit machen.

Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um Pracht- und Prunkräume handeln, die bereits in unsern kunstgewerblichen Zeitschriften einen bevorzugten Platz gefunden haben und auch — weil sie zumeist von Berufsdekorateuren geschaffen werden — von der Eigenart des Bewohners so gut wie nichts zeigen, sondern um Räume wie Korridore, Küchen, Schlaf- und andere Zimmer, die in dem Zeichen des täglichen Gehens und Lebens stehen. Da es vielleicht nicht nach dem Geschmacke eines jeden ist, seine Wohnung je dem Blicke preiszugeben, so dürfte es genügen, wenn bei der Angabe das Stadtviertel und die Strasse, Vorder- oder Hinterhaus gekennzeichnet ist und bei sonstigen märkischen Wohnungen die Landschaft und der Wirkungskreis des Besitzers (ob Geistlicher, Lehrer, Beamter, Landmann, Gewerbetreibender etc.) angedeutet ist. Ich kann diese Anregung hier wohl mit der Erwartung schliessen, dass aus den Kreisen der Brandenburgia diese Sammlung in jeder Weise gefördert wird, die damit als erste dieser Art leicht auch vorbildlich für andere Landesteile werden könnte.

XXV. Herr Dr. Gustav Albrecht besprach Schloss Plaue an der Havel. Wir hoffen den Vortrag in erweiterter Form im nächsten Heft als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XXVI. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Digitized by Google

7. (4. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. September 1900.

Wanderfahrt nach Mittenwalde.

Mit dem fahrplanmässigen vom Görlitzer Bahnhof um 11 Uhr 35 Minuten abgehenden Vorortzug fuhren bei dem schönsten Herbstwetter einige sechzig Mitglieder zunächst nach Königswusterhausen. Wer die Strecke längere Zeit nicht passiert hatte, musste über die Veränderungen staunen, die die Entwickelung des Verkehrswesens auch hier hervorgerufen hat. Lag früher ein dichter Kiefernwald zwischen der Station Schmöckwitz und dem Seddinsee, so ist in ihm jetzt ein kleiner Villenort, genannt Eichwalde, entstanden. Ebenso hat sich zwischen Zeuthen und Königswusterhausen eine neue Ortschaft aufgethan, Namens Wildau. Dort hat die Berliner Maschinenbau-Actien-Gesellschaft, vormals L. Schwartzkopff, eine Zweiganstalt errichtet, an der besonders die für die Arbeiter bestimmten Wohnhäuser durch ihre hübsche Bauart auffielen.

Am Bahnhof in Königswusterhausen wurden die Mitglieder von dem Vertreter des Comités, das sich zum Empfang der Gesellschaft in Mittenwalde gebildet hatte, Herrn Amtsgerichtsrat Böthke, begrüsst und nach Mittenwalde geleitet, wohin man mit dem fahrplanmässigen Zuge der von Königswusterhausen nach diesem Ort führenden Kleinbahn gelangte. Der Bahnhof liegt von der Stadt eine gute Strecke entfernt. Einige Mitglieder benutzten denn auch die bereitstehenden Wagen, während der grössere Teil den Weg bis zum Fuhrmannschen Hôtel durch die hübsche Allee zu Fuss an dem Hause vorbei, in dem einst General v. York als Kommandeur des hier stationierten Jägerregiments wohnte, dem heutigen Hôtel York, zurücklegte. Da inzwischen die Mittagszeit herangekommen war, begab man sich geradeswegs zum Essen. Das Mahl, an dem etwa eben so viel Bewohner Mittenwaldes als Mitglieder der „Brandenburgia“ teilnahmen, wurde durch Wort und Lied reichlich gewürzt. Amtsrichter Böthke toastete auf unsere Gesellschaft, unser I. Vorsitzender Geh. Rat Friedel trank auf das Wohl Mittenwaldes, indem er in launigen Worten auf den Prozess anspielte, zu dem es zwischen diesem Städtchen und Berlin beinahe gekommen wäre.

Digitized by Google

Dann sprach Bürgermeister Daur, dem unser Mitglied, Stadtverordneter Gericke, erwiderte. Den Schlusstoast auf die Damen brachte mit glücklichem Humor unser Mitglied, Professor Krüner, aus. Zwischen diesen Reden trug die Mittenwalder Liedertafel vierstimmige Gesänge vor.

Nach dem Essen wurde die St. Moritz-Kirche besucht. Beim Eintritt empfing uns vom Organisten Felgentren vorgetragenes Orgelspiel, worauf Frl. Mertens unter Begleitung der Orgel eine Arie aus Haydns Schöpfung mit herrlicher Stimme sang. Dann trat Propst Sandmann vor den Altar, um über die Geschichte, den Bau und die innere Ausschmückung des Gotteshauses etwa folgende Worte zu sprechen:

„Wir befinden uns in einer gotischen, dreischiffigen Hallenkirche mit polygonem, dreischiffigem Chor. Sie besitzt reiche Sterngewölbe, die im Mittelschiffe auf oblongen, mit Diensten besetzten, im Chor auf achteckigen Pfeilern ruhen. Diese verschiedene Struktur der Pfeiler, sowie das im Verhältnis zu ihnen gedrückt erscheinende Sterngewölbe zeigen, dass die Kirche aus Mangel an Mitteln nicht nach dem ursprünglichen, viel schöneren Plan erbaut ist. Sie dürfte aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen.

Der schöne Altar (Flügelaltar) mit reichem Schnitzwerk und Ranken ist ein Geschenk der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I. aus dem Jahre 1514. Er zeigt in seinem unteren Teile, der Predella, eine Darstellung von zwei Engeln, die das Schweisstuch mit dem Antlitz des dornengekrönten Heilands halten. Der Liederdichter Paul Gerhardt, der bekanntlich einige Jahre (1651—57) als Propst in Mittenwalde amtierte, hatte sonntäglich beim Altardienst dieses Bild vor seinen Augen. Seiner gläubigen Versenkung in diesen Anblick verdanken wir wohl das schönste Lied der evangelischen Christenheit, das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden", das Paul Gerhardt auf Grund des alten „Salve caput cruentatum" dichtete.

Über der Predella befindet sich der Mittelschrein. Er zeigt als Hauptdarstellung eine Kreuzesabnahme, in den Flügeln zwei Statuen von Heiligen, unten drei Wappen: das hohenzollernsche, den roten brandenburgischen Adler und das des nordischen Dreikönigreiches. Dieses letztgenannte ist das Wappen der Kurfürstin, die eine dänische Königstochter war. Auf dem Schreine sehen wir eine reiche architektonische Bekrönung mit spätgotischem Ornament. Sie wird von sechs Heiligen-Statuen gebildet, in deren Mitte eine Figur der mater dolorosa mit dem goldenen Herzen Jesu steht, während die Spitze die Gestalt des auferstandenen Heilands zeigt. Alles ist gut geschnitzt, polychrom bemalt und teilweise vergoldet. Auf der Aussenseite der inneren Flügel ist die Verkündigung Mariä gemalt. Restauriert ist der Altar i. J. 1862 durch den Bildhauer Koch in Potsdam.

Digitized by Google

Am Eckpfeiler neben dem Altar hängt die lebensgrosse Bildsäule eines Papstes in Holz geschnitzt. Sie ist bemalt und zum Teil vergoldet. Sie soll denjenigen Papst vorstellen, unter dessen Pontifikat der Ablass zur Fertigstellung des Gotteshauses ausgeschrieben wurde.

An der Ostwand befindet sich das lebensgrosse, in Öl gemalte Porträt Paul Gerhardts, ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelms III. Es ist eine Kopie jenes der Kirche in Lübben gestifteten Bildes. Unter ihm ist ein steinernes Epitaph, eine Gedächtnistafel, die Paul Gerhardt seinem i. J. 1657 hier verstorbenen Töchterchen Marie Elisabeth gewidmet hat.

Der Taufstein ist aus Sandstein, einfach, becherförmig. Die Taufschüssel von Messing stammt aus dem Jahre 1632. In ihrer Mitte sieht man graviert Christus am Kreuz sowie die Bildnisse der Familienangehörigen des Donators, eines Patriziers mit Namen Suasius.

Hinter dem Altar ist im Halbkreis altes Chorgestühl aufgestellt mit in Holz geschnitzten und farbig bemalten Darstellungen über jedem Stuhl. Nach der Ansicht sachverständiger Archäologen sind diese Schnitzereien teils Hausmarken teils Embleme von Gewerken.

Die mit schönem Prospekt geschmückte Orgel zeigt Rococostil und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Im Jahre 1894 wurde sie vom Hoforgelbaumeister Sauer von Grund aus in trefflicher Weise restauriert.

Unsere St. Moritz-Kirche ragt durch ihre Architektur über viele andere in der Mark hervor und ist der Schmuck unserer Stadt Mittenwalde."

Nach dem Vortrage erhob sich alles, um die besprochenen Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Nach dieser Besichtigung wurde ein Spaziergang durch und um die Stadt unternommen. Indem wir in die Hauptstrasse einlenkten, gelangten wir sehr bald zu den Resten der mittelalterlichen Befestigung der Stadt, dem „Berliner Thor". Sie bestehn aus einem runden Turm, genannt Pulverturm, dem Überbleibsel des alten inneren Thores und dem Rest des jüngeren Aussenthores. Der Pulverturm, dessen unterer Teil aus Granit, dessen oberer aus Ziegeln erbaut ist, war seit langem reparaturbedürftig. Wie unser Mitglied Herr Geh. Baurat Bluth, Konservator der Provinz Brandenburg, den Versammelten mitteilte, hatte die Gefahr bestanden, dass er abgebrochen würde. Die Stadt glaubte nicht in der Lage zu sein seine Wiederherstellung zu bezahlen und Kreis und Provinz waren nicht geneigt dafür Mittel zu bewilligen. Da trat der Konservator bei der Regierung lebhaft für die Beibehaltung und Renovierung des alten Bauwerks ein und setzte durch, dass alle die genannten Instanzen zusammen für die Erneuerung des alten Wahrzeichens der Stadt sorgten. Eben ist man dabei den Turm bis zu seiner alten Höhe zu führen, worauf er neu gedeckt

Digitized by Google

werden soll. Aus dieser jüngsten Baugeschichte erzählte Herr Geh. Rat Bluth nicht ohne Humor, wie der Ersparnis wegen minderwertiges Material benutzt werden sollte und wie es erst seinem Eingreifen gelang es zu verhindern.

Das Aussenthor ist aus Ziegeln erbaut und besteht aus einem viereckigen Turm mit spitzbogiger Durchfahrt. Über ihm erhebt sich ein von zwei runden Ecktürmchen flankierter Oberbau, der einen hohen Giebel mit Spitzbogenblenden trägt. Das Bauwerk wurde i. J. 1865 restauriert und die Façade durch kreisrunde Nischen und einen Maßwerkfries geschmückt.

In der Nähe des Thores, aber ausserhalb der alten Stadt befindet sich wie in so vielen märkischen Städten — auch in Berlin war es einst so — eine St. Georgskapelle. Sie ist um 1400 aus Backsteinen erbaut. Thür und Fenster sind spitzbogig, sehr einfach. Der Ostgiebel zeigt Nischen und Fialen. Die Kapelle wurde 1876 restauriert. Sie dient jetzt als Leichenhalle.

Nach einem Spaziergang durch die hübschen Anlagen in der Umgebung der Stadt, der uns auch nach dem Mühlenberg, dem höchsten Punkt der Gegend, führte, kehrten wir in das Fuhrmannsche Gasthaus zurück, um dem Vortrage des Propstes Sandmann über die Geschichte Mittenwaldes zu lauschen. Der Redner äusserte sich etwa folgendermassen:

Mittenwalde war eine deutsche Ansiedelung im Wendenlande des Teltow. Der Name der Ortschaft ist von ihrer Lage mitten im Buchwalde der sumpfigen Notte-Niederung hergenommen. Gegründet dürfte sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sein. Die erste urkundliche Erwähnung findet sich um 1240. Auf einem Stein der früheren Stadtmauer soll die Zahl 1189 zu lesen gewesen sein. Man hat darin das Datum ihrer Errichtung sehen wollen. Doch dürfte die Annahme schwerlich berechtigt sein. In der Zeit der Gründung muss auch die Kirche erbaut sein als der letzte vorgeschobene Posten des Christentums gegen die heidnischen Wenden. Errichtet wurde sie vom Bistum Meissen und dem heiligen Mauritius gewidmet. Im wesentlichen hat sie heute noch dasselbe Aussehen, das sie damals erhielt. Doch geschah der Bau nicht ohne Hemmungen. Ich sagte Ihnen schon im Gotteshause selbst, dass die verschiedene Struktur der Pfeiler und der Charakter des Gewölbes auf mehrere Bauperioden schliessen lassen

Um die Kirche hat sich die Stadt mit ihren einst hohen und festen Feldsteinmauern gebildet. Sie war nur von zwei Seiten zugänglich und besass daher nur zwei Thore: das nördliche, heute zum Teil erhaltene und „Berliner Thor“ genannte und das südliche, neben dem sich ein Hügel befand, der „Hausgrabenberg“, der den Ausblick in die sumpfige Niederung gewährte.

Digitized by Google

Die chronistischen Nachrichten über Mittenwalde fliessen recht spärlich. Zuerst hören wir von einem Kampf, der um die Stadt entbrannte. Als die Anhaltiner Markgrafen von Brandenburg geworden waren, strebten sie darnach geordnete staatliche Verhältnisse einzuführen. Zu den Gebieten, deren Besitz streitig war, gehörte unser Mittenwalde. Es wurde gleichmässig vom Markgrafen Heinrich von Meissen und den gemeinsam regierenden Brüdern Johann I. und Otto III. von Brandenburg beansprucht. Diese riefen den Erzbischof Willebrand von Magdeburg als Schiedsrichter an. Aber ehe er sein Urteil sprach, fiel Heinrich von Meissen über Mittenwalde her und nahm es in Besitz. Die brandenburgischen Markgrafen liessen sich das nicht gefallen. Sie griffen ihn an und besiegten ihn. Mittenwalde öffnete ihnen seine Thore und blieb von nun an in ununterbrochenem Besitz Brandenburgs und Preussens lange Zeit als letzte märkische Stadt gegen Sachsen hin. Der Gunst seiner Fürsten hat es sich oft zu erfreuen gehabt. Dass die Kurfürstin Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., der Moritzkirche 1514 den schönen Altarschrein stiftete, habe ich in meinem ersten Vortrag erwähnt.

Sonst wird Mittenwalde, das besonders als Festung geschätzt wurde und einmal „eine Port gegen das Land zu Lusitz und Schlüssel des Landes" genannt wird, im Mittelalter noch mehrfach erwähnt. Als Immediatstadt sandte es seine Deputierten zu den Landtagen und gehörte zu jenem Märkischen Städtebund, der sich nach dem Aussterben der Anhaltinischen Dynastie (1319) zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze gegen Gewalt gebildet hatte.

Eine neue Zeit brach an, als Martin Luther seine Stimme in Wittenberg erhob. Von Sachsen drang die neue Lehre nach Brandenburg. Aber Kurfürst Joachim I. war Luthers erbitterter Feind. Erst Joachim II., Sohn der frommen, evangelisch gesinnten Elisabeth, gab 1539 dem Evangelium freien Lauf in seinem Lande. Hier in Mittenwalde erbat sich der Rat der Stadt von Luther einen würdigen Geistlichen, der die neue Lehre rein und lauter predigen sollte. So wurde Petrus Garz 1543 der erste evangelische Propst.

Das alte Kirchenbuch berichtet von zwei schrecklichen Pestepidemien, die die Stadt heimsuchten. Die eine, durch ein Weib aus Berlin eingeschleppt, wütete 1577 und raffte 516 Personen dahin. Es starben täglich 6—7. Die andere brach 21 Jahre später aus. Ihr erlagen 662 Menschen.

Noch schlimmere Zeiten brachte der 30jährige Krieg über die Stadt. Sie wurde fünfmal geplündert. Von den Kaiserlichen, von den Schweden, die 1637 bei Nacht Mittenwalde überfielen, raubten, in die Kirche drangen und den Propst Gallus Lutherus vor dem Altar erschossen, wiederum von den Kaiserlichen u. s. w. Zu diesen Plünderungen gesellte sich das schreckliche Kriegsgespenst, die Pest, die in dem ausgesogenen

Digitized by Google

Städtchen noch zweimal raste. Damals muss Mittenwalde wie eine Wüste gewesen sein. Man kann sich denken, mit welcher Inbrunst der Liederdichter, den Gott der Herr bald in unsere Stadt ziehen liess, gebetet hat:

Schleuss zu die Jammerpforten
Und lass an allen Orten
Nach so viel Blutvergiessen
Die Freudenströme fliessen.

Es ist Paul Gerhardt. Hier in Mittenwalde war 1651 der Propst Caspar Gäde gestorben. Der Rat der Stadt liess sich durch das geistliche Ministerium der Nicolaikirche in Berlin den Kandidaten Paul Gerhardt empfehlen, der schon 22 Jahre auf ein Pfarramt gewartet hatte. Im November 1651 wurde er in das Amt des Propstes eingeführt. Vier Jahre später vermählte er sich mit Anna Marie Berthold in Berlin. Seine Gattin fand hier drückende Verhältnisse, musste mancherlei Entbehrungen leiden und konnte sich nicht heimisch fühlen. Um sie auf die reichen Gottesgaben der Gegenwart hinzuweisen dichtete Paul Gerhardt das sinnige Sommerlied:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud.

Dann preist er den gesegneten heiligen Ehestand:

Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ
Im Stande, da dein Segen ist

und singt von seiner herzlieben Gattin

Wohl Dir, o Zier,
Hausessonne, Manneswonne, Ehrenkrone,
Gott denkt Dein vor seinem Throne.

1656 wurde ihnen ein Töchterlein geboren, Marie Elisabeth, doch welkte es bald dahin und starb den 14. Januar des folgenden Jahres. Die Mutter versank in tiefe Traurigkeit, aus der sie auch das Lied „Sollt ich meinem Gott nicht singen" nicht zu befreien vermochte. Die Trauer schien zur Schwermut zu werden. Da ging Paul Gerhardt in den Propsteigarten, dichtete auf der Bank sitzend das unvergleichlich herrliche Lied „Befiehl du deine Wege" und überreichte es seiner Gattin. Am Abend aber desselben Tages kam ein Bote aus Berlin, Martin Richter, mit einem versiegelten Schreiben des dortigen Magistrats, durch das er zum Diakon an der Nicolaikirche berufen wurde. Mit Freuden nahm er das Amt an und siedelte Mitte Juli nach der Hauptstadt über.

Die Zeit seiner Wirksamkeit in Mittenwalde ist für unsere Stadt und Gemeinde eine Segenszeit gewesen. Hier hat Paulus Gerhardt, wie der Hymnologe Bachmann nachweist, 63 Lieder gedichtet, unter denen

Digitized by Google

sich die schönsten seiner gottbegnadeten Poesie befinden, die in der ganzen evangelischen Welt gesungen werden und den Namen unseres Städtchens in eine unauflösliche Verbindung mit dem seinigen gebracht haben. Fontane vergleicht es in seinen „Wanderungen durch die Mark" in dieser Beziehung mit Gohlis, an welchem Ort Schiller das Lied „An die Freude" dichtete. Aber, sagt er, während tausende dahin wallfahrten, besucht Mittenwalde niemand. Und doch war es in seinem Propstei-Garten, dass ein anderes, grösseres Lied an die Freude gedichtet wurde, das grosse deutsche Tröstelied: „Befiehl du deine Wege."

Beinahe hundert Jahre später im August 1730 war der Name unserer Stadt in aller Munde. Der auf seiner Flucht eingeholte Kronprinz Friedrich wurde unter militärischer Eskorte eingebracht, um sich hier unter General von Grumbkow dem ersten Verhör zu unterziehen. Nach ihm verfügte der in Wusterhausen weilende erzürnte Vater seine Überführung nach Küstrin. Zur Erinnerung an diesen Aufenthalt ist das Haus, in dem der Kronprinz damals wohnte, mit seiner Büste geschmückt.

Die Wunden des 30jährigen Krieges waren im Laufe der Zeit vernarbt. Da schlug der siebenjährige neue. Unsere Stadt lag zwar dem Kriegsschauplatz fern, aber die Nähe zur Hauptstadt wurde ihr gefährlich. Hierher drang nach der unglücklichen Schlacht bei Collin der österreichische General Haddick mit 4000 Kroaten und brandschatzte sie. Ein Haufe von 300 Kroaten unter Oberst Upsass löste sich von ihnen und drang in Mittenwalde ein. Er forderte eine hohe Kontribution. Glücklicherweise verscheuchte das Anrücken des Prinzen Moritz von Anhalt gegen Berlin den General Haddick, dem sich Oberst Upsass eiligst anschliessen musste. Im folgenden Jahre wurde Mittenwalde von 300 Kroaten unter Oberst Stimming stark gebrandschatzt und 1760 von den Russen unter Totleben geplündert.

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde Mittenwalde als Grenzstadt gegen Sachsen Garnisonstadt für ein Bataillon Jäger. Nach Berghaus lagen 271 Mann hier zuerst unter Oberst v. d. Oesten, dann v. Aweide und bis zum Ausbruch des Krieges 1806 unter York. Ein von diesem erbautes Haus trägt seine Büste und hat seinen Namen damit uns Mittenwaldern treu bewahrt.

Mittenwalde lag an der grossen Strasse von Berlin nach Dresden. Daher fand hier ein starker Postverkehr statt. Die Post war in dem Stutterheimschen Hause, in dem jetzt die Propstei ist, untergebracht. Dieser grosse Verkehr hörte auf, als unsere Rivalin, Zossen, uns beim Bau der Chaussee nach Cottbus den Rang abgewann. Seitdem ist Mittenwalde gesunken und fast ein vergessener Ort geworden. Erst der Bau des schiffbaren Notte-Kanals führte dem Ort neues Leben zu, indem er die Industrie (hauptsächlich Herstellung von Ziegeln) förderte und die

Digitized by Google

Schifffahrt vermehrte. Zweimal war Mittenwalde das Glück versagt, Eisenbahnstation einer grossen Linie zu werden; weder die Görlitzer noch die Dresdener Bahn berührt es. Dafür macht es jetzt gewaltige Anstrengungen in den Weltverkehr hineingezogen zu werden. In einigen Tagen wird die zweite Eisenbahn, die es mit Berlin verbindet, eröffnet.

Dies ein kurzer Abriss der 700hundertjährigen Geschichte Mittenwaldes. Gott schütze, Gott erhalte, Gott segne unsre Stadt. —

Nach diesem mit vielem Beifall aufgenommenen, vorzüglich gesprochenen Vortrag trat eine kurze Pause ein.

Demnächst wurden wir durch schöne Gesangsvorträge der Damen Fräulein Mertens und Frau Kommerzienrat Fickert erfreut.

Die Jugend widmete sich alsdann dem Tanze, bis gegen 10 Uhr die Abschiedsstunde schlug. Nach wiederholtem herzlichem Dank an die Herrschaften in Mittenwalde wurde ein Extrazug bestiegen, welcher uns binnen kurzem nach Königswusterhausen brachte, von wo aus die Berliner Teilnehmer den Vorortzug zur Rückkehr benutzten.

Die Erinnerungen an das in Mittenwalde Gesehene und Erlebte werden noch lange in der Brandenburgia auf das Angenehmste erhalten bleiben.

---

8. (5. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Dienstag, den 25. September 1900, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung des Warenhauses von Hermann Tietz, Leipzigerstrasse 46—49 und Krausenstrasse 46—49.

Obwohl die Kunstforschung niemals zuvor mit einem solchen Eifer und Erfolg betrieben worden ist, wie in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und obgleich die Kunst und das Kunstgewerbe, insbesondere die Baukunst, sich in allen möglichen Stilen von dem griechisch-römischen Formenkreise und vom romanisch-byzantinischen Baustil an bis zum Nach-Empire, ja bis zum japanischen Stil versucht hat, ist aus diesem Eklektizismus gleichwohl weder ein einheitliches Kunstempfinden noch eine einheitliche Kunstübung als Mitgabe in das neue Jahrhundert hervorgegangen*).

*) Vgl. das gelegentlich der Besprechung des Buches unsers Mitgliedes Robert Mielke „der Einzelne und seine Kunst" in der Brandenburgia-Sitzung am 12. Sept. 1900 unter No. XIX Gesagte.

Digitized by Google

Dies muss auch für die Baukunst, wie schon angedeutet, gleichmässig behauptet werden, soweit die öffentlichen Gebäude und die Wohngebäude der grossen Städte in Frage kommen.

Eine Ausnahme mag allerdings als bautechnische Errungenschaft unserer Zeit anerkannt werden, d. i. die eigentümliche Konstruktion der grossen Gebäude für technische und industrielle Unternehmungen. Diese Ausnahme ist zuerst durch die Industrieausstellungen in London, Nord-Amerika und Paris ins Leben gerufen worden, welche die Gebäude gewissermassen in grosse Schaukästen umwandelten und zwar auf Grund ausgedehnter Verwendung von Glas und Eisen. Solcherlei technische und industrielle Glaseisenbauten haben ihren Einzug seit Jahrzehnten mehr und mehr auch in Berlin gehalten, und eins der überraschendsten Beispiele wird uns durch den riesenhaften Neubau des Tietzschen Warenhauses in einer durch Grossartigkeit, Zweckdienlichkeit und Pracht ausgezeichneten Weise vor Augen geführt. Die Verwendung von Glas und Eisen hat aber ihre Grenze, einmal aus statischen Gründen, dann aus feuerpolizeilicher Vorsicht, weil bei grossen Bränden Schmiede- und Gusseisen sich derartig verzieht, dass dadurch der Zusammensturz ganzer Stockwerke veranlasst werden kann. Steinerne Wände, steinerne Pfeiler sind also nicht ganz zu entbehren — vom ästhetischen Standpunkt gesprochen glücklicher Weise — denn sie erhalten dem Warenhaus, das andernfalls einem riesigen Vogelbauer oder Terrarium ähneln würde, dadurch den Charakter eines in sich geschlossenen wirklichen Bauwerks. Nun verlangt in dergleichen Riesengebäuden, in denen tausende von Menschen verkehren, die Gesundheitspolizei möglichste Ventilation. Zugluft aber befördert die Gefahr einer Ausbreitung eines Schadenfeuers ausserordentlich und so gerät der Architekt in eine böse Zwickmühle, wie das auch bei der inneren baulichen Gestaltung des Warenhauses Tietz der Fall gewesen ist. Es sei wegen der Lösung des hier gebotenen baulichen Problems dieserhalb besonders auf den nachfolgenden Spezialbericht verwiesen.

Ähnliche Betrachtungen wurden von manchen Mitgliedern der Brandenburgia — mit den Gästen waren mehrere hundert Personen zur Stelle — beim Betreten und Durchwandern des Warenhauses ausgetauscht.

Der Chef des Hauses, welcher auf besondern Wunsch die Besichtigung des Hauses noch vor dessen Eröffnung gestattet hatte, begrüsste die Erschienenen, wonächst dieselben sich unter mehrfacher Führung in Gruppen verteilten.

Folgendes wurde uns über die Entstehung des Warenhauses mitgeteilt.

Der Bau dieses umfangreichen Geschäftshauses ward im Jahre 1899 begonnen, wobei als erschwerendes Moment hinzu trat, dass das Haus Leipziger Strasse 49 erst am 15. Oktober 1899 abgebrochen werden konnte,

Digitized by Google

sodass nicht mehr als 11 Monate zur völligen Herstellung frei waren, sollte der Termin der Eröffnung innegehalten werden. Einige Angaben mögen die Grösse des Baues veranschaulichen:

Das ganze Grundstück umfasst 5500 qm, der Innenraum in allen Etagen jedoch mehr als 20000 qm. Das Gebäude besteht aus einem Vorderhause in der Leipziger Strasse, einem Vorderhause in der Krausen-Strasse und einem Querraum, der von beiden Seiten von offenen Höfen flankiert wird. Auf dem grösseren Hofe nach dem Dönhofsplatz zu befindet sich das Maschinen- und Kesselhaus mit zwei mächtigen Schornsteinen.

Damit das Gebäude als ein einziger Saal wirke, ist die Axe desselben in die Mitte der Fassade Leipziger Strasse gelegt worden. Diese Fassade in der Leipziger Strasse wurde von dem Grundgedanken ausgehend projektiert, dass zu einem Kaufhause in erster Linie Eingänge und Schaufenster nötig sind. Dementsprechend wurde das Mittelrisalit als Haupt-Eingang und die zwei Seitenrisalite wurden als Nebeneingänge ausgebildet.

Zwei kolossale Schaufenster von je 26 m Länge und 17½ m Höhe verbinden einerseits diese Risalite mit einander und reichen andererseits bis zum Hauptgesims des Gebäudes empor. Um dies konstruktiv zu erreichen, mussten die tragefähigen Pfeiler in 2 Meter Abstand von der Glasfläche zurückgebaut werden. Konsolartig tragen dann wie ein Balkon hervorgestreckte Träger die Stockwerke.

Dass das 3 m hohe, massive Sandstein-Hauptgesims auf 26 m frei tragend über der Glasfläche schwebt, ist eine noch nie dagewesene Neubildung, die Fachmänner nach ihrem vollen Werte zu würdigen wissen werden.

Die Fassade in der Krausen-Strasse, ebenfalls in Sandstein-Material ausgeführt und im mittelalterlichen Stil durchgearbeitet, ist in ihrer gewinnenden Einfachheit eine Zierde der Strasse geworden.

An die Haupt-Eingänge schliessen sich Windfänge von 10 m Länge und 6 m Breite an, die darum in solcher Riesendimension angelegt wurden, weil so allein bei scharfer Heizung der Zug vermieden wird. Ebenfalls eine Errungenschaft neuzeitlicher Art, die zwar viel Raum erfordert, aber hygienisch von nicht genug zu schätzendem Werte ist.

Beim Eintritt durch das Haupttrisalit, und nachdem man den Windfang passiert hat, erblickt man den grossen im Querbau liegenden Saal, der die bisher unerreichte Breite von 48 m hat. In der Mitte dieses Saales liegt der grosse Lichthof, in welchem sich die Haupttreppe nach den Stockwerken befindet. Hier erblickt man auch die Lifts in schön dekorativ ausgebauten Fahrschachten. Auf dem Grundstück befinden sich 13 solcher Lifts, welche nach der neuesten Konstruktion des Mailänder Fabrikanten Stigler hydraulisch-elektrisch kombiniert sind und höchste Sicherheit gewähren.

Die polizeilich geforderten Nottreppen sind so angelegt, dass sie sich mitten im Lokal befinden und als ganz helle, sehr breite, stets sichtbare vornehme Ausgänge sich darstellen.

Um dieses kolossale Gebäude, bei dem die Gewinnung des Tageslichts vorzüglich glückte, des Abends zu erleuchten, sind 10000 Glühlampen und 1000 Bogenlampen notwendig. Die Kraft hierzu liefern 4 Maschinen, welche von 4 Kesseln gespeist werden. Die elektrische Energie beträgt 2000 Pferdekräfte.

Digitized by Google

Für die Abwässer der Maschinen musste vom Hause bis zur Spree ein Kanal gebaut werden, dessen Kosten sich auf 80000 Mark belaufen.

Die Heizung des Riesenraumes wird durch wahrhaft geniale Anlagen gleichzeitig mit Luft und Dampf bewirkt.

Die Bauleitung hatte es für den Fall von Feuersgefahr als bedenklich erachtet, die Pfeiler im Innern des Gebäudes aus Gusseisen oder Schmiedeeisen herzustellen, wesshalb als Material für die Pfeiler Granit und Sandstein gewählt wurde. Auch wurde bei denjenigen Pfeilern, welche in der Nähe der Front der Leipziger Strasse liegen und welche die schwebenden konsolartigen Deckenteile zu tragen haben, auf die Erschütterung Rücksicht genommen, die durch den Wagenverkehr verursacht wird. Dies sogar auf besondere Veranlassung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, welchem das Polizei-Präsidium das Projekt zur Begutachtung vorgelegt hatte.

Einzelne Ausbildungen der Fassade sind noch von besonderem Interesse und erwähnenswert. So ist das Mittelrisalit 34 m hoch und wird durch eine Glaskugel gekrönt, welche 4½ m Durchmesser hat. Diese Glaskugel wird innerlich durch Bogenlampen elektrisch erleuchtet werden und weithin erstrahlen.

Um die Beleuchtungszwecken dienende Kugel stehen 4 grosse Figuren, welche die 4 Jahreszeiten bedeuten.

Zu beiden Seiten des Hauptrisalits befinden sich schwebende Phantasie-Figuren als Träger in 4facher Lebensgrösse.

Über den Seitenrisaliten befinden sich Idealgestalten des Handels und der Industrie.

Erbaut wurde das Warenhaus durch die Baumeister Lachmann & Zauber nach Plänen von Bernhard Schring und Louis Lachmann.

Die Bildhauerarbeiten rühren von dem Bildhauer Westphal her, die Malerei-Ausführungen von Bodenstein. Elektrische Maschinen und Installation stellte Schuckert. Die Beleuchtungskörper und dekorativen Schlosserarbeiten haben die Firmen Schulz & Holdefleiss sowie Puls angefertigt. Die Heizanlagen rühren von der Firma Junk her, die Glaserarbeiten von Gebrüder Seligmann und die Eisenkonstruktionen von der Firma Steffens & Nölle. Die Steinmetzarbeiten in der Leipziger Strasse hatte die Firma Winterhelt und die in der Krausen-Strasse die Firma Plöger übernommen, die dekorative Tischlerarbeit führte die Firma Siebert & Aschenbach aus.

Die Firma A. Borsig, Tegel-Berlin (seit 1837 bestehend) hat für das Geschäftshaus zum Betriebe vorzüglich funktionierende liegende Eincylinder-Dampfmaschinen mit Präcisions-Ventil-Steuerung nach den neusten Patenten von A. Collmann geliefert

Einem fachmännischen, zugleich kritischem Bericht entnehmen wir noch folgende Einzelheiten.

Die Pläne zu diesem grossen Neubau, dessen Fassaden ja schon seit einiger Zeit das öffentliche Interesse erregen, sind gemeinschaftlich von den Baumeistern Bernhard Schring und Louis Lachmann entworfen worden. Sicherlich geht man nicht fehl, wenn man annimmt, dass dabei Schring mehr das Künstlerische, Lachmann mehr das Praktische der Aufgabe gefördert hat;

Digitized by Google

und man kann gleich hinzufügen, dass sich Sehring wieder als der geschickte und sichere Dekorateur, als den wir ihn kennen, und dass sich Lachmann den ungewöhnlichen und neuen Problemen gegenüber als ein sehr begabter und umsichtiger Konstrukteur erwiesen hat. Die Forderung des Bauherrn ging dahin, die ganze Fassade nach der Leipziger Strasse, soweit es irgend nach den Polizeivorschriften anging, in Fenster umzuwandeln, dabei aber doch dem Ganzen einen monumentalen und repräsentativen Charakter zu geben. Damit war eine logische und konstruktive Lösung, wie sie Messel im Wertheimschen Hause für das Magazin gefunden hat, ausgeschlossen. Es war nur noch möglich, ein grosses und wirkungsvolles Plakat der eigentlichen Konstruktion vorzubauen. Und das war eine Sache, die keinem so lag wie gerade Sehring.

Die polizeilich vorgeschriebene Steinfläche wurde so verteilt, dass in der Mitte ein Portalbau angelegt wurde, der mit einem hohen Aufbau über das Gesimse hinausragt, und den das Steingesimse mit den beiden Seitenportalbauten verbindet. Der Raum zwischen der Mitte und den Ecken ist an beiden Seiten in ein riesiges Fenster verwandelt, das, nur von den Fassungen der grossen Scheiben gegliedert, vom Fundament bis zum Gesimse durchgeht. Um bei diesen grossen Glasflächen dem Ganzen überhaupt den Charakter eines Baues zu geben, mussten die Steinteile sehr reich mit plastischem und dekorativem Schmuck in grossen Massstäben geschmückt werden. So sind zu beiden Seiten des Hauptportals vier schwebende Frauengestalten von vierfacher Lebensgrösse angebracht, zwei unten und zwei oben. Oben stehen um den Globus von Glas, der etwa fünf Meter im Durchmesser hat und von innen elektrisch beleuchtet wird, vier Figuren, die die Jahreszeiten darstellen. Auch die Eckbauten sind von plastischen Gruppen gekrönt. Diese ganzen Steinteile bewegen sich in barocken Formen, denen Sehring einen grossen Schwung und bei aller Schwere einen Zug von Eleganz gegeben hat.

Das künstlerisch Feinste an dem Bau ist ohne Zweifel der Lichthof, in dem mit verhältnismässig einfachen Mitteln eine ausgezeichnete Wirkung erreicht ist. Es ist ein Pfeilerbau, glatt in Weiss; das Holzwerk der grossen Treppe und der Balustraden in den Stockwerken, das in Blaugrau und Gold gehalten ist, und das Messingwerk bringen einen guten Ton hinein. Ausgezeichnet war die Idee, die Schachte der beiden Aufzüge zu den Seiten der Haupttreppe in den Treppenbau hineinzuziehen; da die Schachte ganz in Glas sind, so wird man die besetzten Lifts auf- und absteigen sehen. In der Gestaltung der Treppe zeigt sich Sehrings Geschmack am besten. Im Lichthof sind auch die originellsten Beleuchtungskörper: zu beiden Seiten der Treppe Lorbeerbäume, aus deren durchbrochenem Laub Glühkörper schimmern, Pfauen, in deren Schwanzfedern an Stelle der Augen Lichter prangen, alles in Aluminiumbronze geschmiedet.

Die Fassade nach der Krausenstrasse ist einfach: zwischen glatten Sandsteinpfeilern zieht sich um die schmalen Fenster krauses gotisches Ornament in Kunststein. Von dem roten Dach ragen Giebel. Auf dem Dach steht das Turmwärterhäuschen.

Digitized by Google

Nach dem Rundgang durch die verschiedenen Räume, der etwa eine Stunde in Anspruch nahm, bedankte sich die Firma für den Besuch.

Die Teilnehmer verkehrten demnächst noch mit einander in dem Sedlmayrschen Bierlokal zum Spaten Friedrich Str. 172 in gewohnter zwangloser Weise.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

(Vgl. Nr. 1–23 Brandenburgia II, 112–118. Ferner IV, 152–160 und VII, 200.)

(Fortsetzung.)

62) Einige nachfolgende Nachrichten aus anderen Teilen Europas mögen daran erinnern, wie es mit den Raubtieren bei uns im Mittelalter und teilweise noch zur Zeit des dreissigjährigen Krieges aussah.

63) **Welches Raubtier kommt in Europa am häufigsten vor?** Offenbar der Wolf. Die Zahl der in Europa lebenden Wölfe ist grösser, als man gewöhnlich annimmt. Selbst im Herzen des Erdteils, in unserem Vaterlande, halten sie sich in ziemlich beträchtlicher Menge auf, aber allerdings nur an der Ost- und Westgrenze. In Lothringen allein werden jährlich ungefähr 50 Wölfe erlegt. Geradezu überraschend ist jedoch die Zahl dieser Raubtiere in Frankreich. Nach den offiziellen Berichten des Ministers für Landwirtschaft wurden im Jahre 1887 701 Exemplare dieser gefährlichen Raubtiergattung erlegt, und in den vorhergehenden Jahren hatte sich diese Zahl noch bedeutend höher gestellt. Dagegen verschwindet Norwegen mit seinen 15 getöteten Wölfen jährlich vollkommen. Bei weitem die erste Stelle in der Häufigkeit der Wölfe nimmt natürlich Russland ein. Der Schaden, den sie hier im Viehstand anrichten, geht ins Enorme. Lasarewski berechnet den durch Wölfe verursachten Abgang an Haustieren auf 15 Millionen Rubel, den an Wild auf 50 Millionen Rubel. In Wirklichkeit werden die Zahlen, besonders die erste, sich jedoch noch höher beziffern. Sonderbar! Gerade Russland und Frankreich, das östlichste und westlichste, das unkultivierteste und das kultivierteste Land Europas, haben den grössten Überfluss an Wölfen.

B. T. Bl. 14. Jan. 1890.

63a) **Eine Wolfsjagd in der Bauernstube.** In dem galizischen Dorfe Przependow, Bezirk Tarnow, herrschte vor einigen Tagen unter den Bewohnern grosse Angst und Aufregung über das Erscheinen zahlreicher Wölfe, welche, von der äussersten Not getrieben, selbst bei hellem Tage raub- und mordlustig in unmittelbarster Nähe der Ortschaft herumschwärmten. Ein Bauer Namens Gawel Piatkiewicz sass mit seiner zahlreichen Familie in der Wohnstube, um mit ihr das gemeinschaftliche Mahl einzunehmen. Plötzlich wurden

Digitized by Google

sämtliche Anwesende durch das klägliche Angstgeheul des Hofhundes aufgeschreckt, der denn auch bald darauf zu aller Entsetzen mit einem Verzweiflungssprunge durch die Fensterscheibe Schutz suchend mitten unter die erschreckte Familie stürzte, verfolgt von einem riesigen Wolfe, der es auf den Hund abgesehen hatte. Das Aufkreischen der bestürzten Frauen und der Schreckensruf der Männer machten die Bestie stutzig, die sich so unerwartet so vielen schreienden Menschen gegenübersah, und rasch wollte dieselbe auf demselben Wege, den sie gekommen war, das Weite suchen. Der beherzte Bauer jedoch, dies voraussehend, war mit einem Sprunge am Fenster, erwischte gerade noch eine Hinterpranke des flüchtenden Wolfes, die er, da der schwere Körper des Raubtieres aus dem Fenster hing, trotz aller Anstrengungen des gefangenen Räubers so lange festhielt, bis es dem ältesten Sohne des Bauern gelang, durch Axthiebe auf den Schädel die Bestie zu erlegen. Bei vielen Flaschen Wodka wurde dann in Gemeinschaft der Ortsinsassen die Heldenthat Piatkiewicz gefeiert. B. T. Bl. 27. Jan. 1891.

63c) Ein furchtbares Verbrechen wird demnächst seine Sühne finden. Das Schwurgericht in Wilna verurteilte das Ehepaar Smilkow, reiche Gutsbesitzer, zum Tode; das Ehepaar hatte sich eines grausigen Verbrechens schuldig gemacht. Im letzten Winter wurden die Smilkows, während sie mit ihren drei Kleinen von sechs, vier und zwei Jahren im Schlitten durch einen dicht bei Wilna gelegenen Wald fuhren, von einem grossen Schwarm hungriger Wölfen angefallen. Um das eigene Leben zu retten, warfen die Eheleute ihre drei Kinder den Wölfen zu und brachten sich, während die Bestien sich um die Beute stritten, in Sicherheit. Von den drei Kindern fand man nicht einmal die Knochen wieder. Im Gefängnishofe zu Wilna werden die beiden Mörder in kurzem gleichzeitig aufgeknüpft werden.

Mitt. vom Juni 1895.

---

64) **Raubtierjagd in Bosnien.** Bosnien und Herzegowina gehören sicherlich zu den europäischen Jagdgebieten ersten Ranges. Die bosnischen Gebirge beherbergen eine grosse Anzahl von Bären und die Niederungen an der Save werden nicht selten von Wölfen heimgesucht Die bosnische Landesregierung zahlt daher schon seit dem Jahre 1880 bestimmte Prämien für die Erlegung dieser Raubtiere, und dadurch ist es möglich geworden, die Zahl der erlegten Bären und Wölfe einigermassen zu kontrollieren. Hiernach wird die Zahl der in den Jahren 1880 bis inklusive 1889 in Bosnien und Herzegowina getöteten Raubtiere dieser Art auf 884 Bären und 8490 Wölfe angegeben. Davon entfielen auf das Jahr 1885 allein 1057 Wölfe und 129 Bären. Im Jahre 1887 wurden wieder 130 Bären erlegt, während die Zahl der Wölfe damals 971 betrug. Die Zahl der erlegten Stücke dürfte überhaupt noch etwas höher sein, als nachgewiesen werden konnte, weil in dem Falle, wo der glückliche Jäger keine Prämie verlangt, eine Anzeige an die Behörde nicht zu erfolgen braucht. Während die Wölfe in den nordbosnischen Bezirken Gradiska, Banjaluka, Prujavor, Dervent, Gradacac, Breka und Bjelina am zahlreichsten sind und übrigens in allen Bezirken des Landes

Digitized by Google

vorkommen, halten sich die Bären am meisten im Centrum des Landes, nämlich in dem westlich und südlich von Travnik und von Serajevo liegenden Berglande auf, insbesondere in den Bezirken Travnik, Jaice, Bugojno, Jojnica, Konjica, Foca, dann auch in Cainica und Rogatica, ferner in einigen Bezirken der Kraina (und zwar in Kljuc und Petrovac), endlich in den herzegowinischen Gebirgen von Konjica bis Gacko, hier besonders im Bezirke von Nevesinje. In allen den genannten Bezirken wäre die Bärenjagd lohnend. Am Nordrand Bosniens und der herzegowinisch-dalmatischen Grenze aber kommen Bären fast gar nicht vor. Mitteilung aus dem Jahr 1891.

---

65) **Eine Bärenjagd.** Am 29. v. M. meldete ein Bauer auf der Freiherr v. Popperschen Besitzung Weldzirz in Galizien dem Oberförster Julius Voigt, dass in der Nacht ein Bär seinem Schafstall einen Besuch abgestattet und drei Schafe gefressen habe. Es wurde sofort eine Jagd auf denselben mit Brackhunden arrangiert, bei welcher Gelegenheit der Bär dem Herrn Voigt auf circa zwanzig Schritte zum Schuss kam. Nach dem ersten Schuss, welcher das hintere Blatt traf, stürzte die Bestie unter fürchterlichem Gebrüll zusammen, erhob sich jedoch nach einigen Momenten wieder, um ihrem Angreifer an den Leib zu gehen. In diesem Moment krachte der zweite Schuss, welcher das Herz durchbohrte und das Tier tot niederstreckte. Das selten grosse und schöne Exemplar hat eine Länge von 2,15 Metern. Die Tatzenlänge beträgt 0,28 Meter und das Gewicht 273 Kilo. Herr Voigt ist derselbe Schütze, welcher vor acht Jahren auf derselben Herrschaft im Revier Zakla einen Bären erlegte, dessen Gewicht um 20 Kilo weniger betrug.

B. T. B. 8. Sept. 1893.

---

65 a) **Der Bär von Vrlog.** Von unserem b.-Korrespondenten wird uns aus Belgrad berichtet: Ein riesiger Bär war schon lange der Schrecken der Bevölkerung des Dorfes Vrlog bei Pirot in Serbien. Seit fünf Jahren schon stieg dieses Ungeheuer aus dem Hochwalde herab in das Dorf, um sich einen besonderen Schmaus zu verschaffen, und jedesmal erfasste die Bewohner ein panischer Schrecken, wenn sie ihn erblickten. Sie wagten es nie, einen Angriff auf das riesige Tier zu machen. So holte sich denn Meister Petz in aller Gemütsruhe ein saftiges Rind um das andere, sodass es neben vielem Kleinvieh schon 47 Ochsen waren, die er sich als Tribut von den durch die Furcht beherrschten Menschen seines Reviers selbst holte. Der Bär kam nur in der schönen Jahreszeit herab, diesmal aber musste ihn wohl der Hunger oder ein böser Traum aus seinem Winterschlaf geweckt haben; denn kürzlich sahen die Bauern mit Entsetzen ihr Ungeheuer am Waldessaum über den tiefen Schnee sich einen Weg in das Dorf suchen. Unbeschreiblich war die Angst. Man beratschlagte eine Weile, endlich aber wurde der Bezirksvorsteher benachrichtigt, der sofort eine Treibjagd veranstaltete. Und ihm gelang es wirklich, dem gefürchteten Bären den Garaus zu machen. Es war ein Prachttier von 2,20 Meter Länge und 340 Kilo im Gewicht. Die Gemeinde lässt sein Fell ausstopfen, um bei seinem Anblick sich an die ausgestandene Angst zu erinnern.

L. A. 31. Dez. 1899.

Digitized by Google

66) **Über das „Bärenabenteuer“**, das der Fürstin Hohenlohe, der Gemahlin des Reichskanzlers, zugestossen sein sollte, waren in der gesamten europäischen Presse gar seltsame Gerüchte verbreitet, die Herr v. Vietinghoff-Scheel, der Veranstalter der angeblich so gefahrvollen Bärenjagd, in einem russischen Blatte folgendermassen berichtet: Auf der zu Ehren der Fürstin Hohenlohe veranstalteten Jagd ging ein Bär durch die grosse Treiberkette durch und legte sich zwei Werst von seinem ersten Lager wieder zum Winterschlaf, aus dem ich ihn später durch ein zweites Treiben störte. Aus dem Lager aufgescheucht, ging der Bär in gerader Linie auf einen etwa vierzig Schritte von mir postierten bewaffneten Treiber los, welcher so erschrak, dass er in der Richtung zu mir zu fliehen begann. Kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, als der Bär, seine Richtung verlassend, ihn verfolgte, unheimlich rasch erreichte und auch sofort annahm, indem er hochaufgerichtet ihn in seine Arme schloss. Doch ehe der Bär seine Mordwaffen in Funktion setzen konnte, erreichte ihn meine Kugel, so dass der Bär, den Treiber loslassend, zwei furchtbare Sätze machte, um sich für immer niederzulegen. Der Treiber, der zu seiner Verteidigung seinen Arm vorgestreckt hatte, ist mit einem Biss davongekommen, er geht seiner Genesung bereits entgegen. Das ist das ganze Abenteuer. B. T. Bl. 17. 4. 1896.

---

67) **Junge Bären** sind gutmütige Tiere. Im Jahre 1863 brachten die mir befreundeten Söhne des Gouverneurs von Warschau einen jungen polnischen Bären nach Berlin mit, welcher in meiner Wohnung Dorotheenstr. 62 untergebracht wurde. Er war zahm wie ein Hund, und folgte auch wie ein solcher seinem Herrn auf der Strasse. Da aber die Hunde, welche offenbar missgünstig waren, weil der Bär nicht, wie sie einen Maulkorb zu tragen brauchte, dem Tier zusetzten und Strassenaufläufe entstanden, so musste das Tier abgeschafft werden und kam in den Dresdener Zoologischen Garten. Alte Bären sind in der Gefangenschaft von den Tierkundigen mit Recht gefürchtete Tiere, sie sind übelnehmisch und gewaltthätig. Der Wärter würde lieber zu einem Löwen in den Käfig gehen. Personen, welche zufällig oder absichtlich in einen Käfig mit alten Bären, längere Zeit in demselben gehaltenen Bären gehen, riskieren ihr Leben. Das Berliner und Berner Wappentier hat im Jahre 1890 dafür, wie die Nrn. 68 und 69 zeigen, einen traurigen Beweis gebracht. E. Friedel.

---

68) **Das Unglück im Berner Bärengraben.** Aus Bern, 11. April schreibt unser Korrespondent: Der in den Bärengraben gefallene und von den Bären zerfleischte Mann heisst Christian Wüthrich. Sein Brod verdiente er als Küfer (Küfelmacher), Knecht und Zimmermann. Er wird als vorzüglicher Arbeiter gerühmt. Seine Stelle als Knecht in der Nähe von Bern musste er am 4. Februar verlassen, weil er dem Trunke ergeben war. In Bern mag er sich nach Beschäftigung umgesehen haben. Am Abend vor seinem Tode hat er in einer Wirtschaft der Stadt Bern Karten gespielt. Schon Abend 7 Uhr war er betrunken. In diesem Zustande hat er sich ohne Zweifel

Digitized by Google

an die niedere Umfassungsmauer des Bärengrabens gelehnt, er verlor das Uebergewicht und fiel hinab. Eine verbrecherische That erscheint ausgeschlossen.
B. T. Bl. 14. 4. 1896.

69) **Über den Leichenfund im Bärengraben zu Bern** wird uns in Ergänzung unserer telegraphischen Mitteilungen von unserem Berner Korrespondenten geschrieben: Heute (Mittwoch) Morgen, ein Viertel vor 6 Uhr — es war schon Tag — ging ein Arbeiter bei dem allen Fremden wohlbekannten Bärengraben vorbei. Er blickte schnell in den Graben hinunter. Wie gross war sein Erstaunen, als er auf dem Steinboden einen menschlichen Kadaver liegen sah, an dem die beiden Bären, zwei grosse, alte Tiere, begierig frassen. Der Mann war ganz entblösst, die Bären hatten ihm alle Kleider, mit Ausnahme von Schuhen und Strümpfen, vom Leibe gerissen. Die blaue Blouse, die man fand, lässt auf einen dem Arbeiterstande angehörenden Mann schliessen. Er ist etwa 30 Jahre alt und von kräftiger Statur. Kopf und Hals waren entsetzlich zerfressen, ein Arm und eine Hand war abgenagt bis auf die Knochen. Die Kopfhaut war losgeschält. Die Füsse waren intakt, am Rücken zeigten sich manche, vom Anpacken herrührende Wunden. Der Bärenwärter ist Postangestellter und hatte gerade Nachtdienst. Die Familie des Wärters wurde von dem Arbeiter, der den toten Mann entdeckt hatte, geweckt. Schnell war die Polizei und der Regierungsstatthalter v. Herenschwand zur Stelle. Die Tiere von der Beute zu verdrängen, war jetzt das schwierigste. Man zündete ein Strohfeuer an, doch blieb dies ohne Eindruck auf die Tiere. Einer riet, Knallbonbons loszulassen; die Magazine, die Bonbons verkaufen, waren jedoch noch geschlossen. Man dachte daran, mit Feuerhaken den Toten aus der tiefen Rotunde zu heben. Dann kam man auf den Gedanken, die Hydranten gegen die beiden fleisch- und blutgierigen Tiere spielen zu lassen. Das geschah. Zuerst erhob das Männchen die schwere Tatze, um den Wasserstrahl abzuhalten. Endlich zogen sich die Tiere in den Stall zurück. Die eiserne Fallthür wurde hinunter gelassen, und nun konnte man in den Bärengraben gelangen. Die Leiche wurde in einen grossen Korb gelegt und in die Leichenhalle transportiert. Auf den Kleidern fand man ein Notizbuch, ferner einen Massstab. Die Identität des auf so seltene Weise umgekommenen Arbeiters konnte noch nicht festgestellt werden. Über den Hergang des Unglücks lassen sich bloss Vermutungen aufstellen. Die einen glauben, der Arbeiter sei betrunken über die nicht hohe Grenzmauer gestürzt, andere meinen, er könnte im Streite hinuntergeworfen worden sein. Der Vorfall muss sich in der Nacht ereignet haben. Die Tochter des Bärenwärters war bis um Mitternacht auf, sie hörte nichts. — Vor etwa 30 Jahren ist auf gleiche Weise ein Engländer, Namens Lorch, umgekommen. Er hatte gewettet, er laufe auf der Umfassungsmauer des Bärengrabens herum. Er stürzte dabei in den Zwinger. — In der Stadt Bern bildet das Ereignis das Gespräch des Tages. B. T. Bl. 8. 4. 1896.

---

70) Unter dem 21. Juli 1899 berichtete etwas ähnliches der Berl. Lok. Anz. **Ein Kampf mit Bären** hat dieser Tage im bekannten Volksmuseum „Skansen“ in Stockholm stattgefunden. Schon vor einiger Zeit machten die

Digitized by Google

Bären den Versuch, ihren Wächter zu überfallen, doch gelang es ihm, sich rechtzeitig zu retten. Seit dem Tage gingen die Wächter nur zu Zweien und mit Stöcken bewaffnet in den Bärenzwinger hinein. Wie notwendig diese Vorsichtsmassregeln waren, sollte sich bald zeigen. Als die Wächter kürzlich am Morgen den Käfig betraten, um die Bären zu füttern, stürzte einer der Bären sich plötzlich auf den einen Wächter und warf ihn zu Boden. Dann griffen beide Bären den anderen Wächter an, der, während der andere Mann sich schleunigst flüchtete, um sich zu retten, ins Wasser sprang. Die Bären folgten jedoch nach, und im Wasser entstand ein wütender Kampf, während dessen Mann und Tier im Wasser verschwanden. Einigen in der Nähe arbeitenden Leuten, die den Lärm gehört und zur Hilfe eilten, gelang es mit grosser Mühe, den Unglücklichen aus den Klauen der Bären zu befreien. Er war jedoch sehr schwer verletzt und hatte über 30 Wunden erhalten. In sehr leidendem Zustande wurde er ins Hospital gebracht. Es ist jetzt den Wächtern verboten worden, sich in den Bärenkäfig zu begeben. Das Essen soll hineingeworfen, und wenn der Käfig gereinigt wird, sollen die Bären hinter einem starken Eisengitter eingeschlossen werden.

---

71) Erstaunlich und ergötzlich zugleich ist es, dass als später in denselben Bärenzwinger zu Bern eine wild gewordene Kuh geriet, die Bären vor ihr Reissaus nahmen. Den ihnen bekannten Menschen verachteten die Bären; vor dem ihnen unbekannten gehörnten Tier aus dem Rindergeschlecht hatten sie dagegen eine lächerliche Furcht, obwohl sonst die schweizerischen Bären nicht selten Kühe töten und auffressen. E. Friedel.

---

71) **Eine Parforcejagd im Grunewald im Jahre 1714.** Von Jagdschloss Grunewald aus wird sich heute am Hubertustage nach alter Sitte der Jagdzug in Bewegung setzen, um der auf frischer Fährte angelegten Meute zu folgen. In langem Jagdgalopp wird an der Spitze des roten Feldes der höchste Jagdherr, der Kaiser, dem hellen Geläut der Hunde im herbstlich gefärbten Forst folgen, in welchem vor fast 200 Jahren der Begründer der Parforcejagd im Grunewald, der Kurprinz Friedrich Friedrich Wilhelm, der grösste Jagdreiter und Jäger unter den Hohenzollern, die ersten Jagd geritten hat.*) Leidenschaftliche Jäger sind mit wenigen Ausnahmen alle Hohenzollern gewesen, und selbst unter Monarchen, wie Friedrich der Grosse, Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. kam das edle Waidwerk insofern zu seinem Recht, dass in beschränktem Masse wenigstens Hofjagden abgehalten wurden. Je nach der herrschenden Mode war der Jagdbetrieb verschieden; bis zum Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten dominierte „das Jagen und Schlagen" hauptsächlich auf Hirsch und Sau im Hauptjagen. Aus einem 4—5 Quadratmeilen grossen Bezirk wurde das Wild zusammengetrieben, mit hohen Tüchern eingestellt und dann in einem Tage auf einem

*) Die von mir s. Z. in „Wild und Hund" veröffentlichten Bilder aus dem Jagdschloss Königs-Wusterhausen geben genauen Aufschluss über die Hetz und Parforcejagden jener Zeit.

Digitized by Google

Lauf erlegt, „wozu viel Jagdzeug, viele Jäger und eine zahlreiche Jagensmannschaft erforderlich war“. Zu einer Parforcejagd in grossem Stil gehört ein bedeutender Apparat, eine geschulte Jägerei, Jagdpferde und eine eingearbeitete Meute, ganz so wie es heut zu Tage noch am Berliner Hofe in beschränkterem Masse der Fall ist. Seit der Einführung der Parforcejagd ungefähr um 1700 ist im Grunewald mancher Hirsch und manche Sau halali gejagt. Die eigenartigste Parforcejagd aber, die je im „Grunen Wald“ abgehalten, fand 1714 unter Friedrich Wilhelm I. statt, denn das gejagte Wild war nicht auf märkischem Boden gross geworden. Ein veritabler Steinbock war es, auf dessen Fährte im November des Jahres 1714 die Meute angelegt wurde. König Friedrich I. hielt nämlich in der Menagerie zu Charlottenburg und im Hetzgarten zu Kölln an der Spree die seltensten Tiere zu allerlei Kurzweil und Ergötzlichkeit: Löwen, Tiger, Eisbären, braune Bären, indianische Raben und afrikanische Stachelschweine, Elche und Auerochsen aus den lithauischen Wildnissen, sowie im Jagdschloss Grunewald einen kleinen Stamm piemontesischer Steinböcke; gleich nach Übernahme der Regierung reduzierte der sparsame Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., diese kostspielige Einrichtung. Das fremde Getier ging an befreundete Höfe nur die afrikanischen Stachelschweine und die Steinböcke wurden auf Betreiben des Oberjägermeisters Samuel von Hertefeld im Grunewald „frey“ gelassen, um zu sehen, „ob sie sich vermehren würden“, so lautete wenigstens die Kabinetsordre dat. Kölln an der Spree, den 10. Januar 1714, an den Kastellan Mark auf dem Grunewald. Auf Vorstellung des Oberjägermeisters, dass „der alte Steinbock, ein schwarzer Satan, die Weibsen beim Holzlesen arg molestiert“, beschloss Se. Majestät, diesen böswilligen Burschen parforce zu jagen, welches anzusehen sich viele neugierige Berliner mit Weib und Kind durch den tiefen Sand nach dem kleinen Jagdschlösschen abquälten. Die Jägerei, an der Spitze der Oberjägermeister von Hertefeld, der Hofjägermeister Georg von Schlieben, Jagdjunker Benno Friedrich Brandt von Lindau empfing Se. Majestät vor dem Thore. Nach einem schnell eingenommenen kräftigen Frühstück zog der König auf seinem ostpreussischen Blauschimmel Hengst, gefolgt von den Jagdpagen Gloeden und Osten und den Kavalieren, der Stellstätte zu, wo die Meute englischer Parforce-Hunde, brav eingearbeitete „Lautläufer“, des Moments harrte, auf der vom Oberjäger Bock und den Besuchs-Knechten Wachs und Westrich ausgemachten Fährte angelegt zu werden. Zwölf Piqueure in roten Röcken mit grünen Sammetkragen, grünen Westen und Hosen, goldene Balletten auf den Schultern, vermochten kaum die wilde Gesellschaft zurückzuhalten. „Jagd frei!“ brauste das Feld hinter der lautjagenden Meute her, aber der schwarze Satan nahm nach kaum einer Viertelstunde in richtiger Erkenntnis einen 200 Morgen grossen undurchdringlichen Windbruch an, aus welchem er nicht zu vertreiben war. Missgestimmt kehrte Se. Majestät nach dem Jagdschloss zurück, „divertirte“ sich jedoch an einem Fuchsprellen im Schlosshof. Der grösste Parforcejäger damaliger Zeit, der alte Dessauer, der bei einer ordentlichen Jagd gewohnt war, mindestens drei „Klepper“ zu Schanden zu jagen, mehr wie 40 Thaler durfte aber ein „Schinder“ nicht kosten, wird über die Idee, einen Steinbock parforce zu jagen, gewaltig den Kopf geschüttelt haben. Nur die Herren

Digitized by Google

vom Marstall, Syberg, Schwerin und Schlieben, dürften vergnügte Gesichter gemacht haben, hatte doch die kurze Jagd vermutlich kein Pferdefleisch gekostet. Die Berliner werden sich dann wohl an den harmonischen Klängen der sechs doppelt gewundenen Waldhörner erquickt haben, die der Oberjägermeister von Hertefeld eigens bestellt hatte, und „worauf die Jägerburschen sich in der Musik exerzieren sollten, aus dem Clevischen, weil selbige allhier nicht so tüchtig, auch nicht vor den Preiss verfertiget werden." Das Stück hat aber auch acht Thaler gekostet, „daneben vor den Kasten, worinnen sie angekommen, und zu anderen notdürftigen Aussgaben zwei Thaler, an Postgeld allhier 6 Thaler, 4 Groschen und an Accise einen Thaler 8 Groschen."

Berl. Lok. Anz. 3. Nov 1899. Genthe.

---

73) **Ein Jagdabenteuer.** Die gegenwärtige Zeit der Parforcejagden ruft die Erinnerung an ein interessantes Jagderlebnis des Prinzen Carl von Preussen, des Bruders des alten Kaisers Wilhelm, wach, das noch heute in Zehlendorf, am Schauplatz der That, durch eine Tafel verewigt ist. Es war am 26. November 1876, als auf einer vom Prinzen Carl von Preussen veranstalteten Saujagd ein handfester Eber aus dem Grunewald in das Dorf überlief und dort von dem Prinzen abgefangen wurde. Der mitanwesende Graf Hohenau II. wurde von dem gereizten Tier nicht unerheblich verletzt. Vor dem Gasthof des Kaufmann Thiele wurde Halali geblasen, der Eber aber wurde vom Prinzen Carl den Bewohnern Zehlendorfs geschenkt und noch am Abend auf der Thiele'schen Kegelbahn ausgespielt. Als später auf dem erwähnten Platz eine an das Ereignis erinnernde Tafel mit einer in bunten Farben gemalten Jagdscene errichtet wurde, wohnten der Schwager unseres Kaisers, Erbprinz von Sachsen-Meiningen, Graf Hohenau und zahlreiche Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnison dem feierlichen Akte bei. Der Platz vor der Gastwirtschaft wurde „Halali-Platz" genannt, und als im Jahre 1880 ein Original von Gastwirt, Namens Drenkow, die Gastwirtschaft übernahm, erhielt er, im Anklang an Homers „göttlichen Sauhirt", den Beinamen „göttlicher Sauwirt", und sein Lokal wurde die „Sauwirtschaft" genannt. Welch' urgemütliche Stunden dort verlebt wurden, davon wissen noch heute zahlreiche Zehlendorfer Einwohner ein Lied zu singen. Als Drenkow sein zehnjähriges Jubiläum als „Sauwirt" feierte, liess er vor seinem Lokal eine Silberlinde pflanzen, die einige Jahre hindurch an das originelle Ereignis erinnerte. Jetzt ist der Baum längst eingegangen, und auch der „göttliche Sauwirt" ruht schon geraume Zeit unter dem grünen Rasen. Nur das verblasste Jagdbild erinnert noch an den einstigen Überläufer, den hier ein preussischer Prinz abfing. Berl. Lok. Anz. 14. Nov. 1899.

---

74) **Die Jagd und das Sprichwort.** Dass das Wort „Kneipe" der Jägerspraehe entstammt, dürfte gewiss viele überraschen. Das Wort „Kneipe" ist der Sprache der Vogelfänger entnommen und bedeutet eine Spalte in einem Holze, welche klemmt und festhält, auch das Tellholz bei den Sprenkeln, wodurch die Vögel gefangen und festgehalten wurden. Sodann nannten die Vogelfänger auch die Schänkstuben „Kneipen", in denen sie festgehalten wurden und mancher lockere Vogel gefangen wurde. Überhaupt sind aus

Digitized by Google

der Jagdsportsprache viele Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen und finden noch heutigen Tages vielfache Anwendung, ohne dass der eigentliche Ursprung und die Bedeutung derselben gekannt wird. So bedeutet „Auf Knall und Fall" den Schuss und das gleichzeitige Zusammenstürzen des Wildes. — „Einem die Haut über die Ohren ziehen", bedeutet das Abbalgen des Wildes — „Eine feine Nase haben" deutet auf die Spürnase des Jagdhundes hin. — „Sich drücken" heisst so viel wie sich durch Niederducken den Blicken des Jägers entziehen. — „Durch die Lappen gehen" erinnert an das Umzäunen des Jagdgebiets mit Garn, Netzen oder Tüchern, welche letztere, im Winde flatternd, das Wild vom Durchbruche abhalten sollten, oftmals aber ohne Erfolg. — „Prellen" war früher ein beliebtes Waidmannsvergnügen bei der Fuchsjagd, wobei der Fuchs auf straff gespannten Tüchern in die Höhe geschnellt und wieder aufgefangen wurde. — Der Ausdruck „Auf den Leim gehen" rührt von dem Vogelleim her, der zum Vogelfang benutzt wurde, und „Pechvogel" hiess der, der an den Leimruthen kleben blieb. — „Pfiffig" war der Jäger, welcher die Vogelstimmen zum Locken gut nachpfeifen konnte und alle Pfiffe verstand. — „Ausgehetzt" ist dasjenige Wild, welchem durch keine Hetze beizukommen ist. — „Eine wahre Hetzjagd", „abhetzen" sind heute viel gebrauchte Ausdrücke, wie sich überhaupt deren noch viele finden, die auf die edle Jägerei zurückzuführen sind.

Berl. Lok. Anz. 5. Okt. 1899.

---

75) **Ein deutscher Nationalpark.** Die als so materialistisch und übermässig praktisch verschrienen Amerikaner können uns dennoch auf manchem Gebiete als nachahmenswerte Muster von idealistischer und ästhetischer Denkart dienen. So bestehen dort schon lange die sogenannten Nationalparks, d. h. Landgebiete, die der Bebauung und der sonstigen Kulturbehandlung gesetzlich entzogen sind, um auch späteren Generationen Beispiele gewisser von der Natur geschaffener Bodenformationen mit ihren tierischen und pflanzlichen Bewohnern unverändert zu überliefern. Es ist sehr dankenswert, dass jetzt auf Anregung des Dr. Wetekamp im landwirtschaftlichen Ministerium Verhandlungen gepflogen werden, die die Schaffung eines deutschen Nationalparks in Aussicht stellen, so dass z. B. Wisent, Biber, Luchs, Elch, Nörz, Wildkatze u. a. m. der jetzt drohenden Vernichtung entzogen werden. Freilich wird dieser deutsche Nationalpark bei weitem nicht die Grösse der amerikanischen erreichen; hat doch z. B. der berühmte Yellowstonepark die Grösse der halben Provinz Westfalen, der Yosemitepark diejenige von Braunschweig und der wesentlich zur Konservierung der berühmten Mammuthbäume bestimmte Sequoiapark die Grösse des Hamburger Staatsgebiets; an die Freilassung solcher Riesenflächen ist ja bei uns nicht zu denken, aber einige Quadratkilometer werden wir doch wohl erübrigen.

Berl. Lok. Anz 6. Okt. 1899.

---

76) Hierzu gestatte ich mir folgende Nachschrift. Einen Nationalpark in dem vorstehenden Sinne in Mitten von Deutschland anzulegen, worin auch die grössern deutschen Raubtiere als Wildkatze, Luchse, Wolf, Bär, frei herum laufen, ist einfach ein Unding und würde niemals genehmigt werden

Digitized by Google

können. Ein der Sache entsprechendes Unternehmen wäre es, den zum skandinavischen Volksmuseum und Freiland-Museum (vgl. No. 70) in Skansen bei Stockholm befindlichen Tierpark nachzuahmen. Dazu bedarf es eines malerischen wilden Berggeländes mit schäumenden Bächen und grünen Matten; dort könnte man die schädlichen Tiere in grossen Gehägen, Bergen und die nützlichen Tiere sich noch freier bewegen lassen, jedenfalls unendlich viel ungezwungener als in den grössten Zoologischen Gärten. Dort könnte man das Elch und den Auerochsen und den Biber ansiedeln. Dort müssten auch die Hauptvertreter der freiwillig wachsenden deutschen Baum- und Strauchwelt angepflanzt werden. In den thüringischen Waldgebirgen dürfte sich ein solcher deutscher Nationalpark unter dem Schutze eines unserer wald- und waidliebenden Fürsten ohne besondere Schwierigkeiten schaffen lassen. Ein Freiland-Museum — im kleineren Massstab des Skansen-Freiland-Museums — möchte ich neben dem Neubau des märkischen Museums in dem dazu vorzüglich geeigneten Köllnischen Park einrichten. Vor allem müsste dort ein Bären-Zwinger und eine Wolfs-Schlucht sein. Auch würde ich gern daselbst die übrigen Haupttypen der brandenburgischen Tierwelt hegen, alles vom Standpunkt der Heimatkunde und der Heimatsgeschichte, also von ganz anderen Gesichtspunkten aus als sie im Zoologischen Garten hierselbst massgebend sind. Ob es aber, bei der Schwierigkeit, die es macht, neue Ideen zur Verwirklichung zu bringen, gelingen wird, diese Vorschläge durchzusetzen ist mir zweifelhaft. Und doch meine ich, könnten dieselben, wenn man sich mit Eifer dahinter setzte, verwirklicht werden und zwar fast ohne Belastung der Stadtkasse. Es würden sich sicherlich hochherzige Bürger finden, welche die Tiere und ihre Gelasse stifteten und auch Mittel zur Pflege und Instandhaltung aussetzten. Vielleicht bringt das neue Jahrhundert die Verwirklichung dieses märkischen Freiland-Museums im Köllnischen Park, welches unserer Bevölkerung recht eigentlich zur Belehrung und zur Unterhaltung dienen würde. Ein auf meine Anregung gemachter bescheidener Anfang, das für die heimischen Kriechtiere und Lurche eingerichtete Freiland-Vivarium im Humboldthain ist den Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia durch die Besichtigung am 26. Juni 1895 (Brandenburgia IV. 107) bekannt geworden.

Berlin, den 23. Dezember 1899. E. Friedel.

77) **Die Rieseljagd in Osdorf am 11. Januar 1881.** (Originalbericht des „Berliner Tageblatts".) Bei bitterer Winterkälte, aber an einem hellen, prächtig klaren, windstillen Morgen, der die — 8° R. wenig empfindlich erscheinen liess, versammelten sich die ca. 30 Schützen der diesjährigen Osdorfer Hasenjagd auf dem Bahnhof Lichterfelde, von wo dieselben mittels Wagen nach dem Kieferngehölz an der Ecke des Giesensdorf-Osdorfer Weges befördert wurden. Die weiteren erforderlichen, sehr präzisen Dispositionen wurden von dem Stadtrat Marggraff, Vorsitzenden der städtischen Kanalisation und dem Baurat Hobrecht, Chefingenieur derselben Behörde, zwei erfahrenen Jägern vor dem Herrn, mit Umsicht getroffen Es wurden keine Kesseltreiben,

Digitized by Google

vielmehr mit Rücksicht auf das Terrain fünf Vorstehetreiben in Scene gesetzt. Die Schützen, unter denen wir ausser den genannten Herren und den Osdorfer Beamten die Stadträte Kunz, Meubrink, Friedel und Waleker, die Stadtverordneten Hermes, Gerth, Schuppmann, Salge, Seibert, Gericke II, sowie viele geladene Gäste und Nachbaren bemerkten, entwickelten sich zu einer langen Feuerlinie, während die Treiber von einem weiten Halbkreis aus, mit lautem Hoho! und Horidoh! entsetzlich lärmend, alles jagdbare Wild den lauernden Flinten zuzutreiben bemüht waren. Unter letzteren fanden sich alle denkbaren Mordinstrumente vertreten von den feinsten Lefaucheux und Timpe, Barella, Dreyse und Lefaucheux bis zur altertümlichen, der Aufnahme in das Märkische Museum würdigen Donnerbüchse und dem naehgerade auch schon prähistorischen „Kuhfuss". Das Bild der Jagd war ein äusserst ansprechendes und übersichtliches, da sich auf den endlosen Schneeflächen auch der kleinste dunklere Gegenstand auf weithin scharf markiert abhob. Für die Schützen, welche in dem Hölzchen nach dem Gehöft von Osdorf standen, erinnerte die Einleitung des „Feuergefechts" an die kleinen Franktireur-Scharmützel im gleichen Monat vor zehn Jahren. Das Geknatter der Flinten begann auf dem linken Flügel, immer näher tönt das Geschrei der Treiber, endlich versuchen ein paar „Krumme" sich in dem äussersten Winkel der Schützenkette durchzuschleichen. Ein halb Dutzend grobe Schrotladungen bringen sie alsbald zur Strecke und belehren sie, dass die Abrechnung der Zeche für geäs'ten städtischen Rieselkohl gekommen ist. Die Treiben II, III und IV ziehen sich nach der von Berlin auf Grossbeeren zu führenden Chaussee und die Rosinanten der dort verkehrenden Berliner Milchwagen, sowie ihre verschlafenen Kutscher sind höchlichst verwundert über das kriegerische Treiben auf dem seit dem denkwürdigen Schlachttage gleichen Namens vielleicht selten durch so viele Schüsse unsicher gemachten Wege. Der Vater des Berliner Aquariums giebt hier auf bedeutende Entfernung einen Meisterschuss auf einen unglücklichen Lampe ab, der ohne zu mucksen tot hinfällt. Andere Hasen, welche offenbar die Jagdgesetze zu ihrem Frommen gut auswendig gelernt haben, begeben sich auf Gilkaseher Heinersdorfer Terrain; im Jagdeifer stürzt ihnen ein Dutzend Treiberjungen nach, um sie wieder auf städtisches Terrain zu lootsen, allein das Auge des Gesetzes waeht, indem im richtigen Moment der nachbarliche Feldhüter oder Flurschütz erscheint und den Übereifrigen ein Quos ego! zuruft. Ein im freien Felde bei einem Schuppen auflodernde Feuer gemahnt endlich die ermüdeten Sportsmen, dass es Frühstückszeit ist, und bald lagerte sich die ganze Gesellschaft um die von dem Restaurateur des Bahnhofs Lichterfelde, Herrn Schultz, aufgeschlagenen Feldtische. Bei Knackwurst und Jauersehen, Sülze und Eisbein in Begleitung von Portwein- und Sherrypunseh wurden die Erlebnisse besprochen, hier gespöttelt, dort gelobt, wie das so Brauch unter den Freunden der Diana. Alles, was über Müdigkeit und Embonpoint, Chiragra und Podagra, Hexenschuss und „Reissmaltüchtig", Kälte und Schnupfen geklagt hatte, verschnaufte und erholte sich hier wieder, und die beiden folgenden letzten Treiben wurden mit Eleganz abgehalten. Leider ist das Ergebnis der Hasenjagd diesmal schwächer, als im vorigen Jahr. Der „Krumme" thut sich zwar auf dem Berliner Kommunalkohlfeld naehts gütlich, tags aber ist er so undankbar,

Digitized by Google

auf die Felder der Herren Nürnberg, Gilka und Benno Meyer zu gehen, deren Jagd auf diese Weise erheblich aufgebessert worden ist. Ob ihm mehr die Nässe oder die Ausdünstung der Rieselfelder oder das viele Arbeitspersonal von Osdorf unleidlich ist — quien sabe? — Wahrscheinlich tragen alle drei Umstände dazu bei, ihn aus dem Kanalisationsterrain zu vertreiben. Dagegen fiel den Teilnehmern die Menge von Rebhühnern auf, welche gelegentlich des Treibens aufgescheucht wurden, wegen der Schonzeit aber nicht geschossen werden durften. Noch einen Vorteil hat die diesmalige Jagd, ausser dem Schussgeld für die erlegten Hasen, der Kommune Berlin dadurch gebracht, dass sich hier wohl über 100 Zeugen von den geradezu komischen Übertreibungen überführen konnten, welche aus Veranlassung des neulichen Rohrbruchs der Kanalisationsleitung über den angeblich dadurch verursachten Schaden kolportiert worden sind. Von einer Unterwaschung oder Beschädigung der Chaussee vermochte das kritischste Auge keine Spur zu entdecken. Um 3 Uhr nahmen die Teilnehmer ein gemeinschaftliches Essen im Bahnhof Lichterfelde der Anhalter Bahn ein und fuhren, bis zum letzten Augenblick vom herrlichsten Wetter begünstigt, 52 Minuten später nach Berlin zurück. Uns aber fallen gerade die Worte in die Augen, welche Landgraf Philipp von Hessen in seinem Testament brauchte: „Hätte der Herr kein Wildpret haben wollen, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noah lassen nehmen, es sollen sich die Herren damit zu Zeiten verlustieren, die sonsten mit schweren Geschäften überhäuft sind. Die Herren vernehmen auch, wenn sie auf der Jagd sind, wohl mancherlei, was ihnen sonsten entgeht; sie lernen ihr Eigen und ihre Grenzen besser kennen, und mancher arme Mann kann dabei mit ihnen sprechen, der anders nicht zugelassen wird." — Und damit auf Wiedersehen im städtischen Wildanger anno 1882!

B. T. Bl. 13. Jan. 1881. E. Friedel.

---

78) **Wild innerhalb Berlins.** (Wachteln No. 1, Rebhühner No. 35, wilde Kaninchen No. 42, Marder, Iltis, Wiesel No. 79.) Im dem Teile des Invalidenhaus-Parkes um die Gnadenkirche sind grosse cylinderförmige Körbe zur Aufnahme überflüssig gewordenen Packpapieres aufgestellt. Ein solcher befindet sich dicht neben der Bank unter dem alten Ahorn unfern des Grenzzaunes der anstossenden Gärtnerei. Durch den Boden des Korbes haben Ratten ein Loch genagt, um einschlüpfen und nach Speiseresten suchen zu können, das zu gleichem Zwecke auch von Mäusen benutzt wird. Als vor ein paar Tagen zwei Arbeiter früh von der Kessel- nach der Invalidenstrasse dort vorübergingen, sahen sie, dass der Inhalt des Korbes sich bewegte und sich ein Tier mit langem buschigen Schwanz und weisser Kehle, ein prächtiger Steinmarder, darin zu verbergen suchte, den abzufangen, um den herrlichen Winterpelz ihm auszuziehen, sie sich jedoch vergeblich bemühten. Denn, wütend um sich beissend, war der Marder mit einem Satze auf dem Baume, spitzte die Ohren und fletschte die Zähne. Die „Jäger" hatten nur noch das Nachsehen und waren ärgerlich, dass ihnen „dieser schöne Weihnachten" entgangen war; denn „zehn Mark sei der Pelz doch wohl wert". Wie der Parkaufseher weiss, sind Marder an dieser Stelle

Digitized by Google

keine Seltenheit und dringen vom Invalidenhause her hier ein. An der Torfstrasse sind Jagden auf Marder, Iltisse und Wiesel bei strenger Kälte durchaus nicht ungewöhnlich. Hier hausen die Tiere in den alten hohlen Pappeln hinter den morschen Bretterzäunen über-dichtesten Bocksdornhecken. Der Fang erfolgt derart, dass an dem Schlupfloch ein Sack befestigt und der betreffende Räuber durch Anwendung von allerlei Chikanen, selbst Feuerbränden, hineingetrieben wird. Die Jagden sind hier Notwehr; denn die Räuber dringen am Abend in die Höfe vor und würgen das Hausgeflügel ab.

N. Z. 29. 12. 1899.

Kleinere Mitteilungen.

Der Mariensee bei Kloster Chorin. Exkursionsbericht des Märkischen Provinzial-Museums vom 21. Juli 1895 erstattet von Ernst Friedel.

Es interessierten uns heut weniger die herrlichen, aber ungezählte Male beschriebenen Kosterruinen von Chorin, welche auch wohl noch einmal ihre Wiederherstellung, ähnlich der Ruine von Lehnin, erleben werden, als wie die naturgeschichtlichen Verhältnisse des vom Kloster östlich belegenen Amtssees, gewöhnlich choriner See oder mit ältester Bezeichnung Mariensee (Stagnum Beatae Virginis Mariae) genannt.

Der See mit meist steil abfallenden Ufern hat an sich etwas Feierliches und Finsteres, was selbst heut mitten im Sommer sich geltend machte. Man sieht dem Gewässer an, dass es zu allerhand Legenden und Sagen Anlass geben mag.

Ein alter Fischer, welcher gleichzeitig den Dienst als Bademeister versieht, brachte uns nach der im See befindlichen, von fernher schon an ihrem prächtigen Baumwuchs kenntlichen Insel.

Dieselbe enthält zwischen der Anfuhrt und der Badestelle einen festen diluvialen Kernboden mit vielen grossen erratischen Blöcken; daneben schliesst sich eine sehr sumpfige mit Erlen und Farrenkraut bestandene verschilfte Stelle an, welche sich einem vorspringenden Punkte des festen Ufers unterhalb des Forstgartens nähert. Man kann aber — bei Lebensgefahr — weder hier hindurch schwimmen, so verkrautet, noch hindurch waten, so weich, trotz des trockenen Hochsommers, ist der Grund. Daselbst soll nach Herrn Hegemeister Raatzs Meinung eine Brücke oder Fuhrt nach der Insel geführt haben, und in dem versumpften Teile vermutet er einen wendischen Pfahlbau als Unterlage.

Wir haben äusserlich nichts davon entdecken können, es sind hier freilich in unendlicher Zahl Erlenwurzeln verzweigt, welche das Nachgraben sehr erschweren. Diese Erlen treiben aus den im Seewasser freiliegenden Hauptwurzeln unzählige kleine fuchsrote oder orangegelbe Saugewurzeln, oft in einer Länger bis zu 2 Meter ohne irgend welche Erde, frei in das Wasser des Sees hinein. Flottieren diese, wie heut der Fall war, in Folge des Windes lose im Wasser, so gemahnt der Anblick an eine auf- und niedertauchende

Digitized by Google

Seetang-Bank in einer Meeresbucht, oder mit gröberem Vergleich an einen schwimmenden Fuchspelz. Man kann sich nur schwer von der Wahrheit, dass es sich, wie gesagt, lediglich um zahllose ohne Erde frei im Wasser gewachsene Sauge-Wurzelpolster von Alnus glutinosa handele, überzeugen.

In den dreissiger Jahren sind auf dem kleinen Eiland schöne Bäume, namentlich Rottannen angepflanzt worden, die sich mächtig entwickelt haben, desgl. finden sich allerlei verwilderte Zierstauden, Johannisbeersträucher und dergl. als Überlebsel früherer sorglicher menschlicher Kultur vor. Auch Reste eines Fachwerkbaues einer hier vor Jahrzehnten bestandenen Bleicherei sind noch da.

Im Wasser liegen zahlreiche vom Winde umgestürzte Bäume, Erlen der beschriebenen Art, die allmählich durch den Wellenschlag gänzlich unterspült und abständig wurden, desgl. Espen, Weiden und auch einzelne Eichen.

Unser Ferge und gleichzeitige Führer wollte hierauf die vermuteten Pfahlbauten beziehen, meinte dagegen, südlich von Chorin im Bach-See (oder Bahr-See der Generalstabskarte) ständen in der Mitte eine Menge von eingerammten uralten Pfählen, die darauf, dass hier in der Vorzeit eine Besiedelung bestanden haben könne, einen Schluss erlaubten. Die Stelle verdient eine Untersuchung.

Noch sei erwähnt, dass in dem Sumpf der Insel im Amtssee einzelne grosse Geschiebeblöcke lagen, welche nur durch die Wurzeln der hier wachsenden Birken, Weiden und Erlen vor dem Versinken geschützt worden sind. Diese Steine müssen, wann ist wohl nicht mehr festzustellen, durch Menschenhand hier hingeworfen sein. Der teils sumpfige, teils mit Wurzeln und altem Holzwerk bedeckte Seeboden rät im Amtssee überall zu grosser Vorsicht beim Baden.

Unterhalb der Neuen Klosterschenke ist eine oben abgerundete Steinplatte zum Gedächtnis einer im Amtssee i. J. 1893 wenige Schritt vom Ufer hier ertrunkenen jungen Berliner Dame, Fräulein Siems, aufgestellt, ein Mahnzeichen, das zur Vorsicht beim Baden an dem jäh in den See abfallenden Ufer auffordert, da der Grund des Gewässers teils morastig, teils mit Wasserpflanzen und Wurzeln durchsetzt ist, die dem Badenden oder Schwimmenden gefährlich werden können.

Einen Abfluss hat der See an der Nordwest-Ecke Dieser Bachgraben, in dessen Nähe altes Mauerwerk der Kloster-Umfassungsmauern steht, hat romantische Ufer, ist tief eingeschnitten und murmelt klar und stark strömend über steinigen Grund. Dieser Abfluss steht nordöstlich mit dem Weissen und dem Grossen Paarsteiner See in Verbindung. An dem Mörtel des alten Mauerwerks wurden an, für unsere Gegend selteneren, lebenden Schnecken vor allem die den Mönchen als leckere Fastenspeise gedient habende fette grosse Weinbergsschnecke Helix pomatia L. gesammelt, ferner eine kleine flache Schnirkelschnecke Helix rotundata Müll. und eine Schliessmundschnecke Clausilia laminata Mont. In dem Bachgraben fanden sich an Muscheln, ausser zahllosen Sphaerium corneum L., Unio batavus Lam. im See Unio tumidus Retz. und U. pictorum L., die Teichmuschel Anodonta piscinalis Nilss. sowie die Deckelschnecken Vivipera vera v. Frauen und V. achatina Müll.

Digitized by Google

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Lurchen geschenkt, da sich auf sie, eine bei unsern Klosterseen wiederkehrende Volksüberlieferung bezieht. Ad. Kuhn (Märk. Sagen, 1843 Nr. 192) erzählt von den stummen Fröschen zu Chorin. „In dem bei den Kloster Chorin gelegenen kleineren Mariensee befindet sich zwar eine grosse Zahl von Fröschen, aber so viele ihrer auch darin sind, so lässt doch keiner irgend jemals sein Gequäk vernehmen. Das kommt, wie einige behaupten, daher, dass, als das ganze Kloster verwünscht worden, auch die Frösche mit verwünscht und zu ewigem Schweigen verdammt wurden. Andere behaupten, einst als noch Mönche in dem Kloster wohnten, hätten die Frösche mit gewaltigem Gequäk die Andacht derselben gestört, so dass die Frommen, als es gar kein Ende hätte nehmen wollen, endlich Gott gebeten jene auf ewig verstummen zu machen, und das sei auch augenblicklich in Erfüllung gegangen. Seit dem Augenblick sind nun die Frösche stumm bis auf den heutigen Tag. *)

In dem See fanden wir den Wasserfrosch, unsern gesangslustigen „grünen Jäger“ (Rana esculenta L.) nicht vor, es wurde uns bestätigt dass er dem See fehlt.

In der Nähe des Ufers sprang allerdings der Feld- oder Grasfrosch (Rana muta Laur.) herum, derselbe geht aber nur gedrungen ins Wasser und wir konnten ihn nur durch Treiben, in das Wasser des Sees zu flüchten, nötigen, welches jetzt im Hochsommer + 15° R hatte, also ganz annehmlich warm war. Gleichwohl verliessen diese Landfrösche sofort wieder das Wasser. Dieser Frosch ist, wie sein Artname richtig besagt, meist stumm. Die Ursache, weshalb die eigentlichen Quakfrösche den See meiden, namentlich in ihm nicht laichen, liegt in seiner Kaltgründigkeit, welche wiederum mit kalten Quellen zusammenhängt. Auch wird das Seeufer derartig an vielen Stellen von den über demselben hängenden Baumästen beschattet, dass das Wasser an der Oberfläche eine den Wasserfröschen nicht zusagende Kühle hat. Wir erklären uns aus diesem Fehlen der sonst so lauten eigentlichen Wasserfrösche die Sage von den stummen Fröschen. Die erste Version der Sage nach Kuhn ist offenbar nachreformatorisch als das Volk über das Eingehen des Klosters grübelte; die zweite Fassung ist gewiss die ältere. — Auch Erdkröten (Bufo vulgaris Laur.) waren in Menge nahe dem Ufer sichtbar.

Von Mariensee besuchten wir das nordwestlich belegene Dorf Chorinchen, woselbst nach der Sage,**) die letzte Schlacht geschlagen wird, so blutig, dass das ganze übrig bleibende deutsche Heer unter einem alten Knödelbaum Platz findet. Auf dem Wege vom Dorf Chorinchen nach der Chaussee zum Bahnhof Chorin links fanden wir den Boden, um Wegebaustoff zu gewinnen, ausgeschachtet. Dabei ist eine flach gewölbte Sandkuppe angeschnitten, welche etwa einen Meter unter dem obern deckenden Flugsand eine weit ausgedehnte, vielleicht mehrere Magdeburger Morgen

*) Vgl. W. Schwartz: Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 3. Aufl. (1895) Nr. 89.

**) Schwartz a. a. O. Nr. 90. — Die Brandenburgia war am 2. September 1894 in Chorin. Brandenburgia III. S. 127—132.

Digitized by Google

grosse Brandschicht von mehreren Zoll Dicke zeigte, in der wir wendische Thongefässreste (B. II. 20578 des Märk. Museums) fanden, anscheinend von einer Ansiedlungsstelle herrührend.

Ueber die Bedeutung von Wik — Inwik — Wikbild — Weichbild etc., Begriffe, welche auch in der märkischen Heimatkunde eine Rolle spielen. R. Henning-Strassburg sagt bei seiner ausführlichen Erörterung über „Meitzens Siedelung und Agrarwesen" (Zeitschrift für deutsche Altertumskunde) Nr. 43, Berlin 1899, S. 249 hinsichtlich des Wortes „Wik" folgendes: „Eine der ältesten Benennungen solcher Anlagen [d. h. der nordd. Stadtanlagen] ist jedenfalls das Wik, vgl. „die alte Wik", die Domfreiheit in Hildesheim, die alte Wik oder Brunswig in Braunschweig u. s. f. Das Wort hat seine eigentliche Verbreitung in Sachsen und Niederdeutschland. Dass es aus dem lateinischen vicus entlehnt sei, wie Kluge meint, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Wie sollten die Deutschen, die immer ihre Dörfer hatten und benannten, in einer von direkten römischen Einflüssen und Überlieferungen enfernten Gegend zu der Entlehnung gekommen sein? Sollte man dann nicht eher am Rhein und in Oberdeutschland solche Namen erwarten, die hier jedoch völlig fehlen? Das Wort ist alt und bezeichnete wohl ursprünglich eine regelmässige, gesicherte Anlage. — Nach solchen offenbar kunstgerechten Lagerplätzen wurden die in England sich einnistenden Feinde nach Bugges und Müllenhoffs Ansicht (Beowulf S. 97) „Wikinger" genannt. So ist das Wort und zweifellos auch die Sache älter, als dass für diese Anlagen an südliche Einflüsse gedacht werden könnte. Sie gehen in die Zeit der ältesten sächsischen (und wendischen?) Städtegründungen zurück, welche eine übersichtliche und schützende Anlage mit einander vereinigten, wie das zweifellos schon für die Lagerplätze der Wikinger anzunehmen ist. Das Wort wird zu wiken, „weichen, Platz machen", gehören und bezeichnet eine Stelle, von der man zu weichen hat, die aus den sonstigen Ortsverbänden herausgelöst und insofern auch eine „Freiheit" (vgl. Domfreiheit, Schlossfreiheit) oder Immunität ist.

So wird man die äusseren Vorbilder für die „Wiken" und die regelmässigen Stadtanlagen zunächst bei denjenigen Stämmen zu suchen haben, welche zuerst und vor allem in der Fremde gesicherte Lagerplätze absteckten. Dass die sächsischen Kolonisten und die nordischen Seevölker dabei eine grössere Rolle gespielt haben, ist nicht zu bezweifeln, und so sei nochmals an die nordischen Dörfer erinnert, mit dem grossen freien Mittelraum, der bei regelmässiger Anordnung viereckig oder rund wird, — dem Vorbild aller Märkte mit ihrer Orientierung nach den Himmelsrichtungen und den vier Wegen, welche zum Orte führen: Merkmale, die auch bei der Stadtanlage der Slavenländer wiederkehren." E. Fr.

Warum ist unser heimischer Weinbau zurückgegangen? Dies Thema, welches in unserer Brandenburgia mehrmals besprochen worden, ist auch sonst bezüglich Norddeutschlands vielfach erörtert worden. Gewöhnlich

Digitized by Google

werden als Gründe angeführt: a) Verwüstung der Weinberge im dreissigjährigen Krieg, b) Fehlschlag der Traubenernten durch Erfrieren der Reben oder kalte Sommer, c) Veränderung des Geschmacks, der vollere und bessere Trinkweine bevorzugt, d) zunehmende Einfuhr billigerer Tafeltrauben und billigerer leichter Weine aus den verschiedensten besser belegenen Teilen Europas und anderer Erdteile.

Einen neuen Grund zum Rückgange der Rebenzucht führt der Dirigent der önochemischen Versuchsstation zu Geisenheim Dr. Kulisch ins Feld. Der sehr rührige Gewerbe- und Gartenbauverein zu Grüneberg hat genannten Sachverständigen zu einer Prüfung der Weinbau-Verhältnisse an Ort und Stelle veranlasst. Die vorgenommene Kostprobe der Weissweine hat Herrn Dr. Kulisch durchaus befriedigt. Der Wein, welcher in Berlin den Spitznamen „Grüneberger Schattenseite" führt, ist in der That besser als sein Ruf und ward als für Handelszwecke wohl geeignet befunden. Aber nur der Weisswein; dagegen konnte Dr. Kulisch den zwar an sich brauchbaren Rotweinen nicht das Wort reden, indem die Grüneberger Rebe, wie das deutsche Gewächs in allen Weinbaugegenden sich besser zu Weissweinen als zu Rotweinen eigne. Alle deutschen Rotweine, meint Dr. K., stehen den Rotweinen südlicher Länder nach, da dem deutschen Erzeugnis fehle, dass es weich, herb, feurig und warm sei. Ausserdem findet Dr. K. — und dies ist eben das auch wohl für die Provinz Brandenburg geltende Novum —, dass der Grünberger Sandboden infolge der Jahrhunderte hindurch betriebenen Weinkultur bodenmüde und bodenhungrig geworden ist; er empfiehlt deshalb zum Wiederaufbau der ausgesaugten Stoffe, deren die Rebe bedarf, eine gründliche Erneuerung durch zusagendere Düngung mit tierischen und pflanzlichen Stoffen, als Beigabe mit Kalk, Kainit und Thomasmehl. Für sehr geeignet erachtet Dr. K. den Torfmüll-Dung. Auch sollte eine Verjüngung der Weinkulturen durch Aufzucht neuer Reben aus Reisern angestrebt werden. (Vgl. Mitt. über Landwirtschaft etc. Berlin 1898, Nr. 29.) E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Nachträge
zur Dorfchronik von Nieder-Görsdorf.

Von **E. Zimmermann**, Pfarrer,
und **P. Zimmermann**, cand. r. min.

Religiöses Leben.

Ist der niedersächsische Volksstamm durch sein ruhiges und bedächtiges Wesen schon von Natur zur Ausübung einer besonderen Frömmigkeit angeleget, so hat dieser religiöse Sinn unter der Pflege des Landesherrn, Bischofs von Magdeburg, reiche Nahrung gefunden. Schon die Namengebung der Kinder zeigt den Gedankenkreis an, in welchem sich die alten Fläminger bewegt haben. —

Da finden wir in den Kirchenbüchern, welche bis 1630 hinaufgehen, ausschliesslich biblische Vornamen: Abraham, Jacob, Michael, Andreas, Peter, Johannes, Jeremias, Balthasar (Balzer), Valentin, Martin, Thomas, Matthens. Schon 1671 lässt der Pastor loci seinen Sohn auf Christian Gottfried taufen, 1674 Christian Friedrich, und unter den Paten findet sich ein Christian, Gottfried und Friedrich. Die Mädchen führen die Namen: Marie, Anna, Elisabeth, Ursula, Gertraud, Dorothea, Margarethe. 1703 lässt der p. loci seine Tochter Sophia taufen. Vom Jahre 1736 überwiegen die Namen: Gottfried, Gottlob, Johann Christian, Christian.

1743 führt der p. loci die Namen Carl Friedrich ein.

1763 empfängt das Söhnlein des p. loci den Namen: Johann Carl Wilhelm.

Die Mädchen tragen in dieser Zeit vorwiegend den Namen: Anna, doch kommt auch schon der Name Wilhelmine auf; der p. loci giebt 1790 seiner Tochter den Namen Carolina Amalia und 1802 Wilhelmine Amalie Henriette.

Diese Namen halten sich so ziemlich bis 1818, wo die Namen August und Luise hinzukommen; die Namen Friedrich und Wilhelm werden häufiger. 1835 erscheint der Name Albert, welcher von nun an öfter gebraucht wird, 1846 zumeist der Name Ernst im Gebrauch, 1850 Ludwig nur einmal.

Digitized by Google

Seit 1850 wiegt der Name Caroline vor.

Von 1854 finden sich nur noch die modernen Namen: August, Friedrich, Albert, Ernst neben Gottfried, Gottlob, Gotthelf. Seit 1874 erscheinen die Namen: Richard, Reinhardt, Reinhold, Gustav, Emil, Eduard, Edelfried, Otto, Arthur, Robert, Alfred, Oscar, Erwin, Ehrich, und für Mädchen: Hildegard, Alma, Charlotte, Selma, Frieda, Alwine, Else, Pauline. —

Auch an Liebesgaben für die Kirche hat es nicht gefehlt. 1766 hat eine wohlthätige Hand an einem hohen Tag früh eine grosse zinnerne Kanne zum Gebrauch bei der heiligen Taufe auf den Taufstein gesetzt, welches Geschenkes beim Neujahrswunsch erwähnt wurde.

1770 hat Hans Müller, ein gottesfürchtiger Mann, den Altar mit grünem Tuch bekleidet, wie denn auch die vasa sacra von ihm und seinen Vorfahren hergekommen sind.

1779 hat der p. loci zum Andenken, dass die Kanzel und der Taufstein 100 Jahr gestanden, eine Kanzel- und Taufsteinbekleidung besorgt, welche von grünem hellen Atlas mit weissen seidenen Borten und Franzen gemacht worden war und 14 Thaler gekostet hat. Dazu hat gegeben:

der Gerichtsschulze Hans Hecht	18	Groschen
Christian Hecht	4	„
Hans Lehmann	4	„
die Krügerin	16	„
die Kirche	5	Thaler
am Erntefest gesammelt . . .	2—5	Groschen.

1782 hat der gottselige Hans Müller die alte zinnerne Weinholflasche umgiessen lassen, und in demselben Jahre ist von der Krügerin Anna Elisabeth Kühastin eine zinnerne Kanne zum Gebrauch bei der Communion geschenkt worden.

1784 wurde von Maria Elisabeth Freidankin in Hans Eichelbauers Gut nach überstandenen harten Zufällen in ihren Wochen am 24. p. Trin. bei ihrem Kirchgang ein grünseidenes Tuch übers Pult gelegt.

In demselben Jahre wurde am IV. Advent von Dorothea Christine Hildigerin geb. Müllerin und Anna Elisabeth Müllerin, Hans Müllers Witwe, ein schöner silberner Kelch, inwendig vergoldet, nebst Oblaten-Teller, zusammen 19 gute Loth schwer, gewidmet. Der Kelch war in Leipzig vom Juwelier Geissler gemacht. — Wo ist dies geblieben!

1854 hat die Jugend einen Kronleuchter geschenkt.

In der Sakristei befindet sich neben der sächsischen Kirchenordnung (General-Artikel) und einigen Agenden auch:

Digitized by Google

Magdeburg: und Halberstädtsche
Kirchen Agende
Auf sonderbaren und gnädigst. Befehl
des Durchlauchtigst. Grossmächtigst. Fürsten und Herren
Herrn Gustav Adolph der Schweden, Gothen und Wenden
Königs, Grossfürsten zu Finland, Herzog von Ehesten und
Cauclen, Herrn über Ingermanland.
MDCXXXII
Hall in Sachsen. In verlegung Melchior Ölschlegels.

Wie schon berichtet ist, konnten die hiesigen Einwohner bei der Kirchenvisitation 1650 gut beten. Sie waren auch in früheren Zeiten sehr fleissige Besucher des Gotteshauses, die Kirchenstühle der Hüfner waren regelmässig voll besetzt; auch die Dienstboten wurden zur Kirche angehalten und erschienen so zahlreich, dass einmal der Knechtechor durchbrach. Der Abendmahlsbesuch geschah regelmässig in den Vierzeiten und fast jeder Einwohner communicierte viermal im Jahre. Verheiratete und junge Leute gingen getrennt zum Abendmahl. Die Zahl der Communicanten ging bis 470, obwohl das Dorf nur halb so gross war wie jetzt, wo circa 350 Abendmahlsgäste gezählt werden. Einzelne Personen communicieren jetzt bloss einmal, und auch die Jugend ist lässig geworden. Früher wurde neben den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen noch Gross-Neujahr, Mariä Heimsuchung. Grün-Donnerstag, Johanni, Michaelis und das Reformationsfest am 31. Oktober als Festtage begangen. Später wurden sie dann so gehalten, dass am Nachmittage ein Tanzvergnügen stattfand. Als dann auch infolge der Separation keine Einheit in der Gemeinde war, und die einen lärmende Arbeit vollbrachten, während die anderen feierten, sind diese Feste eingegangen. In der Fastenzeit werden fünf Gottesdienste abgehalten. Früher fand in derselben ein Examen mit den jungen Leuten statt, und beteiligten sich dieselben an demselben reichlich. Es kamen auch ältere Leute bis zum Alter von 30 Jahren. Säumige oder gar Renitente wurden mit einer Kirchenstrafe in Geld belegt. — Nach der Einsegnung blieben die jungen Leute noch 2 Jahr vom Besuch der Tanzvergnügungen zurück. Waren sie ungezogen, so mussten sie den saueren Weg nach Kloster Zinna antreten, wo es oft harte Strafe mit dem Stocke gab. Die Konfirmanden wurden in den Betstunden, welche an jedem Sonntag, Nachmittag von 1—2 Uhr, stattfanden, dahin verwendet, dass sich zwei von ihnen ein Stück des Katechismus abfragten und dass sie einen Psalm vorzulesen hatten. Vom zehnten Jahr besuchten die Kinder als Chorschüler regelmässig die Kirche und besorgten unter Aufsicht des Lehrers das Geläut der Glocken. — Wo ist diese Zeit geblieben, wo auch in jeder Haus-

Digitized by Google

haltung das Gebet gepflegt wurde. Bei Tisch wurde vom Hausherrn der Segen gesprochen, dann folgte das Vaterunser von der Hausfrau und dann noch ein Gebet von einem Kinde. War der Hausherr nicht zugegen, so verrichtete der Grossknecht das Gebet. — Jetzt fängt die alte Frömmigkeit an zu wanken. — Zu den Akten liegt eine Übersicht von jedem Sonntag über den Kirchenbesuch des letzten Jahres im vorigen Jahrhundert. —

Sittlich-religiöses Leben.

Die Kindererziehung ist in guter Ordnung und ist über Verzärtlichung im ganzen nicht zu klagen. Weil in den Häusern auf Gehorsam gehalten wird, hat die Schule über aufsässiges Wesen keine Klage zu führen. Die Kinder werden zu einem freien, offenen Wesen angeleitet, und es ist gelungen, sie so zutraulich zu machen, dass sie auf der Strasse nicht scheu ausweichen, sondern laut und frisch antworten. Diese Zutraulichkeit findet sich auch bei den schon Eingesegneten, so dass von Ungezogenheiten auf der Strasse in letzter Zeit nicht die Rede gewesen ist; höchstens vergisst sich mal ein zugezogener Knecht. Es ist wohl vorgekommen, dass so ein kleiner Knirps mit geballter Faust gerufen hat: „Na waahre man, Magister"; aber auf der anderen Seite kommen die Kinder auch ganz zutraulich mit der Bitte, sich im Pfarrgarten Strauchobst pflücken zu dürfen. Gern sind die Eltern bereit, ihren Kindern eine Freude zu machen, und wenn ein Karussel oder ein Puppenspiel ins Dorf kommt, wird ihnen gern ein Groschen gereicht: es hat nie grosse Not gemacht, die Unkosten für die Turnreisen aufzutreiben. Auch für Beschaffung des Lehrmaterials für die Schule ist stets aufs beste gesorgt worden. Die Erziehung zum Patriotismus wird in der Nähe der historischen Stätte des Denkmals der Schlacht von Dennewitz nicht so schwer. Obwohl die Fläminger selten zum Militärdienst grosse Vorliebe haben und nur selten ein Berufssoldat aus ihnen hervorgeht, so werden doch häufig zwischen den hiesigen Kindern und denen von Dennewitz nach den Regeln der Kunst Schlachten ausgeführt, bei denen es oft hart hergeht und auf deren Abstellung hingearbeitet werden muss.

Die hiesigen Einwohner sind königstreu und, nachdem nunmehr seit 100 Jahren diese Orte dem preussischen Staate einverleibt worden sind, ist die Erinnerung an vergangene Zeiten so ziemlich erloschen. Vor 20 Jahren konnte man es noch erleben, dass unsere Leute, wenn sie mit den Altpreussen in Jüterbog zusammenkamen, sich gegen diese, zumal wenn sie sich gross machen wollten, wegen der Plünderung von 1813 sehr bitter aussprachen. — Ihren Patriotismus beweisen die hiesigen Einwohner dahin, dass sie gern an den patriotischen Feiern am Denkmal teilnehmen und dass sie in den politischen Wahlen ihre Stimmen stets im königstreuen Sinne abgegeben haben, auch mit Ernst bemüht sind,

Digitized by Google

fremdes Wesen vom Dorfe fern zu halten. Aus solcher treuen Gesinnung ging auch der Beschluss hervor, Ihrer Majestät der Kaiserin im Jahre 1900 einen Glückwunsch zu senden, und die Freude war gross, als die Hohe Frau ihren herzlichen Dank aussprechen liess, und ausserdem auf die Darreichung unserer kleinen Dorfgeschichte geruhte, einen Beitrag von 300 M. zum Bau einer neuen Orgel zu übergeben.

Von Prozessen und Streitsucht ist nicht die Rede, ja seit langer, langer Zeit ist kein Prozess vor Gericht in der Erinnerung. Es kommen wohl Meinungsverschiedenheiten vor, ja auch rechthaberische Leute finden sich; aber der Friede ist nicht dauernd gestört worden und die Rechthaber werden bald erkannt und können nicht recht aufkommen. Oft ist die Rechthaberei spasshaft. Ein guter alter Hüfner hatte so gelegentlich mit dem Pfarrer über den Zaun hinweg eine Unterredung. „Herr Magister, ich denke mir, dass Frankreich dorthin liegt" — er wies nach Osten. Nachdem er belehrt worden war, sagte er so im tiefen Ernst: „Nein, was ich mir so denke, das muss wahr sein und das lasse ich mir nicht nehmen." Darauf konnte ihm nur erwidert werden: „Nun, Vater M., dann glauben sie nur getrost, das wird sie nicht hindern, selig zu sterben." Hierbei ist noch zu erwähnen, dass vor 20 Jahren hier allgemein jeder ältere Einwohner mit Vater angeredet wurde, jetzt sagt man Herr. Ein schöner Fortschritt ist es auch, dass die hiesigen Gastwirte grössere Tanzsäle erbaut haben, so dass die Vergnügungen, aus den engen Stuben entrückt, mehr durchsichtig werden und eine edlere Gestalt annehmen.

Über Diebstahl in der Gemeinde ist nicht gerade Klage, und ausser einem Fall ist seit vielen Jahren niemand darum bestraft worden. Gegen Holzdiebstähle, welche wohl verübt werden, denn man schlägt diese Sünde weniger hoch an, sucht man sich dadurch zu schützen, dass man einige Stücke Kleinholz in dem aufgestapelten Holzhaufen anbohrt und mit einer Gabe Pulver so herrichtet, dass sie beim Verbrennen sehr leicht den Ofen sprengen können. Obst wird von den Knechten gestohlen, und sie tragen sich auf die Heuboden Vorräte für den Winter zusammen wie die Hamster. Diese Stehlereien, welche der Bauer geduldig über sich ergehen lässt, mögen wohl auch der Grund sein, warum die Leute weniger gutes Obst anpflanzen; sie kaufen das nötige vom Händler. —

In den Alleen findet man zumeist die saure Kirsche und Feldpflaume, wohl kaum einen Apfel- und Birnbaum. Trunkenbolde giebt es hier nicht; es ist selten, dass sich jemand dahin vergisst, und er kann sicher auf Geringschätzung rechnen. —

Einen nicht besonders guten Einfluss üben die nahen Artillerie-Schiessplätze aus. Dort giebt es ein fideles Leben; in den Wirtschaften, von denen 2 hierher gehören, werden Schänkmamsells gehalten. Auch

Digitized by Google

kommen die Soldaten häufig am Sonntag hierher, wodurch die Sonntagsruhe oft arg gestört wird. Nun die Gemeinden sind schon zufrieden, dass sie ständige Einquartierung, welche vor Errichtung der Baracken hier stattfand, los geworden sind. Auch hat durch die Herstellung einer Eisenbahn, welche vom Schiessplatz Verbindung nach Treuenbrietzen und Jüterbog hat, der Zuzug von Soldaten hierher sehr abgenommen. Die meisten von ihnen kommen nur noch, um das Denkmal zu besuchen.

Erbschaftsverhältnisse.

Von den 26 Wirtschaften in Nieder-Görsdorf ist nur Nr. 8 in ganz fremde Hände im Jahre 1871 übergegangen; No. 5 Augerähen (Andreas) wird im Jahre 1886 an zwei Brüder aufgeteilt. Es haben sich die Namen der Vorwirte fast überall lebendig erhalten.

No. 2 Linke—Müller, No. 3 Dörnchen—Müller, No. 4 Hendrich—Schulze, No. 5 Augerähen—Freidank, No. 6 Aussen—Hecht, No. 7 —, No. 8 Meier—Lehmann, No. 10 Bossdorf—Müller, No. 19 Petersch—Meske, No. 21 Jochen—Hecht, No. 22 Schulze-Hecht, No. 23 Bornad—Müller, No. 24 Jesper—Hecht, No. 25 Lenzen—Zwanziger, No. 26 Möllersch—Windmüller. Diese Namen lassen sich bis auf No. 4 und No. 5 nachweisen, No. 23 Bornad soll gleich Bornhans sein, weil dieser Wirt die Brunnen in Ordnung zu halten hatte. Nur die Gehöfte No. 11 (Freidank) und das Lehngut haben Erbfolgen in gerader Linie, bei den andern wechselt der Name des Wirtes. Die Erbfolge geschah in der Weise, dass, wenn die Kinderzahl klein war, der älteste Sohn oder, wenn dieser schon versorgt war, der zweite Sohn das Gut erhielt. War die Familie gross, so hielt der Vater die Wirtschaft so lange wie möglich in Händen und gab sie dann einem spät geborenen Sohne. Ja es kommt vor, dass auch eine jüngere Tochter Erbin wird, offenbar in der Absicht, durch die Gewinnung eines reichen Freiers für die Geschwister, welche meist in kleinere Wirtschaften (Kuhbauer) unterzukommen suchten, eine grössere Mitgift zu erzielen. Viele von ihnen suchten Händler und freie Arbeiter zu werden, aber erst in letzter Zeit konnten sich die Hüfner entschliessen, von ihrem Acker ein Stück abzutreten. Starb einem Hüfner die Ehefrau, so entschied er freihändig über die Erbfolge, starb dagegen der Hüfner, und ging seine Ehefrau eine zweite oder dritte Ehe ein, so blieben die Kinder erster Ehe im Vorrecht. Es kommen da sehr verwickelte Sachen vor. Z. B. in der Krügerei No. 1 heiratet:

Martin Schulze 1718 Katharina Hermann

Martin 1719
Andreas 1721 — † 1721.

Digitized by Google

Katharina Hermann heiratet (2. Ehe) 1721 Christoph Kühnast

Christian 1722 (erbt 1757 das Gut)
Andreas 1724 — † 1724
Katharina 1726.

Nachdem Katharina gestorben, heiratet

Christoph Kühnast in 2. Ehe Anna Mehliss

Anna Elisabeth 1729
Andreas 1736 — † 1738

Nun tritt Christian die Wirtschaft an.

In Wirtschaft No. 2 steht es ähnlich:

Die Witwe des Benedix Eichelbaum, welcher 4 Töchter hinterlässt, heiratet Andreas Sierke. Es sind 4 Kinder aus dieser Ehe: 2 Söhne, 2 Töchter. Die Witwe geht die 3. Ehe ein mit Hans Müller, aus der ein Sohn Gottfried entspringt. Darauf heiratet Hans Müller 1723 die Elisabeth Hecht, und das Gut kommt an seinen jüngsten Sohn Martin.

Fast ebenso trug es sich in No. 20 zu, wo nach einer Reihe schnell wechselnder Wirte: Rechhicken, Randewig, Amende, Schlawig und einer dreifachen Ehe der Ursula endlich der bleibende Name Hermann aufkommt.

In No. 24 sitzt zuerst ein Jesper mit 7 Töchtern; die 5., Ursula, bringt einen Hecht in das Gut, und diese bleiben durch 2 Generationen.

Der dritte Hecht, Gottlob, hat nur 2 Töchter, welche sterben. Um eine Erbschaft zu erzielen, muss man zu einem unehelichen Sohn des Bruders greifen, welcher Johann Gottlob Eichelbaum heisst.

Joh. Gottlob Eichelbaum heiratet 1854 Caroline Rückert,
4 Töchter, 1 Sohn Gottlob,

in 2. Ehe 1864 Joh. Christine Bossdorf,
3 Söhne.

Christine, geb. Bossdorf, heiratet darauf den Joh. Gottfried Hecht,
1 Tochter.

Nach ihrem Tode heiratet Joh. Gottfried Hecht Margarethe Caroline Henze,
1 Sohn,

in 3. Ehe die Wilhelmine Henze,
1 Tochter.

Es waren demnach in derselben Zeit Kinder aus 5 Ehen da. —

Die Wirtschaft ist von Joh. Gottf. Hecht erworben worden, welcher mit reichem Segen wirtschaftet.

Digitized by Google

Lebensdauer.

Bei der einfachen Lebensweise erreichen die hiesigen Einwohner ein ziemlich hohes Alter. Von den 295, welche von 1690—1799 verstarben, erreichten:

8	Personen	90	Jahre	32	Personen	50—60	Jahre
9	„	80—90	„	17	„	40—50	„
31	„	70—80	„	20	„	30—40	„
43	„	60—70	„	20	„	20—30	„

Es starben 115 als Kinder.

Von 415, welche von 1800—1900 starben (NB. die Einwohnerzahl hat sich vermehrt), erreichten:

1	Person	90	Jahre	33	Personen	50—60	Jahre
16	Personen	80—90	„	23	„	40—50	„
47	„	70—80	„	19	„	30—40	„
59	„	60—70	„	29	„	20—30	„

Es starben 188 Kinder.

In den Jahren 1707, 1717, 1744, 1822, 1823, 1826 starb hier niemand; 1758 starben 12 Personen und meist Erwachsene, 6 davon im Januar. In demselben Jahre starb der Pfarrer Pfenniger, und er ist es, welcher in der Kirche begraben ist. Im Jahre 1886 starben hier 2 alte Leute von 82 und 83 Jahren, welche in einem Grabe beerdigt worden sind.

Geboren sind:		Gestorben sind:	
1671—1700	180	1630—1700	101
1700—1800	476	1700—1800	332
1800—1900	676	1800—1900	443

Summa: 1332 Geburten
876 Tote
456 Mehrgeburten.

Für Wölmsdorf:

Geboren sind:		Gestorben sind:	
1671—1700	31	1671—1700	31
1700—1800	197	1700—1800	135
1800—1900	365	1800—1900	221

Summa: 593 Geburten
387 Tote
206 Mehrgeburten.

Digitized by Google

Zu den hiesigen Akten befindet sich auch die

Ordnung
bei der Introduction des Superintendenten M. Linda in Jüterbog. 1747.

Nach einer Verfügung aus dem Wittenberger Consistorium vom 1. Februar 1747 ist den Pfarrern, Archi- und Diaconis, auch andern Kirchen- und Schulbedienten zu wissen gefüget worden, dass M. Linda, bisheriger Pfarrer zu Elsterwerda, durch Herrn Carl Gottlob Hoffmann, der hlg. Schrift Doctor und Prof. practicus zu Wittenberg, des geistl. Consistorii Assessoren und des Chur-Kreises Generalsuperintendent den 10. April solle investirt und eingewiesen werden. Und sollen oberwähnte Pfarrer, Archi- und Diaconi, auch andere Kirchen- und Schulbedienten angeregten Tages früh vor 8 Uhr in Jüterbog unausbleibend erscheinen und der Einweihung gegenwärtig sein, auch dieses Patent eigenhändig unterschreiben.

Nach dem vom Herrn Prot. Gottlob Ehrenfried aus Wittenberg zugeschickten Aufsatze soll es bei der Investitur folgendermassen gehalten werden:

1. Sonntags früh wird die morgende (als 10. April) Investitur abgekündigt, zur Vesperzeit aber wie zu den hohen Festtagen eingeläutet.
2. Montags früh um 7 Uhr wird zum ersten, halb 8 Uhr zum andern, um 8 Uhr zum dritten Mal mit allen Glocken eingeläutet, auch mit diesem Läuten so lange, bis die Procession in der Kirche angekommen, continuiret.
3. Die Procession gehet mit 8 Uhr aus dem logis des Herrn General-Superintendenten aus und gehet in selbiger
   der Herr General-Superintendent mit dem Herrn Superintendenten,
   der Prot. Notar mit den Beamten,
   der Rath,
   das Stadt Ministerium und das aus den Diaconen nach dem Alter, als sie ins Ministerium gekommen,
   das Schulcollegium der Stadt Cüster,
   die Schulmeister von den Dörfern,
   die Kinderlehrer,
   die Bürgerschaft.
4. Beim Eintritt in die Kirche wird auf der Orgel präludirt und mit solchem präludiren so lange der Herr General-Superintendent sein Gebet vor dem Altar verrichtet fortgefahren.

   Der Herr General-Superintendent geht auf den Altar, der Herr Superintendent aber kniet vor dem Altar, der Prot. Notar,

Digitized by Google

Beamte, Rath treten in ihre Stände, das Ministerium und die übrige Procession bleibet stehen und verrichten ihr Gebet mit dem Herrn General-Superintendenten in der Stille, alsdann begiebt sich der Superintendent und übrige Geistlichkeit in ihre Stühle.

5. Wird gesungen: Kyrie Gott Vater in Ewigkeit.
6. Intoniret der Diacon vor dem Altar: Gloria in excelsis.
7. Wird gesungen: Allein Gott in der Höh'.
8. Wird vom Diacon Zach. III, 1—10 (Text V. 7) verlesen.
9. Wird gesungen: Es will uns Gott genädig.
10. Wird kurz musiciret.
11. Wird der Glaube gesungen.
12. Folgt die Predigt, wobei auf der Kanzel gesungen wird: Nun bitten wir den heiligen Geist.
13. Nach der Predigt wird praeludiret.
14. Gesungen: Komm, heil'ger Geist.
15. Unter diesem Gesang geht der Herr General-Superintendent auf den Altar, der Superintendent tritt unten vor den Altar. Die Herren Geistlichen treten hinter den Superintendenten in Reihen, hinter diesen steht das Schulcollegium, sodann die Schulmeister und Kinderlehrer. Aber der Prot. Notar, Beamte, Rath und Deputierte der Bürgerschaft treten dem Herrn General-Superintendenten zur rechten Hand neben dem Altar hinunter.
16. Der Herr General-Superintendent hält eine Rede und erzählt des Herrn Superintendenten Lebenslauf.
17. Lässt die Konfirmation ablesen.
18. Erinnert der Herr General-Superintendent den Herrn Superintendenten seiner Pflichten und lässt sich von demselben mit einem lauten Ja versprechen, dass er solchen nachkommen wolle.
19. Der General-Superintendent ermahnt zum Gebet, der Herr Superintendent kniet vor dem Altar nieder, worauf die geordneten Gebete verlesen werden.
20. Wenn das Gebet zu Ende, nimmt der Herr General-Superintendent den Herrn Superintendenten neben sich auf den Altar und erinnert alsdann die Umstehenden ihrer Pflichten, befiehlt auch den Kirchen- und Schulbedienten, dass sie dem Herrn Superintendenten mit Hand und Mund obedientiam et reverentiam angeloben sollen.
21. Wird auf dem Chor das Te Deum laudamus angestimmt, sodann kommen Prot. Notar, Beamte, Rath und gratulieren dem Herrn Superindenten.
22. Kommen die Herren Kirchen- und Schuldiener in ihrer Ordnung, gratulieren dem Herrn Superintendenten und versprechen ihm mit gethanem Handschlage obedientiam et reverentiam.

Digitized by Google

23. Wenn solches zu Ende, kniet der Herr Superintendent wieder vor dem Altar nieder und der Herr General-Superintendent intonirt: Wir loben Gott, den Vater, spricht die Collecte und den Segen, worauf mit Amen geschlossen wird.
24. Wird ein stilles Vaterunser gebetet und unter demselben mit allen Glocken zu läuten angefangen.
25. Wenn das Gebet zu Ende, wird praeludiret, und damit so lange continuiret, bis die Procession in Gnaden aus der Kirche.
26. Mit dem Läuten wird continuiret, bis man in des Herrn General-Superintendenten logis wieder anlangt.
27. Die Ordnung in der Procession wird wie vorher gehalten. —

Hierzu berichtet der hiesige Pfarrer:

Die Ordnung ist den 10. April a. c. also gehalten worden, dass die Kirchen- und Schuldiener mit dem Herrn General-Superintendenten, dem Herrn Superintendenten und dem Protocollario aus der Superintendantur in die Kirche gegangen und also auch wieder hinaus in die Superintendantur. Der Rath aber und die Bürgerschaft sind vor sich in die Kirche gegangen. Doch ist die Anzahl der Zuhörer eben nicht gar zu gross gewesen, und haben verschiedene eine schlechte Achtung göttlichen Wortes und rechtschaffener Diener desselben bei der grossen Armuth in der Stadt Jüterbog bewiesen, dass es also wohl hierbei zu sehen war: der Herr schlage sie, aber sie fühlens nicht; Gott erbarme sich der armen, unwissenden Verirrten und gegen die evangelische Wahrheit erbitterten Seelen. —

9. (6. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 20. Oktober 1900, nachmittags 3 Uhr im Deutschen Volkstrachten-Museum, Klosterstrasse 32—36.

Nachdem die Gesellschaft sich im Vorraum versammelt hatte, begrüsste der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, die Erschienenen, gab mit einigen Worten eine kurze Geschichte des Museums und sprach den Dank der Gesellschaft aus für die Erlaubnis des kostenfreien Besuches. Darauf ergriff Herr Sökeland das Wort und setzte das Bedürfnis nach einem genügenden Gebäude auseinander. In der That ergab sich, dass bei der ungeheuren Fülle des Materials dieses Bedürfnis vorhanden ist.

Digitized by Google

Neben den reichen Sammlungen aus allen deutschen Gauen schliesst das Museum auch Gegenstände aus der Volkskunde der Mark Brandenburg ein, von denen besonders die Trachten und die Spreewaldstube auffielen.

Das Museum ist im Schoosse der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte", die in ihren Verhandlungen sich bereits häufig mit den Resten bäuerlicher Kultur beschäftigt hatte, gegründet worden, nachdem schon vorher Versuche gemacht worden waren, eine solche Abteilung mit dem im Bau begriffenen Museum für Völkerkunde zu verbinden. Aus Räumlichkeitsgründen liess sich dies nicht durchführen und so vereinigte 1888 der unermüdliche Prof. Rudolf Virchow einen engeren Ausschuss, der die Schaffung einer solchen Sammlung in die Hand nahm und zu seiner Unterstützung einen besonderen Museums-Verein bildete. Das Glück war dem Unternehmen günstig; denn es gelang in wenigen Jahren eine Sammlung deutscher Volksaltertümer zusammenzubringen, die nicht nur einzig in ihrer Art ist, sondern bald das Dreifache der ihr anfangs von dem damaligen Kultusminister zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten füllen konnte. Man wiederholte hier also den Vorgang, der einige Jahrzehnte vorher zur Gründung des Kunstgewerbemuseums geführt hatte; von vornherein war auch wie bei diesem die Absicht massgebend, die gesammelten Gegenstände dem Staate zu übereignen, wenn er die Fortführung übernehmen würde.

Die Verhältnisse haben die Ausführung dieses Planes bisher noch nicht weitergeführt, obwohl die ins Grosse gewachsenen Aufgaben die Kräfte von Privatpersonen zu übersteigen beginnen. Schon heute verschlingen die Unterhaltungskosten die wenigen durch die Mitglieder aufgebrachten Beiträge, während ein grosser Teil der Gegenstände in Kisten, Kasten und Kellern verpackt, aus Raummangel nicht zur Aufstellung gelangen kann. Es ist die allerhöchste Zeit, dass hier Wandel geschafft, dass wenigstens das bisher Erreichte von dem Staate übernommen wird.

Die bisherigen Bestände schliessen so ziemlich alles ein, was für Kenntnis und Verständnis der breiten Volkskultur von Belang ist. Dementsprechend ist das Sammlungsgebiet ein sehr ausgebreitetes, indem künstlerische, wirtschaftliche und ethische Zeugnisse aus der deutschen Volksvergangenheit vertreten sind. Neben der Art des Wohnens, die in Plänen, Bildern und nach Thunlichkeit in wirklichen Gegenständen zur Darstellung kommt (in den Lageplänen der Siedelungen und der Höfe, den Modellen und Teilen von Häusern, Giebelverzierungen, Schliessvorrichtungen, Thürklopfern, Hausmarken) ist der Hauseinrichtung und dem Haushalt (Leuchtern, Lampen, Steinfeuerzeugen, sonstigen Küchengeräten, Geschirren, Back- und Butterformen, Kesseln und Grapen, Dreifüssen, Kesselhaken, Mangelhölzern, Glätte- oder Gnidelsteinen, Mahl- und Stampfgeräten, Tischen, Stühlen, Bänken, Bettläden, Truhen, Schränken,

Digitized by Google

Wiegen u. s. w.) die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dann ist an die Kleidung für Kinder und Erwachsene, für Alltag und Feiertag, an Schmucksachen für Mensch und Tier gedacht, die sich in besonderer Mannigfaltigkeit in Friesland, den Elbmarschen und Oberdeutschland örtlich ausgebildet haben. Die Gegenstände des Ackerbaues (ursprüngliche Pflüge, Sicheln, Hacken und Spaten), der Viehzucht (Joche, Gespanne, Melkgeräte), der Jagd (Fallen, Netze, Wurfgeschosse), des Fischfanges (Angeln, Harpunen, Netzsenker, Fischspeere) sind ebenso eingereiht wie die der gewerblichen häuslichen Arbeit (Flecht-, Spinn-, Näh-, Klöppel-, Strick-, Schmiede-, Filigran-, Schmelz- und Töpferarbeiten), Webereien, Stickereien, Schnitzereien, Malereien, wie solche des Handels und Verkehrs (Wagen, Schlitten, Schiffe und Boote), der häuslichen Musikpflege (Instrumente), denen sich alles anschliesst, was bei der Geburt (Amulette, Patenbriefe, Kinderspielzeuge), bei der Hochzeit (Stühle, Truhen, Geschmeide, Brautkronen, Brautbitter-Stäbe), bei Tod und Begräbnis (Beigaben, Typen von Grabdenkmälern, Totenkronen), bei Ernte- (Puppen, Kränze) und bei den verschiedenen Jahresfesten (Masken und Vermummungen zu Weihnachten, Fastnachtspuppen, Ostereier, Lebensrute, Pfingst- und Johannissymbole) gebraucht wird. Dann ferner die Gegenstände der Gemeinden und Genossenschaften (Schulzenstäbe, Nachtwächter-Ausrüstung, Würdezeichen, Kerbhölzer, Eigentumsmarken und Lose, Innungswahrzeichen) und schliesslich die Mittel der Volksmedizin (Instrumente, Amulette, Zauberbücher, Bötzeichen u. a.).

Innerhalb dieses reichen Sammelprogramms nimmt die Mark Brandenburg einen immerhin beträchtlichen Platz ein. Neben den vielen Gegenständen aus den wendischen Gebieten, Modell eines Spreewaldhauses aus Lehde (vergl. Abbildung 53 im Archiv der Brandenburgia, V, 1899), der Spreewaldstube, in der mit plastischen Trachtenfiguren eine Hochzeitswerbung dargestellt ist, sind Trachten aus Neuhardenberg, aus Rohrbeck und Hohen-Schlenzer bei Jüterbog und Einzelheiten aus der Gegend von Dahme vorhanden. Gross ist die Sammlung von Flügelsäulen, von Steinkrügen und Tellern, Ostereiern, Zinngeräten, Spinn- und Ackergeräten. Von den der Mark Brandenburg unmittelbar benachbarten Gebieten sind die Altmark (Drömling), Pommern (Weizacker bei Pyritz), Oberlausitz in grösserer Vollständigkeit vertreten.

Zum Schluss wollen wir noch den Herren unsern Dank abstatten, welche die Führung übernommen hatten und in sorgfältiger Weise die reiche Sammlung erläuterten. Es sind dies unsere Mitglieder: die Herren Sökeland und Mielke, sowie der Kustos des Museums, Herr Höft.

Digitized by Google

10. (4. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Oktober 1900, abends 7½ Uhr
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—19 rühren von dem Vorsitzenden, Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel, her.

A. 1. Der Vorsitzende macht Mitteilung von einem Dankschreiben des Herrn Professors Dr. Alfred Nehring, Direktors der Zoologischen Abteilung des Museums der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule, als Antwort auf das Beileidsschreiben, welches der Vorstand, anlässlich der durch Gasexplosion angerichteten, leider sehr bedeutenden Schädigung der Sammlungen, an Herrn Nehring gerichtet hatte.

2. Es werden die vier neuesten Nummern der vaterländischen Zeitschrift „Bär" vorgelegt. Dieselbe nimmt in dankenswerter Weise die Interessen der „Brandenburgia" wahr und enthält wiederum viele interessante, durch gute Abbildungen unterstützte Beiträge. Die Förderung des „Bär" wird den Mitgliedern, Gönnern und Freunden in jeder Beziehung warm ans Herz gelegt.

3. „Untersuchung des Berliner Dialekts. Es wird zunächst die geschichtliche Grundlage durch die Durchforschung der niederdeutschen Urkunden und Akten der Stadt Berlin zu legen sein, dann ist das Eindringen des Hochdeutschen in die Geschäftssprache zu beobachten und die etwaige Mischsprache zu verfolgen. Ueberhaupt ist die Berliner Litteratur nach ihrer sprachlichen Seite zu studieren. Hierauf soll der neuere Berliner Dialekt erstens grammatisch, zweitens lexikalisch dargestellt werden. Auf Gliederung nach zeitlichen Abschnitten und nach den verschiedenen Gegenden der Stadt ist zu merken."

Also lautet eine Preisaufgabe, welche die philosophische Fakultät der hiesigen Universität auf Grund des städtischen Preises von 225 M. lediglich für eingetragene Studierende derselben, Ablieferungstermin bis 4. Mai 1901, gestellt hat.

In den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins No. 10 von 1900 wird auf die grossen Schwierigkeiten zumal für Studierende und angesichts der kurzen Frist aufmerksam gemacht. Indem der Vorsitzende auf die sachgemässen ausführlichen Mitteilungen unseres Mitgliedes Dr. Hans Brendicke a. a. O. S. 120—122 hinweist, schliesst er sich dessen Bedenken vollinhaltlich an.

Digitized by Google

4. Der neugebildete Rügisch-Pommersche Geschichts-Verein zu Greifswald und Stralsund, welcher Austauschbeziehungen (vgl. Brandenburgia-Sitzung vom 12. Sept. 1900) angeknüpft, übersendet uns den I. Band seiner „Pommerschen Jahrbücher". Aus dem reichen, zumeist die dortigen Verhältnisse betreffenden Inhalt ist für uns von besonderer Wichtigkeit ein Aufsatz von Professor Dr. Ernst Bernheim-Greifswald: „Lokalgeschichte und Heimatkunde in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Unterricht." Der Verfasser fasst von seinem besonderen wissenschaftlichen Standpunkte aus die Heimatkunde als Bestandteil oder Untergruppe der Landesgeschichte auf. Das entspricht selbstredend nicht unserem heimatkundlichen Standpunkt. Uns ist die Heimatkunde vielmehr ein Bestandteil und eine Untergruppe der Landeskunde, dagegen die Geschichtskunde eine Hülfswissenschaft, wie das in unserem Programm gelegentlich der Begründung der „Brandenburgia" in unseren Satzungen vom 22. März 1892 § 1 deutlich ausgesprochen ist (Brandenburgia I, 1892, S. 2). Lediglich von jener rein geschichtlichen Perspektive des Herrn Professors Bernheim ist es auch erklärlich, dass er bei der Heimatkunde mit keinem Wort der Naturkunde gedenkt, die doch die alleinige und unbedingt allererste Grundlage der Heimatkunde ist. Wie kann denn jemand die Heimat und das Land verstehen, wenn er sich nicht mit der Kunde des Bodens, der Gewächse und der Tiere vertraut macht? Nur dadurch erst wird der natürliche Übergang zum Menschen und zur Erkenntnis seiner geistigen und seiner sonstigen schöpferischen Thätigkeit gegeben. Dies Verhältnis liegt ferner auch selbstverständlich in der Bodenkunde, denn im Diluvium finden wir die ersten sicheren körperlichen Reste des Menschen und seine primitivsten Erzeugnisse. Von dieser Dämmerungszeit des Menschengeschlechts steigt die Heimatkunde aufwärts allmählich in die neuerliche Steinzeit, in die Metallzeit und damit allmählich in die Geschichtszeit. Das ist unser Standpunkt bei dem Studium der Landes- und der Heimatkunde, und diesen werden wir allzeitig unveränderlich festhalten.

Im Übrigen enthält der Aufsatz viel Beherzigenswertes und wir schliessen uns gern dem Schlusssatz (S. 32) an: „In Unterricht und Wissenschaft treffen wir auf dasselbe Verhältnis der Lokalforschung: sie ist auf beiden Gebieten lebhafter als je zuvor in das allgemeine Interesse gerückt und unendlich fruchtbar geworden durch die Berührung mit dem Allgemeinen, durch welche sich ihr neue Aufgaben und Wege erschlossen haben."

5. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille. II. Bd. 1. Heft. Oktober 1900. Diese Zeitschrift, welche sich bereits einer berechtigten Beliebtheit erfreut, vermittelt zwischen der allgemeinen und der örtlich begrenzten Geschichtsforschung,

Digitized by Google

indem sie den Lokalforscher über die Probleme der allgemeinen Geschichte unterrichtet und den Forscher auf allgemeinen Gebieten davon in Kenntnis setzt, was im einzelnen Falle aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands an gleichartigem Material vorliegt.

Das vorliegende Heft enthält zwei uns besonders angehende Aufsätze. Vom Archivrat Dr. G. Sello-Oldenburg eine mit Bienenfleiss zusammengetragene Übersicht: „Zur Litteratur der Roland-Bildsäulen." (Wird fortgesetzt.) Von unserm Mitgliede Professor Dr. Gustav Kossinna: „Eine archäologische Reise durch Teile Norddeutschlands." — Betrifft die Museen von Stralsund, Greifswald, Neubrandenburg, Stettin, Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn, Bromberg.

Hinsichtlich der Bevölkerungsverhältnisse bemerkt Kossinna von unserer Gegend: „Die während der Bronzezeit nur zum kleinsten Teile germanische Mark Brandenburg," eine Anspielung auf die dakische Bevölkerung, worüber sich Kossinna bei Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn und Bromberg etwas ausführlicher auslässt. Bei der überaus grossen Bedeutung der einschläglichen ethnologischen Fragen für unsere Provinz Brandenburg und da der Herr Verfasser uns auf ein die Heimat betreffendes Werk über die vorgeschichtlichen Perioden und die praehistorischen Völkerschichten in Brandenburg leider noch immer in Hangen und Bangen warten lässt, bleibt mir nichts übrig, als seine bedeutungsreichen kurzen Anführungen wörtlich von S. 23—25 zu entnehmen.

„Das schöne, mit reichen Mitteln ausgestattete und bestverwaltete Danziger Museum zeigt aufs klarste die Ablösung der westgermanischen jüngeren Bronzezeit durch die spezifisch ostgermanische Kultur, wie sie aus den kleinen Steinkisten mit Gesichtsurnen und ihren Begleiterscheinungen zutage tritt. Alle anderen Kulturen und Perioden verschwinden in diesem Museum neben der Fülle der von mir auf die Jahre 800—400 v. Chr. festgelegten Zeit der ersten Besitznahme des Gebietes zwischen Weichsel und mittlerer Oder durch die Ostgermanen und zwar die Wandalen (nicht Goten wie bisher voreilig stets als zweifellos hingestellt worden ist). Das Schloss Marienburg beherbergt die namentlich für die ostpreussische Vorgeschichte wertvolle Sammlung des Herrn Blell-Tüngen (jetzt Gr.-Lichterfelde), während das kleine, aber schöne Graudenzer Museum ausschliesslich der Latène- und der sogenannten römischen Kultur der Ostgermanen des Weichsellandes gewidmet ist, jener Kultur, die westwärts nicht ganz an die untere Oder reicht, südwärts aber noch fast die ganze Niederlausitz, Posen, das nördliche Sachsen und Nord- und Mittelschlesien gewonnen hat und in Galizien bis an den Dniester zu verfolgen ist. In eine ganz andere Welt kommen wir dagegen in Thorn (1. Städtisches, 2. Polnisches Museum) und Bromberg: neben der schon spärlicher werdenden Gesichtsurnenkultur zeigt sich sehr auffallend ihr ungermanischer Vorgänger, die karpodakische Bevölkerung der posensch-schlesisch-lausitzisch-sächsisch-nordböhmischen Urnenfelder (Buckelurnen und ihre Weiterentwickelungen

Digitized by Google

neben eigenartigen Bronzesachen), die über Galizien nach Ungarn (Dakien) die Bruderhand ausstreckt, ihre Nordgrenze an den sumpfigen Niederungen findet, die die Netze begleiten, und nun an den Netzequellen vorbei bis an die Weichsel dringt und drüber hinaus das Culmer Land besetzt. Unter ihrem Einflusse hat sich im östlichen Ostpreussen in der älteren Bronzezeit ein selbständiger, allerdings nicht kräftiger Ableger wohl aistischer Kultur mit wenigen germanischen Nebenbeeinflussungen herausgebildet, während die noch spärlichere Ausbreitung und Stärke zeigende westpreussische ältere Bronzekultur (links der Weichsel) vor der westgermanischen (1100—800 v. Chr.) Invasion ein ganz charakterloses Gemisch teils germanischer, teils karpodakischer Herkunft aufweist.

Ein ganz anderes Bild boten die archäologischen Verhältnisse westlich der Elbe, wo ich die Museen zu Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Bremen, Oldenburg, Emden, Clemenswerth, Osnabrück, Münster, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Bonn, Trier, Oberlahnstein, Wiesbaden, Mainz studierte. Wie im westlichen Brandenburg, so ist auch in der ganzen Provinz Sachsen, in Braunschweig, im östlichen und nördlichen Hannover, wie in Oldenburg, bis an die nordwestliche Grenze Westfalens die Frühlatènezeit und die ihr voraufgehende Eisenzeit (etwa 600—300 v. Chr.) in zusammenhängenden Gräberfeldern geradezu massenhaft vertreten, zahlreich und auch in sich zusammenhängend die drei Latèneperioden (400 bis Christus). Die überaus reiche Bronzekultur des östlichen Hannovers und des nördlichen Teils der Provinz Sachsen zeigt echt nordisch-germanischen Charakter, doch mit einer merklichen Schattierung süd- und westdeutschen Einflusses, der teilweise von Südwesten durch Hessen, mehr noch aber über Thüringen den prähistorischen Kulturfluss der Germanen, die Saale, herabgekommen ist. Denn längs der Saale, d. h. auf ihrem linken Ufergebiet, und nicht längs mittlerer und oberer Elbe, wie die Archäologen, namentlich die Erforscher des urzeitlichen Bernsteinhandels einschliesslich Undset, Montelius und Olshausen, immer von neuem behaupten, ist während der Bronzezeit der Weg von dem germanischen untern Elblande nach dem Süden über Franken, Oberpfalz nach der Donau zu gewesen, da die Gegenden des südlichen Brandenburgs und der südöstlichen Provinz Sachsen sowie das Königreich Sachsen verhältnismässig spät und zwar von Schlesien aus besiedelt wurden und hierin, nach Südosten, nicht aber nach Norden, auch fernerhin ihre Beziehungen behalten. Böhmen aber hat seine Verbindungen in der älteren Bronzezeit nach dem Süden und nach Westen, und erst in der jüngeren Bronzezeit wurde sein nördliches Gebiet, wie erwähnt, der karpodakischen Kultur Schlesiens—Sachsen angegliedert."

Ich verweise nochmals auf diese bedeutsamen Ausführungen unseres Mitgliedes Prof. Dr. Kossinna, welche fortan von jedem heimatkundigen Vorgeschichtlichen beachtet und geprüft werden müssen. Vgl. dazu die folgende Nummer 6.

6. Wanderungen und Siedelungen der Germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Grossen. Auf zwölf Kartenblättern dargestellt von

Digitized by Google

Roderich von Erckert, Kaiserlich Russischem Generalleutnant a. D. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstrasse 68—71.

In dem Vorwort zu dem prächtigen Kartenwerk unseres hochgeschätzten Mitgliedes sagt Prof. Johannes Ranke-München: „Wir dürfen das Werk v. Erckerts als ein Quellenwerk ersten Ranges bezeichnen, es ist dadurch eine Grundlage geschaffen worden, auf welcher weiter gebaut werden kann, und das Werk trägt selbst die lebendigen Keime, die lebensfähigen Triebe zum Fortwachsen in sich. In dieser Form war bis jetzt nichts Entsprechendes veröffentlicht." —

„Möge dies eigenartige Werk, welches Herr General v. Erckert zunächst dem deutschen Volke als eine kostbare Gabe zur Jahrhundertwende darbietet, überall, bei uns wie bei den Nachbarvölkern die gute Stätte finden, die es so reichlich verdient; möge die Treue, Sorge und Mühe, die Zeit und Arbeit, welche in freudiger selbstvergessender Begeisterung für die grosse Aufgabe dem Werke gewidmet wurden, in einer hohen Schätzung durch die mitstrebenden Zeitgenossen den Lohn finden; möge es überall da mit Freude und Dank aufgenommen werden, wo nationaler und historischer Sinn mit den ältesten Denkmalen der Geschichte und Vorgeschichte sich befasst, und möge es ihm beschieden sein, der hohen Aufgabe immer mehr Freunde und Arbeiter zu gewinnen."

Unsere „Brandenburgia" schliesst sich diesen warm empfundenen Worten herzlichst an.

In der Einführung sagt der Verfasser von seinem Lebenswerk u. A. bescheiden:

„Das hohe Lebensalter des Verfassers erlaubte nicht, bis zur Wende des Jahrhunderts einen entsprechenden Text dem Atlas beizugeben, um nicht die Arbeit ins Ungewisse hinauszuschieben. Charakteristische erläuternde Bemerkungen sind auf den Karten selbst beigefügt."

„Der Verfasser versagt es sich, von den grossen Schwierigkeiten zu sprechen, welche die Arbeit in so vieler Hinsicht begleiteten; er wollte nur möglichst Richtiges, Charakteristisches zur einfachen Anschauung bringen, um dem gebildeten Publikum Verständnis und Interesse am Gegenstand der Arbeit zu erwecken. So möge dieselbe sich nachsichtiger und teilnehmender Aufnahme erfreuen und mehr nach dem Wollen als nach dem Können des Verfassers beurteilt werden."

In der richtigen Erkenntnis, welche sich langsam aber stetig verbreitet, dass die Germanen nicht von Asien hereingewandert, sondern, wie schon Tacitus Germania cap. II (Ipsos Germanos indigenas crediderim) sagt, autochthon sind, stellt die erste Karte die zweite (grösste) und die dritte Eiszeit dar. Die älteste germanische Bevölkerung dürfte bereits in der letzten Zwischeneiszeit vorhanden gewesen sein und sich von den ersten Zeiten nach der letzten Vereisung und Abschmelzung bis

Digitized by Google

in die neolithische Zeit und von dieser weiter in die Metallzeit fortgepflanzt haben.

Auf Karte II: indogermanische Völker in Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. verzeichnet Erckert in der Nieder-Lausitz Karpaten-Daken (Karpo-Daken), zwischen der Weichselmündung bis zur Einmündung der Havel in die Spree Ostgermanen (Burgunder), an der Havel und unteren Elbe Westgermanen. Auf Tafel III: ungefähre Ausbreitung der Germanen und Kelten in Mittel-Europa vom 6. bis 2. Jahrhundert v. Chr. Befestigung der germanischen Bevölkerung und allmählicher Rückzug der karpo-dakischen Kultur. Tafel IV: Germanen in Mittel-Europa um das Jahr 60 v. Chr. Langobarden und Suebische Semnonen im grössern Teil der Provinz Brandenburg, beide Oder-Ufer aber ostgermanisch (Burgunder — Wandalen). Tafel V: (Germanen um 150 n. Chr.) zeigt für unsere Heimat keine Veränderung nach Süden und Südosten, aber Böhmen, Pannonien und das Karpathengebiet germanisiert. Tafel VI giebt die Ptolemaeische Karte von Gross-Germanien nach dem Text der Müllerschen Ausgabe, Paris 1883. (Die Geographie des Ptolemaeus erschien um 170 n. Chr.) Tafel VII enthält vier Kärtchen der Wander- und Kriegszüge germanischer Völker bis 1066 n. Chr. — Tafel VIII um 300 n. Chr.: Das rechte Oderufer ist geräumt. Die Slaven erscheinen an der Weichsel, den mittleren Lauf bis zum rechten Ufer besiedelnd. In der Niederlausitz ist die germanische Bevölkerung in der Auflösung. Südlich der Havel Sueben im engeren Sinne (Semnonen nach SW. als Juthungen gewandert), nördlich der Havel Brenten. — Tafel IX um 400 n. Chr.: Die Slaven bis zur Prosna vorgedrungen. Die Germanen im Lande zwischen Oder und Havel bezw. Elbe, soweit brandenburgisch, in der Auflösung. Tafel X nach dem Jahre 500 n. Chr.: Die Slaven bis zum rechten Oderufer. Die germanische Bevölkerung der Provinz Brandenburg in völliger Auflösung. Tafel XI nach dem Jahre 600 n. Chr.: Die Slaven bis zum rechten Ufer der Elbe und Elb-Saale, im Süden bis zu den Main-Quellen und der fränkischen (Main-)Saale. Tafel XII um 814 n. Chr.: grösste Machtentfaltung der Slaven jenseits der Elbe. Von da ab kommt das Slaventum zum Stehen und die Rückwanderung des Germanentums, die Verdeutschung des Wendengebietes setzt langsam ein.

7. Über die Saalburg-Feier, welche ich, auf Allerhöchsten Befehl eingeladen, am 11. Oktober 1900 mitgemacht habe, erlaube ich mir in der Kürze folgendes zu berichten: Ich lege Ihnen, wie ich dies bereits in der Sitzung vom 9. Mai 1900 (S. 98 unter 5) gethan, L. Jacobi: Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe (1897), 1 Textband und 1 Tafelband, nochmals vor, indem ich auf die Nrn. 5 u. 6 (namentlich die V. Erckertsche Karte) verweise, welche das viele Meilen lange, gewaltige römische Bollwerk gegen Deutschland, den Limes

Digitized by Google

Romanus deutlich erkennen lässt. Damals war Germanien durch römische Überkultur wie später durch slavische Unkultur in seinem volkstümlichen Wesen bedroht. Seit dem Schwinden der gallorömischen Latène-Kultur wird Germanien, auch soweit es römische Fasces und Adler nicht gesehen, mit Tauschartikeln aus den römischen Provinzen und römischen Grenzlanden, zu denen die Taunusgegend mit dem Römerkastell der Saalburg gehört, überschwemmt. Mit Recht hat unser Kaiser, indem er bei den drei Hammerschlägen für das künftige Saalburg-Museum eine Ansprache innerhalb des Praetoriums hielt, darauf hingewiesen, dass, wenn die Römer auch unserer Altvorderen Feinde waren, wir ihnen immerhin die erste abendländisch-klassische Kultur verdanken und dass er in diesem Sinne das alte Römerkastell wieder aufbauen und dem Kaiser Antonius Pius (138—161 n. Chr.), einem der besten römischen Kaiser, der auch die Christenverfolgungen, so viel er konnte, verhinderte, aussen vor der Porta Decumana ein ehernes Standbild setzen wolle.

Der Gedanke Seiner Majestät, dies Kastell bei dem feierlichen Akte mit römischen Legionssoldaten zu besetzen, wie Sie das aus den wohlgelungenen Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz ersehen, wurde vortrefflich ausgeführt und rief ein gewiss höchst naturwahres Bild hervor. Die germanischen Krieger, welche in dem Aufzuge miterschienen, waren, wie regelmässig bei dergleichen Aufzügen, teilweise unchronologisch bewaffnet, sie trugen nämlich teilweise Hallstatt-Waffen, also aus einer Zeit, die viele Jahrhunderte vor Christus liegt, während bei der Saalburg eine Annäherung an die Völkerwanderungsepoche richtiger gewesen wäre. Wir z. B. in der Provinz Brandenburg lernen aus den Saalburg-Funden, in welche Zeit die bei uns vorkommenden ganz gleichartigen Funde gehören, umgekehrt kann der römische Antiquar aus unseren heimatlichen Funden ersehen, wie im übrigen, d. h. von den römischen Tauschartikeln abgesehen, der germanische Mann, die germanische Frau aussah. In jenen Momenten liegt die grosse Bedeutung der Saalburg-Ausgrabungen wie überhaupt der gesamten Limes-Forschung und der Kunde der sogenannten römischen Provinzial-Epoche für die Provinz Brandenburg.

Wenn wir auch nicht alle Daten mehr historisch wieder aufbauen können, so ist doch so viel anzunehmen, dass der Pfahlgraben vom Main bis zum Rhein von Domitian ums Jahr 84, die Saalburg vielleicht etwas früher angelegt wurden. Fünf oder mehr Brandschuttschichten lassen auf Verwüstungen durch die Chatten und Alemannen schliessen. Auf blutige Kriege folgten Zeiten der Wiederherstellung: unter Commodus (180—192), unter Septimius Severus (193—211) und unter Caracalla (211—217), dem ein Teil der bürgerlichen Niederlassungen vor der Veste vielleicht ihre Entstehung verdankt. Unter Alexander Severus (223—235) war die Saalburg in den Händen der Alemannen, unter Maximinus Thrax (235—238), unter Philippus Arabs (244—245), unter Probus (276—282)

Digitized by Google

in römischem Besitz. Mit dem Ende des 3. Jahrhunderts verfiel mit der gesamten Römerherrschaft die Saalburg; wie ein schlafendes Dornröschen lag sie über anderthalb Jahrtausend unter Dornengestrüpp, Buschwerk und zeitweilig Hochwald versteckt. Erst die neue preussische Herrschaft seit 1866, besonders seit 1871 trat hier ausgrabend und unterhaltend ein.

Kaiser Wilhelm II. beabsichtigt nach Maass der vorhandenen Mittel die Saalburg wieder herzustellen. Zunächst ist die Porta Decumana, das südliche dem Inland zugekehrte Doppelthor wieder hergestellt, vor dessen Mittelpfeiler eine Bildsäule stand, deren Trümmer gefunden sind. In den Langseiten lagen die Ausfallsthore Porta Principalis Dextra und Porta Principalis Sinistra. Das nördliche, dem Feinde zugekehrte Thor hiess Porta Praetoria. Aus den vielen von mir ausgelegten Plänen, Skizzen und Photographien können Sie sowohl den Zustand der Ruinen wie den beabsichtigten Wiederaufbau genau erkennen. Dem von sachkundiger Hand geschriebenen, im August 1900 herausgegebenen Führer „Die Saalburg bei Bad Homburg“ entnehme ich S. 4 noch folgende 2 Notizen: Ausser einer Stelle bei Tacitus (Ann. I. 56) ist bisher kein Anhaltspunkt für die Entstehung des Kastells aufgefunden. Es heisst dort: „Germanicus gab dem Caecina 4 Legionen, 5000 Mann Hilfsvölker und einige in der Eile zusammengebrachte Haufen von den jenseit des Rheines wohnenden Deutschen; er selbst aber führte eben so viele Legionen und noch einmal so viel Hilfsvölker an, und nachdem er auf dem Berge Taunus über den Ruinen einer ehemaligen Schanze seines Vaters ein Kastell angelegt hatte, drang er mit dem gepäckledigen Heere ins Land der Chatten vor.“ — Auch bei einem Feldzuge des Lucius Pomponius (unter Kaiser Claudius) i. J. 50 wird der Taunus erwähnt. Tacitus schreibt hierüber: „Zur selbigen Zeit stand man im oberen Germanien in grossen Ängsten, weil die Chatten einbrachen, raubten und plünderten. Der Legat Lucius Pomponius teilte sein Heer in zwei Teile, und diejenigen, welche sich zur linken Seite gewendet hatten, nahmen dem im Rückzug begriffenen Feind die Beute wieder ab, als er berauscht und im tiefen Schlaf lag. Auch war die Freude um so grösser, weil man dabei noch etliche von denen, welche vor vierzig Jahren bei der Varischen Niederlage in Gefangenschaft geraten waren, aus ihrer Dienstbarkeit erlöste. Diejenigen aber, welche sich auf dem kürzeren Wege zur rechten Hand gewandt hatten, trafen den Feind in Schlachtordnung an. Sie fügten ihm manchen Schaden zu und kehrten hierauf mit grosser Beute und Ruhm wieder nach dem Taunus zurück. Dort erwartete sie Lucius Pomponius mit den Legionen, wenn etwa die Chatten aus Rachbegierde Gelegenheit zu einer Schlacht geben würden.“ Es scheint hiernach, dass auch dem Pomponius wie seinen Vorgängern die Saalburg als Stützpunkt diente.

Für die chronologische Erklärung der römischen Funde im Brandenburgischen vom Beginn unserer Zeitrechnung bis etwa 300 n. Chr. sind

Digitized by Google

also die Fundstücke der Saalburg und Umgebung, ich betone dies wiederholt, von grossem Werte.

Von der Sachkenntnis und unermüdlichen Sorgfalt des Baurats Jacobi darf man eine möglichst getreue Wiederherstellung der Saalburg erwarten. Möchte doch dieses Beispiel von historischer Selbstverleugnung und von Verneinung jeglichen Chauvinismus, welches unser hochherziger Kaiser und das gesamte deutsche Volk dadurch, dass es ein römisches Zwing-Uri in Germanien unbefangen, ja mit einer gewissen Begeisterung rekonstruiert unter Errichtung einer Huldigungs-Bildsäule für den Bezwinger der Markomanen, für den römischen Imperator Antonius Pius, vor der ganzen gebildeten Welt ablegt, wenigstens auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften auch bei anderen Nationen ausgleichend und versöhnend wirken. Ob wohl Tschechen oder Slovenen einem berühmten Germanen oder Deutschen, da wo sie das Regiment führen, ein Denkmal setzen würden in Anbetracht dessen, dass die Deutschen im Slavenlande eine ähnliche kulturgeschichtliche Mission wie die Römer in Germanien gehabt? Zur Zeit muss diese Frage leider mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden.

Die Königlichen Behörden hatten alles Wissenschaftliche, die städtischen Behörden von Homburg v. d. H. unter dem liebenswürdigen Oberbürgermeister Dr. Tettenborn alles Mögliche für die Bequemlichkeit, Unterhaltung und Bewirtung der Gäste geleistet, und ich bitte, in letzterer Beziehung in dankbarer Erinnerung die Scherzesworte — Klapphornverse — wiederholen zu dürfen, die ich am 11. Oktober bei der Tafelrunde sprach:

Durch die römische Porta Praetoria
Zog heut zur Saalburg des Kaisers Gloria.
Porta Sinistra und Porta Dextra —
Homburgs Senat gab ein Frühstück extra.
Schwer durch Porta Decumana
Schwankte manch Graukopf zur Nirwana.*)

8. Ein deutscher Goldschmiedetag, verbunden mit der vierhundertjährigen Gedächtnisfeier des Altmeisters Benvenuto Cellini, findet hierselbst vom 1. bis 4. November d. J. in den Räumen des Künstlerhauses, Bellevue-Strasse 3, statt. Unser Mitglied Herr Paul Telge, stellvertretender Vorsitzender der hiesigen Goldschmiede- und Juwelier-Innung, hat um Abordnung je eines Mitgliedes des Vorstandes und Ausschusses der „Brandenburgia“ ersucht. Ich selbst werde als Abgeordneter der Stadt Berlin, als Vorsitzender der Gewerbe-Deputation des Magistrats sowie als Dirigent des Märkischen Provinzial-

*) Vgl. meinen Bericht „Die Saalburg-Feier“ im Berl. Tageblatt vom 13. Okt. 1900.

Digitized by Google

Museums teilnehmen und über den Verlauf des Festes in der Sitzung am 28. k. M. berichten.

9. Herr Superintendent L. Naumann in Eckartsberga, Provinz Sachsen, hat wie im Vorjahre für 1900, so jetzt für 1901 einen „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga" (6. Jahrgang, Druck von Otto Kirschbaum in Wiehe) eingesendet, der gleich den Vorläufern mit zahlreichen ansprechenden Bildern und vortrefflichen Aufsätzen ausgestattet ist, z. B.: Die Flora der Finne von Pf. Koch; aus der Reformationsgeschichte der Grafschaft Mansfeld von P. M. Parisius; Spinnstubengeschichten aus dem Unstrutthale; Bucha während des 30jährigen Krieges von Pfr. Rühlmann und dergleichen mehr. Auf über 100 Seiten 4° (einschliesslich eines Öldruckbildes und eines Wandkalenders für den überaus billigen Preis von 40 Pf.) wird dem Bürger und Bauer eine gesunde geistige Kost geboten, die jeden Heimatsfreund erfreuen muss. Wenn wir doch in unserer Provinz Brandenburg endlich so weit wären, dass wenigstens einige Kreise dergleichen höchstnützliche Kalender erhielten.

10. Die rüstig fortschreitende Aufstellung der Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin veranlasst mich, Ihnen die Litteratur der letzeren, so weit ich sie übersehe, vollständig vorzulegen:

a) Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin. Von Ernst Friedel. Sonderabdruck aus dem „Bär". Berlin 1895. Diese Arbeit von mir hat nur noch ein geschichtliches Interesse. Die von mir bereits am 31. Januar 1895 abgeschlossene Vorschlagsliste deckt sich mit der schliesslich beliebten amtlichen selbstverständlich nicht vollständlich.

b) Die historischen Denkmale in der Sieges-Allee des Berliner Tiergartens. Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen, herausgegeben von Paul Seidel. Zweiter Jahrgang. 1898. Verlag von Giesecke & Devrient. Berlin – Leipzig. Fol. S. 18—27. Mit vortrefflichen Abbildungen. Fortsetzung im 5. Jahrg. 1901.

c) Die von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II. gestifteten Denkmäler in der Sieges-Allee zu Berlin. Abbildungen mit geschichtlichem Text. Dritte vermehrte Auflage. 8°. Verlag von Schultze & Velhagens Buchhandlung, Berlin. Umfasst 15 Gruppen.

d) Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte von Dr. Gustav Albrecht. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 1—4), 1898; Heft 2 (Gruppe 5—9), 1900. Verlag von Fr. Zillessen. Diese Veröffentlichungen unseres Mitgliedes sind in der „Brandenburgia" seinerzeit vorgelegt und besprochen worden.

Digitized by Google

e) Die Siegesallee. Amtlicher Führer durch die Standbildergruppen. Herausgegeben auf Veranlassung des Königlichen Unterrichtsministeriums. Berlin. Verlag von Mart. Oldenbourg. Ausgegeben während der Denkmalsenthüllungen am 26. Oktober 1900. Die bislang vollständigste Übersicht; auch die noch nicht aufgestellten Gruppen begreifend.

f) Angeblich wird nach Fertigstellung des Ganzen ein amtliches Prachtwerk in der Ausstattung der zu b) erwähnten Koserschen Veröffentlichung geplant. Etwas Sicheres hierüber ist bislang nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

g) Ausserdem haben alle illustrierten Blätter Deutschlands gelegentlich Abbildungen und Erklärungen einzelner Gruppen gebracht.

11. Aus Mittenwalde, dem freundlichen Städtchen, welches uns von dem Ausfluge am 16. September d. J. noch in angenehmer Erinnerung vorschwebt, legt Ihnen unser Mitglied Herr Franz Kuhrt fünf Photographieen vor, welche er selbst hergestellt hat und die das Innere der ehrwürdigen Pfarrkirche, sowie das Berliner Thor vor seiner Restauration betreffen. Diese Bilder sind am 8. Februar 1900 aufgenommen worden. Besonders interessant sind die bekannten Gewerksstühle hinter dem Altarchor mit ihren charakteristischen Holzschnitzereien, bezüglich welcher ich auf den Bericht über unsere vorgedachte Wanderfahrt hierdurch verweise.

12. Aus Nieder-Görsdorf bei Jüterbog hat unser eifriges Mitglied Herr Pfarrer Zimmermann verschiedene Ansichtspostkarten der Gegend, sowie mehrere Volkstrachtenbilder eingesendet, über die ich kurz hinweggehen kann, weil demnächst Ihnen die charakteristische Bauerntracht des Hohen Flämings an einer lebenden Frauengestalt mit erläuternden Bemerkungen des Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz vorgestellt werden wird. Vgl. sub C der heutigen Niederschrift.

13. Altertümliches aus Seddin und Kreuzburg, Kreis West-Prignitz. Bei Gelegenheit einer Wanderfahrt der Pflegschaft des Märkischen Museums am 7. Oktober v. J., an welcher sich ausser mir die Herren W. Pütz, O. Monke, R. Mielke, H. Maurer, Grunow und Dr. Gustav Albrecht, sowie Herr Rentier W. Ratig, Besitzer einer schönen Altertümersammlung in Perleberg, beteiligten, nach dem in der Gesellschaft wiederholt zur Sprache gekommenen Königsgrab von Seddin, Kreis West-Prignitz,*) passierten wir das bislang ungemein abgelegen gewesene altertümliche Dorf Kreuzburg**) an der Stepenitz, nordöstlich von Rohlsdorf, welches erstgenannte Dorf dadurch

*) Brandenburgia VIII. 271, 339, 381; IX. 77.

**) Früher auch Creutzburg geschrieben, alter Putlitzischer Besitz. (Berghaus, Landbuch, I. 659.)

Digitized by Google

ganz kürzlich allgemeiner zugänglich geworden ist, dass man das Flüsschen hier überbrückt hat.

In Kreuzburg fiel uns die Kirche in ihrer schlichten Einfachheit, ausgemauertes Fachwerk, mit derben grossen roten Backsteinen, weiss ausgefugt, auf und der daneben stehende hölzerne Glockenturm mit hohem dreieckigem Dach, welcher aus der Entfernung an eine unserer alten hölzernen Bockwindmühlen erinnert.

Kirche und Glockenturm stammen nach Inschriften aus dem Jahre 1688. Auf dem Altar befinden sich drei schlichte Zinnleuchter, Stiftungen von Gemeindemitgliedern, datiert 1665 (zweimal) und 1695. Der alte emeritierte Lehrer des Orts, Herr Gehrke, gab bereitwilligst nähere Auskunft. An der Kirche und dem Turm versuchte sich die photographische Kunst der Herren Pütz, Maurer und Ratig. Das vorstehende Bild ist hiernach hergestellt.

Schräg gegenüber der Kirche steht ein ebenfalls von den Genannten aufgenommener, auf S. 322 wiedergegebener strohgedeckter und dick bemooster Fachwerkbau: Holzständerwerk mit Lehmstaaken, zum Teil als Schuppen, zum Teil als Thorweg-Überbau für das dahinter belegene bäuerliche Gehöft dienend, nach Herrn Gehrkes Angabe ungefähr der Kirche gleichalterig. Die charakteristische Stilisierung der derben altertümlichen Holzkonstruktion ist einer bildlichen Darstellung wert.

Digitized by Google

An dem Seddiner Königsgrab, welches demnächst aufgesucht wurde, zeigten sich gegen unsern Befund bei dem Besuch am 20. September 1899 erhebliche Veränderungen. Von den geförderten, wüst herumliegenden losen Feldsteinmassen ist das Meiste vertragsmässig abgefahren. Dagegen liegen noch die gewaltigen Sandhaufen unordentlich herum, welche gelegentlich des Aufsuchens der abzufahrenden Steine neben dem grossen eigentlichen Grabhügel aufgetürmt worden sind. Die Verwaltung der Provinz Brandenburg sollte diese Sandmassen recht bald

wieder auf und an den Hügel heranwerfen lassen, damit dessen flachglockenförmige Tumulusgestalt, wie er vor Zeiten war, wieder hergestellt wird.

Inzwischen ist die genannte Behörde auf Anregung unseres für die Erhaltung der Volksdenkmäler so segensreich wirksamen Mitgliedes Provinzial-Konservators und Geheimen Baurats Bluth nicht unthätig gewesen; sie hat den Schacht durch den Hügel, welcher zum Eingang der Höhle führt, rechts und links durch oben rasenabgedeckte Seitenwangen aus Feldsteinen des Tumulus sichern und dicht vor dem Eingang zwei granitene Pfeiler errichten lassen, an denen eine mit einem tüchtigen Schloss zu sperrende durchsichtige feste Eisenthür angebracht werden soll, welche einen Einblick in die Grabkammer gestattet, aber das Eindringen verwehrt.

Digitized by Google

In der letzteren lagen noch die zwei von uns am 20. September 1899 wahrgenommenen losen Sitzsteine, der längere links, als ich damals in die Höhle stieg, leer, der rechts mit Urnen besetzt. Der geglättete chocoladenbraune, einigermassen gleich einem Linoleum-Läufer mattglänzende Estrich ist inzwischen mit Sand überschüttet; an den Steinen der Kammer befand sich noch teilweise der Thonbewurf, welcher wahrscheinlich die Kammer gänzlich — auch oben — bekleidet hat und ebenso Reste der roten Bemalung. Die grossen Wandsteine sind teils unberührte Geschiebe, teils gespalten, alle selbstredend und vernünftigerweise rauh, weil sonst der schwere Wandbewurf hierauf nicht gehaftet haben würde.

Unsere Untersuchung galt insbesondere den geologischen Verhältnissen. Wie bei der Untersuchung 1899 gelangte ich zu dem Schluss, dass der Tumulus künstlich von Menschenhand unter Benutzung einer höheren Geländestelle aufgeschüttet ist, und ich freue mich, in dieser Beziehung vollkommen mit dem Landesgeologen, Herrn Dr. Wahnschaffe, Professor an der Kgl. Bergakademie, übereinzustimmen, welcher sich gerade ebenfalls zur Zeit in Perleberg aufhielt, um das das Königsgrab mitumfassende Blatt der Landesvermessung geologisch festzulegen.

Besonders günstig war es, dass, um das von der Provinz erworbene Gelände zu markieren, ein grosser Teil des äusseren, den Tumulus einhegenden Steinkranzes freigelegt war. Durch Vergleichung mit der Figur des oberhalb der Steine sitzenden Herrn Dr. G. Albrecht können sie sich aus dem umstehenden, nach einem Photogramm des Herrn Wilhelm Pütz aufgenommenen Bilde eine genügende Vorstellung von der Grösse der Steinblöcke und von dem gewaltigen Eindruck der ganzen Anlage machen. Man wird nicht in der Annahme fehlgehen, dass diese Steine auf gefrorenem Boden hingeschafft worden sind. Der Tumulus mit der näheren Umgebung ist von Wasser auf drei Seiten umgeben, zwei etwas versumpfte Wasserlachen fanden wir als Reste grösserer ehemaliger Bewässerung vor.

Das Innere der Kammer wurde von Herrn Pütz nochmals aufgemessen. Ein Kreisrund mag angestrebt worden sein; thatsächlich aber bilden die grossen Steine der Kammer ein unregelmässiges Neuneck. Die Breiten der betreffenden neun Steinflächen sind von dem Eingangs-Schwellstein (mit 65 cm) rechts betrachtet folgende: 96 cm; 68 cm; 70 cm; 70 cm; 66 cm; 92 cm; 50 cm und 69 cm. Die lichte Weite der Kammer beträgt an 3 verschiedenen Messungsstellen ca. 40 cm, über dem Estrich 218 cm, 219 und 220 cm. — Vor dem Eingange fand ich einen rötlichen quarzitischen, deutlich abgenutzten Reibestein, sowie das Bruchstück eines auf einer Seite abgeschliffenen platten, aus sehr grobkörnigem Granit bestehenden, etwa 6 cm hohen Reibesteins.

Digitized by Google

Was die Zeitstellung des Seddiner Hünengrabes anlangt, so gingen die Ansichten um Jahrhunderte anfänglich auseinander. Sehr merkwürdig ist das Vorkommen der eisernen „Tapezierer-Nähnadel" und eines mit Fellresten versehenen Stückchen Eisens in der einen Frauen-Aschenurne. Gustav Kossinna und, wenn ich recht verstehe, unser grösster Vorgeschichts-Chronologe Oscar Montelius sind geneigt, den Seddiner-Königs-Tumulus um 1000 v. Chr. zu gruppieren. In der ausgezeichneten neuesten Arbeit unseres Montelius: „Die Chronologie

der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Mit 451 in den Text eingedruckten Abbildungen. Archiv für Anthropologie, XXV und XXVI. Auch als Sonderabdruck. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1900.)" gelangt der gelehrte Verfasser zu folgender Zeitgliederung: Jüngere Steinzeit. Periode I: Keine Grabkammern von Stein. Kein Metall. — Periode II: Dolmen (Dösar) und Gräber ohne Steinwände. Kein Metall. — Periode III: Ganggräber und Gräber ohne Steinwände. Das erste Auftreten des Kupfers. — Periode IV: Steinkisten und Gräber ohne Steinwände. Kupfer. — Bronzezeit. Periode I (ältere Abteilung): Hauptsächlich zinnarme Bronze. Keine Schwerter, keine Speerspitzen mit Tülle. — Periode II (jüngere Abteilung): Zinnreiche Bronze. Kurzschwerter. Am Ende der Periode: längere Schwerter und Speerspitzen mit Tülle.

Digitized by Google

Wie ersichtlich verbirgt sich die Kupferzeit, welche auch in Brandenburg ausgebildet erscheint, in Periode III und IV der jüngeren Steinzeit, und fällt das erste Auftreten des Kupfers in den südlichen Gegenden des nordischen Gebietes um oder kurz nach 2500 v. Chr., das erste Auftreten der anfangs zinnarmen Bronze in denselben Gegenden um oder kurz nach 2000 v. Chr. Der Befund des Seddiner Königsgrabes aber ist deshalb so schwierig zu chronologisieren, weil er neben Eisen auch archaistisch aussehende Bronze, z. B. ein Kurzschwert, eine weidenblattförmige Bronzespeerspitze mit schmalem Dorn und dergleichen, neben jüngeren Bronze-Typen enthält. Dazu kommen, der an Mykene erinnernde Kuppelaufbau der Grabkammer, der Wandbewurf und die Bemalung desselben, Eigenartigkeiten, die bei uns als Unica dastehen.

Die Reste des kleinen Raubtieres, welche zwischen den Gebeinresten des Königs in der wohl verschlossenen Bronzeurne lagen, erklärt Herr Professor Dr. Alfred Nehring als Hermelin. Das Tier muss gleichzeitig beigesetzt sein.

Die ganze Umgebung des Seddiner Hünengrabes scheint ein geweihtes Tumulusfeld gewesen zu sein. Südlich von dem Dorf Seddin sind in früheren Jahrzehnten Hünengräber abgetragen und die Funde zum Teil in das Königliche Museum zu Berlin, zum Teil in Privatbesitz gelangt. Südlich von dem Seddiner Hünengrab, nahe dem Seddiner Ausbau, welcher „der Kohlhorst“ heisst und dem Landwirt Hildebrand gehört, liegen drei Hünengräber, welche auf der Generalstabskarte deutlich markiert sind.

Das eine Hünengrab auf einem flachen Anberg südöstlich vom Kohlhorst lag auf Hildebrandschem Acker, ein bereits vor längerer Zeit zerstörtes Hünengrab, von welchem wir noch grosse Steine, sowie kohlige Stellen feststellten und eine Anzahl schwarzer grober Scherben sammelten, von der Technik der grossen schwarzen Urne, welche sich in der Seddiner Königs-Grabkammer, durch einen flachen schweren Reibestein zerdrückt, leer, rechts in der Ecke vom Eingang der Grabkammer aus gesehen, befand.

Besser erhalten war ein zweites Hünengrab, fast östlich (mit wenig südlicher Lage) — auf der Generalstabskarte in der Luftlinie 500 m entfernt — aufgewühlt, aber dennoch ungleich besser erhalten. Aus diesem mit einem Steinkranz umstellten und im Innern mit grossen Blöcken ausgestatteten Hügel stammen verschiedene, Herrn Wilhelm Ratig gehörige Bronzen her: ein langer Dolch oder wenn man will: Kurzschwert, mit der abgebrochenen Spitze 32 cm lang, Griff und Klinge miteins aus Erz gegossen, ein 29 cm langes yataganartiges Bronzemesser mit rundlicher Griffzunge in Holz oder Horn befestigt gewesen und ein Bronzehohlkelt.

Digitized by Google

Endlich drittens südöstlich vom Kohlhorst und etwa 300 m nordwestlich von dem letztgenannten Hügel ein Hünengrab mit jungen Eichen und Buchen bewachsen, an einer Seite abgestochen, so dass man eine grosse Steinpackung gewahrt, aber anscheinend noch nicht aufgedeckt, mit äusserem Steinkranz, ähnlicher Konstruktion wie No. 1 u. 2, wahrscheinlich auch in die Zeiten des Königsgrabes gehörig. Bei dem zu 2 gedachten Hünengrab befindet sich eine flache wallartige runde Erhöhung, in welcher wir menschliche Spuren jedoch nicht wahrzunehmen vermochten.

Naturkundliches.

14. Endmoräne bei Liepe unweit Oderberg i. M. Von dieser geologisch und heimatkundlich so hoch interessanten Ablagerung der Eiszeit verdanke ich der Güte des Herrn W. Pütz die vorgelegte interessante, von ihm aufgenommene grosse Photographie, welche die wirre Anhäufung des verschiedenartigsten glazialen, durch Lehm oder Grand oder Kies notdürftig verbundenen Schuttmaterials deutlich erkennen lässt. Ein Block lässt die durch das Eis bewirkte Abschleifung und Furchung ahnen. Vor Jahren, als ich in der Gegend zu einem solchen Abschnitt hineinstieg, hatte ich das täuschende Bild eines förmlichen Steinbruchs im Gebirge vor mir, so dicht gedrängt lagen die Steine aufeinandergepackt, und erst die petrographische Verschiedenartigkeit der Geschiebeblöcke zeigte, dass von einer zertrümmerten einheitlichen Steinwand nicht die Rede sein könne.

Diese Photographie ist auch insofern lehrreich, als sie in Vergleichung mit den Ihnen vorgewiesenen Photographien des Seddiner Königsgrabes deutlich wahrnehmen lässt, wie die Struktur des Aufbaues beider Örtlichkeiten eine ganz verschiedene ist, bei Liepe hat eben der Gletscher das Material hingeschoben und liegen lassen, beim Seddiner Königsgrab hat dagegen der Mensch aufgeschüttet.

15. Helios. Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt. (Museums-Gesellschaft.) Herausgegeben von Dr. Hugo Roedel. Berlin. In Kommission bei R. Friedländer & Sohn. 17. Bd. 1900. Darin zwei Berichte des Herrn Oberlehrer Dressler über die meteorologischen Verhältnisse von Frankfurt a. O. Recht wertvoll sind naturkundliche Berichte unter dem Titel: Bibliotheca marchica, historico-naturalis, welche auch die Prähistorie unter der Bezeichnung Urgeschichte — Ref. M. Klittke — umfassen, wobei hinzugefügt werden mag, dass Herr Klittke in einem besonderen Artikel: „Prähistorische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. O." bespricht. Im ganzen ist noch zu wenig aus dieser Gegend bekannt; eine systematische, mit grösseren Kräften unternommene Erforschung der Odergegend wird

Digitized by Google

zweifellos noch viele neue Funde und wissenschaftliche Ergebnisse zeitigen. Herr Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack bearbeitet die geologische und mineralogische, Dr. K. Brand die botanische und unser Mitglied Oberlehrer Dr. C. Matzdorff die zoologische Litteratur.

16. Mein Aufruf*) zum Schutz der landschaftlichen Natur in Anlehnung an die Besprechung des forstbotanischen Merkbuches von Dr. Conwentz, vgl. S. 11—15, hat bereits gute Früchte hervorgebracht, wie aus den heutigen Nummern 16—19 erhellt.

Neue Nachlese zur Eibenkunde.**) Herr Lehrer H. Berdrow in Rixdorf hat die Güte, mir folgendes zu schreiben:

„Die Eiben der Buchschen Fasanerie. Im Verlauf einer durch die Ortschaften der nördlichen Rieselfelder am 8. Oktober 1900 unternommenen Wanderung besuchte ich die von Mitgliedern der „Brandenburgia“ am 25. August 1898 in der Fasanerie des Dörfchens Buch entdeckte und im Monatsblatt, VII. Jahrgang S. 252 ff. beschriebene alte Eibe. Ich fand sie nach einigem Suchen, identifizierte sie nach den dort angegebenen Maassen und glaube der Beschreibung hinzufügen zu können, dass einer der dem Erdboden aufliegenden Äste fest eingewurzelt ist. Da es mir unwahrscheinlich vorkam, dass dieser ehrwürdige Zeuge vergangener Jahrhunderte von jeher als Einsiedler gelebt haben sollte, so stellte ich eine Suche nach etwaigen Stubben an, fand aber nichts. Dagegen entdeckte ich bei weiterem Umherspähen etwa 20 m südwestlich vom Standort dieser Eibe zwei andere Exemplare, die über der Wurzel und 1 m über dem Erdboden 70 und 58 resp. 68 und 50 cm Umfang hatten. Neben dem stärkeren von ihnen stand ein halb so dicker, anscheinend aus derselben Wurzel entsprossener Stamm. Dicht neben dieser Gruppe erhebt sich eine stattliche Lärche.***) Jenseit des Weges fand ich, immer ungefähr dieselbe Richtung nach Südwest beibehaltend, in der Umgebung eines strohgedeckten Häuschens, Eiskellers oder, der Tiefe nach zu schliessen, Brunnens, eine weitere Gruppe von 8 Stück, von denen die dickste unten sowohl wie in 1 m Höhe 69 cm hatte. Alle bisher geschenen waren Junggesellen, wenigstens konnten weder meine Augen noch meine ziemlich scharfsichtigen Kinder etwas von Früchten entdecken. Nun aber kam die grösste Freude. Ein wenig von dieser Gruppe entfernt, jenseit des Häuschens, erhob sich ein prächtiger Stamm von 73 resp. 61 cm Umfang, in dessen dunklem Laub eine Fülle von Scheinbeeren, teils noch klein und grünlichgelb, teils ausgewachsen in wundervollem Rot, prangte, die einzige Dame unter so vielen Rittern. Dicht neben ihr stehen zwei schwächere Eiben von 50 und 35 cm Umfang unten. Leider setzte die nun einbrechende Dunkelheit und der Fahrplan weiterem Suchen ein Ziel. Junger Nachwus, nach dem ich schon fortwährend Umschau gehalten, war nicht zu entdecken.

---

*) „Der Denkmalsschutz ausgedehnt auf Gegenstände der Natur, insbesondere Bäume“ von Ernst Friedel, Brandenburgia IX S. 10.

**) Vgl. Brandenburgia I. 90, 151; VII. 252, 488; VIII. 31; IX. 197.

***) Die Lärche (Larix decidua) ist in der Provinz Brandenburg nicht einheimisch, vielmehr erst vom Menschen eingeführt. E. Fr.

Digitized by Google

Den Anschauungen des Herrn Dr. Bolle über die Urwüchsigkeit dieser 15 Eiben kann ich mich nur anschliessen. Ihr Aussehen, ihre Gruppierung, endlich der Standort selbst machen es durchaus wahrscheinlich, dass sie die Bezeichnung „wildwachsend" mit vollem Rechte verdienen. Nachdem ich zur Identifizierung einen Zweig für Herrn Geheimrat Friedel gepflückt,*) nahm ich Abschied von der botanischen Sehenswürdigkeit, die einen erneuten Besuch der pflanzenkundigen Mitglieder der „Brandenburgia" wohl verdiente."

17. Unser Mitglied Herr Gustav Lackowitz überreicht eine Aufnahme des Photographen W. Fritsch in Neu-Drakowitz bei Carlsbad i. B., welche die berühmte Körner-Eiche bei Dallwitz darstellt. Vier Männer mit ausgespreitzten Armen versuchen den 1,5 m über dem Boden 11⅞ m Umfang aufweisenden Riesenbaum zu umklaftern. An dem Baum ist eine Tafel angebracht mit dem Wortlaut: Zur Erinnerung an die Feier des hundertjährigen Geburtstages des Dichters und Freiheitkämpfers Theodor Körner am 23. September 1891." Ein urkräftiger ehrfurchtgebietender Waldriese.

Herr G. Lackowitz teilt ferner 28 Ansichtspostkarten aus unseren Vororten Pankow und Nieder-Schönhausen mit, welche die schönen Park- und Gartenanlagen, sowie den herrlichen Baumwuchs insbesondere des Schönhauser Schlossgartens mit seinen prächtigen Eichen, Fichten und Weymouths-Kiefern (Pinus Strobus) erkennen lassen.

Auf der Chaussee nach Berlin befindet sich nahe Restaurant Bellevue ein Alleebaum, Linde, dessen einer Aststumpf das Profil des „Alten Fritz" zeigt, weshalb der Baum auch die Alte Fritz-Linde benamset wird. Leider ist das Naturspiel kürzlich von unnützer Hand beschädigt worden. Ferner die „die Rübezahl-Fichte", in Wahrheit eine grosse Weymouths-Kiefer, deren Stamm unten durch Naturspiel grobe Gesichtszüge zeigt, die auf den Geist des Riesengebirges gedeutet werden, natürlich modernste Erklärungs-Spielerei. Ferner vor dem Königlichen Garten ein langer flacher wohl beraseter und wohl markierter, mit zwei stattlichen Linden bestandener Hügel, „das Grab des Schmiedes von Mollwitz." Das Märkische Provinzial-Museum, welchem Herr Lackowitz diese stattliche Sammlung zuweist, spricht hierfür seinen verbindlichsten Dank aus.**)

18. Über Hauslaub (Hauslauch) Sempervivum soboliferum Sims. und Sempervivum tectorum L. Zwei zur Familie der Fettpflanzen (Crassulaceae) gehörige Pflänzchen, welche ich, eventuell zur gefälligen Entnahme für Ihre Terrarium-Felsen, lebend vorlege, sind bei unserem Land- und Stadtvolk als anheimelnde Hauspflanzen und als

*) War mit reifer Frucht versehen.

**) Eine Exkursion des Märkischen Museums unter Führung der Herren W. und G. Lackowitz unter Beteiligung von 12 Herren der „Brandenburgia" nach diesen Baumschätzen in Pankow und Nieder-Schönhausen, ausgedehnt bis zu den Spuren des alten kurfürstlichen Vogelherdes in Pankow, fand am 25. November 1900 statt. E. Fr.

Digitized by Google

Schutzpflanzen ungemein beliebt. Bekannter ist das Hauslaub, Hauslauch, auch Donnerbart (Barba Jovis) genannt, S. tectorum, welches nach Paul Aschersons Flora (s. d.) aus Süddeutschland stammt, aber bei uns sowohl auf Häusern, wie in Gärten (als Teppichbeeteinfassung und als Topf- sowie Terrarium-Felsen-Pflanze ungemein beliebt ist. Auf dem Kopf des Rolands zu Brandenburg befindet sich seit unvordenklicher Zeit eine immergrüne, im Stamm schön blühende Haube von Sempervivum tectorum. In Süd- und Mitteldeutschland, z. B. in Unter-, Mittel- und Oberfranken, ganz Thüringen und Hessen, habe ich in den letzten Jahren dies Hauslaub vielfach in den Dörfern und kleinen Städten verbreitet gesehen, bemerkenswerter Weise weniger auf den Wohnhausdächern als auf denen der Scheuern, Schuppen und Ställe, sowie auf den Umfassungsmauern und Thorwegen der Gehöfte. Karl der Grosse hat bereits das Anpflanzen des Donnerkrauts oder Donnerbarts (womit der Bart des Feuer- und Blitz-Gottes Donar oder Thor gemeint ist) zur Verhütung von Blitzschlägen anbefohlen.*) Gequetscht dienen die Blätter der Pflanze gleich denen gewisser Agave-Arten als Kühlungsmittel gegen Quetschungen, Bienenstiche und dergleichem, der Saft bei Heiserkeit, Verbrennungen u. s. w.

Die Stelle des bei uns in der Mark nicht heimischen Sempervivum tectorum ersetzt ursprünglich das weniger ansehnliche, mehr kugelige Sempervivum soboliferum Sims., welches in der Provinz Brandenburg, wenn auch verhältnismässig selten, vorkommt. Ascherson a. a. O. S. 232 führt an: Burgwall zwischen Reppen und Klauswalde, Wriezener Berge (jetzt verschwunden), Warbecks Mühle bei Eberswalde, Wald südlich von Chorin. — Die mir in Menge lebend zugegangenen Exemplare stammen von dem Hauslauchberge bei Buchs-Mühle zwischen Lunow und Stolpe, westlich vom nördlichen Oderbruch, Kreis Angermünde. Der Berg, welcher nach dem Hauslauch genannt ist, gehört dem Kammerherrn und Schlosshauptmann von Buch auf Stolpe. Unser Mitglied Lehrer Heinrich Lange zu Oderberg i. d. M., einer der besten Kenner der Flora seiner Gegend, hat mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Pflanzen mir zugeschickt in zahlreichen Stücken, von denen ich Herrn Dr. Carl Bolle eine Zahl zur Anpflanzung auf seiner Insel Scharfenberg eingehändigt habe, woselbst die Pflanze vom Besitzer auch sonst bereits eingeführt worden ist. Herr Lange schreibt mir unter dem 15. September 1900: „Die Pflanze kommt dort an einigen Stellen so zahlreich vor, dass man kaum treten kann, ohne einige Stücke zu beschädigen. Ascherson und Garcke haben, wenigstens in ihren älteren botanischen Werken, diese Fundstelle nicht angegeben.“ — Auch auf dem rechtsseitigen neumärkischen Höhenrand ist S. soboli-

*) „Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam.“

Digitized by Google

ferum beobachtet. Mein Sohn, cand. med. Erwin Friedel, fand vor einigen Jahren in meinem Beisein ein einzelnes Exemplar — vielleicht einen Irrgast — in der Nähe des Turnplatzes bei Alte Grund, Kalkberge Rüdersdorf. Der Name „soboliferum", „Sprossen oder Junge tragend", ist sehr bezeichnend. Eine sehr eigentümliche Ablösung und Verbreitung sprossförmiger Ableger findet gerade bei dieser Hauswurzart statt. Vergleiche hierzu die treffliche Abbildung bei Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., II. Bd., S. 576. Die dicken, fleischigen Blätter sind auf Kurztriebe rosettenartig gestellt, und die neuen Rosetten werden stets in den Achseln der Rosettenblätter als winzige Knospen angelegt. Aus diesen Knospen gehen fadenförmige, mit kleinen anliegenden Schuppen besetzte Knospen und demnächst kleine kugelförmige Pflänzchen hervor, deren fadenförmige Verbindung mit der Mutterpflanze verdorrt, so dass ein Windstoss genügt, um sie los zu reissen. Diese durch ihre eigentümliche Kugelbildung, gleich der sogenannten Rose von Jerichow, Anastatica Hierochuntica, und der sogenannten Auferstehungspflanze, Selaginella lepidophylla, von Mexiko, vor dem Eintrocknen geschützt, rollen ähnlich diesen ausdauernden Pflanzengebilden vor dem Winde her und verbreiten sich solchergestalt über weite Flächen. Die Pflanze wird, wie schon Ascherson a. a. O. bemerkt, bei uns gelegentlich ebenso wie der eigentliche Hauslauch auf Mauern und Dächer gepflanzt und gilt wie dieses als eine Art geweihte und segenbringende Pflanze. Als Teppichbeet ist S. soboliferum weniger beliebt, einmal weil es nicht so ansehnlich aussieht wie S. tectorum, welches man mit einer Miniatur-Agave vergleichen kann, und dann weil es, wie die Gärtner sagen, „zu viel jungt", d. h. zu schnell und zu viel Nebenpflänzchen treibt, welche unordentlich herumliegen und dadurch bei Teppichbeeten die scharfabgegrenzten Säume und Muster der Dessins beeinträchtigen.

19. Der Elsbeerbaum und seine nächsten Verwandten. Schon früher habe ich auf den Elsbeerbaum und seine Verwandten in der „Brandenburgia" aufmerksam gemacht.*) Der Baum ist als wild gewachsener Vertreter unserer heimischen Waldflora wahrscheinlich in der Provinz Brandenburg nicht so gar selten gewesen, aber aus verschiedenen Gründen — Mangel an Pflege — Mangel an Nachpflanzung — schonungslose Ausrottung durch Benutzung des wie bei allen Sorbus- und den nahverwandten Pirus-Arten sehr festen, vortrefflichen Holzes —

*) Vgl. Brandenburgia II., 157 flg. Verzehren geringwertiger Obstarten: Sorbus aucuparia var. dulcis 158. — Obst der Steinzeit: a. a. O. S. 187 flg. Sorbus torminalis 187 und 188. — Sorbus Aria 189. — Sorbus latifolia 189. — Sorbus fennica 189. — Über die süsse Vogelbeere (S. auc. dulcis) IV. 286-289, 365; V. 2 u. 38. — Über den Elsbeerbaum ausserdem Dr. Carl Bolle: Vom Elsbeerbaum (Sorbus torminalis, Crtz.) in der Mark; IV. 359 bis 361.

Digitized by Google

fast verschwunden. Lange Zeit galten die drei, später nur noch zwei Exemplare, jetzt nur noch ein Baum, auf der der Familie Degen gehörigen Marieninsel (Paelitz-Werder) im grossen Paarsteiner See bei Angermünde nach Prof. Ascherson (Flora s. v.) und einige sonstige Stücke in der Uckermark als die einzigen Exemplare in der Mark, bis im Jahre 1899 eine neue Nachricht durch die Zeitungen ging. Der ausgezeichnete, auch in der heutigen Niederschrift (unter No. 16) gedachte Forstbotaniker und Direktor des westpreussischen Provinzial-Museums zu Danzig, Professor Dr. Conwentz, habe in einem in Hannover erscheinenden forstmännischen Blatte gelesen, dass in dem Schutzbezirk des Brieselang-Waldes nördlich der Haltestelle der Berlin-Hamburger Bahn Finkenkrug, etwa 20 km nordwestlich Berlins, Elsbeerbaumholz geschlagen und zum Verkauf ausgeboten sei.

Diese höchlichst überraschende Mitteilung veranlasste mich, in Gesellschaft unserer Mitglieder Dr. Gustav Albrecht, Gustav Lackowitz jun., H. Maurer, Friedrich Backschat und O. Monke eine Exkursion nach dem Brieselang am 19. August 1900 zu unternehmen. Wir erkundigten uns bei dem in der Gegend aufgewachsenen Besitzer der Brieselang-Krugwirtschaft nach dem Vorhandensein der Elsbeerbäume und erhielten die Nachricht, dass dergleichen Bäume noch vorhanden seien. Herr Krause hat als Kind unter einem der grössten Bäume sich oft gelagert, auch im Spätherbst von den alsdann weich gewordenen, länglich eirunden, lederbraunen, wenig wohlschmeckenden Früchten, welche herabfallen, gelegentlich gekostet. Der Brieselang ist den Botanikern von Berlin und Umgegend seit etwa 150 Jahren wohl bekannt und wird beständig von ihnen durchforscht. Wie ist es in aller Welt möglich, dass ansehnliche, schöne Bäume dem Spürsinn der Pflanzenkundigen entgangen sind? Diese Herren heften zumeist ihre Blicke auf den Boden, nach oben sehen sie nicht, weil sie meinen, die Bäume seien längst bekannt. Auf die Fragen: warum haben Sie die Herren nicht auf die Elsbeerbäume aufmerksam gemacht, entgegnete Herr Krause trocken: es hat mich ja niemand darnach gefragt!

Wir ermittelten folgendes: Der Els- oder Elsebeerbaum kommt in Brieselang in der Nähe des Brieselang-Kruges vor:

a) strauchartig im Jagen 70, etwa 50 Schritt nördlich von der vom Gasthaus Finkenkrug nach Brieselang führenden Fahrstrasse in der Nähe der alten Dorfstelle;
b) als schön gerade gewachsener, kräftiger Baum zwischen den Jagen 66 und 67 mitten im Gestellweg. Wir bestimmten die Höhe auf etwa 12 m. Der Umfang des sich erst in reichlich 6 m Höhe verästelnden Stammes beträgt 1 m über dem Boden 119 cm;
c) zwischen den Jagen 71 und 72 als Baum von gleicher Stärke und
d) im Jagen 62, das stärkste Exemplar.

Digitized by Google

Es bedürfte nur geringer Pflege dieser vorhandenen Bäume, um sie zu einer natürlichen Vermehrung und zwar durch Zweigausläufer und durch Wurzelausläufer zu veranlassen. Sorbus torminalis hat nämlich gleich dem Mehlbeerbaum S. Aria sowie S. suecica, S. aucuparia und Mespilus chamaemespilus die Neigung, Familiengemeinschaften zu bilden, wie ich das in der Mark Brandenburg, auf der Insel Rügen, in Thüringen, in Unter-Franken, in Oberbayern und Tirol beobachtet habe.*) S. torminalis kann auf diese Weise ganze Gebüsche und Dickichte bilden, die von einem Baum ausgehen, so verhält sich die Elsbeerbaumgruppe im Brieselang nahe der alten Dorfstelle (zu a); der grosse Elsbeerbaum zu b), von dem ich einen solchen Wurzelschössling mitgenommen habe, der freudig gedeiht, giebt sich Mühe, ein Gebüsch zu bilden. An den Kreideabhängen von Stubbenkamer, auf Jasmund und an den Muschelkalkabhängen des Stufenberges bei Bad Kissingen kann man den Elsbeerbaum an blosgelegten Stellen in dieser Weise ausgezeichnet deutlich beobachten. Aus durch Abrutsch freigelegten Wurzeln treiben Zweige in die Höhe, und umgekehrt wagerecht verlaufende Zweige treiben, wo sie dem Erdboden aufliegen, nach unten Wurzeln, nach oben neue Elsbeerbäumchen, alles mit engstem organischen Zusammenhang mit in der Nachbarschaft befindlichen grösseren Mutterbäumen.**)

Bei unseren Ausflügen nach Oderberg i. d. M. und Umgegend nahmen wir über dem Wege nach Lunow auf den diluvialen Blocklehmhöhen Elsbeerbäume in diesem Jahre wahr. Herr Heinrich Lange schreibt mir darüber am 15. September 1900: „Sorbus torminalis, Elsbeerbaum. Dieser Baum, der in hiesiger Gegend (Pehlitzwerder) vor vielleicht 50 Jahren von dem inzwischen verstorbenen Pharmazeut Hertzsch-Angermünde entdeckt wurde, ist vor 30 Jahren von mir an den westlichen

*) Bei S. torm. in der Mark vgl. später; wegen Thüringen, wo bei Kösen, Eckartsberga, Kloster Häseler u. s. w. S. torm. garnicht selten ist, vgl. z. B. in dem unter A 9 dieser Niederschrift erwähnten Kalender S. 64 flg.: Koch, Die Flora der Finne. — Von S. Aria habe ich diese Gemeinschaften in Tirol, Oberbayern und Unter-Franken beobachtet. Von der Zwergmispel, Mespilus chamaemespilus, habe ich förmliche Dickichte bei Maria Waldrast, etwa 5000 Fuss oberhalb Matrey an der Brenner Bahn, angetroffen.

**) Wie man aus solchen Lebensgemeinschaften von Pinus das Wort Pinetum, von Taxus das Wort Taxetum bildet, so könnte man aus Sorbus das Wort Sorbetum für solche aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossenen Sammelbäume und Sammelgebüsche vielleicht ganz berechtigt bilden. — Sorbet oder Tscherbet ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Saft von Früchten — auch wirklichen Sorbusarten — und aus Zucker hergestellt wird. Der gemeine Türke bereitet sich Sorbet aus einem abgesüssten, über gestossenen Rosinen und dergleichen gegossenen Wasser. Ob daher Sorbet etwa mit der Frucht von Sorbus zusammenhängt, das mag ein orientalischer Sprachforscher begutachten, ich wage nur auf die Möglichkeit hinzuweisen.

Digitized by Google

Abhängen des Gaisberges an 4 Stellen aufgefunden worden. Einige Exemplare sind baumartig 6—7 m hoch, mit ausgebreiteter Krone, während die meisten, durch den Eigennutz der Besitzer, strauchartig erhalten bleiben. Die jungen Stämme werden, sobald sie dazu tauglich sind, zu Harken- oder Forken- und Besen-Stielen, auch zu Sprossen in den Ernteleitern benutzt. Da Sorb. torm. aus dem Süden stammen soll, so war ich der Meinung, dass sie wahrscheinlich durch Mönche des Prämonstratenser Ordens, die Pfleger des hier in Barsdin belegenen Marienhospitals waren, hier angepflanzt worden seien, zumal ihr Vorkommen gerade in der Umgebung der Stelle ist, wo das Hospital gestanden hat. Noch mehr bestärkt wurde ich in dieser Annahme, dass die Mönche, als hier bei Oderberg das Hospital abgebrochen und nach dem Pehlitzwerder verlegt wurde, diesen Baum als besondere Liebhaberei dort mitgenommen haben könnten. Ja ich ging in meinen Schlüssen noch weiter: da dieser Baum sehr sparsam wächst und das Prachtexemplar auf dem Pehlitzwerder eine Höhe von 40—50′ und einen Durchmesser von $1^1/_2$–2′ hatte, so muss er dem entsprechend auch ein recht hohes Alter erreicht haben und schien es mir nicht unwahrscheinlich, dass er noch aus den ersten Anpflanzungen der Mönche herrühren könne. Herr Prof. Ascherson teilte diese Ansicht aber nicht, da der Baum noch an anderen Stellen der Mark, ja auch in Mecklenburg vorkäme. Der grosse Baum auf Pehlitzwerder wurde in den siebziger Jahren, da der Stamm morsch geworden, vom Sturme umgeworfen, hat aber Schösslinge hinterlassen.“ Schon früher machte Herr Lange mich auf das Vorkommen — ob freiwilliges? — von Sorbus torminalis im Park des Herrn von Rüsselmann zu Krussow bei Angermünde aufmerksam.

Ich füge hinzu, dass der Elsbeerbaum noch weit nördlicher vorkommt. Dr. Th. Fr. Morsson: Flora von Neu-Vorpommern, Rügen und Usedom, Leipzig 1869, sagt: „In Wäldern und an den hohen Ufern der Seeküste, hin und wieder. In den Wäldern des Dars und Zingst. An den Ufern von Hiddensee, Jasmund und Mönchgut und der Insel Oie.“ In den letzten Jahren habe ich Elsbeerbäumchen in den Schluchten zwischen Stubbenkamer und Sassnitz öfters bemerkt.

Gegessen werden, hauptsächlich natürlich von Kindern, die mudig gewordenen Früchte des Elsbeerbaumes im Brieselang, bei Oderberg und sonst im Oktober und November. Man hat daraus auch bei uns früher Most bereitet, teils allein, teils zusammen mit den Knödelbirnen, die, wie ich früher ausführte, gleich den Früchten unserer Mispel und des Mehlbeerbaumes erst im beginnenden Zustande der Zersetzung geniessbar werden. Auch dies würde für die von mir zuvor angedeutete Herstellung von Sorbet im Orient aus Sorbus-Früchten sprechen.

Ich lege Ihnen noch die schönen roten Früchte von Sorbus fennica sowie vom Mehlbeerbaum (Sorbus Aria) vor, mich mit Freuden an die

Digitized by Google

schönen Mehlbeerbäume erinnernd, welche, als ich im Jahre 1894 im Frühsommer den herrlichen wilden Eibsee in Oberbayern an der tirolischen Grenze besuchte, durch die weisse Farbe der Unterseite der Blätter zwischen dem dunkeln Fichtengrün hindurchleuchteten und, da die Oberseite noch hellgrün war, das felsige Ufer wie mit einem lichtgrünen Kranz umgaben.

Sonst lege ich Ihnen noch vor Pirus scandica Bab. (= P. intermedia Ehrh.) vom Pfarrgarten zu Kloster auf Hiddensöe, Cydonia vulgaris Pers., ebendaher vom Schwedenhagen, wahrscheinlich vor Jahrhunderten durch Mönche eingepflanzt. Ferner Sorbus domestica L., den Speierling oder Spierlings-Baum (franz. le Cormier), Früchte birnenförmig, zuweilen apfelförmig, bis 3 cm lang, grünlichgelb, rotbäckig. Der schöne Baum wird langsam wachsend bis 200 Jahre alt. Die Früchte sind ebenfalls teig essbar. Hat ein bräunliches, wegen seiner Zähigkeit und Festigkeit geschätztes Holz, während das Holz vom Mehlbeerbaum (franz. le Viorne) rötlich-weiss, fein, zähe, fest ist und sich nicht wirft.

Anführen will ich bezüglich des Elsbeerbaumes (franz. le Sorbier torminal) noch eine Stelle aus Dr. Hareld, Othmar Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte, Gotha 1854: „Sobald sie (die Beeren) im Herbst durch einen Frost teig geworden sind, geben sie eine angenehme Speise. So wie man nach keinem frischen Obst Bier trinken darf, so muss man es nach diesem besonders vermeiden, selbst Wasser kann dadurch Bauchweh verursachen. Der Baum wächst vorzugsweise auf Kalkbergen wild, kann 60′ hoch werden, hat ein vortreffliches, rötliches, feines, festes, zähes Holz, das sich gut polieren lässt und sich nicht leicht wirft."

Dr. Aug. Garcke: Flora von Mittel- und Nord-Deutschland schreibt: „Pirus torminalis Ehrh. Elsbeere, Ruhsbirne. In Bergwäldern zerstreut, im nördlichen Deutschland seltener (Oderberg, Pählitzwerder im Paarsteiner See, Gerswalde bei Prenzlau, in Mecklenburg, auf Rügen, in Preussen bei Stuhm und Montken)."

Auf das langsame Reifen der Elsbeerfrüchte und ihrer Verwandten bezieht sich das italienische Sprüchwort: „con tempo e pazienza maturono le sorbe" (Mit Zeit und Geduld werden selbst die Sorbus-Früchte reif); gemeint ist hier eigentlich, wie mich Dr. Bolle belehrt, die mehr südliche Sorbus Azarolus bezw. Sorbus domestica, von welcher letzteren Dr. C. H. Persoon in seiner Synopsis Plantarum II. 39 schreibt: „Hab. in Eur. calidioribus. Grandaeva primum fructificat." Il sorbo heisst der Baum, la sorba seine Frucht auf Italienisch. Lateinisch heisst bei Cato, Columella, Vergil, Plinius u. A. der Baum Sorbus, die Frucht Sorbum.

Endlich erwähne ich noch, ohne auf die vielfachen interessanten Kreuzungen der verschiedenen Sorbus-Arten einzugehen, die in unseren gewählteren Gärten auch wohl vorkommenden Sorbus latifolia,

Digitized by Google

die zuerst in den Waldungen von Fontainebleau bemerkt worden und deshalb Alisier de Fontainebleau genannt worden ist, wobei ich vermuten möchte, dass der Stammlaut der Wörter Elsbeer, Elsebeer und Alise, Alisier sprachlich verwandt sei. Da der Speierling oder Sperberbaum, Sorbus domestica, auch Arlesbeerbaum genannt wird, so wäre eine weitere sprachliche Frage die, ob dieses übrigens auch etwas an Elsebeer oder Elsbeer anklingende Wort mit der Stadt Arles, lateinisch Arelate in Verbindung gebracht werden darf? Auch der Ausdruck Atlasbeeren kommt für Elsbeeren vor (Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., Bd. II, S. 673).

Schliesslich empfehle ich die genannten Sorbus-Arten, soweit sie unser Klima vertragen, zur vermehrten Anpflanzung in unserer Heimat, besonders auf den Schutt- und Abraum-Halden der Rüdersdorfer Kalkberge. Ich habe mich gefreut, in diesem Jahr zu sehen, wie eine pommersche Gemeindeverwaltung, die der alten Universitätsstadt Greifswald, fleissig die seltenen Sorbusarten in ihren Anlagen z. B. auf der Naugangswiese, im Müntergrund u. s. w. angepflanzt hat. Möge unser Mitglied, Herr Garten-Direktor Mächtig, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, uns und unsere Nachkommen mit diesen herrlichen Nutzbäumen im Treptower Park, im Plänterwald beim Eierhäuschen und auf den Hängen des Kreuzberges recht ausgiebig erfreuen.

B. Ausgelegt wird ferner heut Abend:

W. Lackowitz, Flora von Berlin und der Provinz Brandenburg. Anleitung die in der Umgebung von Berlin und bis zu den Grenzen Brandenburgs wild wachsenden und häufiger kultivierten Pflanzen auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Zwölfte Auflage. Berlin. Verlag von Friedberg & Mode. 1901.

Herr Dr. Bolle berichtete darüber wie folgt:

Die Anziehungskraft, welche die vegetative Natur unserer Heimat auf ihr sympathisch gestimmte Gemüter ausübt, ist eine so lebhafte, dass nach Ablauf gewisser Zeiträume sich immer neue Kräfte ihrer Bearbeitung zuwenden, ältere aber in ihrem Studium, sich ändernden Verhältnissen Rechnung tragend, verharren. Neben den mustergültigen und umfassenderen Arbeiten eines Ascherson, dem sich neuerdings Dr. Graebner hülfreich und befähigt zugesellt hat, kennt seit lange schon die Floristik Herrn Lackowitz als einen ihrer gediegensten Förderer. Seine Flora von Berlin liegt in gänzlich umgearbeiteter Gestalt vor und zwar stellt sich dieselbe in einer Form dar, welcher vorzugsweise Lob dafür gebührt auf ebenso rationellem wie leicht fasslichem Wege für Erlangung praktischer Erfahrung Pfadfinderin zu sein. Es giebt keinen stärkeren Beweis für ihre Vorzüglichkeit als die Thatsache einer verlangten und nun erschienenen 12. Auflage. Zum Schulunterricht in hohem Grade vorteilhaft verwendbar,

Digitized by Google

dürfte sich der hübsch ausgestattete kleine Band auch für weitere Kreise als ein nutzbarer Ratgeber erweisen und demgemäss den guten Zweck erfüllen, der Kenntnis vaterländischen Grüns neue Jünger zu werben. Den modernen Wandlungen der Wissenschaft ist darin ausgiebig Rechnung getragen. Ausserdem erfreut den Leser die beruhigende Schlussfolgerung, dass vielfach hemmender kultureller Entwicklung zum Trotz die wilde Flora des alten Bodens, wenn auch zurückgedrängt, immer noch kräftig fortlebt und fortfahren wird, ihren gewohnten Zauber auch ferner auszuüben. Es darf als besonderes Verdienst des Verfassers, der zumal auf dem Gebiet der Riedgräser (Carex) Hervorragendes geleistet hat, gelten, abstrakteren Tendenzen gegenüber einen Stamm greifbarer Pflanzenkenntnis in Wald und Flur lebendig zu erhalten.

C. Herr Kustos Buchholz über malerische Volkstrachten.

Wie schon der Herr Vorsitzende andeutete (vgl. S. 320 No. 12), hat das Märkische Museum durch Vermittelung des Herrn Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf Proben der im Fläming noch jetzt gebräuchlichen Frauentrachten erhalten, die hier in natura und Abbildungen vorliegen.

Vor 4 Jahren, gelegentlich der Vorlage von Frauentrachten aus dem Kreise Weststernberg, hatte ich darauf hingewiesen, dass der Gebrauch malerischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg, abgesehen von der Wendei, immer mehr im Verschwinden ist und, nachdem nun auch im Oderbruchdorfe Neu-Hardenberg selbst ältere Frauen die moderne Tracht vorziehen, die Dörfer des Oderdeichverbandes im Sternberger Kreise, Ziebingen, Rampitz, Grimnitz u. s. w., die letzten sein dürften, in denen sich die alten malerischen Trachten erhalten haben. Im Hohen Fläming, an der südwestlichen Grenze der Provinz Brandenburg haben sich solche Trachten auch noch erhalten, aber ich konnte sie damals nicht mitanführen, weil dieses Gebiet im wesentlichen der Provinz Sachsen angehört und die Märkischen Grenzen nur streift und weil Probetrachten noch nicht vorlagen.

Nun sind wir in die Lage gesetzt, auch dieses Trachtengebiet nachzuholen. Der gewöhnliche Festanzug wird hier, von einer Berliner Frau getragen, vorgeführt. (S. 1. Abbldg. flg. Seite, wo jedoch ortsangehörige Frauen dargestellt sind.) Er besteht aus einem weit gefalteten, die Füsse frei lassenden roten Rock mit schwarzem Sammet-Mieder, gesticktem Puffkädel (Oberhemd mit kurzen Ärmeln) und darüber um den Oberkörper geschlagenem kleinen bunten Tuch; eine weite bunte Schürze lässt vom Rock nur hinten einen Streifen sichtbar. Der Kopf ist mit einer gestickten Kappe bedeckt, die mit einem zusammengelegten Tuch cylindrisch, aber nur niedrig berandet wird. Die beiden Enden des Kopftuches gehen in grosse abgesteifte Flächen über, die flügelartig zu beiden Seiten des Hinterkopfes abstehen und, wie ein grosses Herz, den Hintergrund für das Gesichtsbild abgeben.

Digitized by Google

Auf untenstehendem 2. Bilde sind einige Abstufungen der Tracht bei älteren Frauen dargestellt, von denen namentlich auf die Abendmahlstracht der Frau links aufmerksam gemacht wird. Diese hält sich in ähnlichen Formen, ist aber nur schwarz und weiss und dazu gehört noch die grosse Schafpelz-Muffe.

D. Herr Grubenbesitzer Franz Körner hatte eine hervorragend schöne pomologische Ausstellung veranstaltet, welche durch seinen erfahrenen und geschickten Obergärtner Herrn Brandenburg zusammengestellt war, herrührend aus dem der „Brandenburgia" wohlbekannten Garten-Grundstück des Herrn Körner an der Jonas-Strasse zu Rixdorf. Herr Körner erläuterte die verschiedenen Sortimente und deren Kulturen eingehend, gab auch Zubereitungsrezepte und verteilte die ausgestellten Früchte mit freigebiger Hand unter die Zuhörer, welche dem Vortrag mit gespannter Aufmerksamkeit folgten.

Unter den Äpfeln sind folgende zu nennen: Lord Derby (Hochstamm); Kaiser Alexander (Spalier); Bismarck (Spalier); Geflammter

Digitized by Google

Cardinal; Roter Calvill, auch roter Stettiner genannt; Goldzeugapfel (Hochstamm); Goldreinette von Blenheim; Zweden-Apfel; Weisser Winter-Apfel; Grauer Herbstapfel; London Pepping. Unter den Birnen erwähnen wir: König Karl von Württemberg (Spalier), 1⅛ Pfund schwer, man sieht sie auch in einem Schaufenster unter den Linden, sie sind aber wenig schmackhaft; Späte von Toulouse, bis 1¼ Pfund, Hochstamm, sehr tragbar; Clairgeaus Butterbirne; Birne von Tongres; Schwester-Birne; Pastoren-Birne; Minister Lucius; Boscs Flaschenbirne.

Aus Äpfeln kann man auf folgende Weise Gelee bereiten: Die rohen Äpfel werden gewaschen, dann geschält, das Herz herausgeschnitten und in einem Emaille-Topf gekocht. Der Brei wird durch Mull gekeltert und nun mit Zucker gesüsst und zwar auf 1 Pfund Äpfel 1 Pfund Zucker. Wenn der Brei sämig vom Löffel fliesst, wird er in Gläser gefüllt und dort luftdicht abgeschlossen.

Neben den Äpfeln und Birnen waren auch Tomaten ausgestellt. Diese wurden früher nur in Frankreich und Italien gezogen. Sie liefern einen sehr gesunden Salat, der zu jedem Braten passt. Die grünen Tomaten können mit Zucker zubereitet werden und liefern ein Compot, das dem der Stachelbeeren gleicht.

Zu den formenreichsten Früchten gehören die der Zierkürbisse. Es waren 50 verschiedene ausgestellt. Unter ihnen: Türkenbund, Regenschirm, Mimose, Syphon, Apfelsinen, Auguren, Pommeranzen.

Die ausgestellten Sommerblumenköpfe (Helianthus annuus Bismarckianus) haben einen Durchmesser von 47 cm und einen Umfang von 1⅛ m; sie enthalten 4000 Körner. Diese dienen als Futter für Gänse, Enten, Hühner, Papageien u. s. w. Das Mark der Stengel ist mit Erfolg bei der Herstellung von Schwimmgürteln verwertet worden, da es siebenmal leichter als Kork ist. Die Körner enthalten ein Öl, das als Speiseöl sich verwerten lässt.

Endlich waren noch Obstzweige ausgestellt, welche von der Blutlaus befallen waren, und Zweigstückchen mit den Eiern der Ringelraupe. Als Mittel zur Bekämpfung beider Schädlinge empfiehlt sich Abwaschen mit Bordelair-Brühe oder mit einem Gemisch von Petroleum-Seifwasser. Die beste Hülfe gewähren aber einige Vögel: die Schwarzdrossel, Finken, Meisen und Sperlinge.

E. Hierauf hielt unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer einen durch bildliche Darstellungen erläuterten Vortrag:

Im altberlinischen „Triangel“ und seiner Umgebung.

Zu jenen alten Stätten und Häusern, an welche Erinnerungen aus einer denkwürdigen Vergangenheit sich knüpfen, gehören auch diejenigen des von Friedrich Nicolai (1786) so bezeichneten „Triangels“ und seiner Umgebung auf dem Friedrichswerder.

Digitized by Google

Und er begründet diese Bezeichnung damit, dass die Adlerstrasse eigentlich zwei Strassen, wie zwei Seiten eines Triangels bildet, wozu die Holzgartenstrasse die dritte Seite darstellt.

In früherer Zeit breitete sich hier, umschlossen von der heutigen Alten Leipziger-, der Unterwasser- und Kurstrasse, der v. Oppenheimsche Garten bis zur Schleusenbrücke aus. Diesen Garten hatte Kurfürst George Wilhelm von einem späteren Besitzer, dem Oberförster Freitag, zur Erweiterung des „Jägerhofes" erworben, welcher auf dem angrenzenden Terrain zwischen dem Hausvogtei-Platz und der Jägerstrasse einerseits, und der Oberwall- sowie der Kurstrasse andererseits lag und bis 1553 den Tobiasschen Garten bildete.

Nachdem dann Kurfürst Johann George denselben für 800 Gulden zur Erweiterung des bis dahin sich erstreckenden Tiergartens erworben, legte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich, Katharina, welche eine besondere Liebhaberei für die Landwirtschaft hegte, ein Vorwerk darauf an. Dasselbe ging nach dem Tode Katharinas, 1602, auf die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Leonora, über, diente aber bald darauf an Stelle des alten, baufällig gewordenen Jägerhofes zur Jägerei.

Auch Kurfürst Johann Sigismund huldigte mit Leidenschaft dem edlen Waidwerk. Aus seiner Zeit ist eine Schilderung der dortigen Örtlichkeit von Interesse, die wir dem Tagebuche des hochangesehenen Augsburger Handelsherrn Philipp Hainhofer entnehmen, welcher im Oktober 1617 auf der Rückreise vom Hofe des pommerschen Herzogs Philipp in Berlin verweilte: „Das Vorwerk der Kurfürstin, darneben etliche Handwerker, die täglich zu Hofe benöthiget, wohnen. Darbei ein Wagenhaus nebst den Stallungen für die Kutschen-Pferde; das Jägerhaus, auch sonst noch ein Haus, darinnen die Wünd-Hetzer (Windhund-Dressierer) wohnen; das Ballhaus, und würdt dieser Ort „auf dem Werder" genannt, gehet über die Hundsbruggen (heutige Schlossbrücke), darüber man die Jagdhunde führet."

Das Ballhaus, in welchem keine Bälle gegeben, sondern geschlagen wurden, stand an der Ecke der Unterwasser- und Alten Leipzigerstrasse (No. 1). Der Grosse Kurfürst liess das während des dreissigjährigen Krieges verfallene Gebäude zur Pflege des Ballspieles, als einer guten Körperbewegung wieder herrichten; denn an Festlichkeiten konnte Friedrich Wilhelm und die kleine Hofwelt in der damaligen drangsalvollen Zeit wenig denken.

Verhängnisvoll für Berlin gestaltete sich insbesondere der 20. Januar 1647, an welchem Tage Schwarzenberg, aus Besorgnis vor einem Angriff der Schweden unter dem Obersten Stahlhantsch, die Werdersche und Köllnische Vorstadt durch den Obersten Dietrich von Kracht mit Pechkränzen niederbrennen liess, wobei 103 Häuser eingeäschert wurden.

Digitized by Google

Vom Feuer verschont blieb in der zum Teil verschanzten Werderschen Vorstadt die Gegend der Kurstrasse und das Jägerhaus.

Wenden wir uns dem Ballhause wieder zu, so zeigten manche der höheren Ballschläger sich durchaus des Vertrauens unwürdig, das der Kurfürst in ihre Ehrenhaftigkeit gesetzt hatte. Es geht dies aus folgendem Reskript desselben hervor:

„Wir geben hiermit männiglich zu vernehmen, welcher Gestalt wir in Erfahrung kommen, dass sich unter vielen etzliche sowohl adlige als bürgerliche Standespersonen sollen unterstanden haben, wenn sie in Unserem Ballhaus allhier gespielet, nicht allein ohne Bezahlung davonzugehen, sondern auch ohne Respekt des Burgfriedens, den Wir insonderheit in Unsern eigenen Häusern wollen gehalten haben, Unseren Ballmeister oder dessen Bediente, wann sie die gebührliche Zahlung für die ausgegebenen Bälle und ander Zubehör gefordert, mit gröblichen Schimpfworten ganz importun anzugreifen, ja oft gar mit Schlägen abzudecken.“

Mit einer detaillierten Ballhaus-Ordnung sollte nunmehr gegen die Übelthäter ernstlich eingeschritten werden.

Neben dem Ballhause führte in der Alten Leipziger Strasse ein Durchgang zu dem kurfürstlichen Gartenterrain. Hier lief, gegenüber dem Mühlengraben zwischen der Brüderstrasse und den Grundstücken „An der Schleuse“ ein Ausfluss des Spreearmes durch den späteren „Triangel“ und umgab bis zur heutigen Bau-Akademie den Garten wie ein Bassin. Noch im Jahre 1654 wurden in diesem zum Teil sumpfigen Graben Hechte „gestochen“, dann erfolgte bis 1678 die Zudämmung desselben bis auf ein schmales Gerinne, das Schlüter teilweise zu dem von ihm angelegten neuen Münzkanal verwendete.

Küster berichtet in seinem „Alten und Neuen Berlin“, dass in diesem Garten Bären gehalten wurden und, soviel das sehr morastige Erdreich leiden wollen, auch (kurfürstliches) Brennholz darum gesetzet worden; wie denn itzo eine Strasse auf dem Friedrichswerder hiervon den Namen „Holzgarten-Gasse“ führt.

Auch die Adlerstrasse des „Triangels“ soll ihre Bezeichnung den Adlern und Geiern verdanken, welche der Grosse Kurfürst hier in der Nähe unterhielt.

Bald nach seinem Regierungsantritt war, 1646, die Umwandlung des von allen Seiten offenen Jägerhofes in einen „Baumgarten“ erfolgt, der mit einer ansehnlichen Mauer umgeben wurde. Später in die neuen Festungswerke der Stadt eingezogen, fand eine Abholzung des Baumgartens bis auf einige, das schmale Jägerhaus umschattende Bäume statt, welcher Gestalt dasselbe auf dem Merianschen Plane, und zwar auf der heutigen Stätte No. 10 in der Oberwallstrasse, erscheint.

Digitized by Google

Denn noch immer wurde das Jägerhaus von dem „grossen Nimrod", wie Nikolas Peucker den Kurfürsten angesungen hat, benutzt. Vehse berichtet, dass die jährlichen Ausgaben für die Jagdpassion sich auf 54000 Thaler beliefen und eine ungeheure Menge von Pferden sowie mehr als 3000 Menschen in Anspruch genommen habe. Die Hirschjagden erstreckten sich nicht nur auf den Grunewald, sondern auch auf das Kaputer Revier und Lehnin. Eine der glänzendsten Jagden fand im Oktober 1679 bei Kaput statt; sie dauerte zwei Wochen, während welcher über dreihundert Kapitalhirsche erlegt wurden. Dreimal, so berichtet Vehse, habe der Kurfürst, von der Gicht und andern Molesten geplagt, sich in einem Stuhl auf den Anstand tragen lassen. Seinen Geburtstag (16. Februar) feierte er grösstenteils durch eine Jagd, zu denen sonst noch Hasen- und Kaninchenjagden bei Werder sowie Reiherbeizen bei Kaput gehörten. So berichten die „Märkischen Annalen", dass im Mai des Jahres 1710 bei einer solchen Beize ein Reiher gefangen wurde, welcher vier Ringe um den Fuss trug, deren einer vom Grossen Kurfürsten herrührte. Man fügte denselben einen fünften hinzu und schenkte dem Vogel nochmals die Freiheit.

Kehren wir zur Entwickelung unseres Stadtteils zurück, so hatte der Kurfürst bereits vor Beginn des Festungsbaues den ganzen Friedrichswerder, welchem er wegen der Nähe seines Schlosses besondere Aufmerksamkeit widmete, den dazu Bemittelten zum Anbau überlassen. Bereits im Jahre 1667 konnte der neue Stadtteil einen eigenen, aus Bürgermeistern und Ratsherren bestehenden Magistrat wählen, welchem Simonetti 1672 ein Rathaus erbaute, dessen später noch eingehender gedacht werden soll.

Damals belief sich die Zahl der neuen Häuser auf 92, von denen freilich die Hälfte kurfürstlichen Hofdienern gehörte. So war eines der ersten dasjenige des Hofjägers Emmerich in der heutigen Kurstrasse (No. 43), der „Goldene Hirsch" genannt.

Demnächst liess hier, No. 52 und 53, der Staatsminister v. Danckelmann im Jahre 1674 nach Nerings Entwürfen sein Palais erbauen, welches dann, nachdem der Minister in Ungnade gefallen, von Staatswegen eingezogen und zur Wohnung für fremde fürstliche Personen, zu denen auch der „alte Dessauer" gehörte, bestimmt wurde. Diesem Umstande verdankte es bekanntlich seine Bezeichnung als „Fürstenhaus".

Zur Zeit König Friedrichs I. war dagegen der angebliche Feldzeugmeister und Generalfeldmarschall der Bairischen Armee, Graf Gaetano de Ruggieri wiederholt ein Bewohner jenes Hauses. Als vermeintlicher Besitzer des „Steines der Weisen" gelang es ihm durch Vermittelung des Grafen v. Wartenberg, in Gegenwart des Königs eine Probe des Goldmachens abzulegen, indem er Silbermünzen scheinbar in das edlere Metall verwandelte. Nachdem er vierzehn Tage hindurch königlich be-

Digitized by Google

wirtet worden, nach der dritten Probe aber die erhofften Gnadengeschenke ausblieben, entwich Gaetano aus Berlin, bis er nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten nach Hildesheim gelangte, wo seine Verhaftung auf Verlangen des Königs erfolgte. Wiederum erhielt er jenes Haus zu ferneren Experimenten angewiesen, die ebenfalls resultatlos verliefen, so dass ihn der König nach der Veste Küstrin bringen liess, wo er bis zur Erfüllung seines Versprechens verbleiben sollte. Dort wusste Gaetano als geschickter Chemiker so glücklich zu experimentieren, dass am 19. Februar 1707 seine Überführung nach Berlin erfolgte und er zum dritten Male das Fürstenhaus als Wohnung und Laboratorium erhielt. Auf königliche Kosten wurden ihm und seiner zweiten Gattin — der bildschönen Tochter einer Wiener Hebeamme — täglich zehn Schüsseln zu Mittag, und deren acht zur Abendmahlzeit geliefert.

Das herrliche Leben in Gesellschaft seiner Gönner und neuen Freunde sollte jedoch gegen Ende Oktober einen unerwarteten Abschluss finden, als Graf von Wittgenstein erschien mit dem bestimmten Auftrage des Königs, Gaetano solle unverzüglich einen halben Zentner Gold in natura herstellen.

Wiederum gelang es dem Pseudo-Alchimisten, bei Nacht und Nebel Berlin zu verlassen und Frankfurt am Main zu erreichen, wo jedoch seine Verhaftung erfolgte. Am 8. Mai 1708 nach Küstrin gebracht, wurde nunmehr die Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und am 2. August des folgenden Jahres vom Könige das Urteil bestätigt, als Fälscher und Dieb durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Nach damaligem Brauche legte man ihm ein Gewand von Flittergold an, und mit gleichem Stoffe war auch der Querbalken des Galgens ausstaffiert, an welchem Gaetano verendete.

Seine Gattin war schon während der langen Untersuchungshaft desselben vor Gram gestorben.

An die Geschichte des Fürstenhauses knüpft sich auch der Name Johann Karl v. Eckenbergs, par excellence der „starke Mann" genannt. Sofort nach seiner ersten Ankunft in Berlin, 1717, hatte er das Glück, im Charlottenburger Schlosse eine Vorstellung zu geben und durch seine bedeutende Leibesgrösse und stattliche Erscheinung den König für sich einzunehmen. Ein besonderes Bravourstück war es, dass Eckenberg eine 20 Zentner schwere Kanone, auf welcher zum Überfluss noch ein Tambour mit der Trommel sass, mit einer Hand aufhob und so lange in der Luft hielt, bis er mit der anderen ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Unter ungeheurem Zulauf des Publikums gab er nun in einer Bretterbude auf dem Neuen Markt seine Vorstellungen, und kehrte dann nach mancherlei Kreuz- und Querzügen im Jahre 1731 mit einer Truppe von Seiltänzern (Spatenschläger genannt) und Schauspielern nach Berlin zurück. Hier eröffnete er als privilegirter „Hof-Komödiant"

Digitized by Google

seine Vorstellungen in dem über dem königlichen Reitstall in der Breiten Strasse befindlichen Theater. Oft erschien der König, um sich an „Doktor Fausts Höllenfahrt", der „artigen Grundsuppe der Welt" und anderen Darstellungen seiner privilegierten Recreationsbeamten zu ergötzen.

Inzwischen aber scheint Eckenberg, welcher mit der Erbauung eines Hauses an der Ecke der Charlotten- und Zimmerstrasse begonnen, auch sonst wohl mehr ausgegeben als eingenommen hatte, in Geldverlegenheit geraten zu sein; denn er verweigerte nicht nur die Armenabgabe von einem Thaler für jede Vorstellung, sondern auch die „Musikanten-Nahrungsgelder" von 6 guten Groschen. Andererseits beklagte sich die königliche Kartenkammer, dass Eckenbergs Komödien dem Debit der Spielkarten einen empfindlichen Abbruch thäten.

Wurden nun auch die „Musikanten-Nahrungsgelder" durch Kabinetsordre niedergeschlagen, so wusste Eckenberg andererseits aus der ihm gemachten Eröffnung Nutzen zu ziehen. „Es ist mir unendlich schmerzlich," schrieb er an den König, „dass ich durch meine Komödien die königliche Kartenkammer molestiere; so bitte ich denn um die Erlaubnis, Assambléen einrichten zu dürfen, bei denen Karten gespielt und eine honette Unterhaltung geführt werden kann, wie dies bisher bei den Assamblées in den adligen Häusern gehalten worden ist."

Dieser Plan fand die Genehmigung des Monarchen und wurde durch Ordre vom 7. Januar 1733 derart ins Werk gerichtet, dass Eckenberg, als „Entrepreneur der Assambléen", dieselben im sogenannten Fürstenhause in der Kurstrasse des Dienstags und Freitags abhalten sollte. Und zwar hatte er Holz und Licht, Spieltische und zwei Chor „Hautbois" zu fournieren, wohingegen ihm diejenigen, welche bisher die Assambléen gehalten, 30 Thaler pro Kopf zahlen und dafür, ausser freiem Zutritt, den ganzen Winter hindurch Kaffee, Thee, Schokolade und Limonade unentgeltlich erhalten sollten. Für die übrigen Teilnehmer war das Entree auf 8 Groschen festgesetzt, sie mussten die Getränke besonders bezahlen, und die Spieler 16 Groschen Kartengeld erlegen. Befreit von diesen Beiträgen blieben die Kapitäns und Subalternen.

Zu diesen Assambléen fand selbst der hohe Adel sich ein und Eckenberg verstand es, die Versammelten so gut zu unterhalten, dass der König gegen die bisherige Gewohnheit die Assambléen bis zum unmittelbaren Beginn der Fasten gestattete.

Im April 1733 ging Eckenberg nach Halle, um dort, mit einem speciellen Befehl des Königs versehen, Vorstellungen zu geben.

Seine spätere Anwesenheit in Berlin interessiert uns hier nicht weiter. Es sei nur angeführt, dass der Tod den Dreiundsechzigjährigen 1748 im Lager bei Luxemburg überraschte; er endete in Elend und Vergessenheit.

Digitized by Google

Im unteren Geschosse des Fürstenhauses befand sich später die General-Kriegskanzlei, im zweiten Geschosse seit 1766 die königliche Stempel- und Kartenkammer und im dritten Geschosse wohnten, wie Nicolai angiebt, die Königlichen Pagen, wenn der König in Berlin verweilte. Und bereits in den Adresskalendern aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts heisst es, dass der Pagenmeister Michel Katsch auf dem Friedrichswerder „hinter der Münze auf dem Pagenhof" wohnte.

Im Jahre 1832 gelangte das Gebäude, in welchem sich dann eine zeitlang das Friedrich-Werdersche Gymnasium befand, tauschweise an den Magistrat.

Als bemerkenswert in der Kurstrasse ist auch das einstige erste Berliner Pfandleihhaus zu nennen, welches die vornehmere Bezeichnung „Adresshaus" führte. Das Privilegium zu demselben erhielt im Jahre 1692 ein Refugié, Namens Nicolaus Gauget. Ein Jahrhundert später gehörte es als solches den Humbertschen Erben. Nachdem Friedrich der Grosse 1764 das Bank-Institut begründet hatte, wurde dasselbe aus dem Thieloschen Hause auf der Dorotheenstadt in das 1690 von Nehring für den Oberjägermeister zur Amtswohnung bestimmte Gebäude in der Jägerstrasse verlegt. Nach einer bedeutenden Erweiterung des Gebäudes fand dann im Jahre 1833 ein abermaliger Umbau statt, welcher auch die Vergrösserung des Instituts durch den Ankauf und Neubau des angrenzenden „Adresshauses", Ecke der Kurstrasse, zur Folge hatte.

Ursprünglich führte hier die Kurstrasse bis zur Alten Leipziger Strasse die Bezeichnung „Alte Friedrichstrasse" und bis zum Spittelmarkt „Breite Gasse", dann „Kurfürstenstrasse". Um das Jahr 1790 in „Kurstrasse" abgekürzt, ging diese Benennung auch auf den anderen Strassenteil über.

Der nivellierende Zug der weltstädtischen Entwickelung hat auch hier eine weitgreifende Wandlung bewirkt. Von dem ehemaligen Eldorado der Antiquariats-Buchhandlungen bis herab zu jenem Original eines „fliegenden" Buchhändlers, welcher seine nur dürftigen Schätze auf einem kleinen Tisch am Werderschen Markt feilbot, ist kaum noch eine Spur vorhanden.

Neben dem Danckelmannschen Palais (dem späteren Fürstenhause) erhob sich auf einem freien Platze das bereits im Jahre 1672 von Simonetti erbaute Werdersche Rathaus am damaligen „Kälbermarkt", dem späteren Werderschen Markt, auf dem namentlich Kälber feilgeboten wurden.

Das mit einem Glockenturm versehene Rathaus diente, in Ermangelung eines Gotteshauses, der Andacht und auch der Gerichtspflege. Überdies vereinigte es neben dem Stadtkeller das Gefängnis, die Folterkammer und einen Brodscharren in sich. Schliesslich auch mussten im oberen

Digitized by Google

Geschosse dem 1681 gestifteten Friedrichswerderschen Gymnasium einige Zimmer eingeräumt werden.

Nachdem das Rathaus im Jahre 1794 abgebrannt war, enstand auf seiner Stätte ein neues Münzgebäude, dessen Bau dem aus Italien zurückgekehrten Professor Genz (ein Bruder des als Politiker und Historiker bekannten Hofrats in Wien) übertragen und in einem für die damalige Zeit grossartigen Stil ausgeführt war. Die Vorderfassade hatte ein vorspringendes Rifalit und eine Freitreppe, die zur Thür zwischen zwei dorischen Säulen führte. Der im zweiten Stockwerk um das Gebäude in einer Länge von 116 Fuss hinlaufende Fries, eines der kunstreichsten Werke Gottfried Schadows, bildete wie derjenige des Phydias im Panthenon, ein sinnvolles Ganze: das Gewinnen der Metalle, die Verarbeitung und das Münzen derselben. Endlich auch stellen sie in bildlicher Form die Anwendung des Geldes dar, wie durch dasselbe die schönen Künste und namentlich die Baukunst hervorgerufen werden. Nach dem Abbruch des Gebäudes wurde das Relief an der Fassade des jetzigen Münzgebäudes in der Unterwasserstrasse 2 bis 4, wo sich bis dahin die Amtswohnungen und ein Teil der Münz-Büreaus befanden, wieder angebracht.

Die älteste Nachricht über die Münze reicht bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts; und zwar befand sich dieselbe in dem Hause Poststrasse No. 5, als dessen erster Besitzer 1540 Bartholomäus Heyser genannt wird. Fünf Jahre später vertauschte dann der damalige Eigentümer, ein Dr. Thieme, das Grundstück gegen No. 6, wohin die gleichzeitige Verlegung der Münze stattfand. Dort verblieb sie bis 1593, als ihre Unterbringung in ein Seitengebäude des Schlosses erfolgte. Von dort verlegte sie der Grosse Kurfürst im Jahre 1680 in den unteren Teil des zur Wasserkunst bestimmten Turmes an der heutigen Adlerecke des Schlosses.

König Friedrich I. gefiel sich in dem Gedanken, den höchsten europäischen Turm in seiner Hauptstadt zu besitzen, den das eigens zu diesem Zwecke aus Holland verschriebene, später der Parochialkirche überwiesene Glockenspiel krönen sollte. So wurde denn Andreas Schlüter 1701 beauftragt, den Turm, nach Verlegung der Münze in das Gebäude No. 2 der Unterwasserstrasse, bis auf 280 Fuss zu erhöhen.

Das Misslingen dieses Unternehmens ist bekannt. Noch sind die Entwürfe Schlüters vorhanden, und unter demjenigen des von ihm angelegten zweiten Fundaments, welches die gewaltige Last des Turmes nicht zu tragen vermochte, stehen von des Künstlers Hand die in sichtbarer Erregung niedergeschriebenen Worte: „Das ist die Stelle alles meines Unglücks."

Zum Betriebe der neuen Münze hatte Schlüter den Münzkanal, unter Benutzung des bereits erwähnten, im Jahre 1678 bis auf ein

Digitized by Google

schmales Gerinne eingeengten sumpfigen Ausflusses angelegt, dessen Überwölbung erfolgte. Dann fand im Jahre 1750 eine Erweiterung der Münze durch Hinzunahme der angrenzenden Hausvogtei No. 3 und 4 der Unterwasserstrasse und des hinter den Grundstücken derselben, einschliesslich des Münzkanals, bis zur Holzgartenstrasse No. 1—3 sich hinziehenden Terrains statt. (Zwei Jahre darauf wurde in der Münzstrasse No. 10—12 eine zweite, die nunmehrige „neue" Münze erbaut, welche, gleich der Hauptmünze, unter der Oberaufsicht des General-Münzdirektors Graumann stand. Später wurden die Räume zur königlichen Münzmaschinen-Bauanstalt verwendet.)

Nach Erweiterung der alten Münze erfolgte die Verlegung der Hausvogtei nach dem heutigen gleichnamigen Platze, welcher auf dem damals erschienenen grossen Schmettauschen Plane die Bezeichnung „Jerusalems Platz", nach der Jerusalemerstrasse, führte. Zu Nicolais Zeit (1786) hiess er das „Quarree" (obgleich er nicht viereckig war), auch „Krähenmarkt" und „Schinkenplatz". Letzteren Namen erhielt er nach der schon 1750 auf dem Schmettauschen Plane vorhandenen „Schinkenbrücke", welche über den Festungsgraben nach der Mohrenstrasse führte, woselbst ein westfälischer Schinkenhändler sich etabliert haben sollte.

Zu den denkwürdigen Gebäuden in der Umgebung des „Triangels" gehört auch No. 1 der Alten Leipziger Strasse, Ecke der Unterwasserstr.

Der Grosse Kurfürst hatte die Stätte des ehemaligen Ballhauses seinem Günstling, dem „Direktor der Brandenburgischen Fregatten" Benjamin Raule zur Errichtung eines Wohnhauses geschenkt, mit dessen Bau im Jahre 1678 begonnen wurde. Nachdem dann acht Jahre später die bis dahin getrennten Verwaltungen der bewaffneten Schiffe und die der Handelsunternehmungen nebst der Marinekasse und den Chargengeldern unter Raules General-Direktion gelangt waren, wurde sein Haus zum vollständigen Marine-Ministerium.

Aus jener Zeit sei daran erinnert, dass der Major v. d. Gröben 1683 das kurfürstliche Fort Gross-Friedrichsburg an der afrikanischen Küste erbauen und dasselbe mit 20 Kanonen nebst einer Garnison versehen liess. Als ein geeigneter Unterhändler mit den Negern, soll er es nicht verschmäht haben, eine schwarze Schöne zur Gattin erwählt, und dieselbe am Berliner Hofe vorgestellt zu haben.

Nach dem Tode des Kurfürsten hatten Raules Feinde den Sturz des fremden Emporkömmlings durch unbegründete Verdächtigungen herbeizuführen versucht, bis es ihnen gegen Ende des Jahres 1698 gelang, seine Verhaftung wegen angeblicher Unterschlagung kurfürstlicher Gelder herbeizuführen. Er wurde nach Spandau gebracht und sein gesamtes Besitztum, wozu auch das Gut Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde) gehörte, mit Beschlag belegt.

Digitized by Google

Als dann im Jahre 1702 die preussische Handelsgesellschaft, welche ihren Sitz in Emden hatte, in Verfall geriet, wurde Raule aus der Haft entlassen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen; doch waren dieselben so ungünstiger Art, dass die preussische Seemacht ein baldiges Ende nahm.

So erblicken wir in jenem Hause die eigentliche Geburtsstätte unserer jetzigen Marine-Verwaltung. Doch was vor nunmehr 200 Jahren nach dem tragischen Ende Raules schnell wieder verlief: die See- und Kolonialmacht des Grossen Kurfürsten, das ist jetzt der Stolz und die Zuversicht der deutschen Nation geworden!

Auch die Sage bemächtigte sich jenes Hauses. Zur mitternächtigen Stunde wollte man in dem Seitengebäude, woselbst die Marinekasse und Chargengelder sich befanden, das Ausschütten gefüllter Geldbeutel vernommen haben, deren Inhalt Raule unterschlagen haben sollte.

Nachdem später sein Haus in den Besitz des Arztes Dr. Kurella, des Erfinders des nach ihm benannten Brustpulvers, gelangt war, verweilte hier wiederholt Gotthold Ephraim Lessing während seines siebenmaligen Berliner Aufenthaltes.

Mit welchen Gefühlen der Dichter im April 1767 die „Königin der Städte" verlassen hatte, in welcher „die deutsche Muse von dem grössten deutschen Sohne, von des grossen Friedrichs Throne ungeehrt und schutzlos ging", ist bekannt. Noch lange erfüllte ihn die getäuschte Hoffnung, als Bibliothekar eine feste Stellung zu erlangen und so für immer an Berlin gefesselt zu bleiben, mit bitterer Stimmung.

Auf der Reise mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien verweilte Lessing vom 1. bis 15. März 1775 zum vorletzten Male in Berlin, und zwar bei seinem Bruder Carl, welcher als Beamter der Königlichen Münz-Direktion damals im Kurellaschen Hause wohnte. Während dieses kurzen Aufenthaltes fand ein reger Verkehr mit Moses Mendelssohn und Nicolai statt; die Unterhaltung drehte sich namentlich um den Charakter der Orsina (in „Emilia Galotti") und um theologische Streitfragen, denen Lessing damals ein grosses Interesse widmete. — Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann auf der Rückreise zum letzten Male in Berlin, vom 26. Januar bis Mitte Februar wiederum bei seinem Bruder wohnend.

Schliesslich sei auch erwähnt, dass im Seitengebäude jenes Hauses das Königliche Pass-Bureau und das von dem späteren Polizei-Direktor Saeger im Jahre 1836 errichtete Einwohner-Melde-Amt bis zu deren Übersiedelung nach dem Dienstgebäude am Molkenmarkt No. 1 sich befanden.

Über „Raules Hof" führt seit alter Zeit der Durchgang nach dem „Triangel", dessen Gebäude zum Teil auf dem eingeengten und demnächst überwölbten Ausfluss des Spreearmes, dem späteren Münzkanal, errichtet wurden. Es entstanden zunächst die Häuser No. 7, 8 und 9 in

Digitized by Google

der Holzgartenstrasse, von denen No. 8 wohl als ein Unicum sich herüber gerettet hat in das Häusermeer der aufgestiegenen Kaiserstadt.

Eine auf den Bürgersteig sich vorschiebende siebenstufige Treppe mit eisernem Geländer führt zum Hochparterre, über welchem das dreifenstrige erste Stockwerk mit einem hohen Giebelgeschoss sich erhebt.

Meine Ermittelungen über die Besitzer dieses Hauses, welches gleichzeitig mit dem Rauleschen 1669 erbaut worden ist, haben sich nur bis zum Jahre 1798 feststellen lassen. Damals war es ein Posamentiermeister Mohr; 1820 eine verehelichte Kaufmann Schüler, welche die steinerne Treppe an Stelle der hölzernen herrichten liess. Dann erscheint seit dem 5. September 1851 der als „Pensionair" bezeichnete invalide Unteroffizier Voigt, von welchem das Haus 6 Jahre später an die Familie Telge gelangte, welcher der jetzige Besitzer, unser Vereinsmitglied, der Königlich Rumänische und Herzoglich Sächsische Hofgoldschmied Herr Paul Telge angehört.

Der Unfall, dass am 18. Oktober 1884 ein Stück Dachgesims mit einem 2 m langen Balken sich ablöste, führte zur Feststellung des Jahres, in welchem das Haus erbaut worden ist. Es fand sich nämlich in der Maueröffnung eine mumifizierte Ratte vor, welche am Bande eine Medaille mit den von einem Lorbeerzweig umrankten Abzeichen des Maurergewerks aufzeigt, während auf der Rückseite die eingravierte Majuskelininschrift lautet: M(eister?) Hans Schild, 1669.

Nach einem am 19. April 1893 in der Werkstatt ausgebrochenem Brande liess Herr Telge einen Umbau der gesamten Wohnräume vornehmen, die eine wahrhaft fürstliche Ausstattung erhielten. Neben den Gemälden und antiken Gegenständen aus edlem Metall, welche die Wände schmücken, paradiert auch ein hoher, reich verzierter Sandsteinkamin aus der Zeit des Barock.

In dem erst kürzlich einem Neubau gewichenen Hause No. 6 befand sich vor nunmehr einhundert Jahren die „Königliche Lohn-Lakaien-Niederlage". Und als ein Kuriosum sei noch erwähnt, dass um dieselbe Zeit unter den zehn Hausbesitzern — fünf Wittwen sich befanden.

In der Adlerstrasse waren zur Zeit der ersten Bebauung des „Triangels" (1678) nur No. 11 bis 16 um den Graben her erbaut. Auf dem späteren Grundstück No. 10, bis wohin sich der Garten hinter dem Hause des Obersten v. Schlabrendorf in der Unterwasserstrasse No. 7 erstreckte, wurde im Jahre 1679 die Poliermühle vom Mühlendamm verlegt und der Graben dementsprechend reguliert.

Zu dieser Häusergruppe, welche anfänglich die Bezeichnung „Beim Holzgarten" führte, gehört das geschichtlich denkwürdige Haus No. 7, an der Ecke des Durchganges über „Raules Hof".

Der glänzende Sieg bei Kesselsdorf war errungen, und damit der zweite schlesische Feldzug beendet. Die Berliner vernahmen die Kunde

Digitized by Google

davon am 17. Dezember (1744) durch den Marquis v. Descouville, welcher abends zwischen 8 und 9 Uhr, gefolgt von vierzig Postillonen mit brennenden Fackeln, seinen Einzug durch das Brandenburger Thor hielt.

Am 28. Dezember kehrte Friedrich der Grosse in seine Hauptstadt zurück. Vom frühen Morgen an läuteten die Kirchenglocken und nachmittags hielt der König in einem offenen Phaeton seinen Einzug. Ganz Berlin war in Aufregung, und unter den Rufen: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Grosse!" fuhr der Held dem Schlosse zu. Junge Mädchen streuten ihm Blumen, von den Dächern der Häuser und aus den Fenstern flogen ihm Lorbeerkränze zu. Die glänzende Erleuchtung der Stadt und der Freudentaumel über die glückliche Rückkehr dauerten die ganze Nacht hindurch.

Auch der sonst so stille „Triangel" blieb von dem allgemeinen Glanze der Illumination nicht ausgeschlossen. Dort, im Erdgeschosse des damals dem Fabrikanten Espagné gehörigen Hauses Adlerstrasse No. 7 (am Durchgange „Raules Hof"), lag im Hinterstübchen ein schwer Erkrankter, schon umfangen von den Schatten des Todes. Auf seinen Wunsch waren von der Schwester die nach der Strasse zu gelegenen Fenster ebenfalls erleuchtet worden, als letztes Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit gegen seinen teueren König . . .

Es war Duhan de Chandun, der einstige Erzieher des jugendlichen Kronprinzen, bis der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ausgebrochen und letzterem der Prozess gemacht worden war. Damals ging auch Duhan seiner Stellung und des Gehalts als Legationsrat verlustig, doch unterstützte ihn der Kronprinz, soweit dessen eigene Verhältnisse es gestatteten, und erfreute ihn auch sonst durch mancherlei Aufmerksamkeiten.

So schrieb er ihm unter anderem, wie er sich unaufhörlich des schönen Zeugnisses erinnere, das Alexander der Grosse seinem Lehrer durch die Erklärung gab, wie er in gewissem Sinne gegen diesen mehr Verbindlichkeiten als gegen den eigenen Vater hätte. Nach der Thronbesteigung ernannte Friedrich ihn zum Geheimen Rat, und am 60. Geburtstage zum Direktor der Liegnitzer Ritterschaft. „Lieben Sie mich," so schrieb er ihm gleichzeitig, „und seien Sie fröhlich; dies sind Ihre Verpflichtungen. Leben Sie zufrieden in Berlin, lieber Duhan, und erfreuen sich in Ihrem Alter der Ihrem Verdienste gebührenden Annehmlichkeiten, die das Schicksal Ihnen in der Jugend versagte."

An jenem Einzugstage, so erzählt Bielefeld, hatte Friedrich den Zustand seines ehemaligen Lehrers in Erfahrung gebracht. Es trieb ihn, den hochgeachteten Greis noch einmal zu sehen, ihm die letzten Augenblicke zu versüssen. Begleitet von dem Prinzen von Preussen und dem Prinzen Heinrich trat er vor das Bett seines alten Freundes.

Digitized by Google

„Mein lieber Duhan, mein Schmerz ist sehr gross, Sie in dieser Lage zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit mit Freuden Ihnen opfern würde."

„Es ist der grösste Trost," erwiderte der Angeredete mit schwacher Stimme, „der mir zu Teil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal sehen zu können; ich hoffe nun leichter zu sterben, denn mit mir ist es aus." Er machte eine Bewegung, wie um die Hand seines Königs zu küssen.

Friedrich entzog sie ihm, warf ihm einen Kuss zu und schied mit dem Ausrufe: „Nein, das lässt sich nicht länger ertragen!"

Duhan entschlief des folgenden Tages.

Einhundertfünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Siegeseinzuge Friedrichs des Grossen vergangen, als in dem Nebenhause No. 6 der Adlerstrasse aus der Litfafsschen Hofbuchdruckerei die vervielfältigten Depeschen vom Kriegsschauplatze hervorgingen, deren 189., am 2. März 1871 von Kaiser Wilhelm dem Grossen aus Versailles „an die Kaiserin-Königin" gerichtete lautet:

„Soeben habe Ich den Friedensabschluss ratifizirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der National-Versammlung angenommen worden ist.

Soweit ist also das grosse Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen — Ihm sei die Ehre!

Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank.

Wilhelm."

Wünschen und hoffen wir, dass auch sein Enkel das „grosse Werk" im fernen Lande siegreich vollende!

F. Nach dem Schluss der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung im Rathauskeller statt.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Die Teufelseiche und der Teufelssee bei der „Steinernen" Brücke (Schlagbrücke). Passiert man von Sumt (bei Birkenwerder a. Nordbahn) kommend, die über die Briese führende „Steinerne" Brücke und verfolgt den Weg etwa 5 Minuten weiter, so erblickt man in einer Niederung dicht am Wege eine riesige Eiche, die im Volksmunde die Teufelseiche heisst. Eine starke Narbe in der Rinde erinnert uns, dass einst ein Blitz die Eiche traf; glücklicherweise hat's aber dem „Teufelsbaum" wenig geschadet.

Das in der Nähe im Jagen 74 liegende Bruch war früher — vor 125 Jahren — ein fischreicher See. In alter Zeit soll der Teufel den See mit einem Kahn befahren haben, der für gewöhnlich mit einer langen eisernen Kette an der am Südufer des Bruches stehenden alten Eiche befestigt war. So erzählte eine alte Frau aus Wensickendorf, deren Schwiegervater noch auf dem Teufelssee gefischt haben soll. (Mitgeteilt durch den Königl. Förster Herrn Engel-Wensickendorf.) O. Monke.

Berliner Volkswitz. Das Haus Berlin N. Müllerstr. 150 ist auffallend niedrig. Die Leute sagen: wenn der Besitzer einmal zu spät nach Hause kommt und den Hausschlüssel vergessen hat, so greift er von der Strasse aus durch den Schornstein und nimmt sich den Schlüssel von der Wand.

Die niedrige Lage des einstöckigen Hauses ist bei der Anschüttung und Neuregulierung der Müllerstrasse entstanden. Der Besitzer erhielt damals eine Entschädigung und man glaubte, er werde nun den alten „Kasten" abreissen. Es ist aber nichts geschehen, als dass letzterem die Zugänglichkeit von der Strasse aus gesichert worden ist. M.

Aus **Gustav Partheys**, des berühmten Berliner Verlegers, Jugendzeit.

a) In Gustav Partheys Jugenderinnerungen Bd. I. Berlin 1871 heisst es S. 230: „Der Grossvater Eichmann hatte von seiner Schulzeit her eine Anzahl lateinischer Brocken im Gedächtnis behalten. — Wenn die erste Flasche leer war, so sagte er: Eichmann'n, Du könntest uns wohl noch eine langen! und wenn diese erschien, so folgte der Vers:

Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille!

Paul hatte einen alten französischen Schmöker aufgetrieben: Amusements philologiques; darin fand er für den Trinkvers folgende Variante, die ihm richtiger schien:

Qui bibit ex negas — (wer die Neigen austrinkt)

und wagte dies auch an des Grossvaters Tische vorzubringen. Aber damit kam er nicht durch. „Sein Sie still, junger Freund!" herrschte ihn der Grossvater an, „ich habe in der Schule negis gelernt und damit Basta."

Digitized by Google

Anmerkung. Es ist dies eine Anspielung auf das berühmte Lippehnesche Trinkrecht (Jus bibendi Lippehnicum), von welchem folgendes gefabelt wird: Im hochweisen Rat des neumärkischen Städtchens Lippehne war es, wie in vielen anderen Städten Sitte, dass man während der Beratungen ein grosses Glas mit Weissbier herumgab, aus dem zuerst der Bürgermeister trank, dann die Ratsherren secundum ordinem nach dem Alter bis zum jüngsten Wohlweisen. Diesen verdross es nun, dass er, wie bei oberjährigem Bier erklärlich, immer das letzte Bier, die dicke trübe Neige (plattdeutsch Neege) bekam. Er beschwerte sich beim Kurfürsten, der in guter Laune ihm mit dem küchenlateinischen Hexameter antwortete:

Qui bibit ex negas, ex frischibus incipit ille!
(Wer die Neegen ausgetrunken hat, der soll mit dem frischen Bier
aus dem nächsten Glase anfangen!)

Die andere Lesart: „Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille" (Wer von den Neegen getrunken hat, der soll mit dem frischen Bier aus dem nächsten Glase anfangen!) kommt auch vor, die erste Lesart scheint mir noch drolliger, noch mehr küchenlateinisch, deshalb ziehe ich sie vor, gebe aber jedem geneigten Leser anheim, sich wie er wolle, selbst zu entscheiden. E. Friedel.

b) „1806 sprengten französische Reiter in Berlin über den Schlossplatz nach der langen Brücke zu. Der letzte Reiter war etwas zurückgeblieben spornte sein Pferd und dies schlug mit solcher Gewalt aus, dass das lockere Eisen eines Hinterfusses bis gegen das Tuchhändler Hoffmannsche Haus flog und dort hängen blieb. An der Dachrinne mit Draht befestigt, diente es viele Jahre als Wahrzeichen." S. 71.

Anmerkung. Parthey irrt sich hier, es handelt sich um einen Kosaken, der im Frühjahr 1813 sich in Berlin hineinwagte und von den Franzosen verfolgt wurde. Das Haus am Schlossplatz No. 12 wurde mit den Nachbarhäusern, um dem grossen neuen Marstallgebäude Platz zu machen, abgebrochen; das Hufeisen ist ins Märkische Museum gelangt und wird dort unter B. VI Nr. 11552 verwahrt. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

II. (7. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. November 1900, nachmittags 3 Uhr

in der Musikwerke-Fabrik der Firma Cocchi, Bacigalupo & Graffigna,
Schönhauser Allee 78, neben dem Ringbahnhof.

Die zahlreiche Versammlung wurde in den Fabrikräumen von dem Chef der Musikwerke-Fabrik Herrn Bacigalupo senior freundlichst empfangen und sofort in die volle Thätigkeit desselben eingeführt.

Herr Bacigalupo senior, ein einfacher Landmannssohn mit zahlreichen Geschwistern aus der Umgegend von Genua, ist ein self made-man in der rühmlichsten Bedeutung des Wortes. Er erzählte in drolliger Weise, wie er als armer und verlassener Knabe nach Hamburg gekommen sei und man ihm, um sein Brod zu verdienen, eine defekte Harmonika und ein Meerschweinchen gegeben. Letzteres habe er stolz mit den Worten „non voglio porci" (ich mag keine Schweine) abgelehnt und dafür später einen Affen genommen, wie er es in der Dressur dieser Menschen-Karrikaturen sehr weit gebracht und seine Kollegen vielfach mit hochgebildeten Vierhändern auf ihren Kunstfahrten ausgestattet haben soll. Als der einzige des Schreibens und Lesens Kundige unter seinen Berufsgenossen, gewann er bald deren Vertrauen und Kundschaft beim Reparieren von Drehorgeln. Durch Fleiss und Anstelligkeit glückte es ihm, vorwärts zu kommen und befasste er sich schliesslich selbständig, mit immer grösserem Erfolge mit der Herstellung mechanischer Musikwerke aller Art.

Gegenwärtig ist Herr Bacigalupo sen. seit vierzig Jahren bereits in Berlin ansässig und hat sich zu einem so ausgedehnten Geschäftsbetrieb aufgeschwungen, dass die meisten der in Norddeutschland vorhandenenen Kunstmusikwerke von der einfachen Drehorgel bis zu dem kunstvollen Symphonium und Orchestrion aus seiner Fabrik hervorgegangen sind. Seine ganze zahlreiche Familie ist bei ihm mitthätig, alles arbeitet Hand in Hand einträchtig mit einander und das Ganze lässt uns einen erfreulichen Einblick thun, wie Ausdauer, Fleiss, Begabung und angeborener Geschäftsverstand auch heut zu Tage noch,

Digitized by Google

gewissermassen dem Grosskapital zum Trotz, auch völlig Unbemittelten eine angenehme und reichliche Existenz verschaffen können; jeder unbemittelte deutsche Kunstarbeiter und Kleinhandwerker kann sich diese achtungswerte, intelligente Familie aus dem Lande unserer südlichsten Dreibundsgenossen nur in jeder Beziehung zum Muster nehmen.

Die in der Werkstätte von Bacigalupo hergestellten Musikwerke lassen sich im allgemeinen als Orchestrions bezeichnen, d. h. als Instrumente, welche die Wiedergabe von Orchestermusik auf rein mechanische, maschinelle Weise bezwecken. Die grössten dieser Werke, welche sowohl in der äusseren Form, als auch in der inneren Ausrüstung der Orgel ähnlich sind, führen den Namen Orchester-Orgeln. Besichtigt wurde das für ein Etablissement in Ruhrort soeben fertiggestellte orgelähnliche Orchestrion, dessen Gehäuse 4 m breit und 3¾ m hoch ist. Der Preis des Riesenwerkes kommt dem einer grösseren Kirchenorgel gleich (12 000 Mk.). Ein ähnliches Werk wird z. Z. von derselben Firma in Chemnitz aufgestellt. Die Ausstattung der Vorderfront des Gehäuses mit beweglichen Gliederpuppen, die das Spiel mit Arm-, Bein- und Kopfbewegungen und Gesichtsverzerrungen taktmässig begleiten, sowie mit senkrechten, gewundenen Säulen, bei deren axialer Drehung durch optische Täuschung den Eindruck einer in Längsrichtung fortschreitenden Bewegung hervorgerufen werden soll, entspricht in ihrer ästhetischen Wirkung wohl ziemlich genau der Höhe des musikalischen Geschmackes derjenigen Kreise, auf welche die musikalischen Leistungen des Werkes Eindruck machen sollen.

Bekanntlich suchte man besonders im 18. Jahrhundert auch in der äusseren Ausstattung der Kirchenorgeln dem Geschmack des Publikums in ähnlicher Weise „entgegen" zukommen, indem man allerlei Zimbelsterne, Posaunenengel, sich drehende Sonnen, Tauben mit sich bewegenden Flügeln etc. anbrachte.

Wie bei Kirchen- und Konzertorgeln hat man auch beim Orchestrion drei Hauptteile zu unterscheiden, das Pfeifenwerk, das Windwerk (Gebläse) und die Gruppe der Vorrichtungen, welche das Öffnen und Schliessen der Pfeifenventile während des Spieles bewirken (Regierwerk).

Das Pfeifen- und Windwerk entspricht vollkommen dem der Kirchenorgel. Auch hier kommen sowohl Lippenpfeifen, offene und gedeckte, als auch Zungenpfeifen (Rohrflöten, Schnarrpfeifen) zur Anwendung. Bei den Labial- oder Lippenpfeifen tritt der Luftstrom durch den unteren Teil der Pfeife, den Kopf, ein, geht durch einen schmalen Spalt zwischen dem Unterlabium und dem Kern, einer den Kopf oben abschliessenden dünnen meist wagerechten Platte, spaltet sich an der scharfen Schneide des Oberlabiums und gerät dabei in Schwingungen, durch welche im oberen Teil der Pfeife, dem „Körper", Luftverdichtungen und Verdünnungen erzeugt werden, die sich durch das Medium der

Digitized by Google

Luft bis zum Gehörorgan fortpflanzen und dort als Ton empfunden werden. Da in den oben verschlossenen (gedeckten oder „gedackten“) Pfeifen die Luftwellen von dem Deckel zurückgeworfen werden, also denselben Weg noch einmal zurückzulegen haben, entspricht der Ton einer gedeckten Pfeife hinsichtlich seiner Höhe dem einer doppelt langen offenen Pfeife, d. h. er liegt genau eine Oktave tiefer.

Es versteht sich von selbst, dass beim Orchestrion, namentlich aber auch bei der kleineren Drehorgel, unserm vielgeliebten und vielgehassten Leierkasten, dem Spatzen unter den Singvögeln, viele gedeckte Pfeifen zur Verwendung kommen, weil hier nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht. Aus demselben Grunde behilft man hier sich auch mit „gekappten“ Pfeifen, d. h. man giebt dem Pfeifenkörper die Gestalt eines Winkels. Einige Pfeifen, selbst Halbpfeifen, werden in dieser Weise sogar 2—3 mal gewinkelt. Eine hervorragende Rolle spielen beim Orchestrion die sogenannten Geigenstimmen, d. s. Pfeifen, bei denen der aus dem Spalt tretende Luftstrom durch eine schräg zur Pfeifenaxe gestellte dünne Messingplatte beeinflusst wird.

Bei den Zungenpfeifen tritt der Luftstrom durch eine kurze, an einer Seite offene Röhre ein, deren offene Seite von einem nur oben befestigten, sehr elastischen Metallbändchen, der Zunge, bedeckt ist, die beim Anblasen in Vibration gerät und so die Schallwellen der Luft erzeugt.

Sämmtliche Pfeifen stehen auf der sogenannten Windlade, einem viereckigen Kasten, welchem durch den Blasebalg fortgesetzt komprimierte Luft zugeführt wird. Natürlich müssen alle Pfeifen durch Ventile verschlossen sein, weil sie sonst sämmtlich gleichzeitig ansprechen würden, sobald der Blasebalg in Thätigkeit tritt. Während nun bei der Orgel das einzelne Pfeifenventil durch ein mehr oder minder kompliziertes Hebelwerk infolge des Druckes auf die Taste der Klaviatur geöffnet wird, erfolgt dieser Akt beim Orchestrion durch den Eintritt der atmosphärischen Luft in einen kleinen Kanal, in welchem vorher mit Hülfe einer winzigen Saugpumpe ein luftverdünnter Raum erzeugt worden war. Der durch die Evakuierung bewirkte einseitige Luftdruck schliesst nämlich solange das Ventil der Pfeife, bis durch den Eintritt der äusseren Luft in den Kanal dieser einseitige Luftdruck aufgehoben wird, sodass nunmehr der Zug einer schwachen Messingspirale zur Geltung kommen und das Ventil der Pfeife öffnen kann. Selbstverständlich muss jede Pfeife ihren besonderen Luftkanal, einen eigenen Evakuierungsbalg und ein besonderes Ventil haben. Sämtliche Kanäle sind nun an dem einen Ende dergestalt zu einer Reihe angeordnet, dass eine senkrechte Wand mit kleinen gleich hoch liegenden Öffnungen an der oberen Kante bilden. Über diese Kante läuft ein Papierstreifen mit kleinen Löchern, sodass die Öffnungen der Kanäle abwechselnd verschlossen oder freigelegt werden. Tritt ein Loch

Digitized by Google

des Papierbandes über eine Kanalöffnung, so strömt sofort die äussere Luft in den Kanal, hebt die Saugwirkung des kleinen Balges auf, das Spielventil öffnet sich, und die Pfeife ertönt. Zwar wird auch bei neueren grösseren Orgeln Druck- oder Saugluft zur Erleichterung des Spiels angewandt (pneumatische Orgeln), doch ist die Art der Öffnung und des Verschlusses der Luftkanälchen durch das gelochte Papierband eine spezifische Eigenart der mechanischen Musikwerke des Herrn Bacigalupo. Der Ruhm dieser als Patent gesetzlich geschützten Erfindung gebührt dem Sohne des Herrn B.

Die Papierrollen, die bisher in einer Länge von fast 70 m hergestellt worden sind, gestatten die Aufführung beliebig langer Musikstücke. So wurde bei der heutigen Besichtigung die vollständige Ouverture zum Tannhäuser mit Hülfe eines Bandes von 45 m Länge in 13 Minuten und ferner die Freischütz-Ouverture in 8 Minuten zu Gehör gebracht. Interessant ist die Herstellungsart dieser Bänder. Zunächst werden die Noten eines Musikstückes in Gestalt kleiner Eindrücke mit Hülfe einer Maschine auf einen Pappstreifen übertragen. Dieser wird sodann auf eine Rolle gewickelt, die durch eine gemeinsame Axe mit einem Rade von 1,5 m Durchmesser verbunden ist, über welches der Papierstreifen läuft.

Beim langsamen Drehen des Apparates greift ein kleiner Zapfen in die Vertiefungen des Pappstreifens, während gleichzeitig ein Stift die betreffende Stelle auf dem Papierband des grossen Rades markiert, die zunächst durch einen Bleistiftstrich hervorgehoben und dann später mit Hilfe eines besonderen Apparates coupirt wird.

Ausser den Orchesterorgeln werden in der Fabrik auch Orchester-Pianos mit Seiten und Pfeifen hergestellt, wobei der Anschlag der Hämmer und das Öffnen der Pfeifenventile ebenfalls durch Pneumatik erfolgt.

Doch auch Orchestrions älteren Systems mit Walzen, deren eingeschlagene Stifte die die Spielventile öffnenden Hebelvorrichtungen in Thätigkeit setzen, sowie Drehorgeln (Leierkästen) in jeder Grösse liefert die Fabrik. In einem besonderen Raume werden die Gehäuse der Orgeln und die Holztheile der Pfeifen angefertigt. Die Fabrik beschäftigt z. Zeit etwa 70 Arbeiter, darunter 8—10 Italiener.

Es ist hier nicht der Ort, über den künstlerischen Wert der Leistungen mechanischer Musikwerke ein Urteil zu fällen; der springende Punkt für unser Interesse liegt sicherlich wo anders, nämlich in der bewunderungswürdigen Technik, durch welche jene mechanischen Leistungen erzielt werden. Jede künstlerische Bethätigung auch auf musikalischem Gebiet wird mit Hilfe einer Reihe mechanischer Leistungen zustande gebracht; die Hervorbringung eines Geigentones erfordert einen Fingerdruck von gewisser Stärke an einem Punkt der Saite, der mit

Digitized by Google

höchster Präcision getroffen werden will, und einen Bogenstrich in bestimmter Richtung, Stärke und Geschwindigkeit, also eine Anzahl mechanischer Arbeitsleistungen, und je höher die künstlerische Wirkung ist, desto genauer wird auch die Differenzierung dieser mechanischen Werte sein müssen. Dessenungeachtet wird die Division des Wertes einer künstlerischen Leistung durch denjenigen der dabei erforderlichen mechanischen Thätigkeiten niemals vollkommen aufgehen; es bleibt ein idealer Rest, den sich die Muse nicht abzwingen lässt durch „Hebel und durch Schrauben".

Die Einzelheiten der Mechanik und der Ausführung der einzelnen Theile wurden durch die Mitglieder der Familie Bacigalupo, welche als ausserordentlich musikalisch veranlagt erscheint, den Erschienenen vorgeführt.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel machte noch darauf aufmerksam, dass die mechanische Musik selbstredend keine Kunstmusik sein könne und wolle und dass sie sich zu solcher etwa verhalte, wie ein Öldruckbild zu einem wirklichen Ölgemälde. Wie aber der Erwerb einer guten mechanischen Reproduktion eines Ölbildes, wo die Mittel zum Kauf guter Ölbilder fehlen, doch nicht getadelt werden könne, so wirke gute mechanische Musik sicher veredelnder als die Musik trunksüchtiger Bierfiedler, die dem Volk, namentlich auf dem Lande, elende grossstädtische Gassenhauer vorspielen, welche weder zur Veredlung des Geschmacks noch zur Förderung der Sittlichkeit dienen. Wenn, wie es der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums bei ihren zahlreichen Wanderschaften auf dem Lande während der letzten Jahre wiederholt passiert sei, in kleinen Dorfwirtshäusern Musikwerke vorgefunden wurden, welche Choräle, gute Volkslieder, klassische Opernmusik u. dgl. spielten, so könne sich der Menschenfreund darüber nur freuen und auch in diesem Sinne den Bestrebungen der Familie Bacigalupo auch fernerhin nur den besten Erfolg wünschen. Nachdem der Vorsitzende noch einige scherzhafte Dankes- und Abschiedsworte in italienischer Sprache hinzugefügt, bedankte Herr Bacigalupo sen. sich hierfür sowie für den Besuch der „Brandenburgia" auf das Wärmste in deutscher und italienischer Rede.

Die Erschienenen verteilten sich demnächst in die zwei benachbarten italienischen Wirtschaften das Ristorante Colonia Italiana und Café Genova und tauschten ihre Eindrücke bei einer Tasse Kaffee und einem Glas italienischen Weines aus.

Digitized by Google

12. (8. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 17. November 1900, mittags 12 Uhr.

Auf mehrfach geäusserten Wunsch fand heut eine Besichtigung der Städtischen Leichen-Sammelstelle und des Städtischen Verbrennungsofens in der Diestelmeyerstrasse gegenüber der 4. Realschule und nördlich angrenzend an den Parochialkirchhof statt.

Der Vorsitzende des Städtischen Kuratoriums für das Bestattungswesen Stadtrath Ernst Friedel begrüsste die Erschienenen und trug über die Leichen-Sammelstelle und den Verbrennungsofen folgende technische Einzelheiten vor:

Die Leichen-Sammelstelle dient als Hauptsammelpunkt für alle Leichen, die als Freileichen für Rechnung der Stadtgemeinde beerdigt werden müssen. Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unternehmer mittels Leichenwagens aus den Sterbehäusern und den Kranken-Anstalten abgeholt, an die Sammelstelle abgeliefert und von hier aus während der Nachtzeit durch besonders eingerichtete Wagen auf der zu Lichtenberg gehörigen neuen Gudrun-Strasse nach dem Gemeinde-Friedhofe bei Friedrichsfelde übergeführt.

Durch den von der Stadtsynode bestellten Geistlichen haben in der hiesigen zweckmässig eingerichteten Leichenhalle auf Wunsch der Hinterbliebenen Einsegnungen von Leichen stattgefunden und ist den Hinterbliebenen geistlicher Zuspruch gewährt worden. Ein grosser Teil dieser Hinterbliebenen bevorzugt nämlich zum Teil aus Bequemlichkeit und Zeitersparnis für diesen Zweck die in der Stadt belegene Leichen-Sammelstelle, erbittet hier den geistlichen Zuspruch und vermeidet dadurch den Weg nach dem Friedhofe bei Friedrichsfelde. Derartige geistliche Einsegnungen sind vom Jahre 1. April 1898 bis 31. März 1899 im ganzen 87 erfolgt.

Eine Revision der Sammelstelle wird von Zeit zu Zeit bewirkt.

Der Verbrennungsofen, welcher von dem Herrn Oberpräsidenten von Achenbach gestattet worden ist, ist im April 1898 in Betrieb genommen, er dient zur Verbrennung von Körperteilen, mögen diese von lebenden Menschen aus Amputationen herrühren oder zu Leichen gehören, bei denen jede Leichenindividualität verloren gegangen ist.

Der Ofen ist durch den auf diesem Gebiete besonders erfahrenen Erbauer der Crematorien in Hamburg und Basel etc., Ingenieur Richard Schneider in Dresden, nach der besten modernen Technik errichtet worden und funktioniert ohne Belästigung durch Rauch oder Gase.

Digitized by Google

Wie Sie sich bereits überzeugt haben, ist die Rauchverbrennung vollkommen gelungen. Selbstredend erfolgen die Einäscherungen völlig geruchlos. Die ersten Verbrennungen haben in Gegenwart von Mitgliedern der Medizinal-Abteilung des Königlichen Kultus- etc. Ministeriums, des Kaiserlichen Gesundheits-Amts, des Königlichen Polizei-Präsidiums und der Städtischen Gemeindebehörden stattgefunden und ist hierbei die gute Feuerwirkung des Ofens, die vollständige Verbrennung der Leichenteile und die sachgemässe Anlage des Ganzen ungeteilt lobend anerkannt worden. Die Verbrennung der Leichenteile geschieht in mit Zink wasserdicht ausgelegten Holzbehältern, welche ein Auslaufen von Flüssigkeit vor der Verbrennung ausschliessen.

Im Verbrennungsraum ist eine Zeichnung des Ofens ausgehängt, welche die Konstruktion desselben ersichtlich macht.

Aus der Baugeschichte über die Herstellung des Ofens ist folgendes zu bemerken:

Durch Beschluss der Stadtverordneten wurde am 4. März 1897 das Projekt zur Herstellung eines Verbrennungsofens für Leichenteile etc., sowie das für die Anlage des Verbrennungsofens selbst vorgelegte Projekt genehmigt, und es erklärte sich die Versammlung mit der Entnahme der Gesamtkosten mit 27 600 M. aus Spezial-Etat 35 einverstanden.

Durch Verfügung vom 10. April 1897 erteilte die städtische Bau-Deputation, Abteilung I, den Auftrag zur Ausführung des Baues.

Nahdem die baupolizeiliche Erlaubnis durch Bauschein, J.-Nr. 499, vom 10. Juli 1897 erteilt war, wurde am 3. September mit dem Bau begonnen, dessen Fertigstellung am 30. März 1898 erfolgte.

Die Übergabe des Baues an das Kuratorium geschah am 26. April 1898.

Der 11,50 m lange und 6,90 m breite Anbau an das Kapellengebäude ist in dem Styl des letzteren aufgeführt.

In dem mit eisernen Wellblech überdeckten Anbau befindet sich der nach dem System des erwähnten Herrn Richard Schneider von diesem selbst erbaute Ofen, während in einem Teile des alten Gebäudes sich der hydraulische Aufzug für die zu verbrennenden mit Leichenteilen gefüllten Kisten, sowie eine Drehscheibe, nebst Geleisanlagen für den zur Einführung der Kisten in den Ofen dienenden Wagen befinden.

Wie das alte Gebäude zerfällt der Neubau in ein Erdgeschoss und Obergeschoss, die Geschosse sind durch eine eiserne Treppe verbunden.

Die Ofenanlage besteht aus 3 Hauptteilen:

1. aus dem Koksregenerator mit dem Aschenfall,
2. aus dem eigentlichen Ofen mit dem Verbrennungsraum,
3. aus dem seitlich vom Ofen im Gebäude liegenden und darüber hinausragenden Schornstein.

Digitized by Google

Die Gesamtkosten betrugen:

1. des Baues	11 724,01 M.
2. des Verbrennungsofens	15 269,30 „
Summa	26 993,31 M.

Der Bau ist mit 27 100 M. bei der städtischen Feuer-Sozietät versichert.

Die Verwaltung der Sammelstelle und des Verbrennungsofens wird durch den Inspektor des daneben belegenen Parochial-Friedhofes Herrn Lamche als Nebenamt geführt.

Verausgabt sind im vorgedachten Berichtsjahre für beide Teile	3184,10 M.
dagegen vereinnahmt	2003,75 „
sodass ein Zuschuss von	1180,35 M.

erforderlich gewesen ist.

Die Körperreste, welche in Kisten verpackt waren, wiegen 120 bis 200 Pfund und sind in der Zahl von 231 im Verwaltungsjahr 1. April 1898/99 und im Verwaltungsjahr 1. April 1899/1900 in der Zahl von 336 durch Feuer vernichtet worden. Es wurden zu jedem Brande immer 2 Kisten eingeführt.

Inzwischen ist wiederum eine Steigerung der bezüglichen Einäscherungen eingetreten, weil allmählich die öffentlichen Institute von der bequemen Erlaubnis sich der Leichen- und Amputationsteile zu entledigen immer mehr Gebrauch machen.

Genehmigt ist für Berlin durch den bereits angezogenen Erlass des Oberpräsidiums die Verbrennung von sogenannten Nichtindividualleichen, d. h. von solchen Körperresten, die nicht mehr als ein eigentlicher Mensch, als ein Individuum, angesprochen werden können, z. B. ein Leichnam, dem der Kopf fehlt, ein Rumpf ohne Extremitäten und dergleichen. Um Verwechslungen mit Individualleichen vorzubeugen, werden die erwähnten Kästen benutzt, die ihrer Form nach den Leichnam eines erwachsenen normalen Menschen nicht enthalten können.

Die Verbrennung eines solchen mit Leichenteilen gefüllten Kastens ist schwieriger als wie die eines eingesargten Leichnams, weil der Inhalt mehr Körpergewicht, vor allem erheblich mehr wässerige Teile als ein gewöhnlicher einzelner Leichnam enthält, und dauert etwa $1^1/_2$ Stunden. Wiederholen sich die Verbrennungen, so wird selbstverständlich Zeit erspart und höchstens 1 Stunde erfordert.

Die Kosten der Verbrennung eines Kastens mit Inhalt beziffern sich auf etwa 1 M. für Brennstoffverbrauch, bei Wiederholungen auf etwa 75 Pf. Die Bedienung stellt sich etwa an Löhnen auf 50 Pf.

Über die ethische und religiöse Seite der Leichen-Verbrennung, zu welcher letzteren wir uns nunmehr wenden, spreche ich

Digitized by Google

nicht, da dies Thema ausserhalb der Aufgaben der „Brandenburgia“ liegt. Ohnehin darf man annehmen, dass jeder Gebildete sich hierüber ein Urteil gebildet haben wird.

Hinsichts der gesundheitlichen Seite wird auch von den Gegnern der Feuerbestattung zugegeben, dass die Vernichtung des Leichnams durch Hitze eine in sanitärer Beziehung absolut zuverlässige ist. Erst kürzlich hat man sich wieder zur Leichenverbrennung und zwar zu einer zwangsweisen entschlossen als es die in Glasgow an der Pest gestorbenen Menschen auf die unschädlichste Weise zu beseitigen galt. Dem Vernehmen nach ist es schliesslich zur Einäscherung nicht gekommen. Augenblicks, wo ein aus Süd-Amerika in Bremen eingeschleppter Fall von Bubonenpest in Bremen Besorgnis vor der Weiterverbreitung des „Schwarzen Todes“ in Deutschland erregt, ist die Frage der Feuerbestattung wieder, man kann hier sagen, recht eigentlich „brennend„ geworden.

Die Einrichtungen der Sammelstelle und des Verbrennungsofens wurden hierauf von dem Vorsitzenden unter Beihülfe des Herrn Lamcke gezeigt und erklärt. Für diejenigen, welche sich aus technischen und wissenschaftlichen Gründen für den Verbrennungsakt interessiersten, wurden zwei Kisten mit Inhalt im Gewicht von zusammen vier Centner eingeäschert. Diese Verbrennung dauerte etwa 50 Minuten.

Zur Vergleichung lagen Leichenbrandreste vor, wie sie der städtische Verbrennungsofen liefert, die Brandreste einer in Gotha feuerbestatteten Leiche, ebenso Leichenbrandreste von einem brandenburgischen germanischen Brandgräberfeld aus der Zeit etwa 500 bis 600 vor Christus. Die Übereinstimmung der beiderlei Vebrennungserzeugnisse war eine überraschende.*) Wird der Verbrennungsprozess zu sehr verlängert, so tritt eine Versinterung und Verschlackung der Knochenreste ein. Diese Überverbrennung ist durchaus überflüssig und sollte schon aus Sparsamkeitsrücksichten vermieden werden.

Inzwischen erklärte der Bureau-Vorsteher des hiesigen Feuerbestattungs-Vereins, Herr Pauli, an einem kleineren, vortrefflich gearbeiteten und entsprechend funktionierenden Modell in sachkundiger und anschaulicher Weise die Manipulationen, welche bei dem jetzigen Verfahren einer Leichenverbrennung in Ohlsdorf bei Hamburg und an anderen Orten Deutschlands stattfinden.

*) Vgl. dazu „Brandenburgia“ I. S. 92, IV. 128.

Digitized by Google

13. (5. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1900, abends 7½ Uhr, im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von dem Vorsitzenden Herrn Geheimen Regierungsrat E. Friedel rühren die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—10 her.

A. 1. Der Tod hat uns zwei werte Mitglieder entrissen, welche im Mitglieder-Verzeichnis ein Sternchen führen d. h. zu denjenigen Mitgliedern gehören, welche bis zur ersten öffentlichen und Haupt-Versammlung unserer „Brandenburgia" am 6. April 1892 dieser beigetreten waren: Herrn Geheimen Rechnungsrat Petsch und den städtischen Oberlehrer Herrn Professor Dr. Reinhold Pallmann. Letzterer hat sich hauptsächlich durch folgende Arbeiten, die zum Teil unser Forschungsgebiet berühren, bekannt gemacht. Als er noch Universitäts-Bibliothekar in Greifswalde war: Die Geschichte der Völkerwanderung. Nachdem er nach Berlin übergesiedelt, woselbst er als Oberlehrer an der Luisenstädtschen Ober Realschule bis zu seiner kürzlich erfolgten Pensionierung wirkte: Die Pfahlbauten uud ihre Bewohner. 1866 (mit phönizischen Handelskolonien in Verbindung gebracht. — Die Cimbern und Teutonen. 1870; Der deutsche Exporthandel der Neuzeit und die amerikanische Konkurrenz. 1881; Petroleum in der Mark Brandenburg. 1882; Die Bewohnbarkeit der Tropen für Europäer. 1887 (2. Aufl. 1888). — Geboren am 14. Juni 1835 entschlief Pollmann gestern früh 1¼ Uhr in seiner Wohnung Reichenbergerstrasse 4 nach langen schweren Leiden. Die Beerdigung findet am 30. d. M. Nachm. 4 Uhr, von der Leichenhalle des alten Luisenstädtischen Kirchhofes, Bergmann-Strasse, statt. Unsern verewigten wackern gelehrten Freund betrauern die Gattin, zwei Söhne, eine Tochter.

2. Vom Märkischen Provinzial-Musenm ist seit dem 15. d. M. der Teil der kulturhistorischen Abteilung (Abteilung B des allgemeinen Einteilungs-Plans) geöffnet, welcher die nichtvorgeschichtlichen Sammlungen umfasst. Die vorgeschichtlichen Sammlungen werden voraussichtlich erst gegen Ostern 1901, die naturgeschichtlichen Sammlungen (Abteilungen A des Einteilungsplans) erst noch später dem Publikum zugänglich gemacht werden. Die provisorischen Räumlichkeiten in dem

Digitized by Google

der Städtischen Sparkasse gehörigen Gebäude Zimmer Strasse 90/91 sind zwar teilweise freundlicher und höher als die in dem leider abgebrochenen Köllnischen Rathause, immerhin sind die Ausstellungszimmer so beschränkt, dass etwa nur ein Drittel der Gegenstände gezeigt werden kann.

Ich verteile den eben erschienenen gedruckten Verwaltungsbericht über das Museum für die Zeit vom 1. April 1899 bis 31. März 1900 und entnehme demselben folgende Einzelheiten:

I. Vermehrung der Sammlungen.

Während des Verwaltungsjahres sind die auf die Zusammenstellung auf die einzelnen Kataloge verteilten 1498 Nummern in Zugang gekommen und die Gesamtzahl aller Museumsgegenstände hat sich dadurch von 84 029 auf 85 527 vermehrt.

Nummer des Katalogs	Bezeichnung des Katalogs	Bestand am 1. April 1899	Zugang im Etatsjahr 1899/1900	Bestand am 31. März 1900
	A. Naturgeschichtliche Abteilung.			
I.	Mineralogie, Paläontologie etc. .	6 611	64	6 675
II.	Botanik	2 454	11	2 465
III.	Zoologie	1 946	44	1 990
	B. Kulturgeschichtliche Abteilung.			
II.	Vorgeschichtliche Zeit . . Inland	22 238	245	22 483
III.	do. . . Ausland	1 138	2	1 140
IV.	Mittelalter . . . . . Inland	3 252	54	3 305
V.	do. . . . . Ausland	12	—	12
VI.	Neuzeit . . . . . Inland	13 505	169	13 674
VII.	do. . . . . Ausland	257	7	264
VIII.	Varia	1 211	9	1 220
IX[1].	Münzen	3 821	30	3 851
IX[2].	Medaillen	3 429	3	3 432
IX[3].	Siegel, Wappen	154	8	162
X.	Architektonisches	746	7	753
XI.	Bilder	9 436	412	9 848
XII.	Urkunden	1 026	28	1 054
XIII.	Bibliothek	6 378	383	6 761
XIV.	Karten, Pläne	237	17	254
XV.	Autographe	179	5	184
	Noch nicht katalogisierte Objekte .	6 000	—	6 000
	Summe	84 029	1 498	85 527

Digitized by Google

II. Wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit.

a) Da die Umzugsarbeiten fast das ganze Jahr hindurch alle in Betracht kommenden Kräfte in Anspruch nahmen, so konnte an wissenschaftlichen Arbeiten nur wenig geleistet werden.

Dennoch sind aus dem Museum an Veröffentlichungen hervorgegangen:

Aus dem Gebiet der Naturkunde:

„Über den diluvialen Höhlenlöwen in der Mark Brandenburg“ (Monatsblatt der „Brandenburgia“). „Das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg“ (ebenda).

Aus dem Gebiet der Vorgeschichte:

„Das Bronzeschwert von Französisch-Buchholz“ (Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft).

Aus dem Gebiet der Kulturgeschichte:

„Rückblick auf die Geschichte des Köllnischen Rathauses“ (Monatsblatt der Brandenburgia). „Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg“ (ebenda). „Urkunden zur Geschichte der Berliner Anatomie“ (ebenda). „Heinrich v. Kleist und Berlin“ (ebenda).

b) Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler der Provinz Brandenburg liegt in der Hand des von der Provinz gebildeten Ausschusses, an dessen Spitze der jedesmalige Oberpräsident von Brandenburg steht, während die technischen Angelegenheiten von dem Geheimen und Landes-Baurat Bluth bearbeitet werden.

Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler des Stadtkreises Berlin liegt in ganz analoger Weise vorzugsweise der Direktion des Märkischen Museums ob, welche darin nicht allein durch die städtischen Organe (die beiden Bauräte und die Stadt-Bauinspektionen), sondern auch durch die Kaiserlichen und Königlichen Behörden (insbesondere das Königliche Polizei-Präsidium und die Königliche Ministerial-Baukommission), gelegentlich auch durch die Pflegschafts-Mitglieder des Museums, sowie durch Mitglieder des „Vereins für die Geschichte Berlins“, nicht minder der „Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“, auf das Wirksamste Unterstützung findet. Es wird dadurch das gänzliche oder doch teilweise Zerstören älterer baugeschichtlich interessanter Gebäude und das Verschleppen abgebrochener einzelner Architekturstücke verhindert; gleichzeitig wird, soweit dies angänglich, Rat in Bezug auf Restaurierungsarbeiten und stilgerechte Ausstattung bei Neubauten erteilt. Vielfach sind dergleichen Architekturstücke, soweit sie nicht bei Um- oder Neubauten wieder Verwendung finden, vom Märkischen Museum gesammelt worden. Die bezügliche sehr reichhaltige Sammlung, welche häufig von

Digitized by Google

Architekten und Kunstbeflissenen zu Rate gezogen wird, ist in dem dazu gehörigen Katalog B X inventarisiert. Die Behörden liefern im übrigen die bei Hausabbrüchen und Tiefbauarbeiten auf ihren Geländen gewonnenen anderweitigen Fundstücke fast ausnahmslos an das Märkische Museum ab, einzelne Objekte sind an die vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Völkermuseums gelangt, einige auf Schlossterrain gemachten Funde an das Königliche Hohenzollern-Museum.

Endlich werden denkwürdige Gebäude, einzelne wie Häusergruppen, sowie die damit in Verbindung stehenden Prospekte (Stadtteilbilder) vor den ihnen drohenden Veränderungen photographisch aufgenommen. Vergleiche das Nähere unter Abteilung V dieses Berichts.

III. Ausflüge in die Provinz.

Auch in diesem Jahre wurden wieder zahlreiche Ausflüge in das äussere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen, um durch persönliche Thätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museums-Sammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden diese Ausflüge zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Altertumskunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.

Die Ausflüge, die vom Direktions-Vorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflegschaftsmitglieder und Freunde des Museums veranstaltet wurden, waren gerichtet nach:

Brunne, Kr. Osthavelland; Hennickendorf am Stienitzsee; Werder a. H., Genshagen, Kr. Teltow; Fürstenwalde a. Spree; Prenden, Kr. Niederbarnim; Wusterhausen a. D. und Kyritz; Oderberg i. d. Mark, Neuendorf und Parsteiner See; Joachimsthal; Werbellin und Hubertusstock; Berkenbrück und Dehm-See, Kr. Lebus; Wandlitz und Briesethal; Schmargendorf; Angermünde, Bölkendorf, Parsteiner See, Neu-Künkendorf; Rixdorf; Pfaueninsel; Wittenberge; Sternebeck, Blumenthal und Strausberg; Friesacker sowie Kleessener Zotzen und Vietznitz, Kr. Westhaveland; Belzig, Preissnitz, Mörz und Kuhlewitz; Jüterbog und Niedergörsdorf; Löcknitzthahl, Fangschleuse, Gottesbrück und Bergluch; Rudow, Philippsthal, Rehbrück und Saarmund.

IV. Wappenscheiben.

Das Museum hat sich schon seit 14 Jahren angelegen sein lassen, eine Sammlung aller in Berlin und in der Provinz Brandenburg geführter Wappenzeichen, auf Glas farbig gemalt und eingebrannt, herzustellen, um sie, zu Fenstern zusammengestellt, dem Publikum bequem

Digitized by Google

vor Augen zu führen. Da die Kosten der Selbstbeschaffung doch sehr gross geworden wären, so wurde den wappenführenden Körperschaften bezw. Personen die Stiftung der Wappenscheiben anheimgestellt und der gleichmässigen und billigen Herstellung wegen mit einem Glasmaler die Herstellung für den Preis von 10 M. für die Scheibe vereinbart. In Betracht kamen die Städte, die Adelsfamilien, die Innungen, die studentischen Vereinigungen und einige wissenschaftliche bezw. Kunst-Vereine.

Die Sammlung ist schon jetzt über Erwarten gross geworden; sie wird, abgesehen von ihrem eigentlichen Wert, zugleich eine kunstvolle Ausstattung der Fenster in dem neu zu errichtenden Museumsgebäude ermöglichen.

In diesem Jahre sind hinzugekommen:
2 Städte: Potsdam, Schöneberg,
2 Adelsfamilien: Freiherr von Bock, von Messerschmidt.

Im ganzen enthält diese Sammlung gegenwärtig die Wappen von
140 Städten (mehrere mit 2 Wappen),
224 adeligen Familien,
48 studentischen Vereinigungen,
55 Berliner Gewerken,
4 wissenschaftlichen Vereinen.

V. Ansichten älterer Bauwerke und Strassenzüge Berlins.

Die Museums-Verwaltung hat zugleich die Aufgabe, die bemerkenswerten Häuser und Strassenbilder Berlins photographisch zu fixieren, um sie der Nachwelt zu erhalten. Da nach dieser Richtung schon seit 20 Jahren gearbeitet wurde, so würde kaum noch Material zur Aufnahme vorhanden sein, wenn nicht der häufig stattfindende Abbruch von Häusern und ganzen Strassenzügen immer neue Veranlassung böte. Auch kommen bereits die älteren Landhäusergruppen in den äussereu Stadtteilen in Betracht.

Zur Aufnahme gelangten im Berichtsjahr Häuser der Spandauer-, Rosen-, Ross- und Leipzigerstrasse, des Leipzigerplatzes, Hegelplatzes und einige Häusser in den Aussenvierteln. Insbesondere wurde das Köllnische Rathaus noch kurz vor dem Abbruch von allen Seiten und im Innern aufgenommen. Die Innenaufnahmen schliessen zugleich die hauptsächlichsten Museumsräume ein, so dass die frühere Aufstellung der Sammlungen für die Dauer ersichtlich bleiben wird.

Verbraucht wurden an Etatsmitteln, einschliesslich des Ankaufs einiger älterer gestochener Ansichten 525 M.

VI. Öffentliche Gedenktafeln für berühmte oder verdiente Männer an deren Wohnstätten.

Im Berichtsjahr sind wiederum 2 neue Gedenktafeln auf städtische Kosten errichtet worden:

Digitized by Google

a) für Theodor Fontane am Hause Potsdamerstrasse 134c,
b) für Willibald Alexis (W. Hering) am Hause Zimmerstrasse 95.

Vorbereitet sind auf Rechnung des Etatsjahres 1900 die Gedenktafeln für

den Grosskanzler, Graf v. Carmer,
den Gerichtsschreiber und Begründer der städtischen Volksbibliotheken Friedrich v. Raumer.

Eine Uebersicht sämtlicher in Berlin befindlicher Gedenktafeln ist in einer „Anlage" von unserm Mitglied Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz zusammengestellt, welche ich mir ebenfalls zu verteilen erlaube.

Eine Ergänzung zu der daselbst unter No. 28 erwähnten, anscheinend verschwundenen Gedenktafel Alexander von Humboldt's am Hause Oranienburgerstrasse No. 67 füge ich an dieser Stelle hinzu. Das ursprüngliche Haus, an welchem die Tafel befestigt war, wurde im Jahre 1895 abgebrochen, und als der Neubau fertiggestellt war und die Gedenktafel wieder eingemauert werden sollte, stellte es sich heraus, dass sie fehlte. Vor kurzem wurde nun die massive und und recht umfangreiche Tafel wieder aufgefunden. Unter dem Gerümpel eines Hauses der Johannisstrasse wurde sie zufällig von einem Arbeiter entdeckt; sie war mit dem alten Hause zugleich „auf Abbruch" verkauft worden, und niemand hatte sich um sie bekümmert. Die Marmortafel trägt die Inschrift: „In diesem Hause wohnte Alexander v. Humboldt vom Jahre 1842 bis zu seinem Hinscheiden am 6. Mai 1859"; demnächst soll die Tafel wiederum an der Front des Hauses Oranienburgerstrasse 67, in dem sich jetzt die Klinik Humboldt-Haus befindet, angebracht werden.

Dem Verein für die Geschichte Berlins und dem hiesigen Verein für Volkskunde habe ich bereits mitgeteilt, dass ich im Frühjahr 1901 bereit sei, die Mitglieder an einem noch zu verabredenden Tage in der Neuaufstellung des provisorischen Museums zu führen, ich spreche diese Bereitwilligkeit hiermit auch gegenüber den Mitgliedern der Brandenburgia aus.

3. Das 125jährige Jubiläum der Firma Jacob Ravené Söhne u. Comp. ist hierselbst gestern gefeiert worden und überraschte den derzeitigen Chef des Hauses Kommerzienrat Louis Ravené mit vielfachen Ovationen. Eine aus mehreren hundert Personen bestehende Festversammlung vereinigte sich in der Gemäldegalerie des Hauses Wallstrasse 5/8 und brachte in feierlicher Weise ihre Glückwünsche zu dem Jubiläumstage dar. Den Reigen der Gratulanten eröffnete der älteste Prokurist der Ravenéschen Firmen Ottomar Schulze, der im

Digitized by Google

Anschluss an eine Ansprache eine kunstvoll ausgestattete Adresse überreichte, ihm folgten die Vertreter der Beamten und Arbeiter des Ravenéschen Hauses sowie die Abgesandten der Filialen. Pastor Reifenrath gratulierte im Namen der Gemeinde Marquard, in deren Bezirk das Rittergut des Herrn Ravené belegen ist. Der Pastor dankte seinem Patron gleichzeitig für den von diesem gestifteten Neubau der dortigen Kirche und überreichte als Erinnerungsgabe die in dem Grundstein des nunmehr abgerissenen Kirchleins gefundenen uralten Münzen. Für die Berliner Eisengrosshändler ergriff Herr G. J. Dellschau das Wort, während Geheimer Kommerzienrat Goldberger als Vertreter des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller sowie des Centralausschusses kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine den Chef des Ravenéschen Hauses als das Musterbild eines deutschen Kaufmannes feierte. Geheimer Kommerzienrat Herz gratulierte im Namen der Aeltesten der Kaufmannschaft, Kommerzienrat Jacob brachte die Glückwünsche des Vereins vom roten Kreuz, Kommerzienrat Moll verlas eine Adresse der Berufsgenossenschaften. Auf alle Ansprachen und Adressen dankte Herr Ravené, der an der Seite seiner Gattin die Gratulationen entgegennahm, stets mit herzlichen Worten. Er warf einen kurzen Rückblick auf den Werdegang seines Hauses, das sich in 125 Jahren aus kleinen Anfängen unter Leitung seiner Vorfahren und unter der seinigen zu der jetzigen Blüte entwickelt hat. Er gab die Versicherung ab, den Traditionen des Hauses treu bleiben zu wollen, die in emsiger ehrlicher Arbeit das Ziel des echten Kaufmanns sehen und es gleichzeitig für die Pflicht desselben erachten, mit allen Kräften auch dem öffentlichen Wohle zu dienen. Herr Ravené hat aus Anlass des Jubiläums der Pensionskasse seiner Angestellten 150 000 Mark zugewiesen sowie an alle seine Beamten und Arbeiter ein Monatsgehalt im Gesamtbetrage von 60 000 Mark auszahlen lassen.

Wir nehmen von diesen Vorgängen gern Akt, weil das Haus Ravené unleugbare langjährige Verdienste um den Handel und die Industrie in Berlin und unserer Provinz erworben hat. Wir gedenken dabei gern der freundlichen Aufnahme, welche die Brandenburgia in dem neuen schönen Geschäftsbau Wallstrasse 5—8 und in der dortigen altberühmten Gemälde-Galerie am 15. Mai 1897 (Brandenburgia VI S. 57—75) gefunden hat. Die Geschichte der Familie habe ich auf S. 57—69 Herr Professor Dr. Galland die Bedeutung der Bildersammlung auf S. 69—75 geschildert.

3a. Die Firma Rudolf Hertzog hat in der Agenda 1901 in gewohnter Weise einen hervorragenden Beitrag zur Heimatkunde geliefert: Die Spree von der Quelle bis zur Mündung S. 5 bis 54. Es wird darauf in der Sitzung am 19. Dezember ausführlicher eingegangen

Digitized by Google

werden. Die beigegebene Abbildung ist sehr anschaulich, auch bestens ausgeführt.

4. Die Berlinische Bildwirkerkunst, deren Wiederbelebung wir unserem Mitgliede Herrn Hof-Kunstweber W. Ziesch (in Firma W. Ziesch & Co., Berlin SO, Bethanien-Ufer 8) verdanken, ist wiederholt Gegenstand der Erörterung in der Brandenburgia gewesen.* Wir freuen uns, dass unser Mitglied bei der kürzlich geschlossenen Pariser Weltausstellung grosse Erfolge und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Dem wohlorientierten, rühmlich bekannten Familienblatt „Die Saison" entnehmen wir bei dem Interesse, welches die edle Bildwirkerkunst auch für unsere Heimat hat, aus der No. 59 (München, den 31. August 1900) zur Belehrung und Orientierung die folgenden geschichtlichen und technischen Angaben.

Dem ausgezeichneten Malerkünstler der „Gobelins", Prof. Ehrmann, dankt man es, dass die im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts völlig dekadente, nur mehr auf das sklavische Kopieren von Bildern jeden Genres beschränkte Bildwirkerkunst wieder in ihre ursprünglichen grossen und monumentalen Bahnen zurückgelenkt wurde. Es gehört durchaus gerade kein geschultes, wohl aber ein sehendes Auge dazu, um bei den Bildwirkereien aus der Blütezeit dieser Kunst die Prinzipien und technischen Mittel ihrer Erzeugung wahrzunehmen und die Einfachheit zu bewundern, mit welcher die Alten durch Konturen und 4—5 Schatten eines Tones in unvergleichlicher Weise zu wirken wussten; es ist eben alles in diesen Tapisserien organisch, grosszügig und monumental.

Die gemeinhin „Gobelins" genannten Werke der Bildwirkerkunst sind Wirkarbeiten und schon die Bezeichnung „Wandteppich", „Bildteppich", „Figuren"- oder „Hängeteppich" weist uns unzweifelhaft auf

* Besuch der Brandenburgia am 9. Sept. 1899 (Brandenburgia VIII, 264 flg.) und Erwähnung ebendaselbst IX, S. 257 (Sitzung vom 12. Sept. 1900). Litteratur: Die Gobelin-Manufaktur von Wilhelm Ziesch & Co., Separatabdruck aus dem Werke „Berlins Gross-Industrie" von Paul Hirschfeld, Berlin 1899. — Von der Firma: Anleitung zur sachgemässen Behandlung alter echter Gobelins (Kunt-Handwebereien) Berlin 1899. — Der künstlerische Berather der Firma, Herr Historienmaler Konrad Astfalck, ebenfalls unser Mitglied, hat kürzlich eine heut ausliegende, treffliche, belehrende Studie veröffentlicht: Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen bayerischen National-Museum zu München (Berlin, Verlag von Karl Koch-Krauss, 1900), auf die wir zur Orientirung in der Geschichte auch unserer märkischen Gobelin-Manufaktur verweisen. Dass in Brandenburg-Preussen im 17. und 18. Jahrhundert Gobelins fabrizirt sind, scheint ganz vergessen zu sein. Erst kürzlich war in einer in Bayern erschienenen kunstgewerblichen Schrift zu lesen, dass in Deutschland nur zu Würzburg Gobelins angefertigt worden sein. Ein Besuch im Hohenzollern-Museum belehrt jedermann vom Gegentheil. Bezüglich der Astfalckschen Broschüre wird speciell auf das Albrechtsche Referat B No. 1 dieser Niederschrift verwiesen.

Digitized by Google

die Bestimmung und Verwendung solcher Teppiche im Rahmen einer grossen Architektur hin.

Die Bezeichnung „Gobelins" trifft bekanntlich eigentlich nur auf diejenigen haute-lisse oder basse-lisse Tapisserien zu, welche nach 1662 aus den „Gobelins", d. h. aus jener in Paris an der Bièvre gelegenen, alten Scharlach- und Schönfärberei der Gebrüder Gobelin hervorgingen, welche nach Verstaatlichung der Pariser Bildteppichmanufakturen durch Colbert mit diesen vereinigt wurde.

Ueberall auf der ganzen Welt, wo Freunde und Kenner der alten Bildwirkerkunst zu finden sind, wurde es als eine Wiedergeburt derselben freudig begrüsst, als die „Gobelins" unter Guiffreys Leitung zum Prinzip der Alten zurückkehrten und haute-lisse-Tapisserien in grossen Formen und lauten, leuchtenden Farben mit wenig Tönen weben liessen.

Eine Vergleichung der Rück- und Vorderseite eines alten Bildteppichs belehrt uns sofort, dass neugewebte Tapisserien frisch und beleuchtend in der Farbe sein müssen, sollen auch noch zweite und dritte Generationen sich ihrer Schönheit erfreuen.

Diese Ueberzeugung drängte sich auch unwiderstehlich der Leitung der Gobelin-Manufaktur von Wilh. Ziesch & Co. in Berlin SO. auf, welche seit ihrem Bestehen über 4400 Quadratmeter alter Gobelins (einige von ihnen waren in ausgezeichneten Photogrammen vor und nach der Reparatur aufgenommen, in den Invalides ausgestellt) in ihren Ateliers zur Reparatur und Reinigung hatte und dabei Gelegenheit fand, bei jedem einzelnen Stück die eingehendsten Studien über das Verbleichen des Pigments der gefärbten Wollen- und Seidenfasern zu machen und eine auf Erfahrung beruhende Schwindungs- (Verbrennungs-) Theorie für die verschiedenen Pigmente aufzustellen. Diese streng wissenschaftlich durchgeführten Untersuchungen lieferten den untrüglichen Beweis, dass das Pigment selbst noch bei so echt gefärbten Wollen- und Seidenfasern im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte von 10—65 pCt. schwindet, je nach der Licht- und Luftbeständigkeit der verwendeten Farbstoffe.

Mit Ausnahme des hie und da noch vorkommenden Gold- und Silberfadens besteht das Material der Gobelins aus gefärbten Wollen- oder Seidengarnen oder -Zwirnen und verwendet die Berliner Gobelin-Manufaktur zum Färben ihrer Garne bezw. Zwirne lediglich vegetabilische Farbstoffe und den Farblack der Cochenille in Küpe oder Flotte nach vorhergegangenem Beizverfahren. Diese altbewährte und heute noch in Frankreich und bei den Färbern im Orient in ursprünglichster Form gebräuchliche Methode gewährleistet die seit vielen hundert Jahren erprobte beste Sicherheit gegen das Verblassen künstlich gefärbter Fasern, jedoch auch nur relativ, da Licht und Luft unausgesetzt an der Zerstörung des Pigments auch der echtest gefärbten Fasern arbeiten. Diese Zerstörung oder Verbrennung, deren Produkt das „Verbleichen" ist, schreitet in

Digitized by Google

ihrem ersten Stadium schneller, in ihrem zweiten langsamer, d. h. in Jahrzehnten fast unmerklich vor. Das Eintreten des zweiten Stadiums bezeichnet man als das „Sterilwerden" der Farben. Man versuchte zwar schon in alter Zeit das Sterilwerden künstlich zu beschleunigen, allein ohne rechten Erfolg und so begannen denn in neuerer Zeit dankeswerter Weise die „Gobelins" in Paris wieder damit, zu ihren Geweben speciell verfertigte Kartons als Vorwürfe zu nehmen, die mit dem späteren Verbleichenmüssen bereits rechneten und setzten so an die Stelle unzulänglicher künstlicher Verbleichungsversuche ihrer Garne ein practisches Gobelin-Karton-System.

Es wird hiernach der Karton eines Gobelins mit so leuchtenden und kontrastreichen Farben gemalt und nach ihm das Gewebe mit so energisch und feurig gefärbten Wollen und Seiden schattiert, dass es nach den so stark bleichenden Einflüssen der ersten fünf bis zehn Jahre, also erst dann, in der richtigen Weichheit und dem eigentlich beabsichtigten Kolorit erscheint und in dieser Schönheit, da ein späteres Verbleichen kaum mehr wahrzunehmen ist, Jahrzehnte lang sich erhält und auch einem Jahrhundert wohl noch trotzen dürfte. Nach dem Gesagten ergiebt sich, dass sich die fahlen verblassenen und unkörperlichen Farbeneffekte der modernen Kunstrichtung für diesen Zweck nicht eignen, dass vielmehr die kräftige Farbengebung und deshalb auch Modellierung der Renaissance und des Barocks sowie die Farbenkontraste des Helldunkels allein in Betracht kommen können.

Bei Beschickung der Pariser Weltausstellung nun hat sich die Berliner Gobelin-Manufaktur, um dem heutigen Verständnis für die Gobelin-Bildwirkerei entgegenzukommen, darauf beschränkt, neben einigen Kopien nach alten französischen Gobelins neue Tapisserien im Stile und im Sinne alter, schon etwas verblasster Gobelins auszustellen und zwar zwei Kopien von Tapisserien nach François Boucher, deren Originale sich im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers befinden. Diese Originale stammen aus den letzten zwei Dritteln des XVIII. Jahrhunderts und sind ohne Zweifel aus einer der beiden französischen Staatsmanufakturen, entweder den „Gobelins" in Paris oder jener zu Beauvais hervorgegangen. Der Gegenstand der Darstellung ist der Göttergeschichte entlehnt und lässt darauf schliessen, dass die beiden Originale zu einer jener zahlreichen tentures (unter einer „tenture" verstand und versteht man eine Serie von Gobelins oder Tapisserien, die gleichen Genres zur Ausstattung eines Raumes dienten, also Möbelbezüge, Wandteppiche, Fensterzwischenbehänge etc.) „les amours des dieux" gehören. Sichere Anhaltspunkte mangeln jedoch gerade während jener Periode der beiden Staatsmanufakturen, da erstens Boucher sehr häufig dasselbe Motiv unter gleicher Bezeichnung aber ganz abweichender Darstellung gemalt hat, und zweitens, weil die Gobelins im letzten Drittel des XVIII. Jahr-

Digitized by Google

hunderts die einzelnen Stücke in ihrem Inventarverzeichnis nicht mehr einzeln bezeichnet haben, sondern sich damit begnügten, solche vielleicht aus 10 bis 15 verschiedenen grossen „Panneaux decoratifs" bestehenden Serien nur als „tenture d'après Monsieur Boucher" zu vermerken. Ausgeführt sind die Originale, wie von fachkundiger Seite angenommen wird, in einem der drei Ateliers, denen z. Zt. Cozette, Neilson oder Audran als Chefs vorstanden.

Um nun noch näher auf das Wesen der Bildwirkerkunst einzugehen, so besteht ihre vornehmste Aufgabe darin, monumental zu wirken; sie schildert uns alsdann historische Scenen, Allegorien oder Bibelgeschichtliches. In diesem Falle arbeitet sie auf grober Kette, in grossen Massen mit starken Wollfäden, wenig Seide, aber desto mehr Gold- und Silberfäden, wobei sie nur wenige, höchstens fünf, häufig nur wenige, höchstens 3—4 Schatten oder Töne von jeder Farbe zu Hilfe nimmt. Dem Kunstweber jener Tage lieferte eben der Schönfärber verhältnismässig nur wenige Farben; seine Farbstoffe (Wau, Waid, Indigo, Scharte, Krapp, Cochenille und Kermes und noch einige wenige) liessen es nicht anders zu. Nach Art der Monumentalmalerei umgiebt die Bildwirkerkunst jener Tage ihre Figuren und Formen mit starken Konturen. So begegnen uns die Werke aus der Blütezeit der Bildwirkerkunst, aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert. Unter dem höfischen Einfluss einer späteren Zeit verliert sich der monumentale Charakter und grosse Stil, das Genrehafte tritt an die Stelle des Historischen, das Unbedeutende an die Stelle des Bedeutsamen. Zeitgenössische Scenen und Episoden verdrängen die grossen Ereignisse der Weltgeschichte, Fürstenporträts und glatte Schmeicheleien beginnen Spielraum zu gewinnen. Der Stil verliert an Kraft und Grösse, er wird genrehaft, seicht und hascht nach malerischen billigen Effekten. Die Bildwirkerkunst arbeitet nun auf feiner Kette in grösseren oder kleineren Massen mit feinen Woll- und viel Seidenfäden und mit vielen, 30—50 Schatten eines Tones ohne Konturen in der vollen Wirkung eines Ölbildes. In diese Zeit fällt die Gründung der „Gobelins" unter Louis XIV. Es folgt der Verfall unter Louis XV. und die Periode des Vegetierens von Louis XVI. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts.

Traf auch unter Napoleon I., der sich für diesen Kunstzweig sehr interessierte, ein belebender Lichtstrahl diese stolze Industrie, so waren doch die bevorzugten Maler des Hofes, wie z. B. David, Gérard etc., nicht die Männer, welche sie mit Energie aus dem Banne des Genrehaften, Süsslichen und Kraftlosen befreien konnten.

Die schönen „gewebten Bilder" François Bouchers weisen nichts mehr auf von der gewaltigen, der Bildwirkerkunst ureigenen, von ihr untrennbaren Monumentalität; sie sind es aber gerade, welche beim kaufenden Publikum auch heute noch den meisten Vorzug finden. Das war auch der Grund, weshalb die Berliner Gobelin-Manufaktur bei Be-

Digitized by Google

schickung der Pariser Weltausstellung mehr auf den Geschmack des Publikums als auf ihre eigene Wünsche Rücksicht nahm, welche dahin zielten und zielen, Tapisserien im Sinne und Stile des XVI. Jahrhunderts zu verfertigen. Bei den beiden „Panneaux décoratifs" nach Kartons des langjährigen artistischen und technischen Leiters des Instituts, Historienmalers Konrad Astfalk, bestand nur die Absicht, zwei lustige und wirkungsvolle Saaldekorationen zu schaffen, wozu sich der Stil der genrehaften Tapisserien des XVIII. Jahrhunderts allerdings vorzüglich eignete.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit und zu ihrer Herbeiführung hönnte die moderne Kunst-Litteratur viel beitragen, in der auch beim kaufenden Publikum ein beseres Verständnis für das Wesen und für die Aufgaben der Bildwirkerkunt erwacht und jene Betsrebungen, die wir eingangs erwähnten, Anerkennung und Würdigung finden werden.

Haben wir bisher nur immer den Geist der Bildwirkerkunst im Auge gehabt, ihre Aufgaben ästhetisch und geschichtlich beleuchtet und danach geforscht, weshalb sie monumental sein muss, so kommen wir nun auf das Kunsttechnische der Ausführung von Gobelingeweben überhaupt und die von der Berliner Gobelin-Manufaktur ausgestellten Objekte insbesondere, und da wollen wir schon an dieser Stelle betonen, wie es nicht dem mindesten Zweifel unterliegt, dass wir es hier mit Tapisserien von hervorragender Qualität und meisterlicher Technik zu thun haben.

In ihnen kommen lediglich die beiden so strenge geforderten Arten der Flächen- und Formengebung sowie der plastischen Modellierung der Gobelin-Webtechnik und zwar in kleinen Formen, die mosaikartige, in grösseren und grossen die Hachüren-Form, wie es die senkrechte Kette und der wagerechte Einschlag bedingen, zum Ausdruck.

Jede Form und jeder Gegenstand ist hier organisch, malerische Zufälligkeiten und unorganische Farbenflecken wie sie zur Zeit des Verfalles, besonders bei François Boucher sich finden, aber technisch und ästhetisch bei Gobelins unstatthaft sind, sind hier nicht zu entdecken. Die mit den künstlerischen Rücksichten übereinstimmende wunderbare Technik, die Wirkung der durchsichtigen Flügel, welche lediglich durch Hachüren hervorgebracht wurde, die exquisite Behandlung von Fleisch und Luft sind Vollkommenheiten, welche nicht nur einem feinen künstlerischen Empfinden entspringen, sondern auch eine grosse manuelle Fertigkeit, eine gründliche Schulung und eine Unsumme von Aufmerksamkeit erforderten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass an diesen Tapisserien Mädchen — nur solche beschäftigt das Institut überhaupt — gearbeitet haben, welche zum Teil erst 4 und 6 Jahre in der Manufaktur thätig sind, während bekannt ist, dass die Manufakturen von Paris und Beauvais

Digitized by Google

bei ihren gewiss hochbegabten männlichen Arbeitskräften allein auf eine siebenjährige Lehrzeit dringen und eine solche voraussetzen, ehe sie die jungen Künstler für reif erachten, so komplizierte Hachüren-Webung auszuführen, wie sie alle Fleischteile, besonders menschliche Köpfe und Hände verlangen.

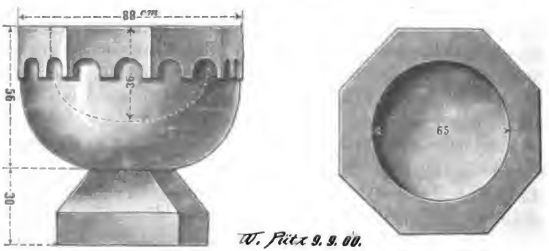
Die Berliner Gobelin-Manufactur von W. Ziesch & Co. in Berlin wurde gelegentlich der Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1888 mit dem Ehrendiplom für Wiedereinführung der Gobelin-Arbeit in vorzüglicher Ausführung, in Paris kürzlich mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Wir heben diese Auszeichnungen hervor, weil sie ein unbestrittenes Verdienst der Firma anerkennen.

5. Unser Mitglied Herr Otto Hasselkampf in Potsdam hat mir eine grosse Serie von Photographien, die er in unserer schönen Havel-Residenz und deren herrlichen Umgebungen letzthin aufgenommen hat, zur Verfügung gestellt, welche Serie Sie hier aufgestellt sehen. Desgleichen eine Photographie von dem Äusseren des Städtichen Verbrennungsofens an der Diestelmeyerstrasse, welchen die Brandenburgia am 17. v. M. unter meiner Führung besichtigte, nicht minder eine kleinere Photographie des Kapellenzimmers der mit dem Verbrennungofen verbundenen Städtischen Leichensammelstelle sowie des dem hiesigen Verein für Feuerbestattung gehörigen plastischen Modells einer Feuerbestattungs-Anlage.

Diese Amateur-Aufnahmen, wie Sie sich leicht überzeugen, gehören zu dem Gelungensten, was auf photographischem Gebiete geleistet worden ist. Wir schulden Herrn Hasselkampf für seine Freundlichkeit besonderen Dank.

6. Romanischer Taufstein aus der Dorfkirche zu Rottstock, Kreis Zauch-Belzig. Am 9. September d. J. machte unter

Alter romanischer Taufstein aus Sandstein in der Kirche zu Rottstock bei Brück (Kr. Zauch-Belzig.)



Ausser Gebrauch und im Treppenhaus (Turmaufgang), beide Theile von einander getrennt, aufbewahrt.

Digitized by Google

meiner Leitung die Pflegschaft des Märkischen-Museums u. A. einen Ausflug auch nach dem gedachten friedlichen Dörflein. Die mittelalterliche Kirche daselbst ist in gotischen Formen gehalten, umschliesst aber wahrscheinlich einen romanischen Kern.

In der Turmhalle befindet sich — gewissermassen zur Bestärkung dieser Annahme — ein uralter romanischer Taufstein ausser Gebrauch verwahrt und zwar in zwei Teilen, das eigentliche Taufbecken für sich und der vierkantige Fuss desgleichen für sich.

Die beifolgenden zwei Abbildungen, von der kunstfertigen Hand unsers Mitgliedes Wilhelm Pütz entworfen, veranschaulichen das interessante altchristliche Kultusgerät. Höhe des Beckenstückes 56 cm, des Fusses 30 cm, Gesamthöhe also 86 cm. Grösste Tiefe des Beckens 36 cm, oberster Durchmesser desselben 65 cm. Der Rand ist achteckig gekantet, grösster Durchmesser 88 cm. Ober- und Unterstück waren durch einen Dübel verbunden.

7. Über seltene mittelalterliche Gefässe aus Kupfer oder bronzeartigem Metall, flache Becken mit eingravierten, stets lateinischen Buchstaben und figürlichen Darstellungen, auf welche kürzlich unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben, sowie Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler in Breslau aufmerksam gemacht hat, habe ich in der Brandenburgia unter Vorlegung ber bezüglichen Schriften am 9. Mai d. J. S. 99—101 gesprochen. Aus der Provinz Brandenburg ist nur das eine in der Gubener Gymnasial-Sammlung vorhandene Gefäss bis jetzt bekannt. Grempler kennt im ganzen einige 80 Exemplare.

Ich bin nun so glücklich gewesen, ein bis dahin den Forscheraugen entgangenes neues derartiges Gefäss in dem trefflichen Städtischen Altertümer Museum zu Frankfurt am Main, welches der vorzüglichen Leitung der Herren O. Cornill und Dr. F. Quilling unterstellt ist, als ich von der Saalburg-Grundsteinlegung zurückkehrte, bei einem Besuch am 14. Oktober d. J. aufzufinden.

Das angeblich kupferne Becken hat etwa 10 cm Höhe und etwa 35 cm obern Durchmesser, es ist leider innen recht defekt, lässt aber noch erkennen, dass darin die Myrrha-Sage dargestellt wird. (S. 44 des Führers durch das Städtische Historische Museum zu Frankfurt am Main von Dr. F. Quilling). Nach der orientalisch-griechischen Myrrha-Sage war über Kinyras, den König von Cypern, von der Göttin der Liebe (Aphrodite), die er beleidigt hatte, die Strafe verhängt worden, dass er unbewusst mit seiner eigenen Tochter Umgang pflog. Als er die Blutschande später entdeckte, wollte er seine Tochter und sich tödten und verfolgte sie mit gezücktem Schwerte; sie wurde von Aphrodite in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dessen berstender Rinde nach zehn Monaten der schöne Adonis entsprang. Die Direktion

Digitized by Google

giebt als das Alter des Beckens ganz richtig das 11. bis 12. Jahr hundert an.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Cornill ist die Myrrha-Schale dem Museum geschenkt, nachdem sie aus der Privatsammlung des Freiherrn von Minnigerode in der Versteigerung erworben. Weiter lässt sich nichts sagen. Die Herkunft des merkwürdigen Stückes bleibt dunkel. Da, meines Wissens, viele der Gegenstände aus Hannover stammen, so möchte die Vermutung nahe liegen, dass die Myrrha-Schale dem nordwestlichen Deutschland entstammt, welches ein dgl. Gefäss (in Stade) geliefert hat. Der Zufall, welcher mitunter hilft, mag wohl noch später auf die richtige Spur führen, zumal dergl. Becken doch wegen ihrer Seltenheit und Seltsamkeit in die Augen gefallen sein müssen.

8. Führer durch Potsdam und Umgebung mit Karten, Ansichten und Fahrplänen. Herausg. von der Vereinigung zur Hebung des Geschäfts- und Fremdenverkehrs. 4. Aufl. (1890) Potsdam, in Kommission: A. Stein's Verlags-Buchhandlung. Die Illustrationen rühren zum Teil von unserm Mitglied O. Hasselkampf, zum Teil von O. Link her. Dies Buch ist in jeder Beziehung praktisch und kann für den Fremden-Verkehr bestens empfohlen werden.

9. Ein Gedächtnistuch auf den Hubertsburger Frieden 1763 bezüglich, ist von dem wissenschaftlichen Beirat des Märkischen Museums, Herrn General-Leutnant von Prittwitz und Gaffron in Karlsruhe, eingeschickt worden und wird zur Besichtigung ausgelegt. Das Tuch ist zur angegebenen Zeit weiss und rot mit vielen Figuren, Namen und Zahlen gewirkt worden und recht interessant. Ich entsinne mich zwei dergleichen Tücher in Händen gehabt zu haben. Zuletzt eins zu Bad Kissingen in der bekannten Sammlung des mit dem Fürsten Bismarck befreundet gewesenen Ökonomierat Streit, welche in den vom Reichskanzler bei seinen wiederholten Badeaufenthalten in dem vormals bischöflich würzburgischen Absteigehause auf der obern Saline enthaltenen Räumen untergebracht ist.

Auf dem sauber gewebten 1,2 m breiten und 0,92 m hohen Tuch erblickt man in der Mitte (von links nach rechts) die Porträts des Königs von Frankreich, des Königs von Polen, der Kaiserin Maria Theresia, Friedrichs des Grossen, der Kaiserin Katharina von Russland und des Königs Georg von England. In den Ovalen unter den Figuren befinden sich die Monogramme ihrer Namen. Über den Porträts schwebt zwischen der Aufschrift Ao. 1763 den 15. Feb. eine geflügelte weibliche Gestalt, eine Posaune blasend. Unten die Verse:

Zwey Kayser und drey Könige
sind nun des Krieges müde
Drum machen sie auf Gottes Winck
mit Preussen Friedrich steten Friede.

Digitized by Google

In den Ecken ist der preussische Adler mit dem Monogramm FR eingewirkt. Die Ränder zeigen teils eine Pyramide von Trophäen, teils je zwei Soldaten mit Trophäen.

10. Der Deutsche Goldschmiedetag und die 400jährige Geburtsfeier des Altmeisters und Goldschmiedes Benvenuto Cellini am 2. d. M. ist — wie in unserer Sitzung vom 31. Oktober d. J. angekündigt — diesseitig im Künstlerhause, Bellevuestr. 3, beschickt worden und war die Brandenburgia im Vorstand durch mich und Herrn Franz Körner, im Ausschuss durch dessen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Georg Galland, vertreten.

Das Gedeihen des Goldschmiede-Gewerbes geht allemal gleichsinnig dem Wohlstande der Stadt und des Landes. Sind gute Zeiten da, so findet sich auch Geld zur Anschaffung von Geschmeide und allerhand Gerät aus Edelmetall. Insofern kann in der That das Blühen und Gedeihen der Gold- und Silberschmiedearbeit und der Juwelierkunst, in seinem Steigen und Fallen als eine Art Wetterglas des Blühens und Gedeihens der Städte angesehen werden.

Das gilt auch von unserer Stadt Berlin.

Man macht sich gewöhnlich von der Wohlhabenheit der letztern in alter Zeit einen falschen Bericht und unterschätzt in dieser Beziehung in der Regel das alte Berlin sammt seiner Schwesterstadt Kölln an der Spree ganz bedeutend. Das hängt damit zusammen, dass der furchtbare dreissigjährige Krieg bis heutigen Tages unverrückbar in der Volksseele lebendig geblieben ist und dass man sich auf die besseren wirtschaftlichen Zustände in unserer Mark vor jenen traurigen Zeiten nicht mehr zu besinnen vermag.

Es sei mir daher vergönnt, wenigstens mit ein paar Worten darauf hinzuweisen, dass Berlin in der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance eine wohlhabende Stadt war. Unser Mitglied Professor Dr. Friedrich Wagner hatte die Güte gehabt, mir für den 2. d. M. ein Verzeichniss des Juwelen-, Pretiosen-, Gold- und Silberschatzes der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I., einer dänischen Prinzessin, zur Verfügung zu stellen, welchen sie im kurfürstlichen Residenzschloss verwahrte. Es ist das dieselbe hochgemute Fürstin, die später um ihres evangelischen Bekenntnisses halber in freigewählte Verbannung ging, und rührt aus Aufzeichnungen im Staatsarchiv her, welche Herr Wagner demnächst mit Erläuterungen versehen herauszugeben beabsichtigt, während ich Abschrift des einfachen Verzeichnisses der hiesigen Goldschmiede-Innung zu ihrem Ehrentage namens des Magistrats als städtische Gabe überreichen durfte. Das sehr reichhaltige Verzeichnis rührt von 1526 her und begreift die mannigfachsten Schmuck-Gegenstände des Körpers und der Kleidung, daneben aber auch kostbare

Digitized by Google

Toilettengeräte. Ich kann natürlich nicht behaupten, dass diese Sachen sämtlich in Berlin gefertigt seien (unter Berlin ist hier die Schwesterstadt Cölln allemal inbegriffen), wenn auch der Kurfürst und die brandenburgischen Prinzen gewiss manche heimische Schmuckgabe der Kurfürstin verehrt haben werden, jedenfalls aber spricht dieser Kleinodien- und Silberschatz doch für die Mode der Zeit und deren Wohlstand.

Dieser fürstliche, aber auch der bürgerliche Wohlstand dauerten in der Renaissance- sowie in der Barock-Zeit, bis zu den Wirren des erwähnten beklagenswerten Religionskrieges fort, der allerdings infolge allgemeiner Verarmung die Thätigkeit des Goldschmiede- pp. Gewerks und überhaupt des Kunsthandwerks lahm legte. Um so erfreulicher ist es zu sehen, wie verhältnismässig schnell unter dem Grossen Kurfürsten das Kunstgewerbe aufblühte. Der Kurfürst selbst war diesbezüglich in einer guten Schule in den Niederlanden vorgebildet, die sich durch gediegene Pracht auszeichneten und vom Kriege weit weniger gelitten hatten. Dazu kam die Einwanderung der vertriebenen französischen Reformierten, welche Prachtliebe, kunstgewerbliche Fertigkeiten und teilweise auch Kapitalskraft ins Land brachten.

Die höchste künstlerische Blüte erreichte das Goldschmiede-Gewerbe während Kurfürst Friedrich's III., später König Friedrich's I. Regierung, unter dem Einflusse des genialen Andreas Schlüter. Dieser höchste Aufschwung des Spät-Barocks ist bislang nicht übertroffen worden.

Ganz beträchtlich sticht dagegen die Regierung des nüchternen und sparsamen Königs Friedrich Wilhelm's I. ab. Die Allongenperrücke ist mit dem Zopf vertauscht und der Zopfstiel ist der Förderung des Kunstgewerbes nicht sonderlich diensam. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass der sparsame Soldatenkönig an gewichtigem derben Silbergerät Freude hatte und solches im Inlande und sogar ausserhalb Landes in Augsburg fertigen liess. Aus seiner Zeit stammt ja gerade die bei A. Cosmar (Sagen und Miscellen aus Berlin's Vorzeit S. 1 ff.) und bei A. Kuhn (Märkische Sagen und Märchen S. 129 ff.) berichtete Erzählung von dem fleissigen, aber armen Goldschmied, bei dem der König ein goldenes Service bestellt, während gerade gegenüber die Frau und Tochter des reichen Konkurrenten aus Missgunst die abscheulichsten Gesichter schnitten, so dass der Monarch an dem Hause der Heiligengeiststrasse, worin der arme Meister wohnte, zur Beschämung des Gegenüber den vielbekannten weiblichen Neidkopf anbringen liess.*)

Die politischen und kriegerischen Wechselfälle unter Friedrich dem Grossen liessen auch hier ein stetiges Aufblühen des Kunst-

*) Die Neidkopfsage ist in der Brandenburgia mehrfach behandelt: Brandenburgia VII, 286 flg. u. 327 flg. VIII, 70.

Digitized by Google

gewerbes nicht zu, war doch zeitweilig die Geldnot eine so grosse, dass kostbares Gerät eingeschmolzen und minderwertiges Geld (die sogen. Ephraimiten) ausgegeben wurde*). Im Stil ringen Spätbarock (Louis Quinze-Stil), Rokoko, Zopfstil und der die Periode der Klassizität einfädelnde Louis Seize-Stil miteinander. Unter Friedrich Wilhelm II. überwuchert der letztgedachte Stil und herrscht eine kurze Blüte des Goldschmiedegewerks, um einem jähen Falle nach dem Zusammenbruch des preussischen Staats i. J. 1806 unter Friedrich Wilhelm III. Platz zu machen. Durch die Kriegskontributionen und Einquartierungen, durch die Kontinentalsperre, sowie das gänzliche Darniederliegen des äussern und innern Handels und Gewerbfleisses verarmten Berlin und Preussen, namentlich in den mittlern und östlichen Provinzen, schnell. Was an Gold- und Silbergerät noch gerettet war, wurde bei der Erhebung des Volkes i. J. 1813 auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. „Gold gab ich für Eisen" lautete der sinnige, erhebende Spruch, der auf den eisernen Ringen und Schmuckimitationen stand, welche gegen Trauringe und Schmuck aus Edelmetall eingetauscht wurden.

Dass unter so traurigen Verhältnissen der Juwelier, der Gold- und Silberschmied keinen grossen Verdienst haben konnte, dass der in Herrschaft tretende antikisierende Stil herb und einfach war, lag in den Zeitverhältnissen. Erst langsam hat sich das Kunstgewerbe wieder entwickelt in dem Maasse als Preussen den Gedanken, Deutschlands Vormacht und Deutschlands Einiger zu werden, mehr und mehr erfasste.

Wie Handel und Gewerbe seit der Aufrichtung des Deutschen Reichs immer lebhafter aufgeblüht sind, so hat sich auch das Kunstgewerbe — und darunter nicht zum Wenigsten dasjenige, welches uns im Augenblick beschäftigt — glänzend entwickelt.

Es war ein schöner Gedanke, den Deutschen Goldschmiedetag mit des grossen Florentiners Benvenuto Cellini vierhundertjährigem Geburtsfest zu verbinden. Ist er auch ein besonders vielseitiger Künstler, Musiker, Bildhauer, Erzgiesser, Medailleur und Edelmetallkünstler gewesen, so hat sich doch sein Ruhm vornehmlich auf dem letztgenannten Gebiete, als Juwelier, Gold- und Silberkünstler in der Erinnerung erhalten, wobei nur zu beklagen, dass gerade von den letztgedachten Werken sowenig aus seiner Meisterhand auf die Nachwelt gekommen ist, wie dies Herr Direktor Jessen vom Kunstgewerbe-Museum in seiner sinnigen Festrede des Näheren erörterte.

Kein geringerer als Goethe hat uns durch eine treffliche Übersetzung der Selbstlebensbeschreibung Cellinis mit dessen Werdegang vertraut gemacht. Ich schloss deshalb meine Ansprache, die ich als Ver-

*) Der Zopfstil macht sich, zum Teil zwischen anderen Stilarten hindurch, von 1710 bis 1780 geltend.

Digitized by Google

treter der Stadt Berlin am 2. zu halten hatte, absichtlich mit einem Citat aus dem Anhange zur Lebensbeschreibung Benvenuto Cellinis, Cottasche Ausgabe von 1856, Bd. XXIX S. 171. Goethe sagt daselbst folgendes:

„Zu damaliger Zeit genoss der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehren mit Grossen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre."

Ich fügte diesem Citat ein paar Worte hinzu, die ich um so lieber heut wiederhole, als der stellvertretende Vorsitzende der hiesigen Goldschmiede-Innung, Herr Paul Telge, unserm Vorstand angehört: „Meine verehrten Herren, möge das, was der Altmeister Goethe von Ihren Berufsgenossen im Cinquecento gesagt hat, auch von der Gegenwart, möge es von Ihren Berufsgenossen für alle Zeiten gelten: Das ist unser aufrichtiger Wunsch an Ihrem heutigen Ehrentage."

Und ich schliesse mit Rücksicht auf unser erwähntes verehrtes Mitglied hier in der Brandenburgia den Wunsch an, möge es dem Kunstgewerbe niemals an derartigen Meistern fehlen, die sich wie Herr Paul Telge zur Belebung und Förderung ihres Kunststrebens in den Geist des Altertums vertiefen, sowohl in die Werke, welche uns von den klassischen Völkern den Altertums, wie von unsern nordischen Altvorderen überkommen sind; steht doch gerade der Genannte in der glücklichen Nachbildung und Ergänzung derartiger Werke unerreicht in der Gegenwart da, wie u. A. die prächtigen Nachbildungen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Herkunft gezeigt haben, welche Herr Telge im grossen Saal des Ständehauses am 12. Dezember 1894 (Brandenburgia III, S. 239) für unsere Mitglieder zu deren Freude und Überraschung ausgestellt hatte.

Ausgelegt und, soweit ich Vorrat besass, mitgeteilt habe ich die zu dem Goldschmiedetage erschienene, mit dem Brustbild des grossen Florentiner Altmeisters geschmückte „Festgabe zur vierhundertjährigen Geburtsfeier des Altmeisters und Goldschmiedes Benvenuto Cellini und zum Deutschen Goldschmiedetage in Berlin am 1., 2., 3. und 4. Nov. 1900" (Verlag von Herm. Schlag Nachf., Leipzig). Ebenso verteile ich einige Exemplare von Nr. 21 und 22 (1. und 15. Nov. d. J.) des „Journal der Goldschmiede-Kunst. Fachzeitschrift für Gold- und Silberschmiede, Juweliere und verwandte Gewerbe". 21. Jahrg. Leipzig, im gleichen Verlag, Nr. 21 als Festnummer ausgestaltet, Nr. 22 den Festbericht enthaltend. Dgl. sei erwähnt die Nr. 4 vom 20. d. M. der „Kunst-Halle", woselbst unser Mitglied Herr Prof. Dr. G. Galland auf S. 49—51 „Vom deutschen Goldschmiedetage" eingehend berichtet.

Digitized by Google

Endlich lege ich das allen Fachgenossen wohlbekannte Werk Dr. Friedrich Sarres vor: „Die Berliner Goldschmiede-Zunft von ihrem Entstehen bis zum Jahre 1800. Ein Beitrag zur Kunst- und Gewerbe-Geschichte Berlins“ (Berlin 1895), ein vortreffliches Pracht-Werk, dessen Bedeutung weit über den örtlichen Rahmen hinausgeht.

1555 zählt man in Berlin und Kölln 23 Goldschmiede-Meister, die sich zu einer Innung zusammen thun; es ist das sehr bedeutend, wenn man denkt, dass um dieselbe Zeit in dem reichen westlichen Strassburg mit viel grösserer Bevölkerung nur 50 bis 60, in dem östlichen Königsberg i. Pr. nur 9 Goldschmiede thätig waren. Aber Berlin-Kölln war eben damals, wie vorangedeutet, eine wohlhabende Gemeinde. Im 17. Jahrh. finden wir als hervorragenden Goldschmied Daniel Mannlick den Ältern (* 1625 † 1701). Grabdenkmal für ihn und seine Gattin von Andreas Schlüter in der hiesigen Nikolai-Kirche. Einen grossen Ruf hatte Johann Christian Lieberkühn (* 1669 † 1733). Er erhält bedeutende Aufträge von Friedrich Wilhelm I., der ihn 1732 mit dem Einlager eines Unteroffiziers mit 6 Musketieren bedroht, wenn er nicht binnen 10 Tagen seine Arbeiten fertig stellt (Sarre S. 81). Ebenso hervorragend ist sein Sohn Christian (1735—1764). Unter Friedrich II. sind die Hofjuweliere Gebrüder André, sowie Reclam Vater († 1754) und Sohn (* 1738 † 1817) zu nennen. — Verschiedene vortreffliche Berliner Goldschmiede- pp. Arbeiten werden bei Sarre, auf den überhaupt des Weitern verwiesen werden muss, abgebildet.

B. Herr Dr. Gustav Albrecht teilt die folgenden drei Berichte B 1—3 mit. Zunächst im Anschluss an den Bericht A No. 4 dieser Niederschrift:

1. Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen Bayerischen National-Museum zu München. Eine Studie von Konrad Astfalck, Berlin (Karl Koch-Krauss) 1900. —

Diese interessante Broschüre, welche mit der Landeskunde der Mark Brandenburg zwar nichts unmittelbar zu thun hat, lege ich Ihnen deshalb vor, weil sie von einem Mitgliede der „Brandenburgia“, dem artistischen und technischen Leiter der Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co., Konrad Astfalk, verfasst ist und weil sie ferner wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kunstweberei in Deutschland enthält.

In München ist gegen Ende September das Neue Bayerische National-Museum eröffnet worden, in dem Altertümer und Kunstschätze aus allen Gauen Bayerns aufgestellt sind. Unter diesen Schätzen befinden sich auch eine grosse Anzahl gewirkter Tapeten und Gobelins, welche zum grössten Teil in München selbst hergestellt sind. Diese Thatsache, dass bayerische Fürsten den nur in Flandern und Paris gepflegten Zweig des Kunstgewerbes in ihrer Hauptstadt haben ausüben

Digitized by Google

lassen, ist wenig bekannt, und es ist deshalb für die Geschichte der Kunstweberei von grosser Wichtigkeit, dass der Verfasser, einer der besten Kenner dieses Kunstzweiges, angeregt durch die künstlerische Ausführung und die Farbenwirkung der Münchener Gobelins, die Spuren dieser Industrie bis zu ihren Anfängen zurückverfolgt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Astfalck in der genannten Broschüre niedergelegt.

Dem Charakter des Neuen National-Museums entsprechend sind die Wandteppiche und Gobelins, deren Zahl weit über 100 beträgt, in den einzelnen, einer bestimmten Zeitepoche gewidmeten Zimmern untergebracht und bilden hier durch ihre prächtige Farbenwirkung und den Reichtum an Gold- und Silberstickerei im Verein mit anderen Kunstgegenständen, Möbeln und Deckentäfelungen einen hervorragenden Schmuck der betreffenden Abteilungen. So finden sich in dem grossen Renaissancesaal, den ein Teil der berühmten Holztäfelung aus dem Dachauer Schlosse schmückt, prachtvolle goldstrotzende Wandteppiche, im Ottheinrich-Saale ein hochinteressanter Stammbaumgobelin, im Saale des Kurfürsten Maximilian I. Gobelins mit Darstellungen aus der römischen und biblischen Geschichte, und in den nächsten Sälen mehrt sich die Zahl der in München hergestellten Wandteppiche ganz erheblich. Es ist ein Stück Kunstgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit, das die Wände hier entrollen, und für den Deutschen besonders interessant, da sie ein Stück deutscher Kunstgeschichte umfassen. Die meisten dieser Wandteppiche sind von dem Bildwirker Hans van der Biest hergestellt, der im Anfang des 17. Jahrhunderts als Hofweber des Kurfürsten Maximilian I. in München lebte und nach Entwürfen des Malers und Bildhauers Peter Candid arbeitete.

Bereits der Vorgänger Maximilians, Herzog Albert V. von Bayern, hatte den Plan gefasst, um billiger zu schönen Wandteppichen zu kommen, eine eigene Teppichweberei in München zu errichten, aber erst dem Kurfürsten Maximilian I. gelang es, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Nachdem ein Versuch mit flandrischen Webern aus Frankenthal, woher der Kurfürst einen grossen Posten Wandteppiche bezogen hatte, missglückt war, berief er im Jahre 1604, trotz des Widerstandes der spanischen Statthalter in den Niederlanden, den genannten Jean van der Biest mit 6 anderen Webern nach München und liess von ihnen eine Hautelisse-Weberei einrichten, die in den folgenden Jahren eine erspriessliche Thätigkeit entfaltete. In dieser Zeit sind die grossen Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach, eine Serie Wandteppiche mit den vier Jahreszeiten, 2 Tapisserien „Tag und Nacht“ und Gobelinstoffe für eine Zimmereinrichtung mit Darstellungen der zwölf Monate, welche sämtlich im National-Museum aufbewahrt werden, angefertigt worden. Im Jahre 1612

Digitized by Google

tritt dann plötzlich ein Stillstand in der Münchener Manufaktur ein, die Vlamen kehren in ihr Vaterland zurück und auch Hans van der Biest verlässt schliesslich München.

Dieser flandrischen Epoche der Münchener Bildwirkerei folgt dann, wie Astfalck nachweist, im 18. Jahrhundert eine französische Epoche. Kurfürst Maximilian II. Emanuel, der sich als spanischer Statthalter in den Niederlanden eine grosse Vorliebe für farbenprächtige Wandteppiche zu eigen gemacht hatte, gründete im Jahre 1718 eine neue Hautelisse-Manufaktur in München. Er beschäftigte, wie dies nach dem Erlöschen der flandrischen Teppichweberei und bei der Berühmtheit der Pariser Fabrik auch nicht anders zu erwarten war, ausschliesslich französische Kunstweber. Zwei ehemalige Gobelin-Leute, die Franzosen Chedeville und Santigny, waren nacheinander die Direktoren der neu gegründeten Manufaktur und fast alle Meister und Gesellen hatten ihre Ausbildung in den „Gobelins" in Paris erhalten. Der grösste Teil der in dieser Manufaktur angefertigten Arbeiten ist noch im Neuen Bayrischen National-Museum vorhanden, u.a. eine „Geschichte der Bayernherzöge", die in den Jahren 1732--1746 gezeichnet ist. Die mit dem Namen Santignys signierten Gobelins und Tappisserien stammen aus den Jahren 1767—1790. Das letzte Stück, auf dem sich sein Name eingewebt findet, ist ein „Festmahl der Götter", das gar die Jahreszahl 1802 trägt. Das Bestehen der zweiten Münchener Manufaktur lässt sich bis 1808 verfolgen, dann fehlen weitere Nachrichten.

Obwohl die Bildwirkerkunst nie recht heimisch in Deutschland geworden ist, zeigen doch die im Neuen Bayerischen National-Museum aufbewahrten Schätze und die in Berlin aus der Zeit des Grossen Kurfürsten erhaltenen Gobelins, dass deutscher Fleiss und deutsche Genauigkeit sich für diesen Zweig des Kunstgewerbes besonders eignen, denn neben den flandrischen und französischen Webern haben auch deutsche Arbeiter sowohl in der Münchener Manufaktur wie in Berlin unter Pierre Mercier mitgewirkt, und die seit einigen Jahren in Berlin wieder aufgenommenen Versuche mit der Hautelisse-Weberei (vgl. meinen Aufsatz „Gobelinweberei": Bär XIX. 619 ff.) lassen vermuten, dass die Bildwirkerkunst sich auch in Deutschland einmal zu ähnlicher Blüte entfalten wird wie vor Jahrhunderten in Frankreich, Flandern und Italien.

2. Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler dargestellt von H. Quilisch, Rektor in Freienwalde a. O. - Mit Bildern und mit einer Karte. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Selbstverlag. Freienwalde a. O. 1900. — Vor Jahresfrist, in der Sitzung vom 29. November 1899, konnte ich Ihnen dieses kleine Werk, welches, von einem Mitgliede der „Brandenburgia", Herrn Rektor Quilisch, verfasst, nunmehr in 2. Auflage erschienen ist, vorlegen und bestens empfehlen.

Digitized by Google

Ich wünschte dem Büchlein damals, dass es recht schnell Verbreitung in märkischen Schulkreisen finden möge, und dieser Wunsch ist schneller, als ich erwartet habe, in Erfüllung gegangen: bereits nach sechs Monaten war die erste Auflage vergriffen. Sicherlich ist dieser schnelle Vertrieb ein Zeichen für die Brauchbarkeit des Buches und für die Notwendigkeit einer solchen Heimatkunde, und wenn der Verfasser mit dem Absatz der 2. Auflage, welche vielfach verbessert und auch mit einer kleinen Karte ausgestattet worden ist, ebensoviel Glück hat wie mit der ersten, so kann er auf den Erfolg seines Buches stolz sein.

3. Sperrung des Blumenthal. Wie unser verehrter Herr Vorsitzender, Herr Geheimrat E. Friedel, bereits in der September-Sitzung mitteilte, sind die märkischen Naturfreunde und Touristen in den Sommermonaten durch allerlei unheilvolle Zeitungsnachrichten über die Sperrung und die Abholzung des Blumenthal bei Strausberg sehr beunruhigt worden. Bald sollte der Blumenthal gänzlich gesperrt, bald nur auf einzelnen Wegen verboten sein; bald sollte der ganze Gamengrund abgeholzt werden, bald nur ein Teil des westlichen Abschnittes nach Hirschfelde zu der Axt zum Opfer fallen u. a. m. Auch verschiedene Anfragen märkischer Touristenvereine brachten kein Licht in die Dunkelheit der beunruhigenden Gerüchte. Man stellte nur fest, dass die Forstverwaltung der Baronin von Eckardstein auf Prötzel, zu deren Besitz der Blumenthal gehört, den Besuch des Waldes ausserhalb der öffentlichen Wege verboten habe und nur solchen „Personen, von denen voraussichtlich Beschädigungen der durchwanderten Forsten nicht zu erwarten sind," Erlaubnisscheine gegen Zahlung von 1 Mk. für die Person ausstellen würde. Über die geplante Abholzung einzelner Teile liess sich dagegen nichts Genaues ermitteln.

Die vielfach sich widersprechenden Nachrichten, die immer wieder in den Zeitungen auftauchten, veranlassten schliesslich den Vorstand der „Brandenburgia" sich mit der Angelegenheit zu befassen, und in der September-Sitzung wurde beschlossen, eine Exkursion zur Feststellung des Sachverhalts nach dem Blumenthal zu unternehmen. Diese Exkursion hat am 23. September stattgefunden, und ausser einigen Mitgliedern des Vorstandes beteiligten sich daran verschiedene Pfleger des Märkischen Museums und andere Freunde der märkischen Heimat. Geleitet wurde die Exkursion wie alle ähnlichen von unserem Vorsitzenden, die Führung durch den Blumenthal hatte Oberlehrer Dr. Böttger aus Wriezen übernommen.

Die Teilnehmer der Wanderfahrt hatten sich zunächst nach Tiefensee begeben, wo sie von Dr. Böttger erwartet wurden, und suchten von hier aus die Umgebung des prächtigen Gamensees auf, der sich als Fortsetzung der Seenkette bei Leuenberg von der Tiefenseer Ziegelei aus in schluchtenähnlicher Mulde südlich bis zur Prötzeler Chaussee hinunterzieht. Das Westufer des Gamensees liegt auf dem Gebiet der Königl.

Digitized by Google

Tiefenseer Forst, gehört also noch nicht zum verbotenen Paradies des Prötzeler Waldes und kann deshalb auf seinen lauschigen Wegen ungestraft betreten werden. Die prächtigen Ausblicke vom Nordende des Sees, der mit seinen eigenartig gestalteten Umrahmungen von Laub- und Kiefernwald an die Gebirgsseen des Schwarzwaldes erinnert, fanden ebenso wie die idyllische Umgebung des West- und Südufers gebührende Anerkennung, und man bewunderte den Natursinn des märkischen Liederdichters Pastor Schmidt von Werneuchen, der hier im Grunde an der Südspitze des Sees seine bei Alt und Jung beliebten Volksfeste feierte. Auch von der Höhe der Prötzeler Chaussee, die an dieser Stelle etwa 20—25 m hoch durch den Gamengrund aufgeschüttet ist, geniesst man einen grossartigen Anblick auf den Gamensee und auf den südlich sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Gamengrund mit seinem wogenden Wipfelmeer und seinen moosigen Abhängen.

Westlich vom Gamengrund bis zum Vorwerk Werftpfuhl zieht sich das Waldrevier hin, das leider der Vernichtung geweiht ist. Dieser Abschnitt der Prötzeler Heide ist nach dem Tode des Barons von Eckardstein durch Vererbung in den Besitz eines Verwandten des Grafen von Finckenstein auf Ziebingen übergegangen und von diesem an eine Berliner Aktiengesellschaft für Holzverwertung und Imprägnierung verkauft worden, die nunmehr das ganze Gebiet bis an den Gamensee hin abholzen will. Bei Werftpfuhl ist bereits mit der Abholzung begonnen worden, eine Schneidemühle verarbeitet das gewonnene Rohmaterial sofort an Ort und Stelle, und auf diese Weise wird nach und nach der gesamte, etwa 900 Morgen umfassende Waldbestand zu Balken und Brettern verarbeitet werden. Da die Grenze des betreffenden Gebiets mitten durch den Gamengrund geht, so wird vermutlich die westliche Hälfte seines Baumbestandes in einiger Zeit verschwinden, und die so oft gerühmte Schönheit des Gamengrundes wird dann auf Jahre hinaus vernichtet sein und nur in den begeisterten Schilderungen märkischer Naturfreunde fortleben. Noch ist es Zeit, dem unheilvollen Treiben kaufmännischer Spekulation Einhalt zu gebieten und wenigstens die Waldpartieen im Gamengrunde und seiner nächsten Nähe zu schützen. Noch ragen die Wipfel der stattlichen Bäume zum Entzücken des Wanderers empor und mahnen ihn mit ihrem Rauschen, seine Stimme zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu erheben, aber bald werden sie der Axt zum Opfer fallen und knirschend und ächzend werden sie niedersinken, seufzend über den Undank der Welt, die sie so oft durch ihre Schönheit entzückt haben. Vielleicht wird dem herrlichen Baumbestande ein Retter erstehen und dem Gamengrunde seinen reizenden Schmuck erhalten. Jedenfalls wäre es im höchsten Grade zu bedauern, wenn die massgebenden Behörden nicht so viel Macht über eine Privatgesellschaft besässen, um die Verunstaltung des

Digitized by Google

Blumenthals zu verhindern. Ich möchte deshalb von dieser Stelle aus einen Appell an die Denkmalschutz-Kommission der Provinz Brandenburg richten, einen energischen Versuch zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu machen. Im Spitzkrug zu Tiefensee, in unmittelbarer Nähe des Gamengrundes, hängt eine schmucklose Tafel, auf der die folgenden Verse verzeichnet stehen:

„Der Wald ein Segen,
Wo Gott ihn schuf —
Den Wald zu pflegen
Ein schöner Beruf."

Dieses Sprüchlein sei allen, die an der Vernichtung des Waldgebiets mitarbeiten, als Mahnung zugerufen, und auch denen, die imstande sind, die Abholzung der schönsten Partieen zu verhindern. Noch sei die Hoffnung nicht aufgegeben, dass uns der Gamengrund in alter Herrlichkeit erhalten bleibt, die „Brandenburgia" wenigstens sollte, so viel in ihren Kräften steht, zu seiner Erhaltung beitragen.

Vom Gamensee aus begaben sich die Teilnehmer der Exkursion in östlicher Richtung in das Gebiet des Blumenthal hinein und gelangten auf dem sogenannten Grenzwege durch romantische Schluchten und prächtigen Buchenschlag zum Russengrund und zum idyllischen Pichesee und von dort auf der alten Berliner Strasse nach Sternebeck, von wo aus die Rückfahrt angetreten wurde. Überall auf dem Wege entfaltete sich die geheimnisvolle Schönheit des Blumenthal, der in seinem bereits herbstlich gefärbten Sommergewande gerade um diese Zeit einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Allgemein wurde es von den Mitgliedern der Exkursion bedauert, dass dieses Kleinod unter den märkischen Wäldern von nun an den Naturfreunden verschlossen sein soll.

Ganz so schlimm, wie es auf den ersten Augenblick aussieht, ist es übrigens mit der Sperrung des Blumenthal nicht. Freilich besteht das Gebot der Forstverwaltung, und auch die erwähnte „Lustbarkeitssteuer" von 1 Mk. für die Person wird erhoben, aber trotz dieser Bedrückungen braucht man auf eine Wanderung durch den Blumenthal nicht zu verzichten, ja, man kann sogar, ohne einen Pfennig zu bezahlen, allein auf den öffentlichen Wegen einen lohnenden und genussreichen Spaziergang unternehmen.

Da ist zunächst die Chaussee von Werneuchen nach Prötzel. Sie führt uns an dem herrlichen Gamengrund und dem Gamensee vorüber und durch einen stattlichen Buchenwald zum Vorwerk Blumenthal, in dessen Nähe sich die vielgenannte, sagenumwobene „Stadtstelle" befindet. Dieser Ort, der landschaftlich wenig reizvoll ist, wird rings von Ackerland umgeben und ist bis zur Erntezeit überhaupt nicht zu erreichen. Erst wenn der Wind über die Stoppeln weht, kann man der „Stadtstelle", die nur der historischen Merkwürdigkeit und des

Digitized by Google

grossen „Marktsteins“ wegen von den Touristen aufgesucht wird, einen Besuch abstatten, und da im allgemeinen das Betreten der Stoppelfelder nicht verboten ist, so würde man sich bei einem Rundgang auf der „Stadtstelle“ wohl keiner Uebertretung des freiherrlichen Verbots schuldig machen. Auch der weitere Teil der Chaussee nach Prötzel führt durch schöne Buchenwaldung und kann ungestört betreten werden. Für die Umgebung und den Park von Prötzel muss allerdings eine besondere Erlaubniss zur Besichtigung eingeholt werden, aber das war früher auch schon der Fall und ist ganz selbstverständlich. Eine zweite öffentliche Strasse, die den Blumenthal von Südwesten nach Nordosten durchquert, ist die alte Berliner Strasse, ein jetzt wenig benutzter Fahrweg, der von Hirschfelde über Forsthaus Heidekrug und Blumenthal nach Dorf Sternebeck führt, den Gamengrund schneidet, den Blumenthalsee berührt und mannigfache Schönheiten des Waldgebiets enthüllt. Eine dritte Strasse von Prötzel nach Biesow durchschneidet einen anderen Abschnitt des Waldes und führt durch abschüssige Schluchten und an anmutigen Waldpartieen entlang zu einer reizenden Seenkette nördlich von Biesow, die bereits ausserhalb des verbotenen Gebiets liegen, aber landschaftlich zum Blumenthal gehören und seinen schönen Partieen nicht nachstehen. Der nördlich von der Chaussee gelegene Teil des Blumenthal ist durch die beiden Landwege so ziemlich zugänglich, denn von diesen aus führen eine ganze Anzahl Fahrwege, die auch durch Wegweiser als öffentliche Wege gekennzeichnet sind, in den Wald hinein, und wenn man sich nicht ausserhalb der Wege betreffen lässt, kann man mit grossem Vergnügen und ohne „Eintrittsgeld“ diese Partieen des Waldes durchwandern. Einige hervorragende Schönheiten allerdings, wie die Picheberge, die beiden Picheseen, den Blumenthalsee und den Faulen See, sowie die Schluchten der Springberge, werden dem Wanderer, der die Gaben der gütigen Mutter Natur umsonst bewundern will, verschlossen bleiben, da sie abseits von den öffentlichen Wegen liegen, aber mit List und Schläue wird er sich den Genuss dieser verbotenen Früchte gleichfalls ohne grosse Schwierigkeiten verschaffen können.

Noch günstiger liegen die Verhältnisse in dem Teile, der sich südlich von der Chaussee ausbreitet. Den Gamengrund kann man getrost durchwandern, da sich ein Grenzweg hindurchzieht, der das Prötzeler Gebiet von dem vormals Finckensteinschen Revier trennt; über Heidekrug führt ein öffentlicher Weg, und an diesen schliesst sich der Grenzgrund an, eine romantische Schlucht, die die Gielsdorfer Forst von der Prötzeler trennt. Also auch dieser Abschnitt des Blumenthal steht dem Wanderer zur Besichtigung offen, er darf sich nur nicht auf verbotenes Gelände begeben. Der Grenzgrund führt zum Grossen Lattsee, und die auf Gielsdorfer Gebiet liegenden Dachsberge ermöglichen es, einen Blick

Digitized by Google

auf diese Perle märkischer Seen zu werfen; ebenso ist ein Spaziergang am westlichen Ufer der beiden Lattseen bis zur Südspitze herum ohne weitere Kosten möglich, da diese Gegend nicht zu dem verbotenen Gelände gehört. An der Ostseite der Seen, von diesen allerdings durch eine Anhöhe getrennt, zieht sich ein Fahrweg zur Prötzeler Chaussee hinauf, und hinter der „Stadtstelle" führen mehrere öffentlichen Wege zum Walddorfe Lettin am Fusse der Bienenberge hinunter, so dass auch die östliche und westliche Umgebung der „Stadtstelle" ungehindert von jedermann aufgesucht werden kann. Schliesslich führen durch den östlichen Abschnitt des Blumenthal eine ganze Anzahl öffentlicher Wege und Chausseen von Prötzel aus nach Strausberg, Klosterdorf und Rühlsdorf und andererseits von Wilkendorf nach Prädikow und von Klosterdorf nach Grunow, so dass es auch hier kaum ein Gebiet giebt, das man nicht aufsuchen könnte.

Alles in allem ist der Blumenthal trotz des Verbotes der Forstverwaltung nicht so verschlossen und unzugänglich, wie es nach den beunruhigenden Zeitungsnachrichten anfangs scheinen musste, und die Erkundigungen, die von den Teilnehmern der Exkursion in den Ortschaften der Umgebung des Blumenthal eingezogen wurden, haben denn auch ergeben, dass bisher keine Belästigungen von Touristen, die sich auf öffentlichen Wegen befanden, stattgefunden haben. Es liegt deshalb auch kein Grund vor, eine Aufhebung des Verbotes zu befürworten, da durch die öffentlichen Wege, wie aus den obigen Angaben ersichtlich ist, den Besuchern des Blumenthal vollkommen Gelegenheit geboten ist, die Schönheiten des herrlichen Waldes kennen zu lernen. Wer sich in die verborgenen Reize des Blumenthals vertiefen will, muss allerdings in den Beutel greifen und das festgesetzte Eintrittsgeld entrichten. Allzuviel dürfte indes nicht in den forstwirtschaftlichen Säckel fliessen, da die meisten Besucher des Blumenthal sich mit dem begnügen, was sie bei einer Wanderung auf den öffentlichen Wegen zu sehen bekommen, und das ist auch genug des Schönen.

Der Besuch des Blumenthal scheint übrigens infolge der beunruhigenden Gerüchte erheblich zurückgegangen zu sein, wenigstens trafen die Teilnehmer der letzten Exkursion nur wenige Ausflügler im nördlichen Teile des Waldes. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den märkischen Naturfreunden die Beruhigung zu geben, dass man die Schönheiten des Blumenthal nach wie vor in vollem Umfange geniessen kann.

An diese mit lebhaftem Beifall begrüsste Mitteilung knüpfte sich eine rege Besprechung, an welcher sich die Mitglieder Professor Dr. Ascherson, Dr. Carl Bolle, E. Friedel, Robert Mielke, Dr. Eduard Zache u. A. beteiligten.

Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass die Kommission unter Präsidium des Herrn Oberpräsidenten, welcher die Pflege

Digitized by Google

und der Schutz der nationalen Denkmäler in der Provinz Brandenburg obliegt, alles aufbieten werde, um den Waldbestand des Gamen-Grundes und des Blumenthals, soweit er bedroht erscheint, vor Verwüstung zu bewahren. In der Zeitschrift für Denkmalspflege hat sich übrigens Herr Robert Mielke ebenfalls in ähnlichem Sinne in einem kürzeren Artikel ausgesprochen.

Auch der Provinzial-Konservator, Herr Geheime Baurat Bluth, unser hochverehrtes Mitglied, ist gebeten worden, seinen Einfluss zur Verteidigung eines der malerischsten und berühmtesten Waldreviere unserer Mark aufzubieten.

C. Demnächst hielt Herr Dr. Otto Pniower seinen angekündigten Vortrag über Theodor Fontanes Grete Minde in Gegenwart der verwittweten Frau Dr. Fontane, Emilie geb. Rouanet-Kummer, der Schwester des Verewigten, Frau Weber, sowie des jüngsten Sohnes, hiesigen Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane. Das rühmlichst bekannte Ölgemälde Dr. Theodor Fontanes von Fechners Meisterhand war aus dem Sitzungszimmer No. 51 des Rathauses herbeigeschafft, auf eine Staffelei gestellt, sowie mit einem Lorbeerkranz und Blumen zu Ehren des vaterländischen Dichters festlich geschmückt worden.

Fontanes Grete Minde.

Von **Otto Pniower.**

Am 13. September 1617 wurde die Stadt Tangermünde von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Es wird berichtet, dass in ihr und dem Vorort Hünerdorf 486 Wohnhäuser und 53 mit Getreide gefüllte Scheuern verbrannt seien.

Grosse Not war damit über das Städtchen hereingebrochen. Im römischen Reich und in der Nachbarschaft, wie es in der Chronik heisst, wurde gesammelt und „solches unter den Abgebrandten nach Geometrischer Proportion vertheilet, dazu ihnen etliche tausend Eich-Bäume aus dem Stadt-Busch abgefolget.“ Erst dann fing die „liebe Bürgerschaft durch vornehmer Leute Beysteuer und Hülffe“ zu bauen an. Das grausige Ereignis sollte nach dem Willen der Bewohner unvergessen bleiben. Es wurde bestimmt, dass „jährlich auf die Zeit, da das Feuer angegangen als am Sonnabend nach Mariä Geburt zwischen 4 und 5 Uhr alle Glocken in der Pfarr-Kirche zu läuten seien und des folgenden Sonntags eine Gedächtnis-Predigt gehalten werde“. Beides wurde bis in die neueste Zeit hinein beobachtet.

Nach der Überlieferung war man in Tangermünde der Ansicht, dass das Feuer angelegt worden sei. Hatte man doch, wie der Chronist

Digitized by Google

erzählt, schon lange vorher „etliche Brandzeichen hin und wieder in der Stadt ausgeworffen“ gefunden und sollen doch auch nachher die Bürger durch neue erschreckt worden sein. Einmal soll auf diese Weise auch wieder Feuer entstanden sein, also „dass etliche Häuser davon in Rauch aufgingen.“ Kein Wunder, dass die Bevölkerung in grösster Angst lebte. Es wurden Kundschafter bestellt, Vorsichtsmassregeln durch fleissiges Wachen und andere Anstalten getroffen und auch Gottes Hilfe ward angerufen, indem man in allen Predigten, auch in den umliegenden Ortschaften den Herrn anflehte, die bösen Buben an den Tag zu geben. Endlich wurden durch einen Zufall die angeblichen Urheber der Brandstiftung entdeckt. Der Ehemann eines Tangermünder Kindes aus einer Ratsherrenfamilie, Greta Mindens, wurde, als er sich verdächtig machte, festgenommen und der „peinlichen Frage“ unterworfen. Hier soll er „wider männigliches Vermuten“ freiwillig bekannt haben, dass er nebst seinem Weibe und anderen Buben die Stadt eingeäschert habe. Nach dieser Aussage wurde Grete Minde „und noch ein Kerl“ in Haft gebracht. Allen dreien wurde der Prozess gemacht, in dem sie nach langen Verhandlungen zum Tode verurteilt wurden. Am 22. März 1619, anderthalb Jahre nach dem Brande wurden Grete Minde, ihr Mann und jener Gefährte unter grausamen Martern hingerichtet. Nach ihrem Tode, berichtet der Chronist, wurden noch etliche ertappet und durch allerhand Pein hingerichtet, etliche aber haben nicht mögen ausgekundschafftet werden, sondern seynd dem gerechten Gerichte Gottes anheimgegeben.“

Über diese Vorgänge liegen uns zwei Berichte von Zeitgenossen vor. Der eine stammt von einem Manne, der in dem Jahre der Feuersbrunst einer der beiden Bürgemeister der Stadt war, von Caspar Helmreich. Caspar Helmreich liess im Jahre 1636 in Magdeburg Annales Tangermundenses erscheinen, ein Werk, das in seiner ersten Gestalt seinen Titel mit wenig Fug trägt. Denn in seinen drei Büchern enthält es von Tangermünde so gut wie nichts. Es handelt vielmehr von den ältesten Bewohnern der Mark bis zur Zeit Karls des Grossen, dann von ihrer Gründung durch Heinrich I. bis zur Besitzergreifung durch Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg; endlich giebt es eine sehr summarische Geschichte der Hohenzollerschen Kurfürsten bis Georg Wilhelm. Der Verfasser war ein poeta laureatus Caesareus und hat auch seine Chronik in deutschen iambischen Versen abgefasst. Doch würde sich heute schwerlich jemand finden, der geneigt wäre, ihn mit dem Lorbeer zu schmücken. Seine Reimerei ist trostlos. Den Versen hat er Anmerkungen in lateinischer Sprache hinzugefügt, in denen er seine Quellen citiert, eine grosse Belesenheit offenbart, zugleich aber jene tote Gelehrsamkeit auskramt, die seiner Zeit eigen war.

Von Tangermünde handelt erst das vierte Buch. Dieses brachte aber erst die zweite 1651 in Zerbst erschienene Ausgabe zusammen

Digitized by Google

mit einem Fragment des fünften. Dieses vierte Buch schildert in 118 Versen Ursache und Verlauf der Feuersbrunst.

1651 erschien aber auch und zwar gleichfalls in Zerbst ein zweites, die Geschichte Tangermündes darstellendes Büchlein: Andreas Ritners Altmärkisches Geschichts-Buch. Dies Werkchen concentriert sich besonders in seinem ersten Teil viel stärker als Helmreichs Annalen auf Tangermünde und überschreitet erst weiterhin, in der Schilderung des dreissigjährigen Krieges, die Grenzen der Vaterstadt. Gerade durch diese Darstellung ist es aber eine gute Quelle für die traurigen Vorgänge jener Zeit. Uns interessiert hier nur sein Bericht über die Feuersbrunst. Auch Ritner war ein Tangermünder Kind. Auch er war Bürgemeister der Stadt, wie es schon sein Vater war. Zur Zeit des Brandes war er freilich erst acht Jahre alt. Sein Bericht müsste also an Authenticität hinter dem Helmreichs zurückstehen. Dafür aber ist er in schlichter Prosa geschrieben und da Ritner als Stadtschreiber, Ratsherr und Bürgemeister, welche Stellungen er abwechselnd bekleidete, die nächsten Beziehungen zum Rat hatte, so möchte seine Darstellung an historischem Wert hinter derjenigen seines älteren Konkurrenten kaum zurückstehen.

Wesentlich weichen sie übrigens nur in einem Punkt von einander ab. Helmreich erzählt, dass Grete Mindens Mutter nach dem Tode ihres Gatten in Tangermünde, ihr Kind in einem Korbe tragend, erschienen sei und von ihrem Schwager, Heinrich Minde, das ihr zustehende Erbteil verlangt habe, aber abgewiesen worden sei. Einige Jahre darauf habe Grete, die sich inzwischen an Schelmen und Buben gehangen hätte, aus Rache für die Abweisung der Mutter die Brandstiftung verübt. Ritner dagegen leitet die Darstelluug der Feuersbrunst mit der Erzählung ein, dass Grete Minde selbst von ihrem Vetter (d. h. Vatersbruder) ihr grossväterliches Erbteil gefordert habe. Dass dieses letztere jedenfalls auch geschehen ist, wissen wir aus andern Quellen, nämlich aus den Akten des Prozesses, die sich grösstenteils erhalten haben und von denen gleich die Rede sein wird (vgl. Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark Hamburg 1883 S. 73).

Die Originaldrucke von Helmreichs und Ritners Annalen müssen früh selten geworden sein — heute findet man sie z. B. in den grossen Berliner Bibliotheken nicht mehr — sie müssen selten geworden sein, denn der unermüdliche, einst Tangermündische, später Berlinische Rektor George Gottfried Küster, der sich um die Geschichtschreibung unserer Stadt und der Mark überhaupt so verdient gemacht hat, sah sich 1729 veranlasst, eine neue Ausgabe beider Werke zu veranstalten. Er fügte ihnen einen vierfachen Anhang und einen Band „Tangermündischer Denkwürdigkeiten“ hinzu und nannte das Ganze: „Antiquitates Tangermundenses.“

Alle, die sonst von dieser Begebenheit handeln, mag es nun

Digitized by Google

Bekmann in seinem vielbenutzten, grossen Werk „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ (Berlin 1751—53) sein oder der Lokalhistoriker A. W. Pohlmann, der 1829 eine Geschichte der Stadt Tangermünde herausgab oder andere, sie fussen lediglich auf dem, was Helmreich und Ritner berichten. Neues über die Begebenheit, ihre Ursache, den Verlauf des Prozesses, den sie zur Folge hatte, die neben Grete Minde an der Brandstiftung angeblich beteiligten Personen brachte erst ein kleines i. J. 1843 erschienenes, ebenfalls von dem Pfarrer A. W. Pohlmann verfasstes Schriftchen, das den Titel führt: Margaretha Minde oder die Feuersbrunst zu Tangermünde am 13. September 1617. Ein Denkmal menschlicher Verworfenheit usw. Der Verfasser hatte die im Rathaus der Stadt noch vorhandenen Originalakten über die Angelegenheit studiert und war so in der Lage, Unbekanntes zu sagen.

Diese Litteratur, d. h. Helmreichs und Ritners Annalen, sowie die eben erwähnte Pohlmannsche Schrift lag vor, als Theodor Fontane daran ging, den Vorgang zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Das geschah Ende der siebziger Jahre. 1878 war sein erster Roman erschienen „Vor dem Sturm“, der die schwere Zeit zwischen der Niederwerfung Preussens durch Napoleon und der Erhebung behandelt. Zwei Jahre später schenkte er uns sein zweites episches Werk: „Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik“.

Es sei mir gestattet anachronistisch schon hier einer Arbeit zu gedenken, die erst nach Fontanes Erzählung erschienen ist, aber wegen ihrer Bedeutung für den Gegenstand nicht unerwähnt bleiben kann. Im Jahre 1883 sah sich Ludolf Parisius veranlasst in den Bildern aus der Altmark, die er zusammen mit dem Zeichner Dietrichs herausgab, auf die Tangermündische Feuersbrunst näher einzugehen und die über sie vorhandene Überlieferung einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Auch er studierte die Prozessakten durch, kam aber zu einem ganz andern Resultat als Pohlmann. Ihm schienen die durch die Folterqualen erpressten Aussagen der Angeschuldigten, selbst die, die das Zugeständnis des Verbrechens enthalten, keineswegs glaubwürdig, zumal sie im Widerspruch miteinander stehn und er gelangte zur Überzeugung, dass mit der Hinrichtung der armen Grete ein arger Justizmord verübt worden sei. Eine Ehrenrettung betitelt er denn auch seine Darstellung. Der Dichter hat von dieser leider so spät erfolgten Rehabilitierung Kenntnis genommen und sie hat ihm, wie ich aus dem Munde seiner Gattin weiss, mit Genugthuung erfüllt. Wir werden im Laufe dieser Betrachtungen noch erfahren, weshalb.

Was reizte den Dichter an diesem Stoff? Die Antwort darauf ist nicht schwer. Es reizte ihn, dass er romantisch und zugleich heimatlich war. Fontanes wiederholter, zum Teil langjähriger Aufenthalt in

Digitized by Google

England in den vierziger und fünfziger Jahren hatte ihn das Volksleben und die Volkspoesie, den unendlich reichen Schatz herrlicher Balladen des Inselreiches kennen gelehrt, aber doch auch nach seinem eigenen Bekenntnis in ihm die Überzeugung geweckt, dass ebenso wie das fremde Land auch seine vielverlästerte Heimat unverächtliche landschaftliche Reize und eine Fülle historischer Erinnerungen biete (vgl. das erste Vorwort zum ersten Band der Wanderungen durch die Mark). So entstand der eigentlich märkische Dichter in Fontane ex opposito, was freilich bei einem Mann, in dem wie in ihm die Neigung fürs Paradoxe Zeit seines Lebens wirksam war, nicht weiter überraschen kann. Also zuerst reizte ihn der Stoff, weil er heimatlich war. Dann aber musste es ihm seine romantische Färbung anthun. Man denke: eine Patriziertochter gerät unter die fahrenden Leute! Diese waren von jeher in der romantischen Poesie beliebt, und dem auf das Besondere, das Ungewöhnliche gerichteten Sinn des Dichters gewiss auch in der Wirklichkeit stets interessant. Dazu kommt aber noch, und wohl als das Wichtigste, das psychologische Moment. Wie, so musste sich der allzeit wissbegierige, in der Tiefe der Seele forschende Dichter fragen, wie ist es möglich, dass ein Patrizierkind zur Mordbrennerin wird?

Die Überlieferung geht über dieses Problem sehr leicht hinweg. Für sie ist Voraussetzung, was für ein Dichtergemüt Frage ist. Für sie ist Grete Minde von vornherein das „heillose" Weib, dessen Vater wegen eines Totschlages hatte flüchten müssen, Kriegsmann ward und ein ausländisches Weib ehelichte. Der Verbindung entspross jenes Wesen

An welchem nicht ein gutes Haar
Von Jugend auf zu finden war,

und das sich zur Vollziehung der Rache an jenen losen Buben hing. Dieser billige, vielleicht übrigens auch nicht völlig unbegründete Standpunkt der Überlieferung hindert aber nicht anzunehmen, dass das, was ich das psychologische Moment nannte, die Frage: wie konnte ein Kind einer Ratsherrenfamilie zur Mordbrennerin werden?, das eigentlich Lockende für Fontane war. Es giebt dafür ein Argument, dessen schlagender Beweiskraft sich niemand entziehen kann. Das ist die Erzählung selbst, deren eigentlicher Inhalt die Ausführung dieses Themas ist. Denn nicht weiter als bis zur Feuersbrunst führt Fontane die Handlung. Seinem zarten, weichen Sinn war alles Hässliche fremd. Den Brand einer ganzen Stadt, das Elend, das er im Gefolge hat, im einzelnen zu schildern, lag gewiss ausserhalb seines poetischen Wollens, und nun gar von den Martern und Qualen einer gefolterten Frau und ihrer Genossen zu erzählen, das musste ihm völlig zuwider sein. Nun verweilen die Quellen aber vorzugsweise bei der Darstellung der Feuersbrunst und der sich an sie anschliessenden Vorgänge: der Verhaftung der Beschuldigten, des Prozesses, der ihnen gemacht wurde, ihrer Hin-

Digitized by Google

richtung, während sie die Vorgeschichte ganz flüchtig abthun. Bei Ritner nimmt sie etwa den fünften Teil seines Berichtes ein. Was hat dann aber Fontane, so fragen wir, von der Überlieferung benutzt, wenn er der Vorlage nur auf eine so kurze Strecke folgt? Dies führt mich zu dem eigentlichen Thema, das ich mir gestellt habe, zu dem Kern dieser Betrachtungen, zu der Frage: wie hat der Dichter aus dem Rohstoff der Überlieferung sein poetisches Werk geschaffen?

Sie erschöpfend zu beantworten ist an dieser Stelle nicht möglich. Wollte ich genau verfolgen, wie Fontane das von der Tradition Gegebene bereichert, belebt, vertieft hat, so würde das eine Darstellung erfordern von nicht geringerem Umfang als ihn die Erzählung selbst besitzt. Notwendig ist also hier eine Auswahl zu treffen und nur die wichtigsten Momente können hervorgehoben werden. Aber schon ein Umriss des Inhaltes der Dichtung, eine Skizze des Ganges der Handlung wird eine Vorstellung geben von dem, was Fontane hinzugethan hat, wie er geändert hat, um ein Kunstwerk hervorzubringen.

Was die Annalisten berichten, haben wir gesehen. Es ist im wesentlichen nur die Thatsache, dass Grete Minde aus Rache dafür, dass ihrer Mutter und ihr das ihr zukommende Erbe versagt wurde, die Stadt in Brand setzte. An Personen, die bei der Begebenheit eine Rolle spielen, führen sie auf: den zur Zeit der Geschehnisse schon verstorbenen Vater Gretes, der wegen eines Verbrechens geflohen war und später in der Fremde ein ausländisches Weib heiratete, seinen Bruder Heinrich, der die Auszahlung des Erbes verweigert und den Gatten Gretes, der auf der Folter die Brandstiftung eingesteht. Dem gegenüber finden wir bei Fontane eine ganze Fülle von Personen. Ausser den eben genannten, von denen übrigens der Dichter den Vater leben und in Tangermünde den Rest seines Daseins beschliessen lässt, während er aus dem historischen Oheim Heinrich (der, nebenbei bemerkt, auch vor der Katastrophe starb) einen Stiefbruder Gerdt gemacht hat, ausser diesen finden wir als Hauptpersonen: die Gattin dieses Gerdt Minde, Gretes Schwieger, einen Ratsherrn Zernitz und Frau, als die Eltern von Gretes Gefährten Valtin, den Prediger Gigas, Regine, Gretes Pflegerin und seit vielen Jahren Verweserin des Hauses, eine treue Seele, ähnlich der Roswitha in „Effi Briest„ und daneben eine beträchtliche Anzahl episodischer Figuren. Zudem erstreckt Fontane die Darstellung auf eine Reihe von Jahren, indem er uns weit in die Vergangenheit zurückführt. Grete ist beim Beginn der Erzählung kaum 14, Valtin, ihr Genosse, 16 Jahr.

Mit einem Idyll setzt die Dichtung ein. In den Gärten, die sich zwischen den benachbarten Häusern ausdehnen, finden wir Grete und Valtin in unschuldsvollem Spiel. Er zeigt ihr ein Vogelnest, holt ihr Kirschen vom Baum und giebt ihr beim Überreichen der Früchte einen herzhaften Kuss. Eine ähnliche, vermutlich in der eigenen Knabenzeit

Digitized by Google

erlebte Situation hatte Fontane schon früher in dem Gedicht „Im Garten" dargestellt („Gedichte" 2. Aufl. 1875 S. 6). Die Schwieger Trud, eine neidische, hartherzige Person, streng und bigott, die unter der Lieblosigkeit ihres trägen, habsüchtigen Gatten leidet, beobachtet die harmlose Scene und eilt zur Stiefmutter des Knaben, der Frau des Ratsherrn von Zernitz, um sie auf die Gefahren der kindlichen Liebesäusserung hinzuweisen und sie zu veranlassen, den Verkehr der beiden Gespielen zu verbieten. Valtins Stiefmutter ist nun aber das gerade Gegenstück zur Schwieger Trud. Zwar ist auch sie in der Ehe nicht glücklich, aber heiter und lebenslustig wie sie ist, nimmt sie das Dasein leicht. In einem köstlichen, echt Fontaneschen Geplauder entwickelt sie ihre optimistische Weltanschauung und hält ihrer Freundin und Nachbarin einen Spiegel vor. „Lache mehr und bete weniger", so schliesst sie ihre Ratschläge. Inzwischen sind fahrende Leute, Puppenspieler, in der Stadt angelangt und verkündigen, dass sie am nächsten Tage mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung das Spiel vom „jüngsten Gericht" auf dem Rathause aufführen werden. Grete bittet um die Erlaubnis es zu besuchen, die Schwieger aber will es nicht gestatten, weil in ihren Augen die Darstellung Gottes und des Teufels als Puppen eine Profanation ist. Doch mit Hilfe ihres alten Vaters erreicht es Grete. Er giebt die Einwilligung, nachdem er erfahren hat, dass Valtin und seine Eltern ihm beiwohnen würden. Von der Aufführung entwirft Fontane eine kurze, ergreifende Schilderung, dass wir uns von den Schauern der Ewigkeit umfangen fühlen. Die Vorstellung aber wird jäh unterbrochen, indem die Entzündung eines Pulverfasses durch einen Feuerwerkskörper eine Explosion bewirkt. In dem überfüllten Saal entsteht ein Gedränge, bei dem einige Menschen getötet werden. Auch die ohnmächtig gewordene Grete gerät in Lebensgefahr, wird jedoch durch die Entschlossenheit des jungen Valtin, der sie hinausträgt, gerettet.

Nun ist die Zeit herangekommen, dass Grete zur Einsegnung vorbereitet wird. Sie soll zum Prediger Gigas kommen, den sie fürchtet, weil „er einen so durch und durch sieht". Ihr ist immer, als meine er, sie verstecke was in ihrem Herzen, und sei noch katholisch von der Mutter her. Aber sie irrt sich glücklicherweise. Er ist ein Verkündiger der Liebe. Als die Schwägerin Trud ihn vor dem Mädchen warnt und von ihr sagt, dass etwas böses in ihr sei, antwortet er mit den schönen Worten: „In uns allen, Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten und die Liebe, die wir uns erziehen. Liebt Ihr das Kind? — Und sie senkte den Blick". (S. 32. Ich citiere nach dem Abdrucke der Dichtung im 5. und 6. Bande der „Gesammelten Romane und Erzählungen".)

Der Mangel an Liebe verschärft den Konflikt zwischen Grete und der harten, herzlosen Schwägerin immer mehr. Beinahe ein Jahr, nach-

Digitized by Google

dem sie in die Zucht des Predigers gekommen ist, wird das übliche Maienfest gefeiert. Valtin und Grete werden von ihren Angehörigen zu der Linde geschickt, unter der die Kinder spielen. Aber sie ziehen es vor, weiter in den Wald zu gehen und verirren sich schliesslich. Grete kehrt ins Haus zurück, als Bruder und Schwägerin längst daheim sind. Trud macht ihr Vorwürfe und ist lieblos genug, ihr das fremde Blut, den fremden Glauben und die Bettelarmut ihrer Mutter vorzuwerfen. Das hat einen leidenschaftlichen Ausbruch des Mädchens zur Folge und drohend tritt sie der Schwieger entgegen. Dadurch schafft sie sich für einige Zeit Ruhe. Als aber wenige Monate darauf kurz nach ihrer Einsegnung der Vater stirbt und sie sich ganz Waise fühlt, als dem Bruder ein Knabe geboren wird, den Grete wie eine Magd hüten und pflegen muss und dem sie die Liebe zuwenden soll, die sie selbst stets entbehrt hat, da bäumt sie sich wieder auf und sie hat nur einen Gedanken: zu fliehen, frei zu werden. Niemanden hat sie, dem sie ihr Leid klagen kann, als Valtin und ihm schüttet sie ihr ach! so volles Herz aus. Er tröstet sie nach Kräften und verspricht ihr seinen Beistand. Schon vorher in einer lieblichen Scene hatte sie ihn scherzhaft zu ihrem Ritter geschlagen. Während der Unterhaltung hatte sie eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt, anfgezogen und als Schnur um den Hals gehangen. Die nahm sie herunter und hing sie ihm um und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie fechten und sterben müsse. Jetzt bewährt er sich nun wirklich als ihren Ritter. „Eins musst Du wissen, Gret'", sagte er, „ich thu alles, was Du willst. Sage, dass ich hier hinunter springe, so spring ich, und sage, dass du fortwillst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging. Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht!" (S. 62f.) Das stärkt wieder den gebrochenen Lebensmut des Mädchens und vertrauensvoll sieht sie in die Zukunft. Allein das Verhängnis lauert und ihm zu entrinnen vermag sie nicht. Zu Weihnachten, dem Fest, da jeder Freude bereitet und Freude empfängt, erfährt sie eine neue, heftige Kränkung von der Schwägerin und das Verhältnis der beiden Frauen wird immer gespannter. Da tritt ein Zwischenfall ein, der die entscheidende Wendung herbeiführt.

Der Kurfürst kommt nach Tangermünde, um einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg zuzubringen. Die Bürgerschaft giebt ihm ein Fest auf dem Schloss, an dem Männer und Frauen der vornehmen Geschlechter der Stadt teilnehmen. Grete muss zu Hause bleiben, um das Kind zu hüten. In ihrer Verlassenheit wird sie von Valtin besucht, der sie zu einem Gang ins Freie auffordert. Sie lässt sich bereden, da sie den Knaben bei Regine, ihrer alten Pflegerin, die noch im Hause ist, in guten Händen weiss. Auf ihrem Spaziergang sprechen die beiden von mancherlei Dingen, wie sie ihnen der Augenblick und die Örtlich-

Digitized by Google

keiten, die sie sehen, eingeben. Im Mittelpunkt der Unterhaltung aber steht das Wort „Flucht". In echt Fontanescher Weise werden wir damit auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet. Zugleich aber benutzt der Dichter das Motiv, um uns einen tiefen Blick in die Kindesseele Gretens werfen zu lassen. In ihrer Gottesfurcht und frommen Einfalt hat sie ihren einzigen, erfahrenen Freund, den Prediger Gigas, gefragt, „ob Flucht allemalen ein bös und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmässig und zuständig Beginnen sein könne?" (S. 81 f.) Sie erzählt nun, wie der Pfarrer, dessen Herz von Sorgen beschwert ist, da er, der strenge Lutheraner, am nächsten Tage vor dem reformierten Kurfürsten zu predigen hat und zudem noch durch den Besuch des alten Bürgemeisters Peter Guntz in seiner Antwort unterbrochen wird, wie er unvollkommen erwidert und dass sie herausgehört hat, „dass auch eine Flucht das Rechte sein könne". Und nun zählt sie auf, wer alles geflohen sei. „Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängnis". So ist sie denn entschlossen, Haus und Stadt zu verlassen, aber Valtin ist diesmal nicht so bereitwillig und nimmt sogar das Versprechen, das er ihr im verwichenen Herbst gegeben hat, das Versprechen, ihr Retter zu sein, zurück. Inzwischen ist es Nacht geworden und Grete bestellt Valtin für eine spätere Zeit in den Garten, da ihr nichts Gutes ahnt. In die Wohnung heimgekehrt, findet sie die Schwägerin in heller Bestürzung. Das der Obhut Reginens überlassene Kind liegt in Krämpfen und Trude wirft ihr in leidenschaftlichem Hasse vor, dass sie allein die Schuld daran trifft. Es kommt zu einer heftigen Scene. Worte wie: „Undankbare Kreatur", „Bettelkind", „Fremde Brut" fallen, und Trude, ihrer Sinne nicht mächtig, schlägt nach Grete. Da greift sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel der Schwägerin und schleudert ihn ihr ins Gesicht, dass ein Blutstreifen über ihre Wange rinnt. Nun bleibt nichts übrig als die Flucht. Grete eilt in ihre Kammer, schnürt das Notwendigste in ein kleines Bündel, kniet zu einem inbrünstigen, von heissen Thränen begleiteten Gebet nieder, in dem sie Gott um Verzeihung und seinen Beistand bittet und begiebt sich nach dem Garten, wo der treue Valtin ihrer harrt. Die Flucht wird nun bewerkstelligt. Fontane schildert nur gleichsam ihre erste Station. Nach einem langen Weg durch den nächtlichen Wald treffen die beiden auf Flossfahrer, die ihnen auf ihrem, von einem abenteuerlich-interessanten Reiz umwobenen Fahrzeug eine Freistatt gewähren. Man fühlt, mit welcher Neigung der Dichter seinen so ausgeprägten Beobachtungssinn auch der romantischen Existenz solcher Leute zugewandt hat. Mit liebevoller Sorgfalt schildert er die sinnreichen Einrichtungen dieser zusammengekoppelten Flösse und das Leben und Treiben auf ihnen. Doch nur ein kurzes Verweilen ist den Flüchtlingen bei diesen Heimatlosen vergönnt. Grete, immer die scharfsichtigere, merkt, dass das zu

Digitized by Google

den Flössen gehörige Weib Böses gegen sie im Schilde führt und treibt Valtin zum Aufbruch. Sie benutzen in der Nacht einen Moment, wo sie hart am Ufer vorbeifahren und unbeobachtet sind und springen ans Land. Und in kurzem sind sie über die Grenze.

Erst nach drei Jahren finden wir sie wieder. Sie stehen im Dienste jener Puppenspieler, die einst in der Vaterstadt die Vorstellung des „Jüngsten Gerichtes“ gaben, die durch das Brandunglück jäh abgebrochen wurde und bei der sich Valtin zum ersten Male Greten gegenüber als Ritter und Retter erwies. Und nun sind sie wieder in der Heimat der Flüchtlinge in Arendsee. Grete ist eben Mutter eines Kindes geworden. Valtin liegt im Sterben. Auf dem Totenbette beschwört er sie, nach Tangermünde zurückzukehren, beim Bruder und der Schwägerin eine Heimstätte zu erbitten. „Du kannst nicht mehr mit den fahrenden Leuten weiter bleiben!“ raunt er ihr mit ersterbender Stimme zu. „Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und du musst wieder eine Heimstätt' haben und Herd und Haus und Sitt' und Glauben!“ Er mutet ihr zu, sich den Verwandten als Magd anzubieten und niederzuknieen nicht vor der Schwägerin, aber vor ihrem Bruder Gerdt. Die stolze, unbeugsame Grete vermag es nicht, dem Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen und verspricht ihm Erfüllung. Valtin stirbt und Grete wünscht, ihn auf dem Kirchhof des Orts beerdigt zu sehen. Aber der Pfarrer Roggenstroh, ein harter, intoleranter Mann, gestattet nicht, dass ein Fahrender, von dem niemand wusste, wes Glaubens er wäre, ein ehrliches Begräbnis erhalte. Grete ist verzweifelt. Da erbarmt sich ihrer die Wirtin, bei der sie wohnt und rät ihr, zu den Nonnen des Klosters zu gehen und ihnen ihre Not zu klagen. Sie würden ihr helfen, schon — ein echt Fontanescher Zug — weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Und sie findet Hilfe. Die Domina, eine 95jährige Greisin, räumt dem Toten gern einen Platz auf dem Kirchhof des Klosters ein und hier findet er seine letzte Ruhe.

Grete aber hat nun den schwersten Gang zu thun, indem sie nach Tangermünde zieht. Sie tritt vor den Bruder und bittet um eine Heimstatt und einen Platz an seinem Herd. Sie will ihm dienen. Das soll ihre Busse sein. Der Bruder schlägt es aus. Seine Schwester könne nicht seine Magd sein. Das verbiete das Herkommen und das Gerede der Leute. Da bittet Grete, wenigstens ihr Kind, das in Sitte und Ehre aufwachsen solle, aufzunehmen, oder wenn sie sich seiner schämen, es zu guten Leuten in Pflege und Zucht zu geben. Und sie wirft sich ihm zu Füssen. „Hier lieg ich, ich habe mich vor Dir niedergeworfen, nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind!“ Der harte Bruder bleibt unerbittlich. Er lässt die Schwester liegen und greift nach dem Aktenbündel, als ob er der Störung müde

Digitized by Google

sei und wieder lesen wolle. Da springt Grete auf und ein Blick unendlichen Hasses schiesst aus ihren Augen. Nachdem sie so in ihrer Not nicht erhört ist, will sie ihr Recht. Sie, des reichen Jacob Minde Tochter, will nun ihr Erbe, um das sie schon aus der Fremde vergebens gebeten hatte (S. 118). Gerdt lacht sie aus. Sie habe kein Erbe. Das Geld der Mindes habe seine Mutter eingebracht.

Die abgewiesene Grete beruhigt sich nicht bei diesem Bescheid. Sie wendet sich an den Magistrat und während einer Ratssitzung erscheint sie mit ihrem Kinde in demselben Saal, in dem sie vor Jahren das Spiel vom „Jüngsten Gericht“ hat aufführen sehen. Sie trägt dem alten Peter Guntz ihre Klage gegen den Bruder vor und er fragt den Ratsherrn: „Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen?“ Gerdt erklärt, dass seine Stiefschwester keinen Anspruch auf ein Erbe habe. Die Mindes hätten nichts besessen. Erst durch seine Mutter sei das Geld in die Familie gekommen, das der Vater aber wieder verloren habe und noch jetzt sei das von ihr Eingebrachte noch nicht zurückerworben. „Und dies sagt Ihr an Eides statt, Ratsherr Minde?“ fragt Peter Guntz. „Ja, Peter Guntz!“ Ein Appell des alten Bürgemeisters an Gerdts Herz, er möchte aus christlicher Barmherzigkeit von seinem Recht ablassen, bleibt unberücksichtigt. Unerhört auch hier verlässt Grete den Saal.

Und nun verwirren sich ihr die Sinne. Schon vorher hatten sich Spuren von Trübungen ihrer Seele gezeigt. Der harte, ungewohnte Kampf um die Existenz, die Erniedrigung, die sie über sich ergehen lassen musste, die herbe Enttäuschung, die ihr die Freiheit brachte, der Tod des Geliebten und zuletzt die ihr angethane Schmach, der Schmerz und die Wut über das erlittene Unrecht verdüstern ihr den Verstand. Ratlos irrt sie in der Stadt umher und findet, als der Abend hereingebrochen ist, in einer Scheune Unterkunft. Und hier in Verblendung der Sinne übermannt sie das Gefühl des Hasses und der Rache. Um ihre Vaterstadt zu vernichten, legt sie Feuer an. Sie ersteigt einen Festungsturm, um sich von hier aus an dem Anblick der brennenden Häuser zu erlaben. Dann eilt sie zu ihrem einstigen Wohnhaus und entzündet es und entführt vor den Augen der vor Angst gelähmten Trud deren Knaben. Mit ihm und ihrem eigenen Kind ersteigt sie den Stephansturm. Und hier steht sie nun, während die ganze Stadt unten ein Feuermeer bildet. Aller Blicke sind nach der Höhe des Turmes und auf sie gerichtet. „Unter denen, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, dass er frei dastand und im Widerschein des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und alles um ihn her vergass der eigenen

Digitized by Google

Not und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindeldecke prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach, an dem die Glocken hingen, und alles ging niederwärts in die Tiefe" . . .

Schon diese Skizze zeigt Ihnen, wie viel Fontane stofflich zur Überlieferung hinzugethan hat. Auch wie er die Personen und Ereignisse für die künstlerische Darstellung zustutzte, ist schon aus der Analyse ersichtlich. In erster Reihe hat der Dichter alles in eine höhere Sphäre gehoben und es sich dann angelegen sein lassen das Sinken der Heldin in den niedern Stand begreiflich zu machen. Die historische Grete Minde hing sich an einen losen Buben, wie die Überlieferung sagt, an einen fahrenden Mann, wie wir sagen würden. Die Heldin der Dichtung flieht mit einem ebenbürtigen Jugendgespielen. Dass sie in Gesellschaft von Fahrenden geraten, erklärt sich hinlänglich eben daraus, dass sie von besserer Herkunft sind. Denn dadurch ist ihnen die Kenntnis des Lebens der Arbeit entzogen, in das der Arme und niedrig Geborene nur zu früh einen Einblick erhält. So ermangeln sie der Vorbereitung für einen ehrsamen Beruf. Ihre Flucht ist ein unbesonnenes, phantastiches Unternehmen, das in der Jugendlichkeit der Personen seine Erklärung findet. Aber der Dichter suchte es auch tiefer, durch ein sittliches Monument zu begründen. Darum lässt er beide ohne Mutterliebe aufwachsen. Beide entbehren der liebenden Sorgfalt der Eltern, die allein den Kindern das Heim zu einer Stätte des Friedens und der Freude macht.

Solche fundamentale Unterschiede im Charakter des Stoffes lehrt schon die Analyse. Von der sonstigen künstlerischen Eigenart der Dichtung aber kann keine Skizze eine Vorstellung geben. Die verschafft nur die eigene Lektüre. Schon „Grete Minde" zeigt in der Entwicklung der Fabel, im Aufbau der Handlung, in der Verteilung der Motive, in der Art, wie die wichtigeren durch Winke und Andeutungen hervorgehoben werden, jene feine Struktur, die die Fontaneschen Dichtungen wie zarte Gewebe erscheinen lässt. Kein grösseres Motiv erfahren wir unvorbereitet. Es ist, als wenn der feine Sinn des Dichters sich dagegen sträubte, uns etwas Unvermutetes erfahren zu lassen. Alles ist leise, aber von langer Hand vorbereitet, nichts geschieht unvermittelt. Wenn er erzählen will, dass sich die Kinder im Walde verirren, flicht er, um uns in Stimmung zu versetzen und uns sachte zu dem Erlebnis hinzuleiten, vorher die Erzählung der Tangermündischen Sage von der Jungfer Lorenz ein, die sich in demselben Walde verirrte und von einem Hirsch aus der Tiefe des Forstes heraus bis an das Thor und in die Mitte der Stadt getragen wurde. — Wir haben gesehen, wie die Nonnen von Arendsee zuletzt in Gretes Schicksal eingreifen. Das geschieht nicht,

Digitized by Google

ohne dass schon vorher von ihnen einmal vorübergehend die Rede ist. Nach der heftigen Scene zwischen Trud und Grete verlangt jene von Gerdt die Entfernung der „Hexe“ aus dem Hause. „Wohin mit ihr?“ fragt Gerdt. „Ich hab an die Nonnen von Arendsee gedacht“, erwidert Trud. „Das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisch Herz.“ (S. 92). — Einige Zeit vor dem Tode des alten Minde wird in rührend zarter Weise auf sein Verscheiden hingewiesen. Beim Maienfest erscheint auch er. Und kaum ist er vom Pferde gestiegen und hat Platz genommen, so pflückt Grete Blumen und sagt: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und sie sah ihn mit ihren grossen Augen an und küsste stürmisch seine welke Hand. Denn sie wusste wohl, was er meinte“. Übrigens ist der Ausdruck „sie küsste seine welke Hand“ eine Reminiszenz an Goethes Faust (V. 2699).

„Vielleicht hat dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküsst!

Gerdts Geiz und Habsucht wirkt am Schluss bestimmend auf das Schicksal Gretens. Deshalb wird früh, aber ganz nebenbei und scheinbar absichtslos auf diesen Charakterzug hingewiesen. Bei der Schilderung des Weihnachtsabends, an dem Greten neue Kränkung widerfährt, heisst es von dem Knaben des Bruders, dass er nach den Lichtern des Baumes haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdts Kind“ sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habsucht immer ein Abscheu war.“ (S. 66) Ja, weil der Zug so wichtig wird, begründet ihn Fontane tiefer und giebt uns zu verstehn, dass er die Schwäche von der Mutter geerbt hat. Denn sie trug, erzählt Regine Greten, immer selbstgebleichtes Linnen. Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollt immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, kommt von ihr“ (S. 22). — Was in der Überlieferung der alleinige Anlass der Brandstiftung ist: die Verweigerung des Erbes wird bei unserm Dichter zur letzten treibenden Ursache des furchtbaren Ausganges. Auch auf dieses wichtige Motiv wird, lange beyor es entscheidend eingreift, angespielt und früh wird es vorbereitet. Der Scene ist schon gedacht, in der Grete vor Valtin ihr Herz ausschüttet und er sie aufrichtet mit dem Versprechen, alles, was sie nur wolle, für sie zu thun. Das hat sie hören wollen. Das, das!, heisst es. Und nun ist sie wie umgewandelt und träumt eine selige Zukunft. „Wir wollen aushalten, wie Du sagst, ruft sie beglückt aus, und wollen hoffen und harren, bis wir gross sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Valtin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt! (S. 63.) —

Digitized by Google

Natürlich lässt es sich der Dichter auch angelegen sein, ein besonders wichtiges Moment der Dichtung: das seltsame äussere Schicksal der Heldin begreiflich zu machen und von innen heraus mit ihrer Charakteranlage zu begründen. Grete ist eine von jenen häufigen Frauengestalten, wie sie Fontane besonders gerne schildert, die, von einer unbestimmten Sehnsucht erfüllt, mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit leben und schliesslich ihrer starken Phantasie zum Opfer fallen. Sie wird zur Abenteuerin, nicht bloss weil ihr daheim die Liebe fehlt, weil sie hart behandelt wird, sondern auch weil ihr das Ferne, Ungewöhnliche im Lichte der Verklärung erscheint. Von ihrer Doppelexistenz hier auf der Erde und im Reich der Träume hören wir oft. Valtin hat ihr einmal von einem Thal erzählt, das tief in Bergen läge, über das der Sturm drüber hinginge, in dem kein Krieg wäre und die Menschen einander liebten. Das Thal sah Grete nun im Wachen und in Träumen. Viele Wochen lang. Und sie sehnte sich danach und wollte hin (S. 60). Ein ander Mal sagt sie: „Nun sieh, Valtin Du weisst, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken“ (S. 80). Und der Dichter berichtet von ihrer Gewohnheit, vor dem Einschlafen sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. „Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehn und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war gross und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht. Ihr Trotz wurde Demut und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, sass nun ihr guter Engel an ihrem Bett“ (S. 65 f.). Auch Gretens furchtbare, im Irrsinn verübte Unthat sucht der Dichter aus ihrer ursprünglichen Anlage, ihrer Natur zu erklären. Und nicht bloss aus ihrem Hasse, dessen er sie recht fähig zeigt, leitet er sie her, sondern sie fliesst in echt menschlicher Tragik zugleich aus einer edlen Eigenschaft. Darum lässt er sie sagen: „Ich kann kein Unrecht sehen. Und wenn ich's seh, da giebt es mir einen Stich, hier grad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein“ (S. 56) . . und ein zweites Mal wiederholen: „Ich mag kein Unrecht sehen und auch keines leiden.“ (S. 83).

Dieses Bestreben des Dichters, die Vorgänge leise vorzubereiten und miteinander zu vermitteln, nichts geschehen zu lassen als was schon angekündigt ist, so dass die Begebenheiten und ihre äusseren wie inneren Ursachen wie die Fäden eines Netzes miteinander verknüpft erscheinen, ist nicht bloss die Zierde eines Kunstwerks, sondern im tiefsten Wesen der Poesie begründet. Poesie ist verklärte Wirklichkeit oder wie es Jacob Grimm mit herrlichen Worten ausgesprochen hat: „Die Poesie ist nichts anders als das Leben selbst, gefasst in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache.“ Und wie im Leben und im Lauf der Welt Ursache und Wirkung aufs innigste verkettet sind, so muss auch in ihrem Abbild, der

Digitized by Google

Dichtung, das Gesetz der Causalität sichtbar sein. Wie moderne Dichter, besonders Fontane, Ibsen und Gerhart Hauptmann dieser Forderung gerecht werden, das ist der Determinismus, übertragen auf das Gebiet der Kunst.

Ich habe zu zeigen gesucht, wie viel Fontane hinzuthut, um aus dem überkommenen Stoff eine Dichtung zu gewinnen. Meist liess er dabei die eigene Phantasie walten. Allein für einige Züge benutzte er die Überlieferung. Um die Chronologie blieb er dabei freilich unbekümmert. So haben in der That Puppenspieler im Rathaus zu Tangermünde eine Vorstellung des „Jüngsten Gerichts" gegeben und es ereignete sich auch dabei ein Brandunglück, wie der Dichter erzählt. Aber die Begebenheit, die uns Ritner berichtet, fiel ins Jahr 1646, beinahe dreissig Jahre später als Fontane sie geschehen lässt. Eine zweite von Ritner unabhängige Darstellung des Vorganges giebt Sebaldus, Breviarium historicum p. 432. Dass der Dichter ihn sich nicht entgehen liess, wird man begreifen. Denn einmal:

„Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern."

Dann aber, welchen Vorklang musste die Aufführung des „Jüngsten Gerichts" für eine Erzählung geben, die mit einem so furchtbaren Strafgericht schliesst! Welch symbolische Bedeutung gewinnt das Spiel! Die packende Schilderung, die er von seinem Wesen und Inhalt entwirft, giebt er übrigens ganz aus Eigenem, ohne irgend eine Vorlage, etwa das mittelalterliche Mysterium, das dieses Thema behandelt, benutzt zu haben (Mone, Schauspiele des Mittelalters 1, 273 f. „Das jüngste Gericht", hrsg. von Nic. Senn v. Buchs-Werdenberg. Teufen 1869. August Hartmann, Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880 p. 412 ff.)

Auf ihrem letzten Spaziergang vor der Flucht erzählt Grete ihrem Valtin bei dem Anblick des Dorfes Fischbeck von ihrem Pfarrer, der Sohn eines Fischbecker Bauern war und seines Vaters Pferde hüten sollte, ihm aber im Drang nach Höherem entlief und schliesslich am selben Ort Prediger wurde. „Und sein Vater hat es noch erlebt". (S. 79.) Diesen Zug fand Fontane in Pohlmanns Geschichte von Tangermünde. (S. 239.) Aber hier wird der interessante Lebenslauf von Lorenz Prätorius, dem zweiten Prediger an der Stephanskirche, erzählt, der ein Zeitgenosse Grete Mindes war und 1626 starb.

Wie Fontane hier sorglos auf einen Namenlosen und an einem andern Ort Lebenden überträgt, was in Wirklichkeit für einen bestimmten, in Tangermünde ansässigen Geistlichen zutraf, wie er bei der Gestaltung der Fabel mit der Überlieferung souverän schaltete, so hat er auch sonst die äussere Geschichtlichkeit bewusst verletzt. Aus Küsters Antiquitates Tangermundenses, die er wahrscheinlich benutzte und auf die ihn

Digitized by Google

das von ihm, wie wir noch sehen werden, sicher herangezogene Bekmannsche Werk verwies (Bekmann 5 Thl. I. Buch VI. Kap. Sp. 35), aus den Antiquitates konnte er ersehen, dass die beiden Bürgemeister Tangermündes in dem Jahre der Brandstiftung Caspar Helmreich und Peter Asseburg waren. Er aber lässt Peter Guntz damals an der Spitze des Regiments stehn, von dem wir nur wissen, dass er i. J. 1598 das Scepter führte, während er 1617 anscheinend längst tot war. Und bei der Aufzählung der Ratsherren (S. 153) bedient er sich ausser bei Caspar Helmreich, der aber, wie gesagt, Bürgemeister war, fingierter Namen obgleich ihm an derselben Stelle die authentischen zu Gebote standen.

Ganz am Schluss der Dichtung erscheint der altmärkische Landeshauptmann. Fontane giebt ihm den Namen Achaz von der Schulenburg. So hiess in der That einmal der unmittelbare Vertreter des Kurfürsten in der Altmark. Nur lebte er zwei Menschenalter später und wird als Truppenführer 1675 beim Anmarsch der Schweden genannt. Das konnte Fontane etwa aus Pohlmanns „Historischen Wanderungen durch Tangermünde (Tangermünde 1846, S. 68) erfahren. Dass er dieses Buch benutzt hat, möchte sich daraus ergeben, dass hier unter den angesehenen Familien der Stadt die Zernitze und Guntz aufgezählt werden (S. 99 f.). Wirklich hiess der Mann, der i. J. 1617 das höchste Amt in der Altmark bekleidete, Thomas von dem Knesebeck. Es ist der selbe, dessen Büste nächstens das Denkmal Johann Sigismunds in der Siegesallee zeigen wird. Auch diesen Namen konnte Fontane aus Bekmann entnehmen, der alle Landeshauptleute, soweit sie bis zu ihm hin festzustellen waren, nennt (Bekmann 5. Thl. 1. Buch 1. Kap. Sp. 55). Ebenso war es ihm ein Leichtes, aus seiner Beschreibung von Arendsee zu erfahren, dass die damalige Domina des Klosters Eva Margarita von Wartenberg hiess. Fontane nennt sie v. Jagow. Neben ihr führt er noch die Namen einiger anderer an: Ilse von Schulenburg, Barbara v. Rundstedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow. Zwei dieser Namen sind nicht rein fingiert, sondern einer Urkunde vom Jahre — 1481 entnommen, die die siebzig Insassen des Nonnenklosters aufzählt. Die Urkunde ist unter den genannten Büchern nur bei Bekmann (1. Buch 9. Kap. Sp. 36 f.) abgedruckt und damit gewinnen wir die Thatsache, dass unser Dichter dieses heute noch für jeden märkischen Forscher unentbehrliche Buch herangezogen hat. In ihm konnte Fontane auch lesen, (V. Teil 1. Buch 9. Kap. Sp. 28), welchen Namen der damalige Pfarrer von Arendsee führte, den er Roggenstroh nennt. Er hiess Steff. Thuritz. Nur der Prediger Gigas amtierte wirklich in der Zeit in Tangermünde. Doch fehlt ihm in der Überlieferung jeder persönliche Zug. Die prächtige Gestalt der Dichtung ist Fontanes freie Erfindung. Küster berichtet von ihm, dass er eine rühmliche Gelehrsamkeit besass und deshalb zu einer religiösen Unterredung mit einem bekannten Theologen berufen wurde

Digitized by Google

(III, 76). Daher vermute ich, dass Fontane das Küstersche Buch gekannt hat. Denn von dort mag er die Anregung empfangen haben, ihn von dem Kurfürsten zu einem Religionsgespräch einladen zu lassen (S. 70 Zwar erzählt auch Bekmann (V. Tl. 1. Buch 6. Kap. Sp. 13), dass Gigas den Unterredungen beiwohnte, die im September und Oktober 1614 auf Befehl des Kurfürsten in der Nicolaikirche zu Berlin von den kirchlichen Inspektoren abgehalten wurden und das könnte Fontane auch schon zu seiner Erfindung angeregt haben, allein es ist schon aus einem anderen Grunde wahrscheinlich, dass unser Dichter den Küster benutzte. Wenn er auf dem Titel seiner Erzählung sagt „Nach einer märkischen Chronik", so ist doch anzunehmen, dass er mindestens Ritners Bericht gekannt hat. Dass ihm der aber in dem Küsterschen Abdruck zugänglicher war als im Original oder vielleicht allein zugänglich, ist oben (S. 391) bemerkt Fontane hat sich von Gigas eine ganz persönliche Vorstellung gemacht, wenn er von seinen roten Augen spricht, die der Wimpern entbehren (S. 300). Ganz in seiner Art und reizend erfunden ist dann der Zug, dass dieser ernste Mann, als ihm die hübsche Trud entgegenkommt, sich aufrichtet und grader geht als gewöhnlich. „Nicht zu glauben! . . . Und ist so alt und so fromm", murmelt die alte Magd, die das sieht (S. 30).

Wie aber Fontane inbezug auf die Namen willkürlich verfährt und die Chronologie verletzt, so erfindet er auch Thatsachen, die historisch nicht begründet oder jedenfalls nicht erweislich sind. Er lässt den Kurfürsten in Tangermünde weilen, ohne dass irgendwo in der Ueberlieferung von einem Besuche der Stadt durch den Landesherrn die Rede ist. Bezeichnender Weise spricht er auch immer nur von dem Kurfürsten, ohne ihm den Namen Johann Sigismund beizulegen, wie er auch, was sehr bemerkenswert ist, nirgends die Zeit oder auch das Jahrhundert geradezu nennt, in dem sich die Vorgänge abspielen. Wohl aber ist er, wie wir noch sehen werden, bemüht, mittels innerer Momente zu datieren. Indem er sich aber in bewusster Tendenz mit der Ueberlieferung in Widerspruch setzt oder über sie hinausgeht, indem er die Begebenheiten seiner Dichtung weit überwiegend frei erfindet, baut er sich eine eigene, zwischen Realität und Irrealität schwebende, unbestimmte Welt. Nicht die Wirklichkeit, die doch nicht zu erreichen war, will er geben, sondern ihr verklärtes Abbild nach dem Worte Schillers:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Und er durfte auf die äussere Geschichtlichkeit verzichten, weil er sich bewusst war, die innere, den Geist der Zeit getroffen zu haben.

Die Epoche, in der sich Grete Mindes Schicksal abspielt, ist hauptsächlich durch ein Moment bezeichnet: die erbitterten Glaubenskämpfe.

Digitized by Google

Der Katholik steht dem Protestanten schroff gegenüber, und innerhalb der evangelischen Religion befehden sich Lutheraner und Calvinisten mit einem Eifer und Fanatismus, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Und diesen entscheidenden Zug der Zeit greift Fontane mit dem seherischen Blicke des rückwärts gewandten Propheten auf und verwebt ihn aufs innigste mit seiner Dichtung, der er dadurch erst den weltgeschichtlichen Hintergrund giebt. Darum wird der religiöse Gegensatz zu einem treibenden Motiv in dem Schicksal der Heldin. Ihre Mutter war Katholikin. Sie selbst steht im Verdacht katholischer Neigungen. Der Hass, den die streng lutherische, bigotte Trud gegen sie hegt, wurzelt zunächst in dieser Verschiedenheit des Glaubens.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Darum auch gewährt Fontane dem Besuch des Kurfürsten, der die Toleranz gegenüber der Unduldsamkeit vertritt, einen breiten Raum und man begreift, warum er so lange bei der Predigt verweilt, die Gigas, der Repräsentant des Luthertums, vor dem calvinistischen Kurfürsten zu halten hat. Darum auch die Gegnerschaft der Domina des Klosters in Arendsee und des hartgläubigen Pfarrers Roggenstroh (vergleiche auch, was S. 28 von der Werkheiligkeit gesagt wird).

Übrigens lässt Fontane den Kurfürsten in der Unterredung mit Gigas einen seine milde Gesinnung ausdrückenden Ausspruch thun (S. 70f) in einer Weise, als citiere er dabei wörtlich den Bericht von Chronisten. Der Ausspruch ist ganz im Geiste der von Johann Sigismund bezeugten Anschauungen. Aber wörtlich überliefert finde ich ihn nirgends. Und von Chronisten dieser Zeit, die so etwas melden könnten, ist mir und nicht nur mir, auch bewährten Historikern, die ich befragt habe, nichts bekannt. Ich glaube, dass auch hier eine freie, aber berechtigte Erfindung Fontanes vorliegt.

Mit dieser innern Geschicklichkeit verbindet sich die ethische Vertiefung des Stoffes, der ins Allgemein-Menschliche erhoben und an das ewige Gesetz von Schuld und Sühne geknüpft wird. Der Dichter hat sich bemüht und es ist ihm auch gelungen, in seiner Heldin eine liebenswerte Gestalt zu schaffen, der wir unser Mitgefühl zuwenden, aber schuldlos steht sie nicht da. Gewiss, in erster Reihe ist sie ein Opfer der sie umgebenden Verhältnisse. Immer wieder betont der Dichter, dass ihr die rechte Liebe mangelte, dass man ihr kein Herz entgegenbrachte. „Und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste“ (S. 91). Aber sie hat auch ihren thätigen, verantwortlichen Anteil an dem Verhängnis, das über sie hereinbricht. Sie handelte eigennützig, als sie den im Grunde widerstrebenden Jugendgenossen zur Flucht bewog. Sie gesteht es selbst, als er auf dem Sterbebette liegt. „Ich bin schuld

Digitized by Google

an Deinem Elend und nun bin ich schuld an Deinem Tod . . Ich liebte Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders" . . . . Denn sieh, ich habe nur an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld (S. 116 f.).

Fontane hat also — das haben wir gesehen — die äussere geschichtliche Wahrheit absichtlich verletzt und sich an das Dichterwort gehalten: „Genug, den Poeten bindet keine Zeit", dafür aber die innere, den Zeitgeist meisterhaft getroffen und dabei zugleich das Zeitlose, das ewig Geltende im Auge behalten. Sollte er nicht aber seinen Sinn auch auf das gerichtet haben, was man Zeitcolorit nennt, er, der wenige Jahre nach der „Grete Minde" im „Schach von Wuthenow" ein unvergleichliches Muster eines Zeitgemäldes schuf? In der That war er auch darauf bedacht. Zunächst nach der sprachlichen Seite hin, indem er, was die citierten Stellen schon erkennen liessen, eine leise archaisierende Diktion verwendet. Ich muss freilich gestehn, dass mir persönlich diese altertümliche Färbung nicht zusagt, dass ich den Dichter hier nicht glücklich finde. Das Altertümeln besteht im wesentlichen in der Syncope und Apocope von Flexionssilben, in der Anwendung des unflektierten Adjektivs. Also Fontane sagt zuweilen fein's für feines (S. 54), ein hässlich Kind (ebenda), Heimstätt', Sitt', Sach', bitt', mein' Nacht usw. Und diese Verstümmlungen sind nicht etwa bloss Elisionen, d. h. stehen vor Vokalen, sondern finden sich vor Konsonanten. Dass sie vor Vokalen eintreten, ist bei Fontane selbstverständlich, der auch in der Prosa stets mit eiserner Konsequenz und auf Kosten des Üblichen den Hiatus meidet. Hin und wieder findet sich eine künstliche Form wie „wiewohlen", obwohlen" für „wiewohl", „obwohl" (S. 22), allemalen (S. 81) und andere. Einmal in der Ankündigung des Puppenspiels ist die Sprache des 17. Jahrhunderts und besonders die eigentümlich pomphafte Ausdrucksweise derartiger Mitteilungen glücklich getroffen (S. 310).

Ausser durch die Sprache wird der Charakter der Zeit durch Beschreibung von Trachten (Kostüm der Frauen (S. 70), Trauerkostüm (S. 46), Radkrause des Predigers (S. 47), bezeichnender Sitten und Gebräuche (Thymianbusch an der Decke des Zimmers (S. 73), durch Angabe beliebter Speisen und Getränke (S. 132 Ulmer und Basler Lebkuchen, Deckelphiole mit Syrakuser Wein) angedeutet.

Sehr bemüht ist Fontane um das Lokalkolorit. Die Burg von Tangermünde, das Wahrzeichen der Stadt, die Karl IV. ausbauen liess, auf der ein brandenburgischer Kurfürst geboren wurde, wird zum Schauplatz wichtiger Scenen. Mit historischen Reminiszenzen, die sich an die Stadt oder Umgegend knüpfen, wird nicht gespart. Auf die grosse Schlacht an der Tanger zwischen Deutschen und Slawen i. J. 983 wird angespielt. Von dem Schatz in der Tangermünder Kirche, mit dem der verabschiedete Kanzler v. Buch seinen gefangenen Kurfürsten Otto IV mit dem Pfeil

Digitized by Google

löste, ist die Rede (S. 78 f.). Wie kunstvoll die Sage von der Jungfrau Lorenz benutzt wird, haben wir vorher gesehen (oben S. 400). Auch auf eine Stendalsche von einer eingemauerten Nonne (deren Existenz ich jedoch nicht festzustellen vermag und nicht bei Weiss (Die Sagen der Stadt Stendal) noch bei Temme (Die Volkssagen der Altmark) finde), beruft sich Grete einmal (S. 60), wie auch vom Stendalschen Roland die Rede ist (S. 22). Die typische Erscheinung, dass Nachbarstädte in einem Neck- und Spottverhältnis zu einander stehn, hat sich der Dichter mit Glück zu Nutze gemacht. So sagt Regine einmal verächtlich: 's war eine Stendalsche, weiter nichts (S. 22), während den Gardelegern eine vornehme Art zugeschrieben wird. Es giebt eine alte Charakterschilderung der sieben altmärkischen Städte in niederdeutscher Mundart:

Die Stendalschen drinken gerne Wien.
De Gardeleger wülln Junker sien.
De Tangermündschen hebben Moth.
De Soltwedler hebben dat Goth u. s. w.

Diese Verse verwendet Fontane ebenfalls in freier Weise (S. 112). Er könnte sie aus Temmes Sagen der Altmark (S. 51) geschöpft haben. Allein ich fand sie auch ohne jede Quellenangabe in der Zeitschrift „Der Bär", Jahrg. 1879 (S. 92) citiert. Es ist sehr wohl möglich, dass gerade zu der Zeit, da Fontane mit der Dichtung beschäftigt war, sie ihm an dieser Stelle vor Augen kamen und er dadurch angeregt wurde, von ihnen für sein Werk Gebrauch zu machen.

Eine poetische Lizenz gestattet er sich auch hier beim Herausarbeiten des Lokalen. Er erzählt, wie Grete Minde, als sie vom Bruder abgewiesen aufs Rathaus geht, ihr Recht zu fordern, an der Rückwand des Hauses den schönen Spruch liest:

Hastu Gewalt, so richte recht.
Gott ist dein Herr und du sein Knecht.
Verlass dich nicht auf dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt.
Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
Also wird Gott auch richten dich;
Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Er verwertet die Verse dann noch weiterhin. Nun sind sie aber nicht im Tangermünder Rathaus zu lesen, sondern sie befanden sich auf einer Tafel, die vor der Ratsstube in Stendal hing. (Bekmann V. Teil, 1. Buch, 2. Kap., Sp. 143. Götze, Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal, Stendal 1873, S. 8).

Ich habe vom Standpunkt, den Fontane bei der Gestaltung des Stoffes gegenüber der Überlieferung einnahm, von der Art und dem Wesen der Dichtung, ihrem Charakter ein Bild zu geben versucht, und

Digitized by Google

möchte zum Schluss auf den Stil hinweisen, den der Dichter im ganzen für sein Werk gewählt hat.

Man hört wohl sagen: Fontane sei in seinen Schöpfungen immer derselbe, seine so persönliche Eigenart kehre immer wieder und gebe allen seinen Dichtungen dasselbe Gepräge. Wäre das wahr, so wäre er nicht der grosse Künstler, den wir in ihm nicht minder verehren als den trefflichen Humoristen, den geistvollen Plauderer, den tiefsinnigen Menschenkenner und weisen Beobachter des Weltlaufs. Wie jeder bildende Künstler seine Manier hat, auch der grösste, wie wir Botticelli und Michel Angelo, Raphael und Rubens in allen ihren Werken wiedererkennen, so hat auch jeder Dichter seinen Ton, auch der grösste: Shakespeare so gut wie Goethe, Lessing so gut wie Schiller. Und so hat auch Fontane seine bestimmte, persönliche Note. Allein es gehört zu den elementarsten Forderungen der Kunst, den Stil eines Werkes dem Stoff anzupassen. Ja, man kann sagen: bei einem wirklichen Dichter bringt jeder Stoff seine eigene Form mit sich. Wer alle Vorwürfe gleichmässig behandelt, ist ein Stümper. Und so hat denn auch Fontane in der „Grete Minde" die Darstellungsart mit tiefer Weisheit und echtem Kunstverstand dem Charakter des Stoffes entsprechend gewählt. Er, der treffliche Kenner der englischen, nordischen und deutschen Volksballaden hat sichtlich deren Stil zum Vorbild genommen, jenen Stil, bei dem die Poesie nicht zu ruhiger Entfaltung und gleichförmigem epischen Fortschreiten gelangt, sondern, wie Wilhelm Grimm schön sagt (Deutsche Heldensage S. 365), auf einem in der Höhe genommenen Standpunkt ruht, wo das Auge, über die Ebenen wegschauend, nur auf vorragenden Gipfeln verweilt. Fontane selbst hat für diesen Stil die Bezeichnung „balladesk" geprägt. Er, der in seinen das moderne Leben widerspiegelnden Romanen, wie auch in „Vor dem Sturm" zur behaglichsten Breite auslädt, ist in der „Grete Minde" lakonisch. Nur die hervorspringenden Momente der Handlung giebt er. Wir erfahren beispielsweise, dass Grete mit Valtin flieht, aber welchen Eindruck das auf die Nächsten macht, auf Gretes Bruder und Schwägerin, auf Valtins Eltern, davon hören wir nichts. Erst drei Jahre später finden wir das Paar wieder. Und da sind der alte Zernitz und Emrentz, Regine und der Prediger Gigas vom Schauplatz verschwunden. Und mancher könnte fragen, warum die überall abgewiesene Grete nicht zu ihrem alten Gönner und Beschützer ihre Zuflucht nimmt? Die Antwort darauf würde lauten, dass — vorausgesetzt dass Gigas noch am Leben ist — wohl Scham und ihr Schuldbewusstsein sie hindern, ihren einstigen geistlichen Berater aufzusuchen.

Dass Fontane diesen rhapsodischen Stil wählte, mag er sich nun mit klarem Bewusstsein Rechenschaft darüber abgelegt haben oder mag es mehr instinktiv geschehen sein, die Wahl ist ein Ausfluss seines

Digitized by Google

realistischen Empfindens, des Gefühls, dass man bei einem so lang zurückliegenden Ereignis das Einzelne nicht mehr wissen könne und sich begnügen müsse, die Hauptmomente, wie sie etwa in der Erinnerung des Volkes haften geblieben wären, herauszuheben. Die historischen Romane, in denen auch das Unbedeutende haarklein geschildert, das, was wir nicht mehr wissen können, mit peinlicher Sorgfalt verzeichnet wird, gegen die musste sich seine gesunde Anschauung sträuben.

Dieser volksmässige Stil hat Fontane auch veranlasst, so reichlich Volkslieder und Volksreime in die Dichtung einzustreuen. (S. 34. 57. 64. 115), hat ihn bestimmt ein Volksfest zu schildern und Sagen und Märchen zu verwenden. Vielsagend wird gleich im Beginn auf das vom Machandelboom angespielt (S. 298).

Aus dieser Darstellungsform zieht auch die Behandlung des Stoffes Gewinn, indem er dadurch etwas Schattenhaftes, fast Gespenstisches erhält. Besonders am Schluss wird das Grausige durch sie diskret gemildert und der Dichter gewinnt die Möglichkeit das Furchtbare sänftigend zu verklären. Und noch einen Vorteil bot ihm die Anwendung dieser Methode. Wovon Gebrauch zu machen der rein realistische Stil ihm verboten hätte, das gestattet ihm der volksmässige, nämlich jene dritte Welt zu streifen, die die Poesie zur Anschauung zu bringen vermag, die Welt der Ahnungen und Träume. Kühn greift er ins Gebiet geheimnisvoller Mystik. Eben hat man Gretes Vater ins Grab gesenkt. Die ihm das letzte Geleit gaben, haben den Kirchhof verlassen. Sie ist allein zurückgeblieben und sitzt auf der Bahre. Eine trübe, ahnungsvolle Stimmung ergreift sie. Sie will beten, aber sie kann nicht . . . . Plötzlich sieht sie auf, und gewahrt, dass das Abendrot in den hohen Chorfenstern steht und dass alles um sie her wie in lichtem Feuer glüht: die Pfeiler, die Bilder, die hochaufgemauerten Grabsteine. Da ist ihr, als stehe die Kirche rings in Flammen und von rasender Angst erfasst, flieht sie (S. 49) . . . . Jahre sind seitdem vergangen. Grete hat eben das Zimmer des Klosters Arendsee verlassen, in dem sie die 95jährige Domina empfangen und ihr versprochen hat, ihrem Valtin ein ehrliches Begräbnis zu gewähren. Die Domina und ihre Vertraute sind allein. Die Domina sagt: „Unglücklich Kind. Sie hat das Zeichen.“ „Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab ich auch“, entgegnet Ilse von Schulenburg. „Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen.“ „Du siehst zu viel, Domina.“ „Und Du zu wenig. Alte Augen sehn am besten im Dunklen. Und das Dunkelste ist die Zukunft.“ Drei Tage später kommt ein Bote des Landeshauptmanns, um vom Kloster für das brennende Tangermünde Hilfe zu erbitten. Die Domina fragt nach seinem Begehr. „Gute Nachricht?“ „Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche.“ „Und Grete?“ „Mit unter den Trümmern.“ „Armes Kind . . . . Ist heute der dritte Tag . . . . Ich wusst es . . . .“

Digitized by Google

So hat ein märkischer Dichter einen heimatlichen Stoff gestaltet. Frei und souverän schaltete er mit dem Rechte des Genius mit der Überlieferung, nicht anders wie siebzig Jahre vor ihm Heinrich von Kleist im „Michael Kohlhas“ oder bei der Dramatisierung der Geschichte des Prinzen von Homburg verfuhr. Und ist auch seine Dichtung keine diesem unvergleichlichen Drama, dieser grössten poetischen Schöpfung der Mark ebenbürtige That, so schuf er doch ein Werk voll echter Poesie und von jener Tragik, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.

Kleinere Mitteilungen.

Oderberg in der Mark vor 50 Jahren und heute. Anfangs der fünfziger Jahre, als Oderberg noch ca. 1800 Einwohner zählte, wo das Wasser der neuen Oder von Stützkow, Stolpe und Hohensaathen herauf noch freien Spielraum hatte und die Fischer noch mit dem grossen Garnnetz auf den Oderberger Seen fischen konnten, waren bei eingetroffenem Hochwasser im Frühjahr die Fischer infolge Sturmes oft genötigt, ihre Kähne an irgend einem Obstbaum in den Gärten zwischen Oderberg und Hohensaathen festzulegen. Nach solchem nächtlichen Sturm hörte man am andern Morgen sehr häufig, dass mehrere Kähne mit Ladung untergegangen und Schiffer dabei ertrunken seien. Der Schifferkirchhof, zwischen Oderberg und Hohensaathen belegen, legte davon Zeugnis ab.

Der Ackerbürger, welcher im Bruch seine Wiesen hatte, musste sein Heu, falls er es nicht auf die Höhe bringen wollte, auf Pfählen, gewöhnlich in Manneshöhe, um eine Stange in Haufen bringen, um es nicht vom Wasser beschädigen zu lassen. Der Preis des Heues wurde damals nach Schätzung des Haufens gehandelt und betrug nach heutigem Gelde und Gewicht pro 50 Kilo 75 bis 160 Pfg. Der Personen- und Wagenverkehr wurde bei Hochwasser nach Neuenhagen und Freienwalde täglich 1—2 Mal per Fähre bis Neuenhagener Fichten aufrecht erhalten. Den Kaufmanns-Güterverkehr unterhielt in der Regel das Einspänner-Fuhrwerk des Engros-Lumpenhändlers Gutherz vom Bahnhof Neustadt nach Oderberg. Das Fuhrwerk fuhr wöchentlich 1—2 Mal mit Lumpen nach Neustadt und brachte die Waren spät abends mit. Es war lustig mit anzusehen, als der Fuhrmann die Bärme zum Pfingstkuchen vergessen hatte. Der damalige Kaufmann Hülfer sandte deswegen andern Tages nach Neustadt einen Boten, welcher dann am hohen Nachmittag des letzten Tages vor dem heiligen Abend damit ankam. Wohl ein paar Dutzend Frauen hatten sich vor dem Hülferschen Laden aufgestellt und lauerten auf den Boten. Diese mussten sich von Vorübergehenden manche Utzerei gefallen lassen, die auch sogleich erwidert wurde. Natürlich war die Bärme, als sie ankam, im Nu vergriffen.

Digitized by Google

Bei der Kleidung wurde damals nicht viel auf modernen Schnitt gesehen, namentlich bei uns Jungen nicht. Bekam solch neunjähriger Junge ein Paar neue Hosen, so wurde darauf gehalten, dass dieselben bis zur Einsegnung passten.

Mir ist heute noch in Erinnerung, wo eine Frau zu dem Schneidermeister S. beim Hosenmassnehmen sagte: „August, mock se man den Jungen recht vollkommen!“

Mitte der fünfziger Jahre nach Beendigung der Melioration (Verwallung) hob sich auch der Wohlstand der Wiesenbesitzer. In den Jahren 1857—59 traten bei trocknen, heissen Sommern gute Heuernten und hohe Preise ein, so dass der Händler das Heu nach Gewicht kaufte und schlankweg 1 Thaler 5 Sgr. bis 1 Thaler 10 Sgr. zahlte. Jetzt bekamen die niedrigen Wiesen einen höheren Wert, auch kamen ab und zu Tauschgeschäfte zwischen hohen und niedrigen Wiesen unter den Eigentümern vor.

Anfang der sechziger Jahre fing man schon an, einige Schneidemühlen zu bauen.

Das Holzlager auf dem See, welches vordem bis zum Blockhause resp. oberhalb des Teufelsberges lagerte, zog sich von Jahr zu Jahr mehr nach Oderberg. Die Grossgarnfischerei musste eingestellt werden. Das Aalstechen, ein uraltes Recht, welches alljährlich am Aschermittwoch auf dem See begann und ein Vergnügen der Einwohner war, wurde polizeilich verboten. Als Grund wurde Tierquälerei angegeben. Sehr viele von den Einwohnern gingen weiter stechen, weil sie sich auf ihr schriftliches Urkundenrecht stützten. Leider wurden alle mit einem Strafmandat von 5 Thalern bedacht, die jeder zahlen musste, da eine Urkunde nicht mehr zu finden war. Das Aalschnurlegen wurde nicht als Tierquälerei angesehen. —

Mitte der sechziger Jahre verlegte sich die Holzindustrie mehr und mehr von Liepe nach Oderberg, was zur Hebung Oderbergs viel beitrug. Durch die guten Verdienste in den siebziger Jahren bekam auch das Vereinsleben mehr Aufschwung. Man veranstaltete sogar schon Vereins-Maskenbälle, von denen man in den sechziger Jahren nur vom Hörensagen wusste.

Auch die Ladengeschäfte stehen heute schon auf einem anderen Standpunkt. Sie bieten alles, was der Mensch irgendwie zur Leibesnahrung und Notdurft bedarf, von den feinsten Conserven bis herab zum alten Seehserkäse.

Gab es früher Einquartierung, so musste der Soldat zufrieden sein mit dem, was jeder selbst in der Wirtschaft gewann oder von den Dörfern bezog, z. B. Oderberger, Lunower oder Paarsteiner Butter, Spickgans oder geräucherte Bratwurst u. s. w.

Heute liegt die Sache anders, da hat ein findiges Warenhaus den Lieferanten von den Dörfern Konkurrenz gemacht, indem es den Hausfrauen zur Einquartierung die Vorzüge seiner Margarine anpreist. Der Soldat scheint jedenfalls diese schönen Delikatessen in seiner Garnison nicht zu bekommen.

Eine Sache hat sich seit 40 Jahren nicht verbessert, vielmehr verschlechtert; die Übertretung des 7. Gebots. Wenn da jemandem, wie es kürzlich passiert ist, ca. 12 Capitzen Heu gestohlen werden, so kann der

Digitized by Google

Eigentümer des Heues solches nicht ohne weiteres hingehen lassen, denn so viel Heu will doch faktisch verladen sein. Da ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er eine anständige Belohnung für die Ermittelung der Spitzbuben ausschreibt. Früher nahmen sie den Leuten höchstens eine halbe Capitze, und dies geschah doch bloss aus Schabernack.

Oderberger Ztg. 22. 9. 1900. B. in W.

Erinnerungen an Mord und Totschlag in der Mark Brandenburg.

Von Otto Monke.

1. Der Totschlag bei Sähle unweit Lychen. An der Chaussee, die von Lychen nach dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg führt, liegt zur rechten Seite, unfern von Sähle, hart am Wege der sogenannte Totschlag. Bis zu den sechziger Jahren lag dort ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende nach altem Brauche Zweige warfen. Dieser Totschlag verdankt seinen Namen folgender Begebenheit, von welcher mir im Oktober 1899 eine alte 75jährige Frau aus Himmelpfort, die Holz im Walde sammelte, erzählte.

Vor mehr als 100 Jahren ging ein Arbeitsmann aus der Lychener Gegend nach Fürstenberg, um dort verschiedene Einkäufe zu besorgen. Zuletzt kaufte er noch ein Päckchen Nägel, die er lose in seine Hosentasche schüttete. Fast all sein Geld war ausgegeben; nur noch einen Groschen hatte er in der Tasche. „Was sollst du den noch mit nach Hause nehmen!“ dachte der Mann; alsbald trat er in den Laden des Kaufmanns Peters (jetzt Böss in der Baalseestrasse) ein und liess sich einen Schnaps einschänken. Als es aber ans Bezahlen gehen sollte, konnte er seinen Groschen nicht finden. Längere Zeit wühlte er mit der Hand unter den klimpernden Nägeln herum und sagte dabei: „Kann ich denn unter euch Hundert den einen nicht finden?“ Das hörte ein anderer Mann, der ebenfalls dort im Laden sein Schnäpschen trank. Kaum hatte der vernommen, woher der Mann sei, so eilte er ihm vorauf. Hinter einem Busch am Wege lauerte er dem Arbeitsmanne auf. Als nun dieser seines Weges daher kam, sprang der Bösewicht plötzlich hervor und erschlug ihn. Kaufmann Peters aber sagte, als die Kunde von dem Morde nach Fürstenberg drang, zu seinen Gästen: „Nun seht mal, hat doch der Gaudieb das gehört!“ Obgleich er nun den Thäter genau beschreiben konnte, blieb derselbe doch unentdeckt. Zum Andenken an die schreckliche That warfen Vorübergehende Zweige auf die Stelle, wo der Mann erschlagen worden war. Zwar ist von dem Reisighaufen heut nichts mehr zu sehen; doch heisst der Ort bei Holzsammlern und Besingweibern noch heut „der Totschlag“.

So hat die alte Frau (Berg aus Himmelpfort) die Geschichte von ihrer Mutter gehört. Sie selbst hat noch Zweige auf den Haufen geworfen, „damit man daran denke“, oder — wie sich ein Bauersmann aus dem nahe gelegenen Dörfchen Pian ausdrückte — „damit man wisse, wo der Mord geschehen sei“.

2. Der Totschlag bei Fürstenberg in Mecklenburg am Wege zwischen Fürstenberg und Menow an der mecklenburgischen Grenze. An

Digitized by Google

diesem Wege lag früher ein Reisighaufen, der die Stelle bezeichnete, wo einst ein Schornsteinfeger-Gehilfe nächtlicherweile seinen Meister erschlug. Der Bursche setzte seinen Weg fort und kam durch verschiedene Dörfer, sagte aber niemand etwas von der Sache. Endlich gelangte er nach Menz. Dort ging er zum Dorfschulzen und erzählte ihm, was er gethan habe; denn", sagte er, „ich kann nicht mehr weiter, immer geht der Meister dicht vor mir!"

Nach Mitteilung eines aus Neu-Globsow gebürtigen und jetzt im Dörfchen Pian bei Himmelpfort ansässigen Arbeiters, der mich über den Moderfitzer See fuhr.

Derselbe berichtete gleichzeitig über eine andere Begebenheit, die sich am Westufer des Grossen Stechlin-Sees zugetragen hat. Hier überraschten einst Grenzwächter eine Schmugglerbande, die mit einer ganzen Wagenladung unverzollter Waren aus dem Meklenburgischen über die Grenze gekommen war. Die Schmuggler entflohen, als sie der Grenzwächter ansichtig wurden, bis auf einen, der sein Gewehr auf einen der Beamten richtete. Doch traf er schlecht: die Kugel riss dem Grenzwächter nur den kleinen Finger fort. Nun schoss der Wächter und traf den Schmuggler mitten ins Herz. Darauf gaben die Wächter den Pferden einen Schlag und liessen sie laufen, wohin sie wollten; man wollte nämlich auf diese Weise herausbringen, wohin das Fuhrwerk gehöre. Die Pferde zogen den Wagen weiter bis nach Neu-Ruppin, wo sie vor dem Hause eines Kaufmannes Halt machten. Jetzt hatte man es heraus, wer Handel mit Schmugglerware trieb.

3. Der Mord bei Ruhlsdorf. Bericht des Försters Feist-Lanke über den Mord zwischen Ruhlsdorf und Prenden (Oberbarnim) vom 2. 11. 1900. „Der mit seinem eigenen Gewehr von einem Holzdieb (nicht Wilddieb) Namens Moldenhauer aus Ruhlsdorf erschlagene Forstbeamte war der in Prenden stationierte gräfl. von Redernsche Förster Scheibelich. Die That geschah am 23. oder 24. Dezember des Jahres 1840. (?) (Näher zu erfahren durch das Kirchenbuch des Pfarramtes zu Prenden oder durch den noch lebenden als Eisenbahnbeamten (Portier) in Gross-Lichterfelde, Bahnstrasse 14, angestellten Sohn Albert Scheibelich). Im Besitze des Gewehres befinde ich mich schon seit länger denn 15 Jahren nicht mehr. Ort der That war: an der Lanke-Ruhlsdorfer Forstgrenze nahe der nach Ruhlsdorf führenden Landstrasse und ca. eine Viertelstunde von Ruhlsdorf entfernt. Bei dem Zusammentreffen des Försters mit dem Holzdiebe und dabei entstandenem Kampfe, wobei der Förster das Gewehr am Kolben und der Dieb dasselbe an der Mündung gefasst hatte, riss letzterer dem Förster die Waffe aus den Händen und schlug ihm mit hochgehobenem Gewehr die Hähne in den Kopf, schleppte den Leichnam eine Strecke von der Landstrasse entfernt in eine Erdvertiefung, bedeckte ihn mit Reisig, ging nach Ruhlsdorf, wo er in einem dortigen Gasthofe bei einem Glase Schnaps sitzend verhaftet wurde. Er sühnte die That mit langjähriger (ich glaube 20 Jahre) Zuchthausstrafe."

Die Jungferngräber und das Liesenkrüz. (Vergl. die Anfrage in Nr. 4 des Mbl. vom Juli 1899, S. 152.) Der Weg, welcher sich von Schönholz

Digitized by Google

bei Biesenthal an der Försterei Schönholz entlang in nördlicher Richtung nach dem Liesenkrüz am Nonnenfliess hinzieht, führt uns genau an der Stelle, wo rechts der Weg von der Schneidemühle einmündet, an drei halbkugelförmigen Hügeln vorüber, die im Volksmunde die Jungfernhügel oder Jungferngräber heissen. Obgleich ihre Höhe nicht viel über 2 m beträgt, lenken sie doch durch ihre Gestalt, sowie durch ihre Lage zu einander die Aufmerksamkeit ohne weiteres auf sich. Die Verbindungslinien der Gipfelpunkte bilden fast ein gleichseitiges Dreieck von etwa 20 Schritt Seitenlänge. Der grösste hat einen Durchmesser von 12 Schritt. Buchen und stämmige Kiefern treiben die knorrigen Wurzeln tief in den gelben Sand des Bodens, und braunrote Blätter schweben leise nieder zum grünen Moosteppich, der seit Jahrhunderten die stillen Gräber deckt. Hier ruhen, wie die Sage meldet, die letzten der frommen Schwestern des von Chorin aus gegründeten Klosters am Nonnenfliess. Jede erhielt ihren besonderen Hügel. Wo aber der Wagen, der die drei Toten durch den grünen Wald zur einsamen Grabstätte brachte, entlang fuhr, da sind rechts und links die Bäume verdorrt. Nicht weit von dieser Stelle hatte einst die eine der frommen Schwestern, die Liese, ein Holzkreuz am Fluss errichtet, zu welchem sie oft wandelte, um dort ungestört ihr Gebet zu verrichten. Der Ort heisst daher noch heut das Liesenkrüz. Auf 3 Seiten umfliesst der murmelnde Bach das trauliche Plätzchen. Hoch steigen riesige Buchen hüben und drüben die steilen Thalwände hinauf, und Waldvögelein singen in wogenden Wipfeln die alten Lieder. Das graue Holzkreuz ist längst vermodert; aber das fühlt doch jeder, der von der Brücke zum schlängelnden Bache niederschaut: hier muss die Poesie daheim sein. Und so sind die Sagen, die dieses stille Plätzchen umweben, nur Ausdrucksformen, nur Zeugen des ergreifenden Eindrucks, den diese entzückende Waldeinsamkeit auf jedes Menschenherz ausübt. Der eine lässt hier die heilige Schwester betend niederknieen; der andere erzählt von dem Schäfer, der dort seine Braut, die Liese, erschlug; ein dritter weiss sogar, dass die böse That der Eifersucht entsprang; einem vierten hat man erzählt, dass dort das Pferd eines Bauern, der Holz aus dem Walde holen wollte, von einem stürzenden Buchenstamme erschlagen wurde. Er weiss ferner, dass das Pferd Liese hiess und dass der Baum dem Rösslein das Kreuz zerbrach. Auch raunt die Sage von einer lüsternen Bauersfrau aus Freudenberg, die sich mit ihrem Grossknecht einliess und die ihren Mann gern los sein mochte, um den jüngeren Knecht zu ehelichen. Als nun alle drei einst mit einer Kornladung zur alten Mühle am Nonnenfliess fuhren, fielen Frau und Knecht über den Mann her und erschlugen ihn. Weil aber der Bauer den Namen Kreuz führte und die Frau Liese hiess, hat man die Stelle Liesenkrüz genannt. Mancher will sogar das Holzkreuz noch mit eigenen Augen gesehen haben, das man dem Andenken der ermordeten Braut des Schäfers widmete. Und fragst du alle alten Holzfrauen und die Besingsweiblein: eine jede erzählt dir wohl eine andere Sage.

O. Monke, Berlin, 12. 10. 1899.

Digitized by Google

Die Mordkiefer bei Zühlsdorf (Vergleiche Monatsblatt Nr. 8 vom November 1898) ist im Juli 1899 umgehauen worden; man hat indessen Ersatz dafür geschaffen, indem man eine andere Kiefer, die etwa 50 Schritt von jener entfernt steht, mit einem Kreuz bezeichnete. Man muss sich zu helfen wissen! Als Schröders Grab wird ein verfallener Hügel an der Kirchhofsmauer des alten Zühlsdorfer Kirchhofs ausgegeben. Auf der entgegengesetzten Seite des Friedhofs unfern der Kirche liegt ein anderes Grab, das die sterblichen Reste eines Forstlehrlings birgt, der auch auf gewaltsame Weise ums Leben kam. Die schlichte eiserne Tafel trägt auf der dem Grabe zugekehrten Seite die Inschrift:

Hier ruhet
unser geliebter Sohn und Bruder,
der Forstlehrling Otto Behr,
geb. den 11. März 1847 zu Berlin,
durch zwei Zeugen bekundet,
die bei seinem Tode zugegen waren, soll sich derselbe
den 8. Mai 1864
aus Unvorsichtigkeit erschossen haben.

Auf der anderen Seite liest man die Worte:

Den Deinen unvergesslich.

Den Unfall, bei welchem Behr ums Leben kam, soll sich folgendermassen zugetragen haben: Behr ging mit zwei Freunden zum Dorf hinaus und erblickte in der Nähe des Ortes (östlich vom Dorf) ein Krähennest auf einem Baum. Einer der Freunde versuchte den Baum zu ersteigen, um das Nest auszunehmen. Dabei half Behr dem Kameraden in der Weise, dass er ihn mit dem Kolben seines geladenen Gewehres unterstützte, wobei er die Mündung auf die eigene Brust setzte. Aus Versehen kam jedoch der Freund mit dem Fuss an den Abzugsbügel, und das Gewehr entlud sich. Tödlich getroffen stürzte Behr zu Boden und gab alsbald seinen Geist auf. Der Baum ist durch ein eingehauenes Kreuz gekennzeichnet. O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Personalien.

Von den Mitgliedern erhielt den Charakter als Geheimer Justizrat Herr Kammergerichtsrat Uhles, als Professor Herr Oberlehrer Dr. Bruno Graupe. U. M. Herr Baurat Grapow hat den Charakter als Geheimer Regierungs- und Baurat erhalten.

Neue Nachträge zur Dorfchronik von Nieder-Görsdorf.

Von **E. Zimmermann**, Pfarrer.

Besitzverhältnisse.

Als bekannt wird vorausgesetzt, wie die deutschen Kaiser in wiederholten Kreuzzügen mit Gewalt der Waffen die Macht der Wenden zu brechen suchten, aber erst durch Besitzergreifung ihrer Festen und durch Kolonisation des Landes mit deutschen, christlichen Einwanderern konnten die Wenden dauernd überwunden werden. In den Kreuzzügen gegen die Wenden war nach dem Grundsatze verfahren worden: Jeder behält, was er erobert hat. So hatte Konrad der Grosse von Meissen die eroberten Burgen seinen Söhnen und Vasallen vergeben. Prettin, Schlieben, Herzberg sind im Besitz der Grafen von Brehna, Schweinitz haben die Grafen von Wettin, Seyda steht unter den Schenken von Landsberg, Beeskow, Storkow unter Herrn von Strehla, Baruth unter Herrn von Schlieben u. s. w. Nur Jüterbog in seiner sicheren Lage hatte noch Albrecht dem Bären Trotz geboten, ja der polnische Fürst Jaczo, welcher vielleicht auch Jüterbog besass, hatte das wichtige Brandenburg wieder erobert. Da verband sich Albrecht der Bär mit dem Erzbischof von Magdeburg, Wichmann, welcher beim bewaldeten Wartezaun westlich von Jüterbog jetzt Cappan (Capphain-Kampfhain) eine Schlacht gewann und die Stadt einnahm. Er gründete sofort als christliche Ansiedelung das Kloster der Cisterzienser in Zinna dicht bei Jüterbog. Die Eroberungen, welche beide Männer gemacht hatten, wurden so geteilt, dass Albrecht die hohe und die niedere Zauche mit

Digitized by Google

Belzig, Brietzen, Beelitz, Saarmund an sich nahm, Wichmann dagegen Jüterbog nebst Zubehör bekam. Ein Edler v. Slanitz hatte wahrscheinlich das Dorf Slanitz bei Tangermünde zu Lehen gehabt, leistete dann gute Heeresfolge im Kampf gegen die Wenden und erhielt darauf von Albrecht dem Bären mit Zustimmung Wichmanns das Ländchen Beerwalde. Die brandenburgischen Fürsten hatten schon alte Ansprüche an das Ländchen, hielten es sehr fest und sahen es als einen Teil ihrer Mark an. Als Lehnsmann kommt die Familie Lipzig (v. Leipziger-Kroppstädt) vor. Den Namen dieses Mannes erwähnen wir gern, weil er nicht nur zur Denkmalspflege beigesteuert, sondern auch zu dem Bau unserer Orgel einen schönen Beitrag dargereicht hat.

Die vorgefundenen Wenden wurden in ihrem Besitze meist auf 2 Hakenhufen zu 15 Morgen Inhalt nebst einigem Wald und Weidegang beschränkt (Kossäten). Das gewonnene Feld wurde zur Anlage neuer Dörfer bestimmt, oft in nächster Nähe des alten Wendendorfes. So entstanden Lütken d. i. Klein-Bocho, Lütken-Seyda, und sehr häufig verschmolzen beide Orte. Man meint, dass sich die neuen Kolonisten-Dörfer von den ursprünglichen Dörfern dadurch unterscheiden, dass die ersteren die Kirche in der Fortsetzung der Häuserreihe haben, die letzteren dagegen in einer Ausbuchtung des Dorfes (Kreis). Hiernach wären beide hiesigen Dörfer Kolonieen. Jedem neuen Dorfe wurde eine beliebige Ackerfläche zugeteilt, welche mit der Messlinie in Schläge und dann wieder in einzelne Stücke für die Hüfner zerlegt und dann nach dem Los ausgeteilt wurden. Auf dem guten Boden nun, ums Dorf, bestanden in Nieder-Görsdorf 3 Schläge, so dass die Beackerung alle 3 Jahre erfolgte. Auf dem nördlichen, geringeren Acker wurde alle 6 ja 12 Jahre bestellt, so dass es vorgekommen ist, dass ein Wirt sein Stück nicht mehr herausfand. Im sogenannten grossen Kessel, wo schwarzer Gartenboden vorgefunden wurde — man erzählt, dass hier ein Dorf gelegen haben soll — waren die Stücke so schmal und klein, dass nur einige Würfe und $2^1/_2$ Schwaden in der Breite herauskamen. — Die Höfe waren nicht alle gleich, aber die kleinen Besitzer waren (zumeist) etwas besser bedacht worden. Die Gärtner hatten anfangs wohl nur ihr Gartenstück, später dann etwa $\frac{1}{2}$—1 Morgen im Felde. Sie fuhren ihren Dünger auf das Feld der Hüfner, halfen denselben und ernteten von ihrem Düngeland. In der Separation haben sie 8—15 Morgen empfangen und wirtschaften mit 2 Kühen (Kuhbauer). Auch der Küster hatte keinen eigenen Acker. Der Dünger wurde der Reihe nach von den Hüfnern auf ihren Acker gefahren und er dürfte 2mal darauf bestellen. Für seine Kühe konnte er das Gras auf den Scheidungen schneiden. Als man dieselben immer schmaler abpflügte, war der Ertrag auf den Scheidungen sehr gering. In der Separation sind für die Küsterei 7 Morgen und für die Schulmeisterei noch $3\frac{1}{4}$ Morgen

Digitized by Google

ausgeworfen, wofür jetzt 150 M. Pacht erzielt werden. Wölmsdorf hat für die Schule nur 1 Morgen ausgeworfen und hat den Garten am südlichen Ende des Dorfes eingezogen. Die Kossäten in Wölmsdorf besitzen eine Hufe, vielleicht diejenige, welche der Pfarre verloren gegangen ist.

Die Hüfner in Wölmsdorf waren früher wenig wohlhabend, weil sie den kalten Boden nicht erwärmen und fruchtbar machen konnten. Jetzt kommen ihnen die künstlichen Düngemittel zu gute. Hier mag auch noch erwähnt werden, dass Friedrich der Grosse, um dem Leutemangel abzuhelfen, 1762 dort ein Kolonistenhaus erbaut hat. Grössere Waldkomplexe und Gewässer behielt sich der Landesherr vor, wie hier die Berghaide, worüber noch zu berichten ist, kleinere Wälder waren gemeinsamer Besitz. Nun konnte die Ansiedelung geschehen. Der vom Erzbischof anerkannte Lehnsherr vergab das Land an die Kolonisten, hier Hüfner genannt, wenn sie in grösserem Besitz sind, Gärtner (Kossäten) in kleinem Besitz. Der Anführer der Kolonie wurde mit einer Hufe mehr bedacht und heisst Freischulze (Erb. Gerichts- und Lehnschulze). Die hiesige wasserarme Gegend scheint spät Liebhaber gefunden zu haben. Die Lehnshoheit hatte wohl die Familie v. Heinersdorf, denn 1378 statteten die Kalandsbrüder den Altar der heiligen Anna in der Nikolaikirche in Jüterbog durch die Pächte von 9 Hufen bei Jüterbog, Dennewitz, Rohrbeck, Bochow aus, welche Pächte vom Herrn v. Heinersdorf erkauft wurden. Urbar wurde dann diese Gegend von den Flämingern (Niederländern) gemacht, welche mit dem Wasser umzugehen verstanden und Dorfteiche nebst Brunnen anlegten. Sie waren nur Besitzer der Gehöfte, welche sie nach niederländischer Art erbauten, während sie das umliegende Land gegen den mosaischen Zehnten von Getreide und Fleisch zum Lehen erhielten. Sie werden darum auch Pächter genannt. Die Gerichtsbarkeit haben sie nicht besessen, dieselbe blieb beim Amt in Jüterbog. War ein Hof ausgestorben, so wurde er neu vergeben Die Herren von Heinrichsdorf scheinen oft Geld gebraucht zu haben und dann verkauften sie die Rechte auf die Pächte an wohlhabende Familien in der Stadt. Die Familie Wilmersdorf scheint Hohen-Ahlsdorf besessen zu haben, denn die dorthin gelieferten Pächte hiessen auch Wilmsdorfische. (Lehnhof für 2 Hufen, welche dann an Familie Flemming gingen.) Von dort gingen dann die Pächte an die Familie Flemming in Jüterbog. Die Familie Flemming, deren eine Linie vom Adel war, stiftete ein Stipendium, zu welchem späterhin dasjenige des schwedischen Rittmeisters Junack gelegt worden ist. Die hiesigen Leute nennen die dorthin gezahlten Pächte Studienpächte, weil sie dazu dienten, einem Sohne dieser Familie die Unterstützung zum Studium zu gewähren. Ist ein solcher nicht vorhanden, so beziehen die 2 älteren, unverheirateten Töchter die Einnahmen von 60 Scheffel Roggen und 60 Scheffel Rauchhafer, welche nunmehr abgelöst worden sind.

Digitized by Google

Das Amt wurde vom Vogte auf dem Schlosse Jüterbog verwaltet und eigentlich waren ihm alle Ortschaften des Landes Jüterbog unterworfen, aber deren Zahl verminderte sich im Laufe der Zeit sehr, da eine ganze Reihe von Ortschaften an das Kloster in Zinna, das Nonnenkloster in Jüterbog u. s. w. übergingen und von deren Vögten verwaltet wurden. Dem Kloster Zinna gehörte der ganze nördliche Teil des Landes Jüterbog, auch Wölmsdorf zehntete dem Kloster.

Das Amtseinkommen floss zum grossen Teil aus dem Geleitsgelde her; es gab einen besonderen Geleitsmann, welcher zur Erhaltung seines Pferdes das Einkommen von 31 Amtshufen, welche in verschiedenen Dörfern lagen und durch Aussterben für den Landesherrn frei geworden waren, bezog. Ausserdem wurden ja viele Strafgelder u. s. w. eingezogen. Die Landesherren bestritten ihre Ausgaben aus den Domänen und Zöllen, aber in schweren Zeiten kamen die Beden (Bethe — Orbede) auf, die Fläminger waren als freie Leute ins Land gekommen, aber man hat sie mit List und Zwang frohnpflichtig gemacht; besonders in der Zeit, wo nach Niederschlagung des Bauernaufstandes im südlichen Deutschland der Frohnden nur noch mehr wurden.

In der Schlossrechnung, welche der Vogt Georg v. Thümen 1492 dem auf Giebichtenstein residierenden Erzbischof vorlegte, findet sich ein Register der hiesigen Pächter und Ansätze zu Frohnden. Da wird Haugeld für das Abhauen des Grases auf den Burgwällen, Eisgeld für das Aufhauen des Eises in den Burggräben, Fastengeld u. s. w. angeführt. Diese Abgaben wurden später regelmässig eingezogen, obwohl solche Arbeiten nicht vorkamen und sie anfangs freiwillige gewesen waren. Während so die Leute immer mehr beschwert wurden, hatten sie zum Glück auch wieder Vorteil. Der landesherrliche $^2/_3$ Zehnt, welcher sehr hoch geworden wäre; denn die Bestellungs-Unkosten fielen ja den Hufnern auch zu, wurde in Hufengarben verwandelt, welche auch wohl Henkergarben genannt wurden, weil sie der Scharfrichter einsammelte. Noch jetzt erscheint der Scharfrichter alle Jahre hier und erbittet sich vom Ortsvorsteher die Erlaubnis, sich 2 Bund Stroh von jeder Wirtschaft einzusammeln, wofür er dem Ortsvorsteher ein Paar Handschuhe zum Geschenk darreicht.

Die Hufengarben sind 1690 in eine Geldabgabe umgewandelt worden und zwar so gnädig, dass für ein Schock Roggengarben 5 Scheffel Roggen, für desgl. Hafergarben 6 Scheffel Hafer verabfolgt wurden. Würde der $^2/_3$ Zehnt des Landesherrn beibehalten worden sein, so müsste, da die Pfarre mit ca. 40 Mk. pro Hufe abgelöst worden ist, die Domänenrente für den Vierhüfner über 300 Mk. betragen, während sie thatsächlich der Pfarrrente gleich oder noch drunter ist.

Die Pächter in Niedergörsdorf entrichteten nach der Schlossrechnung von 1492/95:

Digitized by Google

zu Walpurgis 6 Schock,
„ Martini 12 „
der Schulze giebt Schoss 2—30 Grsch.,
Haugeld der Gemeinde 1—15 „
Eisgeld „ „ 12 „
10 Hühner, 2 Hammel, 1 Kalb (Abfindung für den Fleischzehnt),
Mandelkorn 12½ Mandel Roggen,
„ 12½ „ Rauchhafer,
Brdf. 18 Scheffel Roggen,
„ 18 „ Rauchhafer,
Fastabend. 18 „ Roggen,
„ 18 „ Rauchhafer.

Pächte der Einzelnen.

Der Schulze 1 Hufe, 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Rauchhafer 1 Rauchhuhn (Rauchhuhn, weil es von jedem Hause mit einem Rauchfang gegeben wurde).

(NB. Der Schulze hatte von 5 Hufen 2 steuerfreie, er wird hier nur mit einer Hufe aufgeführt, 2 Hufen steuerten nach Ahlsdorf, wie schon erwähnt ist; die übrigen Pächter geben dasselbe von jeder Hufe.)

Von 4 Hufen geben Hans Frödemann; der Krüger (Name?)

Von 2 Hufen: Valentin Woltmann; Jörgen Schmidt; Peter Woltke Hans Beerwalde; (seit 1495 Jacob Ekelboom) Hans Schuster muss von 2 Hufen je 9 Scheffel schütten.

Von 1 Hufe: Hans Mewes; Christian Thilo; Bastian Beerwalde Thomas Wediger, Lorenz Schumann.

Von 3 Hufen: Thomas Wediger.

Das Lehnsrecht auf den Krug hatte die Familie Zuden = Zeuden welche unter den Geschlechtern (Ratsherren) Jüterbogs genannt wird.

In einem Lehnsbrief 1624 wird die Familie Möritz, auch in Jüterbog angeführt, an welche

Lupsdorf	18	Scheff.	Roggen,	18	Scheff.	Hafer,	1	Rauchhuhn giebt
Hans Schulze	12	„	„	12	„	„	1	„ „
und derselbe	1	„	„	1	„	„		„

Der Lehnsbrief des Gutes Hohen-Ahlsdorf stammt aus dem Jahre 1528:

Hans Jesper von 2 Hufen 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer 1 Rauchhuhn und Fleischzehnt,
Hans Andreas 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer,
Urban Bossdorf 3 „ „ 3 „ „

Nach einem Lehnsbrief des Rats von Jüterbog 1560 zahlt Thomas Andreas: 3 Scheffel Roggen, 3 Scheffel Hafer.

Aus dem Amtsregister 1492 geht hervor, dass damals von hier dorthin 14 Hüfner von 27 Hufen Pächte entrichteten.

Digitized by Google

Niedergörsdorf besass ausser der wüsten Mark Heinrichsdorf mit 13 Hufen. 54 Hufen, von denen 2 fürs Schulzengut steuerfrei waren, 2 der Pfarre gehörten.

Es waren da	8 Vollspäner zu 4 Hufen	= 32
	4 Dreihüfner	12
	1 Zweihüfner	2
	1 Einhüfner	1
	1 Schulzengut	5
	Pfarre	2
		54 Hufen.

Dem Amte waren 23 Hufen verblieben.

In dem Lehnbriefe von Hohen-Ahlsdorf und vom Rat zu Jüterbog erscheint der Name Andreas. Siehe Seite 302.

Im selbigen Lehnsbrief von Hohen-Ahlsdorf wird auch der Name Lupsdorf erwähnt. Die Lösung, welche er nach Seite 22 geben musste, bestand in 3 Parchend Röcken und dergl. Hosen. —

Merkwürdig ist, dass, obwohl ein Lupsdorf 1642 einen Lehnsbrief unterschreibt, sein Name im Kirchenbuch von 1650 nicht zu finden ist. —

Da das erzbischöfliche Amt $^2/_3$ des Zehnten erhielt und dafür 10 Hühner, 2 Hammel, 1 Kalb und $12^1/_2$ Mandel Roggengarben, $12^1/_2$ Mandel Rauchhafer empfing, so lässt sich, wenn es mit rechten Dingen zugegangen ist, ein Schluss auf den damaligen Kulturzustand machen. Es müssen 15 Kälber, 30 Hammel, 150 Hühner, 188 Mandel Roggen und dergl. Hafer gewonnen worden sein. Da aber die Hälfte der Hufen anderswohin zehntete, so ergiebt sich die doppelte Zahl.

NB. Nur Rohrbeck und Dennewitz bauten damals weissen Hafer.

Was Wölmsdorf angeht, welches früher Wilmersdorf hiess, so heisst es in dem Lehnsbriefe der Familie Wilmersdorf 1467: Der Schulze giebt von 2 Hufen 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer; desgl. Hüfner Mewes und die andern und nach Lehnsbrief 1478 muss jeder noch 3 Schilling geben. Wölmsdorf hat 7 Hüfner mit je 4 Hufen, der Freischulze hat nur ebensoviel Hufen. Es geht die Sage, dass die Hüfnerei Birkholz zu einer Zeit 9 Hufen besessen hätte. Es waren 2 Wirtschaften verschmolzen.

Im Landbuch des Klosters Zinna werden in Wölmsdorf von einer Hufe 6 Scheffel Roggen und 5 Scheffel Rauchhafer, $^1/_2$ Grsch. und ein Huhn erhoben. Die Klosterrechnung 1475 führt als Distribute an: 3 Schock 20 Grsch. von 3 Rindern 1 Stör mit dem Zusatz cum pastore ibi. Es scheint, dass der Pastor bei einer Pachtung angestanden hat. Auffällig ist es, dass für die Pfarre in Wölmsdorf nur eine Hufe ausgeworfen worden ist; die Hufe der Pfarre scheint in der Hüfnerei Birk-

Digitized by Google

holz zu liegen. Im Erb- und Landbuch des Klosters Zinna pag. 7 sind für die Pfarre 2 Hufen verzeichnet. Wie mag das zugehen?!

Die hiesigen Pfarrer scheinen sehr gutmütig gewesen zu sein, so dass ihnen hier und da eine Intrada genommen worden ist. Wie schon erwähnt worden ist, waren 4 Hufen von Heinrichsdorf verloren gegangen, von denen 2 wieder erobert worden sind. Nach alter Matrikel erhielt der Pfarrer bei Hochzeiten zur Brautsuppe 6 ℔ Fleisch, ein Brot zu 6 ℔ eine Tillkanne Bier und ein Tuch, ein Ehrenopfer wurde von den Gästen im Umgang um den Altar dargebracht, für einen Gang über das 3. Gehöft hinaus gab es eine Entschädigung. Das alles ist ausser Übung gekommen. Ums Jahr 1730 scheint eine neue Schmälerung des Pfarr- und Kirchenackers im Gange gewesen zu sein, wogegen sich der Pfarrer Tiemann gestemmt hat. Es heisst darüber:

Als 1730 auf der Heinrichsdorfer Mark Haide gemacht und gesät wurde, sind wider des damaligen Landesherrn Willen sowohl der Kirche als dem Pfarrer weggenommen worden.

Das erste Stück, wo bei dem Niedergörsdorfschen Kloth auf der Heinrichsdorfschen Mark Fichten gesät worden, hat Hans Andreson gehört und hat 8 Würfe 32 Schritt breit.

Das andere Stück ist das Kirchenstück von Niedergörsdorf und hat auch 8 Würfe, in der Mitte aber wird es breiter, dass es 11 Würfe hat.

Das erste Niedergörsdorfsche Stück der Pfarre hat 3 Würfe in der Breite. Darauf folgt das Kaltenbornsche Pfarrstück ebensobreit.

Das andere Niedergörsdorfsche Pfarrstück hat 4 Wurf 16 Schritt breit. (Ist nach dem hohlen Wege das 6. Stück.) Hierauf folgt ein gleiches Kaltenbornsches.

Das 3. Niedergörsdorfsche Pfarrstück hat 3 Würfe 12 Schritt breit. Darauf folgt ein gleiches Kaltenbornsches Pfarrstück.

Solches hat Christian Schulze, ein Hüfner in Niedergörsdorf, der diese Pfarräcker lange Jahre in Pacht gehabt, dem Pfarrer jetziger Zeit zu Niedergörsdorf und Wölmsdorf auf desselben Erfordern angewiesen.

Niedergörsdorf, 16. Juni 1747.

Hierher gehört auch, dass dem Pfarracker in Wölmsdorf durch Abpflügen 2 Morgen Landes verloren gegangen sind. Dies alles, was den früheren Pastoren wohl manchen Verdruss gemacht haben wird, ist dadurch gesühnt, dass nach dem neuen Pfarrdotationsgesetz der Gemeinde der Pfarracker zur Bewirtschaftung übergeben worden ist und die Pfarre ein festes Gehalt bezieht.

Die Reformation hat im Besitzstande wenig geändert. Da der letzte hiesige katholische Pleban Gröbitz erwürgt worden war, brauchte er nicht ernährt zu werden und sein Einkommen fiel ungeschmälert dem ersten evangelischen Geistlichen zu; die Amtsabgaben gingen noch immer an das erzbischöfliche Amt. —

Digitized by Google

Einschneidend wirkte darauf der 30jährige Krieg mit seiner Verwüstung. Von den 21 Rauchfängen blieben nur noch 6 Hüfnereien und eine Gärtnerei übrig mit ca. 50 Einwohnern.

Von den alten Familien-Namen hat sich in den Kirchenbüchern nur der Name Ekelboom und Thilo erhalten. Die Familie Eichelbaum scheint sehr kräftig gewesen zu sein, denn es finden sich 1650 hier fünf Familien Eichelbaum, so dass es keine leichte Aufgabe war, als die Geschlechtsregister der einzelnen Höfe durch den cand. Paul Zimmermann aufgestellt wurden, die einzelnen Familien auseinander zu halten Für mich war diese Arbeit zu heiklich und schwer.

Ob die 6 Familien Hecht, welche jetzt im Dorfe wohnen, aus dem Freischulzengut, welches sich von 1650 in gerader Linie bis jetzt erhalten hat, hervorgegangen sind, kann nicht ausgemacht werden, da im Register von 1492 der Name des Schulzen nicht genannt ist. Möglich erscheint dies, da die Familie stets sehr fruchtbar gewesen ist. Meske ist zugewandert. Der Name Müller ist in 4 Familien da, Freidank in 2, Schulze in 2.

Die wüste Mark Heinrichsdorf.

Nördlich der Feldmark von Niedergörsdorf zieht sich zwischen Jüterbog und Brietzen (Treuenbrietzen) in grosser Ausdehnung ein öder Landstrich am Abhange der Flämingshöhe hin, welcher den Namen Berghaide oder auch Birkhaide führt. Sie ist zum Landbau wenig geeignet und war mit einem Aufschlage von Birken bestellt, welche aber nur langsam wuchsen. Der südliche Teil nach Niedergörsdorf zu hat einen geringen, aber immer noch tragfähigen Boden und hier lag Heinrichsdorf, dessen ehemalige Lage noch heute an den Dorfstücken, an dem Kirchenhügel und an einem Wasserbehälter zu erkennen ist. Das Dorf soll in Niedergörsdorf eingepfarrt gewesen sein und es ist noch heute an der nördlichen Seite der Kirche eine vermauerte Thür sichtbar, welche den Kirchgängern von dort gedient haben soll. Nach einer anderen Sage scheint es freilich so, als hätte doch auch der Pfarrer von Kaltenborn nach Heinrichsdorf Beziehung gehabt. Es wird etwa 1000 Schritt östlich von Kaltenborn ein steinernes Kreuz gezeigt. Hier soll der Pfarrer von Kaltenborn auf einem Amtsgange nach Heinrichsdorf, und dazu soll ein Fusssteig frei gelegen haben, mit seinem Küster in Streit gerathen und von ihm erwürgt worden sein. Darum gilt der Stein als Sühnestein und steht noch heute als Grenzstein da.

Schon in sehr alter Zeit scheint Heinrichsdorf eingegangen zu sein und die Herren von Heinrichsdorf haben diese wüste Mark den benach-

Digitized by Google

barten Niedergörsdorfern auf Getreidepacht überlassen. Die Heinrichsdorfer hatten ihren Sitz in Trebbin (Herren von Trebbin). Ein gewisser Heidenreich oder Heinrich v. Trebbin verlegte seinen Wohnsitz nach Blankensee und indem das Geschlecht seinen Sitz ändert, kommt auch um 1300 der neue Name: Herr von Heinrichsdorf auf — (der andere grosse Dynast der L. Jüterbog war Herr v. Bochow). Nach dem Lehnsbriefe von 1568 zahlte die Gesamtgemeinde Niedergörsdorf 2 Wispel Roggen. NB. Dieser Lehnsbrief scheint nur eine Auffrischung einer früheren Belehnung zu sein, welche damals wegen der Übergriffe Treuenbrietzens nöthig war.

Erwähnt wird die Berghaide 1185, wo Wichmann dem Kloster Mönchnienburg 50 Weide- und Waldhufen in dem Walde Ztrekow seines Landes Jüterbog anwies; die Schenkung ist nicht angetreten worden und so blieb der Wald erzbischöflicher Besitz. In der Folge betrachteten die umliegenden Orte die Heide als ein Gemeingut. Sie lag auch wie ein Zankapfel zwischen dem brandenburgischen Brietzen, dem Kloster Zinna, dem Amte Jüterbog und der Mark Heinrichsdorf; sie alle suchten die Haide als ihr Eigenthum zu gewinnen. Die Brietzener waren besonders rührig, ein altes Versehen, nach welchem sie dem Kloster Zinna Wind und Wasser bei ihrer Stadt überlassen hatten, wieder gut zu machen. Nachdem Brietzen 1428 das schöne Frohnsdorf, im Thale der Niplitz erworben hatte, suchte es sich nach Osten auszudehnen. 1452 liess Kurfürst Friedrich die Grenze regulieren. Das Fliess bei Bardenitz galt als Grenze; die Wendemark bei Clausdorf fiel dem Kloster zu. NB. Clausdorf hat einige Zeit zerstört gelegen und ist etwa im 30jährigen Kriege, wo hier die Schlacht bei Jüterbog tobte, untergegangen, später ist es von Friedrich dem Grossen wieder aufgebaut worden, welcher die schönen Bäume auf der Dorfstrasse angepflanzt hat, durch welche sich das Dorf vorteilhaft auszeichnet. —

Auf der darüber liegenden Haide d. i. Berghaide hatten Brietzen und die Klosterdörfer Pechüle und Bardenitz gemeinsame Koppelweide und mit dem Kloster Koppeljagd.

An Holz gehörte zum Klosterdorf Clausdorf der Wald nördlich der Linie: Rehberg, Sandscholle, Kreuz am Wege nach Jüterbog: der südliche Teil nach Linde hin fiel Brietzen zu mit der Klausel: Sofern sich diese Stadt dasselbe zuziehe. Diese Klausel wollte sagen: Sofern Brietzen ein Recht dazu aufweisen könne: aber die brandenburgischen Brietzener verstanden dahin, dass sie nehmen könnten, was sie zu kriegen vermochten. Nun aber meldeten sich auch die Herren von Heinrichsdorf und das umso mehr, als ihre Pächter, die Niedergörsdorfer, von den Brietzenern belästigt wurden. Diese nahmen den Niedergörsdorfer Hufnern das auf den Lehnshufen von Heinrichsdorf

Digitized by Google

gewonnene Getreide fort und hinderten sie im Weiderecht. 1555. Das Klosteramt wiederum liess 1561 Birkenholz auf der Haide schlagen, welche der Heinrichsdorfer als sein Eigentum ansah. Darum fand 1561 durch eine Kommission eine örtliche Besichtigung statt und es ergab sich von Niedergörsdorf aus diese Grenze: Es standen 11 Malsteine (Höfel) östlich der Mark Heinrichsdorf bis an die Landstrasse nach Brietzen, dann die Strasse entlang bis zum eingegangenen Kreuz als Scheidung von Zinna. Ferner lagen 5 Höfel bis Peschüle, ein Höfel zwischen Brietzen und Linde, einer zwischen Linde und Heinrichsdorf. Hierdurch wurde der Teil, welcher zu Brietzen gehört hatte, von Heinrichsdorf in Anspruch genommen. Im folgenden Jahr 1561 fand eine neue Besichtigung statt und man nahm die Grenzbeziehungen von 1452 in Miterwägung. Nunmehr fand man folgenden Grenzzug: Von der Höhe der Mühle bei Bardenitz ein Viertelwegs an der Flur von Brietzen vorüber, dann links zwischen der Liebnitzer und Frohnsdorfer Mark durch, darauf am Wege von Brietzen nach Linde bis zur Wendemark bei Clausdorf vorüber, dann an der Mittelhaide (Berghaide) hinweg bis zum umgefallenen Kreuz. Die Brietzener waren mit dieser Entscheidung nicht zufrieden; sie wurden gewaltthätig, indem sie die Grenzsäulen umwarfen und nach Brietzen fuhren und die Weide verboten. Auch Zinna trat mit seinen Rechten schärfer hervor. Die Niedergörsdorfer hatten etwas Birkenholz abgehauen und mussten dafür 30 Thaler ans Kloster entrichten, auch Wagen und Pferde wurden ihnen beschlagnahmt.

Das Amt in Jüterbog, bei dem sie Beistand suchten, liess sie im Stich, weil es nicht erkannte, dass es im grössten Recht auf die Berghaide war; der Vogt aber von Zinna gab seinem Ziegler ein Stück Landes zum Aufreissen, genug, um 2 Pferde durchzubringen. Dies Stück Land ist noch heute im Besitz der Kossäten von Dorf Zinna. Den Niedergörsdorfern blieb nur die kleine Rache, dass sie dem Ziegler die ausgehobenen Stubben wegfuhren. Die Herren von Heinrichsdorf beschwerten sich auch, aber die Stiftsregierung entschied für Zinna: Weil das Land in kundbarem Possess von Zinna gewesen sei. Der Heinrichsdorfer war abgedrängt und mit ihrem Lehnsherrn auch die Niedergörsdorfer. Brietzen und Zinna des langen Haders müde, einigten sich zu gleichem Teile, doch ergab sich später, dass die Feldmesser sich versehen hatten und den Teil Brietzens doppelt so gross auswarfen. Ein Stück des Landes war nicht zur Teilung gekommen, weil Brietzen auch nicht das leiseste Recht hatte, es sich zuzuziehen, und um dieses Stück haben erbitterte Kämpfe unter den Hirten stattgefunden. 1706 kamen Abgeordnete von Brietzen auf 2 Wagen in Begleitung von 2 berittenen Amtsdienern zur Haide und trafen den Amtsschäfer von Jüterbog. Einer der Herren in braun-rötlichem Rock mit roter Perrücke und Haarbeutel hetzte die

Digitized by Google

Heerde und gab sogar einen Schuss auf den Hirten ab. (Die Brandenburger haben nie Spass verstanden!)

Im Jahre 1712 wurde eine letzte Einigung versucht, sie kam aber nicht zustande, weil man sächsischerseits die Birkhaide als Zubehör von Heinrichsdorf; preussischerseits Heinrichsdorf als ein Anhängsel der Birkhaide gelten lassen wollte. Die Jüterboger wollten ihr Recht auch nicht fallen lassen und um es zu wahren, trieben sie von Zeit zu Zeit ihre Kühe zur Berghaide. Weil aber wenig Futter dort vorhanden war, die Tiere auch von dem weiten Wege ermüdeten, so liessen sie endlich nach. Die Treuenbrietzener dagegen richteten sich wohnlich ein, bauten einen Brunnen und eine Försterwohnung, wozu später noch, als die sogenannte Wüstenchaussee gebaut wurde, ein Gasthaus hinzukam; denn in der Wüste giebt es leicht Durst. Endlich ist in dieser Kolonie Tiefenbrunn auch ein respektabler Bahnhof an der Wüsteneisenbahn gebaut worden. Die Brietzener haben das Feld behauptet, obwohl sie wohl das wenigste Recht hatten. Sie haben Kiefern angesät und gewinnen Grubenhölzer.

Sächsische Zeit.

Schon nach dem Frieden von Prag 1635 liess sich Chursachsen die Ämter Querfurt, Jüterbog, Dahme, Burg zugestehen, das übrige nördliche Land Jüterbog mit Kloster Zinna ging zu Brandenburg über. Die Besitzergreifung geschah erst nach dem westfälischen Frieden, ja bis zum Tode des letzten Administrators Augustus 1680 blieb das Erzbistum noch vereinigt. Die sächsische Zeit hat der hiesigen Gegend keinen besonderen Segen gebracht. Die prachtliebenden, verschwenderischen Fürsten brauchten viel Geld und verkauften darum viel Eigentum, die Frohnden wurden auch nicht leichter. Im Walde Cappan, in einer schönen Schlucht, hatte das Nonnenkloster eine Schäferei angelegt. Diese wurde 1715 an einen Herrn v. Lüttichau für 8000 Thaler veräussert. Im Jahre 1717 kaufte derselbe auch den Gesindezwang, das Braugerät und den Fleischzehnt für 560 Thaler und gründete so das schöne Gut Cappan mit Wald, Wein, Wiese, Wolle. Niedergörsdorf hatte Dienstzwang und Frohndienst hierher zu entrichten. Noch heute ist der Hofesteig vorhanden, auf welchem die Leute von hier und Dennewitz zu den Diensten nach Cappan eilten. Die Grossmutter des Höfners Hecht (Jochen) war noch die letzte, welche 2 mal im Dienstzwange auf Cappan gewesen ist. Während die magdeburgische Zeit 500 Jahr gedauert hat, umfasst die sächsische Zeit zum Glück nur 150 Jahre.

Preussische Zeit.

Durch den Wiener Frieden 1815 ging die Hälfte von Chursachsen an Brandenburg über, die Huldigung geschah am 3. August 1815 in

Digitized by Google

Merseburg.*) Die preussischen Könige hatten an dem neuen Lande ein grosses Wohlgefallen und suchten den Wohlstand zu heben. Der Ober-

*) Das Patent hat folgenden Wortlaut:

An die Einwohner des preussischen Sachsen.

Durch das Patent, welches Ich heute vollzogen, habe Euch Einwohner Sachsens, mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbaren und deutschen Landsleuten vereinigt. Die gemeinsame Übereinkunft der zum Congress hierselbst versammelten Mächte hat Eure, dem Loos des Krieges unterworfene Länder Mir zur Entschädigung für den Verlust angewiesen, der den Mir garantirten Umfang Meiner Staaten auf einer Seite vermindert, wo er Mir nach einstimmigem Beschluss nicht ersetzt werden konnte.

Durch die Schicksale der Völker nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem Ihr Jahrhunderte lang mit treuer Ergebenheit angehangen, geht Ihr jetzt zu einem anderen über, dem Ihr durch die befreundenden Bande der Nachbarschaft, der Sprache, der Sitten, der Religion verwandt seid.

Wenn Ihr Euch mit Schmerz von frühern, Euch werthen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz, als dem Ernste des deutschen Gemüthes ziemend, und als eine Bürgschaft, dass Ihr und Eure Kinder auch Mir und Meinem Hause mit ebensolcher Treue fernerhin angehören werdet. Ihr werdet die Nothwendigkeit Eurer Trennung erwägen. Meine alten Unterthanen haben grosse und theure Opfer gebracht; sie haben vor der Welt und der Nachwelt den Anspruch erstritten, dass die Gefahren von Gross-Beeren und von Dennewitz ihnen auf immer fern bleiben müssen. Sie haben das Zeugniss erworben, durch Tapferkeit und Treue für ihren König auch Deutschland von der Schmach der Knechtschaft errettet zu haben. Aber sollten sie die eigene Unabhängigkeit und die Freiheit Deutschlands behaupten, sollten die Früchte des schweren Kampfes und die blutigen Siege nicht verloren gehen, so gebot es eben so sehr die Pflicht der Selbsterhaltung, als die Sorge für das deutsche Gemeinwohl, Eure Länder mit Meinen Staaten und Euch mit Meinen Unterthanen zu vereinigen. Nur Deutschland hat gewonnen, was Preussen erworben.

Dieses werdet Ihr mit Ernst erwägen, und so vertraue Ich Eurem deutschen und redlichen Sinn, dass Ihr mir den Eid Eurer Treue ebenso aus der Fülle des Herzens geloben werdet, als Ich zu Meinem Volke Euch aufnehme.

Euern Gewerben eröffnen sich durch die Vereinigung mit Meinen Staaten reichere Quellen. Die Wunden des Krieges werden heilen, wenn die gegenwärtige Gefahr und die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen zur Bewahrung unserer Selbstständigkeit vorüber sein wird. Meine Vorsorge wird Eurem Fleiss wirksam entgegenkommen.

Eine wohlthätige, die Lasten des Staates gleich vertheilende Verfassung, eine zweckgemässe Verwaltung, sorgsam erwogene Gesetze, eine gerechte und pünktliche Justizpflege, die nicht länger durch die Last der Formen den Lauf des Rechts beschränken und hemmen wird, diese Säulen der öffentlichen Wohlfahrt werden Euern innern Haushalt friedlich beschirmen.

Eure kriegslustige Jugend wird sich ihren Brüdern in Meinen andern Staaten zum Schutz des Vaterlandes treu anschliessen, die Diener der Kirche werden fernerhin die ehrwürdigen Bewahrer des väterlichen Glaubens sein.

Euren Lehranstalten, den vieljährigen Pflegerinnen deutscher Kunst und Wissenschaft, werde Ich Meine besondere Aufmerksamkeit widmen und wenn der preussische Thron noch nach Jahrhunderten, auf den Tugenden des Friedens und des Krieges gegründet, die Freiheit des deutschen Vaterlandes bewacht, so werdet auch Ihr den Vorzug theilen, der dem preussischen Namen gebührt, und in den Jahrbüchern des preussischen Ruhms, brave Sachsen, wird die Geschichte auch Euern Namen verzeichnen

Wien, den 22. May 1815.

Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

regierungsrat Meuss war unermüdlich, die Wunden zu heilen. Viele Steuersätze wurden herabgesetzt, den Dörfern wurde eine Erleichterung in den Kavallerieverpflegungsgeldern gebracht, dem Kreise Jüterbog wurden 6000 Thaler, also fast die Hälfte der Grundsteuer erlassen, Kriegsschuldentilgung blieb den Leuten fern, ja eine alte Kriegsschuld von 7000 Thalern aus Napoleonischer Zeit wurde beseitigt. Dass die Dörfer, in denen die Schlacht von Dennewitz gewütet hatte, ein schönes Schmerzensgeld empfangen haben, ist schon berichtet worden.

Welcher Segen sonst unter preussischer Regierung über diese Gegend gekommen ist, braucht nur angedeutet zu werden. Durch Aufhebung der Hörigkeit, durch Ablösung der Domänen- und Pfarr-Rente, durch die Separation sind die Hüfner erst Herren auf ihren Gehöften geworden und wissen sich auch bei wachsendem Wohlstand als solche.

Zwar sind noch hohe Renten zu zahlen, aber das Ende ist doch abzusehen. Besser noch würde es um den Wohlstand hiesiger Gemeinde stehen, wofern sie 1823 den Waldkomplex von Heinrichsdorf hätten erwerben können. Die Churfürsten hatten denselben als ein wüstes Land nach dem Recht des Landesherrn von Wald und Wasser an sich genommen und aus der Haide war ein Jagdrevier geworden, welches kaum die Unkosten für den Förster deckte. So verkaufte Preussen Heinrichsdorf an den Besitzer von Cappan. Die Niedergörsdorfer, welche Pächter des Landes waren und die Hutgerechtigkeit besassen, hatten das Kauf-Vorrecht gehabt, sind aber nicht gefragt worden, hätten vielleicht auch in dem ärmlichen Verhältnissen nach dem Kriege nicht den Mut gehabt, den Kauf mit geborgtem Gelde zu vollführen. 13 Hufen Acker aus Heinrichsdorf sind den hiesigen Leuten geblieben, von denen sie einen grossen Teil zu Wald eingeschont haben, welcher Brennholz liefert; für die Waldgerechtigkeit haben sie eine Abfindung von 180 Morgen erhalten.

Es bestanden bis zum Abfindungsrezess 1830 wegen der Wald- und Weidegerechtigkeit eigene Verhältnisse. Die Niedergörsdorfer hatten in der Heinrichsdorfer Haide die Hutberechtigung und das Recht des Raff- und Leseholzes und der Waldstreu. Cappan, jetzt Besitzer der Haide, hatte Hutberechtigung auf der Niedergörsdorfer Feldmark und kam bis nahe an das Dorf. Die Berechtigung der Niedergörsdorfer auf Raff- und Leseholz war in seinem Kaufbrief übersehen worden. Der Pfarrer in Kaltenborn hatte nie im Walde gehütet, der Pfarrer in Niedergörsdorf verzichtete wegen des geringen Anspruchs. Die Kossäten, welche bisher kein Feldland besessen, aber Kühe mit auf die Weide getrieben hatten, kamen nun zu Land, indem sie für das Weiderecht abgefunden wurden; der Häusler Kühnast I und Ackermann gingen leer aus, weil sie keine Kuh gehalten hatten. Dem Besitzer von Cappan wurde ein Viehtrifft

Digitized by Google

bewilligt 10 Ruten breit, welche er mit Bäumen bepflanzen, aber sonst nicht ausnützen darf.

Zwei Aktenstücke der Pfarrschranks geben Kunde von der Lohntreiberei und der Unterdrückung der Unbotmässigkeit zu Ende des 18. Jahrhunderts*).

*) Publicandum. Seine Königl. Majestät von Preussen etc. Unser allergnädigster Herr haben höchst missfällig vernommen: dass während des jetzigen Krieges, gewinnsüchtige Leute sich unterfangen, das Handwercks- Tage- und Gesinde-Lohn zu erhöhen. Diesem Unfug zu steuern, haben Se. Königliche Majestät verordnet:

1) dass Professionisten, Tagelöhner, Spinner und alle Arten der Arbeiter auch Dienst-Gesinde, welche sich beykommen lassen, das vor Anfang des Krieges üblich gewesene Lohn zu erhöhen, im erstern Uebertretungs-Fall mit Anstellung an das Hals-Eisen, spanischen Mantel oder Hand-Arbeit, zu herrschaftlichen Diensten, bestrafet, beym zweyten Uebertretungs-Fall aber respective mit Vier wöchentlicher Zuchthaus- oder Vestungs-Strafe beleget werden sollen.

2) Diejenige, welche den Professionisten, Tagelöhnern, Spinnern und andern Arbeitern oder dem Gesinde mehr Lohn, als vor dem Kriege üblich gewesen, bewilligen, sollen in den Städten in respective Zwey und Fünf Rthlr. Strafe, auf dem platten Lande aber in die bereits in der Gesinde-Ordnung bestimmte Strafe verfallen.

3) Diejenige Wirthe, welche, um diese Verordnungen zu hintergehen, sich mit dem Gesinde dahin vereinigen, dass sie ihnen zwar nur das in der Gesinde-Ordnung festgesetzte Lohn geben, dagegen aber ein sogenanntes Geschenck bewilligen, sollen beyde sowohl der Brodt-Herr als das Gesinde, welches solches nimmt, eben so bestrafet werden, als wenn sie das Lohn selbst gesteigert hätten.

4) Diejenigen, welche eine dem zuwieder geschehene Handlung anzeigen, sollen den vierfachen Betrag des Geschenks von dem Brodt-Herrn erhalten, und wenn es der Dienst-Bothe selbst anzeigt, so soll derselbe von der Strafe noch überdies befreyet bleiben;

welches zu Jedermanns Nachricht, Achtung und Warnung hierdurch bekannt gemacht wird. Berlin, den 8ten April 1779.

Königl. Preuss. Churmärkische Krieges- und Domainen-Cammer.

v. Siegroth. Michaelis. v. Mauschwitz. v. Krosigk. v. Schönfeld. v. Bornstedt. Kornmann. Böhme. Naumann. Krusemarck. Schmid. Lengnich. Neuhaus. Schirmeister. Grothe. Bar. v. Hohberg. Bartsch. v. Sudhausen. v. Kropff. Bötticher. Bayer. Kahle. Siebmann. Bar. de Lamotte. Müller. Heller. Jäschke.

Verordnung,
welchergestalt Unterthanen, die sich ihrer Guthsherrschaft widersetzen, gestraft werden sollen.

De dato Berlin, den 7. December 1775.

Wir Friederich, von Gottes Gnaden, König von Preussen; Marggraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Erz-Cämmerer und Churfürst; Souverainer und Oberster Herzog von Schlesien; Souverainer Prinz von Oranien, Neufchatel und Valangin, wie auch der Grafschaft Glatz; in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklenburg und Crossen Herzog; Burggraf zu Nürnberg; Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg,

Digitized by Google

Artillerie-Schiessplatz (Altes Lager).

Der Kreislandrat Hauschsteck war in den vierziger Jahren mit der hiesigen Gemeinde behufs Ankauf eines Stück Landes zu einem Artillerie-Schiessplatz in Beziehung getreten. Die Gemeinde fand sich auch willig, ein Stück geringen Landes am Wege nach Lindow abzutreten. Die Bedingungen des Kaufes waren nicht ungünstig. Es war freilich nur ein geringer Preis für das Land angesetzt; aber die Gemeinde behielt das Hütungsrecht und hatte auch den Vorkauf bei etwaiger Zurückgabe des Platzes. Der Kauf wurde in Gegenwart eines Intendanturrates abgeschlossen, aber man hatte vergessen, einen gerichtlichen Notar herbeizuziehen. Als den Leuten der Kauf leid wurde, kam ein sehr geschmeidiger Sekretär der Intendantur, konnte aber nichts ausrichten. Der Rechtsanwalt F. aus Jüterbog führte den Leuten die Sache. Der Herr Sekretär schied nach nutzlosem Zureden mit der Weissagung,

---

Ost-Friesland und Meurs; Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin, Lingen, Bühren und Lerrdamm; Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arley und Breda etc. etc. etc.

Thun kund und fügen zu wissen. Nachdem es sich seit einiger Zeit nicht selten zugetragen hat, dass Unterthanen und ihr Gesinde, theils boshafterweise, theils auch aus vermeintlicher Befugniss, ihre Gerechtsame zu schützen, ihrer Gutsherrschaft oder Obrigkeit und deren Beamten nicht allein den schuldigen Gehorsam versagt, sondern auch denselben sich durch zusammenrottiren, durch ausgestossene Drohungen gewaltsamen Widerstandes, und sogar durch thätliche Vergreifung, wiedersetzet haben, Wir aber dergleichen tumultuarisches Verfahren, wodurch alle Ordnung gestöret wird, und wobey die Unterthanen ihre sonst vielleicht gerechte Sache selbst verderben, nicht gestatten können; So haben Wir nöthig gefunden, folgendes zu verordnen.

§. 1. Derjenige Bürger, Bauer oder andrer Unterthan, welcher seinen Guths- oder Gerichts-Herren einen Schlag versetzet, soll blos dieserhalb mit Zweyjähriger Vestungsarbeit bestraft, und diese Strafe nach Gefährlichkeit des Schlages geschärft werden, wie denn auch schon derjenige, welcher seine Obrigkeit mit Schlägen bedroht, ohne al'ə Rücksicht auf die Veranlassung des Streits, mit Sechsmonathlicher Karren-Strafe belegt werden soll.

§. 2. Wer einen Beamten der Obrigkeit, in Ausrichtung der ihm aufgetragenen Geschäfte, thätlich behandelt, es sei durch Schlagen, Stossen und dergleichen, soll, wenn es der ihm vorgesetzte Justitiarius ist, auf Ein Jahr, sonst auf Sechs Monath, zur Vestungsarbeit condemniret, die gegen solche Beamte ausgestossene Drohungen und Schimpfwörter jedesmahl verhältnissmässig geahndet, und die sowohl in diesem als vorhergehenden §pho verordnete Strafe verdoppelt werden, wenn sich die Unterthanen versammlet, und eine Zusammenrottirung oder Auflauf gemacht haben. Und Wir verordnen ausdrücklich, dass alles dieses, unbeschadet dem Recht, geschehen soll, welches einer Guthsobrigkeit nach Maasgabe der Landes-Recesse und Landesverfassung zusteht, einen ungehorsamen und widerspenstigen Unterthan zum Verkauf seines Hauses oder Guths, an einen der Herrschaft anständigen Mann, binnen einer zu bestimmenden Viertel- oder Halbjährigen Frist rechtlich anzuhalten.

§. 3. Sollten sich Gemeinen, oder einzelne Glieder derselben so weit vergessen, dass sie den von den Landes-Collegiis abgeschickten Commissariis, oder auch den zu

Digitized by Google

welche auch eingetroffen ist: Die Sache wird ihnen mal leid werden; für uns giebt es noch genug Sand auf der Erde. Die Hüfner von Zinna haben den Sand hergegeben und sind nicht schlecht gefahren.

Als 1871 auf der Berghaide gefangene Franzosen internirt wurden, ist aus den Holzbaracken der Artillerie-Schiessplatz (Altes Lager) entstanden, zu welchem auch Stücke Landes von Niedergörsdorf hergegeben worden sind. Das Lager selbst liegt mit den schönen Anlagen, welche hier entstanden sind, auf öder Heide jenseits der Chaussee nach Treuenbrietzen, welche wieder etwas nördlich von der früheren Heerstrasse erbaut worden ist. Diesseits der Chaussee liegen zwei Restaurationen, ein Kaufladen, Bäckerei, 2 Friseurstuben und der Bahnhof.

Kirchlich werden die Personen, welche hierher gehören, auch von hier versorgt; aber aus dem hiesigen Schulverbande sind sie seit 1897, wo der Militärfiskus eine eigene Schule dort gegründet hat, welche zur Lokalschulinspektion Zinna gehört, entlassen.

Vollstreckung der in Unserm Namen ergangenen Befehle sich einlegenden militairischen oder landreuterlichen Executionen Widerstand thäten; So soll ein dergleichen an dem Commissario oder den Executoren ausgeübter Unfug jedesmahl besonders geahndet, und, nach Maasgabe der Umstände, mit Sechsmonathlicher bis Einjähriger, und, nach Befund, noch längerer Vestungsarbeit, bestraft werden.

§. 4. Befinden sich unter den Bauern, Bürgern oder Unterthanen, die sich der in den vorstehenden §§phis verpönten Widersetzungen schuldig machen, Soldaten, Beurlaubten oder Enrollirte; so muss die Obrigkeit des Orts derselben Arretirung sofort veranlassen, ein summarisches Protocoll über das vorgegangene Factum aufnehmen lassen, und dieses, nebst den Arrestanten, an die nächste Garnison abschicken, damit sodenn von der Behörde ein Krieges- oder Standrecht veranlasset, und die der Civil-Obrigkeit bekannt zu machende Militair-Strafen von Gassenlaufen und Vestungsarbeit nach dem in vorstehenden §§phis bestimmten Verhältniss, an ihnen vollzogen werden.

Wir befehlen allen Unsern Unterthanen so gnädig als ernstlich, sich hiernach auf das genaueste zu achten, Unsern Landes-Collegiis und allen Obrigkeiten aber, auch in Ansehung der Soldaten den Chefs und Commandeurs, an welche das General-Auditoriat die ihm vom Etats-Ministerio zuzufertigende Exemplarien vertheilen wird, diese Unsere allgemeine Verordnung in vorkommenden Fällen, ohne einige Nachsicht, zur Vollstreckung zu bringen. Damit auch diese Verordnung zu jedermanns Wissenschaft gelange, und Unsre Unterthanen für Schaden und Strafe sich hüten mögen; so soll selbige nicht nur in den Kirchen öffentlich abgelesen, sondern auch in Städten, durch die Magistrate, und in den Dörfern, durch die Dorfgerichte, den Einwohnern bekannt gemacht, nicht minder an den Thüren der Rathhäuser und Kirchen, auch in allen Gerichtsstuben, Schulzengerichten und Dorfkrügen angeschlagen werden.

Urkundlich haben Wir diese Verordnung höchst eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Königlichen Insiegel bedrucken lassen. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 7. December 1775.

Friderich.

(L. S.)

v. Fürst. v. Blumenthal. v. Münchhausen. v. Derschau. v. Zedlitz. B. v. d. Schulenburg. v. Dörnberg. v. Görne. v. Gaudi.

Digitized by Google

Eisenbahn.

Um dem Militärfiskus zu dienen resp. die Sekundärbahn von Jüterbog nach Treuenbrietzen rentabel zu machen, ist dieselbe mit einer ziemlichen Krümmung über das alte Lager gelegt worden. Sie läuft so ziemlich neben der alten Wüstenchaussee, so dass nun auch in neuster Zeit eine Wüsteneisenbahn über die öde Bergheide führt, welche ausser dem Schiessplatz und dem geringen Abbau Tiefenbrunn keine Wohnstätte von Menschen berührt. Die hiesigen Dörfer, welche auf zwei Seiten die Bahnzüge dicht vorüberbrausen sehen und die doch die drei nächsten Bahnhöfe immer nur in einer Stunde erreichen konnten, waren schon seit langer Zeit im Nachteil gegen den östlichen Zug des Kreises, welcher reichlich Chausseen aufzuweisen hat. Es ging vieler Wunsch dahin, dass die neue Bahnstrecke von Treuenbrietzen in gerader Linie über Tiefenbrunn ungefähr an der Stelle des heutigen Bahnhofs Niedergörsdorf in den Bahnkörper der Anhaltischen Eisenbahn einmünde. Dann wäre eine Verlängerung der Bahn über Seyda, Pretsch nach Leipzig und eine Verbindung über Nauen nach Hamburg mit Umgehung von Bahnhof Jüterbog, dessen Entlastung recht nötig ist, möglich geworden. Als die Behörden hierfür kein Ohr hatten und der Bahnhof im Walde von Dennewitz, welcher, um doch etwas zu gewinnen, erbeten und bewilligt wurde, doch kaum von Nutzen sein konnte, da die Dörfer Wölmsdorf, Kaltenborn, Malterhausen ganz leer ausgingen, so trat als Beschützer seines Kreis-Dorfes Gölsdorf der Landrat von Herzberg ins Mittel und ihm ist es zu verdanken, dass, was trotz vieler Petitionen nicht möglich gemacht werden konnte, hier an der Anhaltischen Eisenbahn ein Bahnhof mit Güterverkehr eingerichtet worden ist. Die Bahngebäude sind sehr ärmlich ausgestattet und enthalten nur die nötigsten Diensträume. Die Beamten haben keine Wohnung und müssen sich in Jüterbog ein Unterkommen suchen, was bei der reichlichen Verbindung möglich ist. Wie steht es mit ihrer Verpflegung! Der Bahnhof in seinem Verkehr zeigt, dass einem langen Bedürfnis endlich entsprochen worden ist. Es ist dort ein Korn- und Kohlen- auch Düngmittel-Geschäft entstanden und die Restauration nährt ihren Mann. Ein grosser Übelstand ist es, dass der linksseitge Bahnsteig bei der Lage des Bahnhofs in freiem Felde gegen die Unbill der Witterung, besonders gegen die scharfen Winde, welche über den baumlosen Fläming hinsausen, durch keine Schutzvorrichtung gesichert ist. Wir holen uns da oft den Schnupfen und sind gegen die Direktion, welche auf unsere Vorstellungen nicht eingehen will, stark verschnupft. Wir hoffen, dass sie bald ein gütiges Einsehen hat und nicht auf Kosten unserer Gesundheit zu sparsam für den überfliessenden Säckel ist.

Ein anderer Wunsch bleibt noch dahin übrig, dass endlich auch ein Wandel auf der Wüstenchaussee nach Treuenbrietzen geschaffen

Digitized by Google

werde. Vom alten Lager bis nach Jüterbog ist sie seit Jahren so vom Militär eingenommen, dass für Privatfuhrwerk kaum Raum ist. Ihr Lauf weist von Tiefenbrunn, Malterhausen auf Niedergörsdorf und von da zur Stadt Jüterbog.

Telephon und Postagentur.

Der Bankhalter Apponius hatte sich durch die Post Telephon von Malterhausen, seinem Gute, nach seinem Bureau in Jüterbog anlegen lassen und ging die Leitung hier dicht am Dorf vorüber. Als er 1890 starb und seine Witwe das Gut veräusserte, sollte die Leitung abgerissen werden. Der Ortspfarrer setzte sich nunmehr mit dem Postamt in Verbindung und erhielt die Antwort, dass bei einer Zahlung von 400 Mk. von den Interessenten die Leitung bestehen bleiben und Niedergörsdorf mit einer Station angeschlossen werden könnte. Für die Zahlung von 300 Mk. wurde der neue Besitzer von Malterhausen leicht gewonnen; denn er erkannte sofort die Wichtigkeit der Einrichtung für sein Gut. Der Pfarrer unterschrieb nunmehr den Revers in dem guten Glauben, dass die hiesigen Gemeinden gern bereit sein würden, die 100 Mk. zu geben; aber einige Hüfner waren dagegen und die Sache kam endlich dahin zu stande, dass die Gemeinde

Niedergörsdorf	40	Mk.,
Wölmsdorf	20	„ ,
der Pfarrer	25	„ ,
Krüger Kühnast	15	„ gaben.

An einen Beitrag von Dennewitz und Gölsdorf war nicht gedacht worden, sie haben die Vergunst einer billigen Bestellung umsonst erhalten.

Merkwürdig war, dass der Hüfner, welcher am meisten widerstrebt hatte, den Telephon zuerst gebrauchen musste.

Schon der Postdirektor hat dem Pfarrer eine Post-Agentur zugesagt, wenn der Weg von Jüterbog hierher passierbar wäre. Als nun die Eisenbahnhaltestelle eingerichtet wurde, erinnerte der Pfarrer an die Ausführung des alten Versprechens und mit gutem Erfolg. Es wurden nun zwar in den andern Dörfern, denen sich Wölmsdorf anschloss, Stimmen laut, welche Post und Telephon nach dem einsamen Bahnhof verlegt wissen wollten, aber die Postbehörde richtete in guter Überlegung die Postagentur hier ein, wo sie uns zur grossen Bequemlichkeit vom Krüger (Gastwirt) verwaltet wird. Beide Einrichtungen stellen sich immer mehr als eine zeitgemässe Verbesserung der Postbestellung heraus.

Kulturzustand.

Zur Beurtheilung des derzeitigen Kulturzustandes mag das Resultat der letzten Volkszählung folgen. Im Jahre 1829 waren hier 21 Rauchfänge mit 107 Einwohnern.

Digitized by Google

Einwohner:
1880: 154 männlich 38 Wohnhäuser,
119 weiblich 47 Haushaltungen
273
1883: Gehöftsbesitzer 38 (Hüfner u. Büdner)
Viehbesitzer 44
Pferde 65 Stück,
Rindvieh 167 „ ,
Schafe 1088 „ ,
Schweine 256 „ ,
Ziegen 30 „ ,
Bienenstöcke 35 „ .
Einwohner:
1900: 175 männlich 51 Wohnhäuser,
160 weiblich 65 Haushaltungen.
335
Gehöfte 51
Viehbesitzer 49
Viehbesitzd. Haushalt. 54 (d. i. mit Einlieger)
Pferde 74 Stück,
Rindvieh 241 „ ,
Schafe 264 „ ,
Schweine 419 „ ,
Ziegen 60 „ ,
Bienenstöcke 44 „ ,
Obstbäume 4722 „ .

Zur Steuer veranlagt sind 130 Personen; 25 Personen mit Einkommen über 900 Mk., 105 mit fingierter Steuer.

Gelesen werden: Missionsblatt 25 Exempl.
Himmelan 13 „
Evgl. Sonntagsblatt 10 „
Kreisblatt 15 „
verschied. Zeitungen 20 „
Journale 4 „
Obstbau, Jagd 2 „ .

In den meisten Häusern herrscht Ordnung und Sauberkeit, auch haben fast alle Fenstervorhänge und Blumen an den Fenstern ausgestellt. Die Dorfstrasse ist noch nicht gepflastert; aber man denkt daran. Auch eine Beleuchtung derselben ist angebahnt und wird wohl zustande kommen. Auf der Strasse steht eine Friedens- und Luther-Linde.

Erwähnt mag werden, dass zum Advent 1900 eine freundliche, unbekannte Hand die Kirche mit einer schönen Lampe (Kronleuchter) geschmückt hat.

Digitized by Google

Wölmsdorf.

Ist mit der Domänen-Rente bis auf 5 Hüfner, welche noch je 1,50 Mk. zahlen, abgefunden. Zur Pfarr-Rente, welche noch etwa 30 Jahre zu zahlen ist, sind die Beiträge so ziemlich gleich in der Höhe von 160 Mk. Friedrich Höhne zahlt mehr, weil er Land angekauft hat.

9 Einwohner zahlen direkte Einkommensteuer, 19 fingierte; die Kriegssteuer ist bezahlt, es erfolgen Rückzahlungen.

In der Volkszählung von 1895 ergaben sich 69 männl., 64 weibl. Einwohner.

1900: 73 männlich
64 weiblich
135 Personen
18 Wohnhäuser,
21 Haushaltungen,
38 Pferde,
140 Rindvieh,
264 Schafe,
199 Schweine,
20 Ziegen,
338 Federvieh,
66 Bienenstöcke,
1261 Obstbäume.

In beiden Gemeinden bestand bis 1880 in Kommunalangelegenheiten der Mannschaftsfuss. Jeder Hüfner repräsentierte einen ganzen Mann, der Kossät $\frac{1}{2}$; der Ackerhäusler $\frac{1}{4}$; der Anbauer $\frac{1}{8}$ Mann; jetzt geht es nach % der Staatssteuer. —

Die Schule gehört beiden Orten zu und wird besucht: 63 d. i. 35 männlich, 28 weiblich, Wölmsdorf stellt hierzu 11 männliche, 10 weibliche Kinder.

Das Gehalt des Lehrers ist durch das Entgegenkommen der Gemeinden auf 900 Mk. Grundgehalt,
300 „ Küsterei-Zulagen,
120 „ Alterszulage festgesetzt.

Abgaben und Lasten.

Neben den Klassen- und Gebäudesteuern haben die hiesigen Gemeinden, um das frühere Pachtverhältnis zu lösen und in den freien Besitz der Höfe zu gelangen, noch bedeutende Renten zu zahlen.

Für den Zehnten, welcher ans Amt entrichtet wurde, besteht seit 1. April 1853 eine Domänenrente, welche in 56 Jahren d. i. bis 1909 zu 4 % Zinsen und $\frac{1}{2}$ % Amortisation zur Ablösung kommt. Die

Digitized by Google

Rentenbank-Rente, welche bis 1915 unter denselben Bedingungen abgelöst wird, stammt aus den Pächten her, welche an die Besitzer von Hufengerechtigkeiten, d. i. an Bürger der Stadt Jüterbog, an die Besitzer von Hohen-Ahlsdorf zu entrichten waren. — Wie man jetzt sein Geld in Hypotheken anlegt, so erwarb man damals mit denselben das Recht auf Hufenpächte. Dazu kommt noch die Pfarr-Ablösungs-Rente.

Es zahlen jetzt noch:

Name.		Stand	Domänen-Rente		Renten-bank-Rente		Pfarr-Rente		Summe	
			M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.
Krüger	Kühnast	4 Hufen	144	90	12	30	158	70	323	90
Linke	Müller	4 „	143	50	12	30	156	40	312	20
Dümchen	Müller	4 „	153	70	12	30	153	80	319	80
Hendrick	Schulze	2 „	79	40	6	20	78	90	164	50
Angerähn	Freidank	4 „	84		79	10	165	60	328	70
Aussen	Hecht	3 „	59	60	67	90	126	90	254	40
Meyer-Hecht	Lehmann	1 „	31	70	—	—	44	90	76	60
Bossdorf	Müller	3 „	62	20	62	80	117	60	242	60
Witwe	Freidank	3 „	120	20	9	20	117	60	246	—
Petersch	Meske	4 „	153	60	12	30	156	70	322	60
	Herrmann	3 „	87	20	36	50	126	90	249	60
Jochen	Hecht	4 „	92	60	71	—	156	40	329	—
Schulze	Hecht	5 „	86	90	41	80	195	10	323	80
Jesper	Hecht	4 „	154	50	12	30	159	50	320	30
Lenzen-Eichel-baum	Zwanziger	4 „	64	90	99	—	162	50	326	40
Müllers	Richter	Kossät	49	80	—	—	4	30	54	10
G.	Schulze	do.	16	20	—	—	1	70	17	90
	Krüger	Schmied	3		—	—	—	—	—	—
Müller		Zimmerer	2	70	—	—	1	70	4	40
Bornad	Müller	Gärtner Kossät	15	40	—	—	1	90	17	30
							2087	10	4309	80

Wäre der Zehnt ans Amt u. s. w. nicht durch die schon erwähnte Umwandlung in Fruchtgarben (Henkersgarben) gemildert worden, so würde sich nach der Pfarrabgabe gerechnet statt 4309,80 Mk. die Summe von 6261,30 Mk. ergeben. Es sind demnach 2000 Mk. jährliche Abgaben erlassen worden. Diese Summe wäre auch kaum zu erschwingen gewesen, da das Dorf mit ca. 180 000 Mk. zu 4 % verschuldet ist. — Dieser Verschuldung gegenüber stehen 20 000 Mk. deklariertes Vermögen. —

In Wölmsdorf liegen die Verhältnisse günstiger. Dort sind die schweren Kriegssteuern, welche von dem altpreussischen Dorfe getragen werden mussten, abgezahlt, ebenso die Domänenrente. Die Pfarr-Rente dauert noch bis 1934 und zahlen:

Digitized by Google

Lehnschulze Henze	151,60	Mk.,
Ernst Schulze	4 Hufen 161,10	Mk.,
Ernst Friedrich	„ 159,40	„ ,
Johann Lehmann	„ 153,70	„ ,
Gottfried Höhne	„ 162,90	„ ,
Gotfried Birkholz	„ 158,90	„ ,
Christian Wenzel	„ 158,50	„ ,
Niendorf	41,80	„ ,
Ehrenberg	1,70	„ ,
Letz	—,60	„ ,
G. Freidank	—,80	„ ,
Ernst Polz Müller	58,30	„ ,
	1208,70	Mk.

Niedergörsdorf ist dann noch in seinem Wegebau über Gebühr belastet; denn es hat nicht weniger als 23 km Kommunikationswege in Ordnung zu halten, wozu die Planzugänge mit ca. 12 km hinzutreten. Die Dorfstrasse hat eine tiefe Lage und darum macht ihre Instandhaltung fortwährend grosse Umstände. An Einnahme hat die Gemeinde 126 Mk. Pacht für Gemeindeacker und 700 Mk. Jagdpacht. Die Gemeinde ist jetzt in nicht geringer Sorge, dass sie bei dem Mindergebot auf den Pfarracker gehalten werden könnte, den Ausfall durch Umlage aufzubringen, da sie doch noch nicht fertig ist mit der Abzahlung der alten Pfarrrente. Eine Herabsetzung des Grundgehalts von 3000 Mk. auf 2400 Mk. ist beantragt worden; es ist aber ein abschlägiger Bescheid eingegangen. Die Ablösung der Zehnten u. s. w. ist wohl gut gemeint, aber bis jetzt hat von den Interessenten keiner rechten Vorteil. Um den Belästigungen in der Ausloosung der Rentenbriefe zu entgehen und vor der Schröpfung des Pfarrers in Zahlung der Spesen des Bankiers zu schützen, sind hier für die Pfarre 4 % westpr. Pfandbriefe angekauft worden. Da dieselben bald auf 3 ½ % konvertiert worden sind, ergab sich für das Einkommen des Pfarrers ein jährlicher Verlust von 300 Mk. neben den Spesen des Bankiers. Die Gemeinde zahlt nunmehr 4 ¼ % an die Rentenbank und das Pfarrgeld ist zu 3½ % verzinst. — Wer hat nun den Gewinn? In andern Gemeinden geht der Prozess etwas langsamer, aber auch sie können bei Auslosungen nur Papiere zu 3½ % ankaufen. —

Denkmal der Schlacht von Dennewitz.

Es liegt ein reiches Aktenmaterial vor, um über das Denkmal, welches auf dem Areal von Niedergörsdorf liegt, zu berichten. Zu der 75 jährigen Feier des Tages unternahm es der Pfarrer von Niedergörsdorf sich der vernachlässigten Stätte anzunehmen. Es sind ihm über 2000 Zuschriften zugegangen und er hat über 3000 Antworten und Zuschriften losgehen lassen, auch in einem Gedenkbuch viele viele Unter-

Digitized by Google

schriften von Freunden der Freiheitskriege gesammelt. Geweiht ist das Buch durch Se. Majestät den Kaiser Wilhelm II. Es folgen die Unterschriften des Fürsten v. Bismarck, Generalfeldmarschalls v. Blumenthal, v. Moltkes, der Generäle (Flügeladjutanten) v. Albedyll, v. Hahnke, der vier Enkel des Generals Bülow v. Dennewitz, der Enkel des Generals v. Thümen, Ernst Moritz Arndts, der Ministerien: Post, Kriegsministerium, Generalstab, Kultus-Ministerium, dann der Herren Offiziere der Regimenter, welche an der Schlacht beteiligt gewesen sind mit Vorantritt der Garde aus Potsdam, welche einst das Denkmal hat weihen helfen. Darauf folgen Städte: Berlin, Jüterbog, Treuenbrietzen, Luckenwalde, Königsberg, Stettin, Mageburg, Landberg; Vereine: Turisten-Klub, Verein für Geschichte Berlins, Brandenburgia, Verein der Jüterboger in Berlin. Es sind eine Reihe von schönen Kunstblättern gewidmet worden. Die Anlagen sind erneuert worden und eine Gedächtnishalle (Museum) ist durch die Gunst der Umwohner, welche alte Waffen von 1813 hergegeben haben, eingerichtet.

Über die saure Arbeit und über die prickelnden Zwischenfälle schweige ich gern. Die hiesigen Gemeinden haben treu beigestanden und wir haben herrliche Feste gefeiert.

Zuletzt möge des Ortes gedacht werden, wo aller Streit ruht. --

Die Begräbnisstätten in beiden Dörfern sind noch Kirchhöfe d. i. sie liegen um die Kirche herum. So kann jeder, der zur Kirche geht, einen grüssenden Blick nach diesem oder jenem Grabhügel thun, welcher ihm besonders wert ist. Bisher geschah die Beerdigung nicht in Reihen, es war auch für Kinderleichen kein besonderer Platz bestimmt; die einzelnen Hüfnereien besitzen besondere Erbbegräbnisplätze. Das ist ein Übelstand, bei dem keine gute Ordnung gehalten werden kann; denn die neu aufgeworfenen Leichenhügel liegen hier und da zerstreut unter alten versunkenen Gräbern, welche nicht mehr in Pflege gehalten werden. Bei neuen Gräbern ist eine Pflege wohl zu merken; einige sind mit Epheu, andere mit Blumen und Wintergrün bepflanzt und eine grosse Zahl ist mit einem Denkstein bezeichnet. Die reine Form der Grabkreuze ist seltener und wenn sie vorkommt, so steht das Kreuz auf einem hohen Sockel, welcher Raum zu Inschriften darbietet. Um solche Inschriften reichlich anzubringen, ist oft die Form einer Tafel oder auch eines 4 seitigen Prisma gewählt, welche auf ihrem Haupte ein kleines Kreuz tragen. Es ist nicht unerbaulich, die Inschriften mit ihrem Trost und ihrer Ermunterung zu lesen. Da klagt ein Ehemann: Mein holdes Weib der Tugend Glanz dessen bin ich jetzt beraubet ganz. Da tröstet ein Vater Weib und Kinder:

Du rufst, ich folge gern der Stimme meines Herrn,
Schau aber auch die Waisen an,

Digitized by Google

Ob ich sie schon verlassen kann.
Du übernimmst mit meiner Seele
Zugleich die treue Vaterstelle.
O Gattin, Kinder weinet nicht,
Gott selbst erfüllet ja die Pflicht,
Die ich hier noch erfüllen sollte.

Da klagen Eltern über den Verlust des Kindes:

Du warst der Eltern höchste Freude,
Du solltest ihres Alters Stütze sein.
Ihr eigenes Leben hätten sie gegeben,
Dass du des deinigen dich könntest freun.

Die Kinder dagegen trösten also:

Trauert nicht ihr Lieben,
Weil das Aug' im Tod gebrochen,
Lieblich ist's im Himmel drüben,
Und ihr alle folget bald mir nach.

Auf einigen Denkmälern wird von den Toten rühmlich berichtet:

Hier ruhet eines Mannes Hand
Von ihren Werken aus,
Die Fleiss und viel Geschick verwandt,
Zu bauen Feld und Haus,
Die treu geführt das Ehgemahl,
Sorgsam die Kinder zog.
Im Dorfgerichte fest wie Stahl
Das gute Recht nicht bog.
Am Sonntag ruhet fromm und still,
Gefaltet zum Gebet,
Und alles nahm wie Gott es will,
Wenns nur zum Himmel geht. —

Das Grabmal eines jungen Lehrers hat diese Inschrift:

Wer hier auf Erden seine Pflicht gethan,
Darf auch bei Gott auf Gnade hoffen (sic!)
Du warst ein Mensch, ein wahrer Mensch und Mann,
Das Herz war allem Guten offen,
Drum Friede dir in deinem stillen Grab.
u. s. w.

Auf andern Denkmälern wird die Ursache und Art des Todes angegeben:

Hier war mein junges Leben
Der Blume auch sehr gleich.
Ich musste früh hingeben

Digitized by Google

Dasselbe ins Todesreich.
Auch viele meiner Brüder,
Welche hin und wieder
Auf dem heissen Marsch
Gingen hin und wankten,
Fielen hin und krankten,
Mussten auch ins Grab.
Früh in Tod hingehen.
Nun schlaf ich u. s, w. —

Ferner:

Ach! hier unter diesem Grabe,
Ruht eine fromme Mutter aus,
Die bis in ihre alten Tage
Sehr rasch und emsig war,
Ging es mit dem Tode gar
Plötzlich, ja in einer Stunde
Gesund, munter und zu Grunde.

Das Grab einer Jungfer von 22 Jahren, welche durch Krankheit viel erlitten hatte, trägt 6 dahin zielende Verse, von denen die hervorragendsten lauten:

1) Die Leiden, die das Leben dir beschieden,
Die trugst du mit gottergebenem Sinn.
Du bist erlöst! Nun ruh im ew'gen Frieden,
Du schwer geprüfte Dulderin.

2) Wie wohl ist meinem Leibe
Nach ausgestandenem Leide,
Wie wohl ist meiner Seele
In jenen Himmelsfreuden.

3) Du ruhest nun im stillen Frieden,
Die uns Herz im Tod noch liebt,
Ach schon so früh von uns geschieden,
Hat tief die Trauer uns betrübt;
Doch lag es in des Höchsten Plan,
Was Gott thut, das ist wohlgethan.

4) Selig sind die Leidtragenden.

5) Wir werden uns wiedersehen.

6) Die Lieben und Bekannten,
Deine Freunde nah und fern,
Alle, die dich Gute kannten,
Rufen: Schlumm're sanft!

Auch ein schwungvolles Epilog findet sich:

Ruhe sanft hier, wo die Schwüle
Banger Erdentage weicht,

Digitized by Google

Lieblich weh' um dich die Kühle,
Gottes Erde sei dir leicht,
Segen folg' dir nach ins Grab,
Alle weinen Dank hinab.

Voller Arbeit, Sorg' und Mühe
War dein kurzer Lebenslauf,
Für die Deinen viel zu frühe
Stieg dein Geist zum Himmel auf.
Du hast nun überwunden
Schmerz, den diese Welt erteilt;
Das sei Balsam unsern Wunden,
Der der Trennung Leiden heilt.

Die Gedenksteine sind meist aus Sandstein bereitet, einige wenigen auch aus Marmor, keines aus Holz.

Der Kirchhof in Nieder-Görsdorf ist nach der Dorfstrasse mit einer Mauer in Feldstein und mit einem guten, eisernen Thorweg nebst Thür abgeschlossen, nach Norden ist eine Mauer in Backstein aufgeführt, während die anderen Seiten seit 1896 einen guten Drahtzaun erhalten haben. Zwischen den Gräbern befindet sich ein unregelmässiger Aufschlag von Kirschbäumen; Traueresehen und Weiden beschatten die Gräber der beiden letzten Pfarrer. Der Weg zur Kirchthür, welche sich im Turm befindet, ist mit Maulbeerbäumen bestanden. Unter den Denkmälern befinden sich auch drei grosse Grabsteine aus Sandstein, deren Inschrift nicht mehr zu entziffern ist. Zwei derselben sollen der Familie Müller (Dümchen) gehören, der dritte, welcher gute Bildhauer-Arbeit zeigt, stammt von unbekannter Hand her. —

Der Kirchhof von Wölmsdorf ist von 3 Seiten mit einer Backsteinmauer umgeben, nach Westen wird er vom Garten des Hüfner Birkholz durch eine Hecke geschieden. Er hat sonst dasselbe Gepräge wie derjenige in Nieder-Görsdorf, es fehlt ihm nach Abholzung der Maulbeerbäume aber jeglicher Baum. Die Nutzung des Grases steht in Nieder-Görsdorf dem Pfarrer, in Wölmsdorf dem Küster zu. —

Zum Schluss sprechen wir unsern Dank gegen die Brandenburgia aus, welche in grosser Güte vorstehende Dorfchronik in ihrem Monatshefte gedruckt und uns eine Anzahl Abdrücke überlassen hat. Durch den Verkauf der Chronik an wohlhabende Gönner ist uns für unsern Orgelbau schon eine schöne Summe eingegangen. Es soll nun auch jedes Gehöft eine Chronik bekommen. Die Absicht geht dahin, dass, nachdem die Geschlechtsregister der einzelnen Familien aus den Kirchenbüchern aufgestellt worden sind, ein jeder Wirt auf eingehefteten Bogen die Chronik seines Hauses weiter führe.

Digitized by Google

14. (6. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 19. Dezember 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheime Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen unter A 1—6 her.

A. 1. Einen schmerzlichen Verlust hat unsere Brandenburgia durch den Tod des langjährigen Mitgliedes, russischen General-Leutnants Roderich von Erckert erlitten, der unvermutet am 12. d. M. in seiner Wohnung, Cöthenerstrasse 3, unvermählt im nahezu vollendeten 79. Lebensjahr verstorben ist.

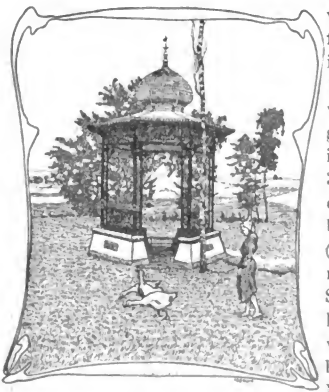
R. von Erckert war eine in der wissenschaftlichen Welt Berlins wie in seiner Gesellschaft gleich hochgeschätzte und bekannte Persönlichkeit. Er war zu Culm in Westpreussen als Sprössling einer preussischen Offiziersfamilie geboren und begann in der preussischen Armee die militärische Laufbahn. Das Schicksal verschlug ihn nach Russland, in dessen Heer er bis zum Rang eines Generalleutnants emporstieg. Als er seinen Abschied nahm, kommandierte er eine Division im Kaukasus, dann schlug er seinen Wohnsitz in Berlin auf, wo er sich rasch heimisch fühlte. Der Aufenthalt v. Erckerts im Kaukasus hatte ihm interessante wissenschaftliche Anregungen gegeben; er verwandte die ihm gewordene Musse dazu, seine Studien über die ethnographischen und sprachlichen Bezüge der Völkerschaften des Kaukasus zu vertiefen und wissenschaftlich auszuarbeiten. Er hat in dieser Richtung höchst wertvolle Mitteilungen veröffentlicht. Seine letzte ungemein sorgfältige und originelle Leistung war das Kartenwerk über die Siedelungen und Wanderungen unserer germanischen Altvorderen von der Steinzeit bis Karl dem Grossen, welches ich in der Sitzung vom 31. Oktober 1900 ausführlich besprochen habe. Eine gewisse Todesahnung meines verehrten und lieben vieljährigen Freundes und Studiengenossen geht aus dem in der Einleitung enthaltenen Hinweis auf sein vorgerücktes Alter hervor, welches ihm die Abfassung eines ausführlicheren Textes verbiete.

Auch über vorslavische Gräber des alten Kujaviens, welches als ein fruchtbarer Landstrich am linken Weichselufer zum grösseren Teil zur Provinz Posen, zum kleineren Teil zu Russisch-Polen gehört, hat er auf Grund von Ausgrabungen Forschungen gemacht, welche sich mit östlichen Vorkommnissen unserer Mark berühren. Über diese und andere Arbeiten wird Rudolf Virchow ausführlich in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Bericht erstatten.

Digitized by Google

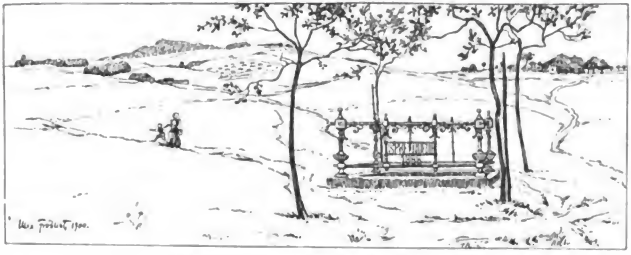
Diese wissenschaftlichen Arbeiten brachten R. von Erckert mit den leitenden Autoritäten auf dem ethnographischen Gebiet in Verbindung. Auch in der Berliner Gesellschaft war die geistreiche, beredte und joviale „alte Exzellenz" bald eines der beliebtesten Glieder. Aus seinem Petersburger Leben hatte General v. Erckert etwas von der weltmännischen Leichtigkeit mitgebracht, welche den russischen Salons eigen ist, und die persönlichen Beziehungen, in welchen er zu einer Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten aller Länder gestanden hatte, waren eine unerschöpfliche Fundgrube seiner Unterhaltung. R. v. Eckert war eng befreundet mit dem „roten" Prinzen Friedrich Karl von Preusen und hatte sich auch im Ausland das Herz und den Patriotismus des preussischen Offiziers bewahrt. Daneben waren Vorurteilslosigkeit, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit gegen jedermann charakteristisch für ihn. In der Familie des Fürsten Bismarck war R. von Erckert ein gern gesehener Gast, auch dem Hause des Fürsten Georg von Münster-Derneburg stand er nahe. Den Tod des liebenswürdigen Mannes bedauert man in weiten Kreisen, nicht zum wenigsten in denjenigen unserer Gesellschaft für Heimatkunde, deren Gebiet ihn nach den verschiedensten Richtungen hin lebhaft interessierte. Brandenburgia VI. 227 befindet sich ein Aufsatz von ihm, betitelt: Milit. Beziehungen zw. Preussen und Russland, gleichzeitig ein Beweis, wie ihm die Pflege freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Russland und Preussen am Herzen lag.

2. Dr. Gustav Albrecht: Die Spree von der Quelle bis zur Mündung. Der also betitelte wertvolle heimatkundliche Aufsatz befindet sich, ohne Urheber-Namen, in der Agenda Rudolf Hertzog für 1901 und zerfällt in mehrere mit vielen vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Abschnitte. Die Spree in der Oberlausitz von den 3 Quellen Spreeborn (387,26 m über der Ostsee), Pfarrborn und Rabenbrunnen auf dem Kottmarberge (480 m hoch), unter denen man nach dem Vorgange Moltkes den Spreeborn, obwohl er, wie ersichtlich, vom Rabenbrunnen überragt wird, als eigentliche Spreequelle betrachtet. Die Spree in der Niederlausitz, wobei der Spreewald, wie gebührend, ein eigenes



Spreeborn,
Hauptquelle der Spree bei Ebersbach-Spreedorf.

Digitized by Google



Pfarrborn, Spreequelle bei Neu-Gersdorf.

Spreequelle auf dem Kottmarberge.

Schleipzig

Digitized by Google

Kapitel erhält. Die Spree von Laibsch bis Fürstenwalde, wobei ausser letzterer Stadt besonders Beeskow Berücksichtigung findet. Die

An der Stadtmühle in Spremberg.

Spree von Fürstenwalde bis Berlin mit ausführlicher Schilderung des Müggelsees und der wendischen Spree (Dahme). Die Spree in Berlin unter besonderer Schilderung und Illustrierung des neuen Doms, dessen Fürstengruft von der Spree bespült wird.

Schloss Kossenblatt.

Spreeabwärts bis zur Mündung – Charlottenburg-Spandau. Als Zusatz: Die Spree als Handelsweg und ihre Verbindungen mit dem Meere.

Das Entgegenkommen der Firma gestattet uns die Wiedergabe von sechs der Bilder des Albrechtschen Aufsatzes.

Digitized by Google

Die Untergrundbahn in Treptow.

3. Die wendische Wallstelle auf dem Waldstein im Fichtelgebirge in ihrer wissenschaftlichen Ausbeute. Von Ludwig Zapf. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben und 36 Abbildungen. (Hof. Rud. Lion 1900). Unser Ehrenmitglied Jentsch, dem die Bücherei der Brandenburgia dies Heft verdankt, sagt darin S. 3 sehr richtig: „Für weitere Kreise ist von besonderem Interesse die Übereinstimmung, die zwischen den oberfränkischen Funden und den am weitesten nördlich und östlich entfernten spätslavischen Resten am Süd- und selbst Nordrand der Ostsee und im Weichselgebiete zu Tage getreten ist: eine Einförmigkeit, die sich wohl am natürlichsten durch die geringe Veränderung und Entwicklung erklärt, welche Lebensweise und Arbeitsbetrieb sowohl bei den Stämmen, die

Digitized by Google

im Osten am ersten zur Sesshaftigkeit gelangten, wie bei den am weitesten vorgeschobenen, gefunden haben.

Die Einförmigkeit in der slavischen Siedelung und Kultur ist während der vorgeschichtlichen Zeit in Deutschland ganz auffällig. Bei uns in der Ebene sind die Siedelungen versteckt in Mooren und anderen heimlichen, unzugänglichen Stellen. Auf dem Waldstein hatte man zu einer Sumpfburg kein Gelände, man wählte deshalb eine durch überhängende Felsen hufeisenförmig versteckte Stelle und schloss die offene Seite mit einer Art von cyklopischem Wall. Obwohl die Wenden verhältnismässig spät einrücken und mit den römisch-byzantinischen bezw. mit den christlichen Deutschen Jahrhunderte lang in Verbindung kommen, so nehmen sie von denselben wenig an. Die Töpferware, wie überall im vorgeschichtlichen Slavenlande, ist roh, weit zurückstehend gegen die viel ältere germanische und die karpo-dacische Poterie. Ein Henkel anscheinend aus der letzten Periode, vielleicht aus der Zeit um 1000 stammend, ist als grosse Seltenheit aufgefunden. Herr Zapf irrt, wenn er meint, er habe zuerst auf wendische Henkelgefässe aufmerksam gemacht. Ich habe das schon in den siebziger Jahren v. J. bei Besprechung der slavischen Niederlassungen auf dem Sommerfeldschen Berg über der Stadt Oderberg i. M. gethan. Es kommen dort in den obersten Schichten zusammen vermischt vor: in wendischer Art gefertigte und schwach gebrannte Gefässe mit christlich-deutscher Stilisierung, mit deutschen Ornamenten und Henkeln, ebenso umgekehrt in deutscher Art hart und klingend gebrannte, dünnwandige, harte Gefässe mit wendischer Ornamentierung. Es handelt sich hier offenbar um die letzte Übergangszeit.

4. Die Pflegschaftsmitglieder des Märkischen Museums, Herren Rektor Otto Monke und Revisor Hermann Maurer, haben die Güte gehabt, einen auf städtischem Rieselland nicht weit von Französisch-Buchholz und der Haltestelle Blankenburg einen riesigen Findlingsblock heut zu untersuchen, auf welchen die Städtische Kanalisations-Verwaltung aufmerksam gemacht hat. Der Stein, welcher anscheinend zu den grössten noch vorhandenen in der Mark Brandenburg, mindestens in der näheren Umgebung Berlins, gehört, wird Sonntag, den 6. Januar 1901, von mir unter Zuziehung der Genannten sowie einiger anderer Mitglieder der Brandenburgia besichtigt werden. Näherer Bericht deshalb vorbehalten.

5. Auf Veranlassung unseres Mitgliedes, Herrn Dr. Hans Brendicke, eines der hervorragendsten Philatelisten der Gegenwart lege ich für den Weihnachtstisch ein Büchlein vor: „Der Briefmarkensammler". Bearbeitet von Dr. Hans Brendicke. Herausgegeben von der Redaktion des Guten Kameraden Mit 168 Abbildungen. (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlags-

Digitized by Google

Gesellschaft 1900). In zu grosser Bescheidenheit bezeichnet sich das Werkchen als für die Jugend bestimmt, es ist so gründlich und so wissenschaftlich geschrieben, dass es für jeden Philatelisten ein vorzügliches Vademecum abgiebt, wozu sich das handliche Taschenformat besonders eignet. Kürzlich feierten wir übrigens das Jubiläum der Briefmarken. Am 15. November ist nämlich ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem bei der vormaligen preussischen Postverwaltung Briefmarken zum Frankieren der Briefe eingeführt wurden. Nachdem auf Grund des Gesetzes vom 21. Dezember 1849 die Ermässigung der Briefportotaxe durchgeführt war, verfügte der damalige Minister von der Heydt am 30. Oktober 1850, dass vom 15. November 1850 ab die Frankierung der Briefe, welche bei einer preussischen Postanstalt aufgegeben und nach Orten des preussischen Postbezirks oder nach einem zum deutsch-österreichischen Postverein gehörigen Staat bestimmt waren, mittels Briefmarken bewirkt werden konnte. Nicht zulässig war die Verwendung von Marken zur Frankierung von Briefen mit Wertangabe, mit Postvorschuss (Nachnahmen) und von Packetsendungen. Die ersten Marken trugen das Bildnis des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Stahl gestochen und waren zum Wertbetrage von ½, 1, 2 und 3 Silbergroschen angefertigt. Die Marken zu ½ Silbergroschen waren in orangefarbenem Druck auf weissem Papier, die zu 1, 2 und 3 Silbergroschen in schwarzem Druck auf rosarotem, blauem bezw. gelbem Papier hergestellt. In jeder Marke befand sich als Wasserzeichen ein das Bildnis des Königs umgebender Lorbeerkranz. Zur Entwertung der Marken wurden ebenfalls Stempel benutzt, doch trugen diese nicht den Namen der Postanstalt, sondern in vier konzentrischen Ringen eine Zahl, unter welcher die betreffende Postanstalt in einem alphabetischen „Postanstaltenverzeichniss“ erschien. In Berlin aufgelieferte Briefe wurden mit den Nummern 103 bis 107, in Charlottenburg zur Post gegebene mit der Zahl 246 gestempelt, Potsdam hatte die Nummer 1159, und als eine der letzten Postanstalten war Zehlendorf mit der Nummer 1690 aufgeführt. Ich entsinne mich übrigens von meiner frühen Kindheit her noch einer vor 1850 üblichen Briefmarke. Man gab die Briefe an den Sammelstellen, auch in Cigarrenläden und Materialgeschäften auf und erhielt dafür, gewissermassen als Ablieferungsquittung, eine auf weissem Papier schwarz bedruckte quadratische Marke, die man zur Kontrolle eine Zeitlang aufzuheben pflegte. Das Märkische Museum besitzt dergleichen Briefmarken aus den vierziger Jahren von verschiedenen Aufgabestellen in Berlin.

Herr Dr. Hans Brendicke hat dem Märkischen Museum für dessen hier, wie Ihnen erinnerlich, bereits einmal am 25. Januar d. J., Brandenburgia VIII. 5—7, zur Ausstellung gebrachte Ansichts-Postkarten-Sammlung eine Anzahl heut ausgelegter, schöner Postkarten

Digitized by Google

des Deutschen Kolonialhauses zugewandt, welche dessen Vertreter, Herr Bruno Antelmann, gütigst gespendet. Auch diese Karten, landschaftliche Ansichten, Völkertypen, Geräte, Kostüme, Waffen, Tiere etc. unserer deutschen Kolonieen darstellend, sind für die Bereicherung der Kenntnis unserer ursprünglich von Brandenburg ausgegangenen überseeischen Kolonialbestrebungen von Wert. Ich benutze die Gelegenheit, noch einige auf diesen internationalen Sammelsport bezügliche Nachrichten, die öffentlichen Blättern entnommen sind, hieran anschliessend unter a bis d mitzuteilen.

a) Der Deutsche und die Ansichtspostkarte. Im Ansichtspostkartenwesen nimmt der Deutsche die erste Stelle ein. Er erzeugt weitaus die meisten Ansichtspostkarten, und er verbraucht weitaus die meisten. Das steht fest und wird von allen rückhaltslos zugegeben. Die Deutschen sowohl wie die Nichtdeutschen nehmen dies als etwas Natürliches, als etwas Selbstverständliches hin. Wie kommt das?

Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Erscheinung dadurch erklärt, dass die Stellung, die der Deutsche im Ansichtspostkartenwesen einnimmt, auf nationale Eigentümlichkeiten des Deutschen zurückzuführen ist; auf Eigentümlichkeiten, die man in früheren Zeiten und noch heute bisweilen als Fehler oder Schwäche des Deutschen anzusehen pflegte und pflegt. Das dem Deutschen eigene Weltbürgertum, seine Vorliebe für die Fremde und seine Teilnahme für allerhand Fremdes sowie der reiche Schatz von Gemüt, über den er verfügt, sind unstreitig die Hauptursachen, dass der Deutsche im Anfertigen, Versenden und Sammeln von Ansichtspostkarten es allen anderen Völkern zuvorthut. Der Deutsche entwickelt hier die Vorzüge seiner Fehler. Und deshalb soll man der Ansichtspostkarte und der Stellung, die der Deutsche zu ihr einnimmt, durchaus nicht gram sein. Die Ansichtspostkarte ist nicht nur eine reizvolle Nachhilfe für die Erinnerung, sondern auch ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel. Wenn der Deutsche jene bevorzugt und dieses fleissig anwendet, so weiss er Angenehmes und Nützliches zu paaren. Das aber hat noch nie als tadelnswert gegolten.

Eine Statistik, die anlässlich der Pariser Weltausstellung ausgearbeitet worden ist, thut dar, dass die Erzeugung von Ansichtspostkarten in Deutschand absolut wie relativ bei weitem am grössten ist. Was den Verbrauch anlangt, so steht Deutschland ebenfalls mit obenan, aber nur in unbegrenzter Hinsicht. In verhältnissmässiger Hinsicht nimmt hier die Schweiz die erste Stelle ein. Das aber ist ganz erklärlich. Einmal ist die Schweiz dasjenige Land, welches verhältnismässig die meisten „Ansichten“ gewährt; dann ist sie ein Gebiet, das von den Vergnügungsreisenden ungemein bevorzugt wird. Die Vergnügungsreisenden aber sind diejenigen Menschenkinder, welche am stärksten im Versenden von Ansichtspostkarten schwelgen. Und drittens ist der Anteil der Deutschen an der Zahl dieser Vergnügungsreisenden sehr gross. Kein Wunder, dass in der Schweiz ungewöhnlich viel Ansichtspostkarten verbraucht werden. Dieselben Voraussetzungen treffen auch bei den an ehrwürdigen und malerischen Städtebildern so reichen Staaten Holland und Belgien sowie bei dem mit Naturschönheiten verschwenderisch aus-

Digitized by Google

gestatteten Oesterreich zu. Auch hier ist der Ansichtspostkartenverbrauch recht gross.

Das teilweise Fehlen dieser Voraussetzungen erklärt es auch, dass in Frankreich die Zahl der Ansichtspostkarten, die verkauft werden, noch nicht ein Drittel derjenigen ausmacht, die in Italien zur Versendung gelangen. Frankreich, obwohl auch ein schönes und malerisches Land, wird, wenn man von Paris absieht, von Vergnügungsreisenden und namentlich von deutschen nicht entfernt so häufig besucht wie Hesperien. Wo der Deutsche fehlt, fristet auch die Ansichtspostkarte ein kümmerliches Dasein. Beide gehören zu einander.

b) Die Zahl der aufgegebenen Ansichtskarten hat das Reichspostamt bei Gelegenheit der regelmässigen Briefzählung während der sieben Tage vom 9. bis 16. August d. J. ermitteln lassen. Es ergiebt sich daraus, dass fast die Hälfte aller aufgegebenen Postkarten Ansichtskarten sind. Von 20 808 313 aufgegebenen Karten trugen 10 128 569 Bilder. Im Durchschnitt wurden täglich $1^1/_2$ Ansichtskarten aufgeliefert. Unter den $11^1/_2$ Millionen Drucksachen waren ferner 559 219 Karten dieser Art. Der Portobetrag für den Tag stellt sich nach der Berechnung der „D. Verkehrs-Z." auf 69 010 Mark 76 Pfennig.

In acht Postorten wurden während der Zählzeit je über 100 000 Ansichtskarten aufgegeben, darunter an erster Stelle in Berlin 960 546 Stück, das sind täglich rund 137 000 Stück. Es folgen Dresden mit 267 911, Hamburg mit 263 302, Köln mit 157 707, Leipzig mit 153 138, Breslau mit 120 374, Frankfurt (Main) mit 105 632, Hannover mit 105 570 Stück. Besonders zahlreich war der Ansichtskartenverkehr namentlich aus Universitätsstädten und aus Bädern und Sommerfrischen. In letzterer Beziehung erwähnen wir Wiesbaden mit 65 742, Norderney mit 44 380, Westerland mit 28 697, Baden-Baden mit 27 528, Ahlbeck mit 24 824, Heringsdorf mit 23 572, Swinemünde mit 23 550, Friedrichroda mit 19 422, Kolberg mit 19 343, Misdroy mit 19 208, Sassnitz mit 18 848, Helgoland mit 17 652, Bad Nauheim mit 16 251, Schreiberhau mit 14 917 Stück während der sieben Zähltage. Vom Brocken gingen 15 430 Ansichtskarten ins Weite, aus Rüdesheim (ohne die vom Niederwald!) 31 704, aus Eisenach mit der Wartburg 34 977, aus der Jubiläumsstadt Grünberg in Schlesien 4139 Stück.

In Nimmersatt, dem nördlichsten Postort des Reichspostgebietes, wurden 20 Ansichtskarten aufgegeben, in Schirwindt, dem östlichsten, 90, in Redingen (Lothringen), dem westlichsten, 46, und in Wolschweiler (Elsass), dem südlichsten, 58 Stück, wobei natürlich die Postorte in den deutschen Schutzgebieten ausser Betracht geblieben sind. Die am höchsten belegene Reichspostagentur, nämlich die auf der Schneekoppe, ist mit 10 228 Stück vertreten, und zwar als einzige, bei der während der Zählzeit „gewöhnliche" Postkarten (andere als Ansichtskarten) überhaupt nicht aufgeliefert wurden. Also Rekord! Je eine Ansichtskarte ist als aufgegeben bei 20 Postagenturen gezählt worden, mithin $^1/_7$ täglich; es besteht die Vermutung, dass diese 20 Karten von Angehörigen der Postagenten kurz vor Schluss der Ermittelungen aus lokalpatriotischen Rücksichten in den Verkehr

Digitized by Google

gesetzt waren. Keine einzige Ansichtskarte hatten nur 90 von den 13 200 deutschen Postorten aufzuweisen.

Für 1900 dürfte die Schätzung der im Reichspostgebiet eingelieferten Ansichtskarten auf etwa 300 Millionen Stück sich von der Wirklichkeit nicht allzu weit entfernen.

c) Ein Album für — verbotene Ansichtskarten. Die immer zunehmende Liebhaberei für Ansichtskarten hat bei dem grossen Wettbewerb auf diesem Gebiet auch zu Ausschreitungen geführt, die die Gerichte beschäftigen. Ansichtskarten mit politischen Karrikaturen und gefährlichen, sogar unflätigen Versen sowie Photographieen und Zeichnungen schmutzigen Charakters verfielen dem Staatsanwalt, und die verbotenen Ansichtskarten erreichten bereits eine solche Zahl, dass der Pressreferent des Wiener Landesgerichts, Landesgerichtsrat Dr. Wach, sich veranlasst sah, ein Album für verbotene Ansichtskarten anzulegen. Es umfasst bereits über 200 Stück und wird noch durch die in anderen Kronländern verbotenen Ansichtskarten vermehrt werden. Von diesem Album sollen photographische Nachbildungen veranstaltet und allen Staatsanwaltschaften sowie den Polizeidirektionen des österreichischen Reiches übermittelt werden, damit auch diesen eine Kontrolle über die verbotenen Karten möglich ist. Die genannten Aemter werden hierdurch in den Besitz von Ansichtskarten-Albums gelangen, die für jeden anderen Sammler unzugänglich sind.

d) Goethe und die Ansichtskarten. Den meisten Sammlern dürfte es unbekannt sein, dass Goethe die Ansichtskarte bereits gekannt hat. In den von Julius Frese herausgegebenen Briefen Goethes an Fritz Schlosser finden sich folgende aus dem Jahre 1830 herrührende Zeilen: „Es war wirklich, teuerster Herr und Freund, ein sehr glücklicher Gedanke, durch einen geschickten Künstler Ihre ernst-heitere Wohnung und die unschätzbare Gegend abbilden und vervielfältigen zu lassen; es kann uns nichts Freudigeres und mehr Ermunterndes begegnen, als wenn wir zugleich mit guten und herzlichen Worten auch ein vorzügliches Lokal erblicken, wo Sie behaglich verweilen, wo Sie an uns denken, von woher Sie Ihre Schreiben an uns richten. Es entsteht daraus eine gewisse Unmittelbarkeit des Zusammenseins, welche höchst reizend ist.“ Schlosser hatte dem Dichter eine Abbildung seines Landsitzes, Stift Neuburg bei Heidelberg, zugesandt.

B. 1. Herr Kustos Buchholz bespricht die Jubiläumsschrift der Bank des Berliner Kassen-Vereins. Bei den grösseren Berliner Geschäftsfirmen ist es in den letzten Jahren eine löbliche Gewohnheit geworden, gewisse grössere Zeitabschnitte ihres Bestehens durch Herausgabe einer, in der Regel vornehm ausgestatteten Jubiläumsfestschrift zu markieren. Wenn diese Schriften auch in der Hauptsache die Begründung und Entwicklung des betreffenden geschäftlichen Unternehmens behandeln, so knüpft sich doch an den Inhalt in der Regel auch ein lokalgeschichtliches Interesse, indem manche die Vergangenheit berührende Einzelheiten angeführt werden, die der Forschung neues

Digitized by Google

Material bieten oder die Erinnerung an ältere Gebäude, Persönlichkeiten oder Ereignisse wachrufen.

Eine solche recht willkommene Schrift hat auch jetzt die Bank des Berliner Kassen-Vereins herausgegeben. Die den Verhältnissen des Instituts entsprechend reich ausgestattete Schrift behandelt zunächst den Berliner Kassen-Verein von 1823, aus welchem die Bank im Jahre 1850 entstand und dann die Einzelheiten über die Errichtung und die Fortentwickelung bis jetzt. Nach den Statuten ist der Hauptzweck: Erleichterung der Zahlungsgeschäfte unter den Bankfirmen. Einen Begriff von der Grösse und Bedeutung der Bank giebt die Ziffer des Jahresumsatzes, der 20 Milliarden, also 20 000 Millionen Mark beträgt.

Uns interessieren am meisten die in der Schrift angeführten und abgebildeten früheren Geschäftshäuser der Bank.

Von 1823 bis 1860 befand sie sich in dem Hause Burgstrasse 25, das in den 1860er Jahren abgerissen wurde, um dem neuen Börsenbau Platz zu machen. Dieses Haus war, wie Nikolai berichtet, 1724 vom General v. Montargues nach dem Modell des Hotel de Soubise in Paris erbaut. 1765 liess es der Bankier Daniel Itzig durch den Baumeister Naumann jun. um einen Flügel erweitern und in dieser Gestalt, aus einem zurückliegenden mittleren Hauptgebäude und 2 grossen, an die Strasse vortretenden Flügeln, die einen durch eine Mauer an der Strasse abgegrenzten Vorhof einschliessen, bestehend, blieb es bis zum Abbruch als „das Itzig'sche Palais" bekannt.

1860 zog die Bank in das Haus an der Bau-Akademie, später Schinkelplatz Nr. 3, das sie für 75 900 Thaler erkauft und dann baulich renoviert hatte. Da dies Haus dem fortdauernd steigernden Geschäftsverkehr bald nicht mehr räumlich genügte, kaufte die Bank 1869 das Haus Oberwallstrasse 3 von dem Bankier Joseph Jaques für 130 000 Thaler und liess es in den Jahren 1870/71 durch Professor Gropius nach ihren Bedürfnissen umbauen. Das betreffende Grundstück war noch im Jahre 1746 eine wüste Baustelle. Der berühmte Hofmaler Antoine Pesne erbat sie sich vom Könige zur Erbauung eines Hauses, und die Hausakten weisen darauf die folgende, in der Festschrift abgedruckte Königliche Antwort auf:

> Nachdem der Herr Hoff Mahler Antoine Pesne bey Sr. Königl May. aller unterthänigst eingekommen und gebethen, dass Ihm zu Erbauung eines Hausses die wüste Baustelle in der Ober Wall Strasse zwischen des würd. Geheimbten Etats und Krieges Ministri Frey Herrn von Cocceji Exell., und der Frau Geheimbten Etats Räthin von Thulmeyern Haussern, angewiesen werden möchte So haben Sr. Königl. May. Demselben sein allerunterthänigstes Gesuch nicht allein in Gnaden deferiret, sondern auch mir dem General Intendant aller Königl. Gebauden Frey Herrn von Knobelsdorff

Digitized by Google

allergnädigst aufgetragen, Ihm dem Hoff Mahler Herrn Antoine Pesne diese wüste Baustelle welche en Fronte Eilff Ruthen 1 Fuss 8 Zoll in der Tiefe Zehn Ruthen 7 Fuss 4 Zoll bis an den Graben in sich hält, anzuweisen.

Und zwar dergestalt, und also, dass der Herr Hoff Mahler Antoine Pesne und die Seinigen damit nach eigenem Gefallen als Ihr wahres Eigenthum schalten und walten können.

Wie ich Ihm dann Krafft dieses hiemit auf Special Ordre Sr. Königl. May. ermeldete wüste Bau Stelle auf Ihm und die Seinigen Erb- und Eigenthümlich verschreiben sollen.

Uhrkundlich ist dieser Grund Brieff von mir Eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden.

so geschehen Berlin, den 1. February 1746.

(Siegel) G. W. Knobelsdorff.

Man sollte hiernach annehmen, dass der Hausbau bald darauf stattgefunden haben muss; doch bemerkt Nikolai im Jahre 1786, dass das inzwischen in Jasterschen Besitz gekommene Haus „von dem berühmten Maler Pesne nach dessen eigner Erfindung im Jahre 1757 gebaut worden sei.

Von den beiden im Schenkungsbrief erwähnten Nachbar-Häusern war das Coccejische das jetzt als Oberwasserstrasse 2 zum Palais der Kaiserin Friedrich gehörige. Auf der Stelle stand nach Nicolai vordem das sogenannte krumme Zeughaus, worin das Nutzholz für die Artillerie aufbewahrt wurde. Der König schenkte es 1730 dem General Bechefer, der die Stelle mit seinem Schwiegersohn, dem Grosskanzler v. Cocceji zusammen mit 2 Häusern bebauen liess. Von den Erben kaufte sie später der Markgraf Heinrich von Schwedt, der sie zu einem Hause vereinigen liess.

Auf der Stelle des Thulmeyerschen Hauses, jetzt Oberwallstrasse 4, stand, wie Nicolai berichtet, ursprünglich „das mittelste von 3 Zeughäusern". 1725 schenkte es der König dem General v. Montargues, der dort ein Wohnhaus anlegte. Von ihm kaufte es 1730 der Staatsminister von Thulmeyer, der es durch Grael verschönern liess. Von dessen Erben hatte es der dänische Schatzmeister, Graf Schimmelmann, gekauft und 1786 war es im Besitz des Staatsministers Freiherrn von Heinitz.

Das von Pesne erbaute Haus, Oberwallstrasse 3, enthielt noch zur Zeit des Ankaufs seitens der Bank 1869 die von Pesne gemalten reichen Wand- und Decken-Dekorationen, die aber bei dem Umbau 1870/71 sämtlich zerstört worden sind. (Mitt. des Herrn Rud. Lepke, der sie seiner Zeit mehrfach gesehen und bewundert hatte.) Der Verein für die Geschichte Berlins existierte damals zwar schon, und dieser hätte wohl Schritte zur Erhaltung einzelner der Ornamente thun können, aber

Digitized by Google

man scheint nicht gewusst oder vermutet zu haben, dass das äusserlich allerdings unscheinbare Haus solche Kunstschätze birgt.

Mit dem allgemeinen Aufschwung des hauptstädtischen Bankgeschäfts vermehrten sich auch die Raumbedürfnisse dieser Bank, die demselben 1891 durch Ankauf des angrenzenden Grundstücks Hinter der Katholischen Kirche 2 und Verlegung der meisten ihrer Geschäftsräume dorthin abhalf. Die Jubiläumsschrift enthält eine Abbildung auch dieses, in den 1880er Jahren von der Preussischen Boden-Kredit-Bank erbauten Bankpalastes.

2. Der Dr. Struve & Soltmannsche Brunnenkur-Garten, Hollmannstrasse 25—27 und das ganze Strassenviertel der Alten Jakobstrasse zwischen Hollmann- und Neuenburger Strasse einnehmend, wird demnächst auch in Folge der Bebauung der sehr wertvoll gewordenen Fläche verschwinden. Der im Anschluss an die berühmte Anstalt künstlicher Mineralwässer im Jahre 1823 angelegte Kurgarten wurde von den Berlinern viel benutzt. Während des Sommers begannen dort schon morgens um 4 Uhr die Konzerte. Man trank die verschiedenen den natürlichen nachgebildeten Mineralwässer in denselben Temperaturen und nach den gleichen Vorschriften, wie in den betreffenden Badeorten selbst. In den vorliegenden 4 Photographieen ist wenigstens der letzte Zustand des Gartens und der Baulichkeiten festgelegt; die für die Kurgäste angelegte Säulenhalle war bei der Aufnahme schon zum grössten Teil abgebrochen. (Märk. Mus. XI. 9954—57.)

C. Herr Robert Mielke führt folgendes aus:

An dieser Stelle sind schon häufiger Vorlagen gemacht worden, die erfreuliche Beweise der wachsenden Teilnahme für Landes-, Heimat- und Volkskunde waren. Leider sind sie meistens nicht aus unserer engeren Heimat gewesen; wir konnten nur mit einem gewissen Neid auf die Früchte anderer Landesteile sehen. Auch heute bin ich in der Lage, zwei derartige Gaben vorzulegen, die leider ebenfalls nicht brandenburgische Erzeugnisse sind. Die eine ist ein Kalender „Altfränkische Bilder", der durch die Güte des Herrn Professor Wagner zur Vorlage gelangen kann und nun schon durch den siebenten Jahrgang Beweis von der Lebensfähigkeit des glücklichen Gedankens ablegt. Und ein glücklicher Gedanke war es, der den Herausgeber, Professor Theodor Henner in Würzburg, veranlasste, den Kalender mit Schilderungen und Abbildungen fränkischer Kunst zu füllen, die bereits durch die 7. Wiederholung zu einer bilderreichen Kunstgeschichte Frankens geworden sind. Als Heimat der Hohenzollern, mit der uns ja bis Ende des 18. Jahrhunderts geschichtliche Beziehungen verbanden, steht uns Märkern das Gebiet nicht fern und manche der dargestellten Denkmale werfen ihren Schatten auch in unser Land. Aus der Vielheit seien nur genannt der gelehrte Abt Tritheim, der Hohenzoller Erzbischof

Digitized by Google

Albrecht von Mainz und Magdeburg (1514—1545), die Markgrafen Friedrich und Georg von Brandenburg († 1539 bezw. 1543), der Domprobst Markgraf Friedrich von Brandenburg († 1536 in Rom), deren Grabdenkmale wir finden, dann das Kloster zu Heilsbronn, die alte Grabstätte des Hohenzollern, Bildwerke der Vischer, Riemenschneider, Adam Kraft, Veit Stoss u. a., die gerade in diesem engeren Gebiet wirkten und von hier aus ihren Ruf als erste Künstler ihrer Zeit erwarben. Anziehend aus den vielen Darbietungen aus der Malerei, Bildnerei, der Baukunst oder der Kleinkunst ist u. a. der Umschlag des neuesten für 1901 hergestellten Kalenders, der, in genauem Farbendruck einen alten Ledereinband aus der Würzburger Bibliothek darbietend, mit Typenpruck eine lateinische Inschrift und die Jahreszahl 1442 enthält, also ein Zeichen aus der Vorgeschichte des Buchdrucks, das 13 Jahre vor dem Druck der berühmten 42zeiligen Bibel Gutenbergs hergestellt ist. Wie der Herausgeber im Vorwort des neuen Heftes mitteilt, gedenkt er weiterhin das Werk in den Dienst heimatlicher Denkmalpflege zu stellen, was ihm den Dank nicht nur der Franken eintragen dürfte. Zugleich aber bin ich in der Lage, zu hoffen, dass im nächsten Jahre, wenn auch mit etwas heimatlich verändertem Inhalt ein ähnlicher Prachtkalender für 1902 aus der Mark vorliegen wird, was gewiss auch an dieser Stelle lebhaft begrüsst werden wird.

Das zweite Werk, das ich hier vorlegen kann, ist im Königreich Sachsen entstanden. Hier ist vor etwa 5 Jahren ein Verein für die Volkskunde Sachsens gegründet worden, der sich in kurzer Zeit über das ganze Gebiet verbreitete und heut wohl anderthalb Tausend Mitglieder zählt. Wenn dieses schnelle Wachstum auch von dem geringen Beitrag — jährlich nur 1,50 M. — herzuleiten ist, so hat der Verein doch schon bedeutende Arbeiten geleistet und das Verständnis für die Volks- und Heimatkunde durch Wort und Schrift in alle Kreise getragen. Eine Frucht dieser Arbeit ist die umfangreiche „Volkskunde für Sachsen", die unter der Leitung des Leipziger Universitätslehrers Robert Wuttke erschienen ist. Als ein erweiterter, besonders die Volkskunst behandelnder Abdruck ist daraus das vorzulegende Buch hervorgegangen, in dem sich alles findet, was Kirche, Haus und Hof, bäuerliche Wohnung und die bäuerliche Kleinkunst an Eigenart darbietet. Überhaupt ist es nicht das geringste Verdienst der sächsischen Gesellschaft, dass sie der Volkskunst einen grossen Anteil ihrer Arbeiten widmet und durch Gründung eines Museums, durch Veranstaltung einer volkskundlichen Ausstellung, die wiederum ein grosses Prachtwerk über Tracht und Wohnung zeitigte, die Anteilnahme für eine handgreifliche Volkskunde in allen Kreisen erweckt. Von den 4 Bearbeitern des vorliegenden Buches: Gurlitt, Gruner, Schmidt und Kurzwelly ist namentlich der kgl. Oberbau-Kommissar Gruner durch umfassende volkskund-

Digitized by Google

liche Veröffentlichungen hervorgetreten, von denen ich einige in meinem Besitz befindliche mit herumreiche. Dass daneben auch der Konservator des Königreiches, Professor Cornelius Gurlitt, diesem Studium sich neuerdings zuwendet, ist ein erfreuliches Zeichen für weitere erspriessliche Thätigkeit. Auch diese Schriften möchte ich mit der Hoffnung herumreichen, dass sie für uns Anregungen zu märkischen Gegenstücken, insbesondere einer märkischen Volkskunde, geben mögen. In unseren Veröffentlichungen ist für eine solche Aufgabe ja bereits ein reiches Material gesammelt.

D. Herr Professor Friedrich Wagner. Das Turnier zu Ruppin im Jahre 1512:

Anknüpfend an die dem Andenken Th. Fontanes gewidmete November-Sitzung führte der Vortragende die Zuhörer in die Heimat dieses märkischen Dichters, in das Städtchen Neu-Ruppin. Er hob hervor, wie sich die Verhältnisse seitdem geändert hätten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts hätte es dieser jetzt so unscheinbare Ort an Grösse beinahe mit Berlin aufnehmen können.

Nach einer kurzen Widerlegung der Ansicht, als sei das Turnier von 1512 das erste in der Mark Brandenburg abgehaltene gewesen, gab er als Veranlassung zu diesem Ritterspiel den durch Joachim I. und die mecklenburgischen Herzöge Heinrich V. und Albrecht den Schönen vermittelten Frieden zwischen den nordischen Mächten (Dänemark, Schweden, Lübeck) an. An eine kurze Charakteristik dieser festgebenden fürstlichen Personen und ihres Gefolges reihte sich die Darstellung der ritterlichen Kämpfe selbst an, wobei besonders ausführlich dargestellt wurde, mit welchem Eifer Kurfürst Joachim, den man sich gewöhnlich nur im Verkehr mit Gelehrten wie dem Abt Tritheim oder dem Bischofe Dietrich von Lebus sowie mit Rechtsgelehrten und Staatsmännern, seinem Kanzler Stublinger oder dem Bischofe Hieronymus von Brandenburg, vorstelle, — mit welchem Eifer der damals 28jährige Fürst sich an den Waffenübungen beteiligt habe, wie er aber beinahe im Kampfe mit Herzog Heinrich einen Unfall erlitten hätte. — Auch auf die sportliche Seite der Turniere wurde hingewiesen, ein Vergleich angestellt zwischen den Ausschreibungen, welche für diese Waffenspiele erlassen wurden, und in deren Abfassung Kurfürst Albrecht Achilles und Kaiser Maximilian Meister waren, und den Programmen, die heutzutage unsere sportlichen Veranstaltungen regeln; es trat zwischen beiden eine auffallende Übereinstimmung hervor.

Auch der Turnierpreise und ihrer Verteilung durch die fürstlichen Damen und Edelfrauen wurde gedacht; manche kulturgeschichtliche Notiz über Kleidung und Schmuck, die Lustbarkeiten und Sitten jenes Zeitalters wurden eingestreut. Dass auch ein Ehegelöbnis bei diesem Feste zu stande kam — Herzog Heinrich von Sachsen verlobte sich mit

Digitized by Google

der Herzogin Katharina von Mecklenburg — gab der Darstellung einen romantischen Reiz, zumal diesem Herzensbunde die kirchliche Weihe erteilt wurde von dem Bischof von Brandenburg, über dessen Lebensgang, Beredtsamkeit und Trinkfestigkeit einige wohlbeglaubigte Angaben der Zeitgenossen in fast humoristischer Form hinzugefügt werden konnten.

Mit der Schilderung der Heimfahrt der Teilnehmer schloss der Bericht.

---

15. (9. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 19. Januar 1901, mittags 12 Uhr im neuen provisorischen Märk. Provinzial-Museum der Stadt Berlin, Zimmerstrasse 90/91.

Feier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preussen.

Herr Geheimrat Friedel begrüsste zunächst die zahlreich Erschienenen namens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums als Gäste desselben und dann in seiner Eigenschaft als Vereins-Vorsitzender zum neuen Jahr 1901.

Demnächst wies er auf die gestrige Landesfeier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preussens hin, hob die nicht genug hochzuschätzenden Verdienste des Hauses Hohenzollern um Berlin-Brandenburg-Preussen — und als Krönung des Ganzen — um das Zustandekommen des deutschen Reichs hin. Der Vorsitzende legte ausserdem die Beziehungen der heut in ihrer interimistischen Neuaufstellung der Brandenburgia gezeigten Sammlungen, namentlich der auf die Zeit vor 200 Jahren bezüglichen Spezialausstellung, klar und erläuterte, wie auch die Bestrebungen unserer Brandenburgia sich vielfältig mit der jetzigen Landesfeier berühren.

Ausgelegt waren an Festschriften die vom Stadtschulrat Dr. Fritz Jonas für die höheren Klassen der Gemeindeschulen verfassten „200 Jahre Preussischer Geschichte. Eine kurzgefasste Darstellung der Entwickelung Preussens von Friedrich I. bis Kaiser Wilhelm II“, ferner das Festspiel Hohenzollern von Axel Delmar, welches für den Kriegsinvalidenfonds in den Räumen des Kgl. Neuen Operntheaters (Krolls Etablissement) zur Zeit aufgeführt wird und der vom Verein für die Geschichte Berlins in abgekürzter Form veranstaltete „Neudruck der Preussischen Krönungs-Geschichte von Johann von Besser 1702“, auch verwies der Vorsitzende auf die reichen einschläglichen Beiträge in dem von Dr. Seidel redigierten Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrgang 1901.

Digitized by Google

Herr Kustos Buchholz: „Die zur Erinnerung an den landesgeschichtlichen Vorgang der Erhebung Preussens zu einem Königreich in unserem Museum ausgestellten Gegenstände und bildlichen Darstellungen finden Sie der besonderen räumlichen Verhältnisse wegen an 3 Stellen verteilt. Unmittelbaren Bezug auf die Krönungsfeierlichkeiten haben die hier ausgestellten grossen unter Kontrolle des damaligen Ober-Ceremonienmeisters v. Besser durch den Kupferstecher Wolfgang hergestellten Bildwerke, sowie das Bessersche Werk „Preussische Krönungsgeschichte etc. Cölln a. d. Spree 1702", das im Jahre 1712 eine neue, im Format erheblich vergrösserte Auflage erfuhr, damit die inzwischen hergestellten Wolfgangschen Kupferstiche mit angebunden werden konnten. (Einen Neudruck nach der ersten Ausgabe hat gegenwärtig der Verein für die Geschichte Berlins herstellen lassen, wie schon der Herr Vorsitzende erwähnte).

An der Hand der Besserschen Krönungsgeschichte wollen wir kurz den Festlichkeiten nachgehen, die vor 200 Jahren stattfanden, wobei die allgemein geschichtlichen Verhältnisse als bekannt vorausgesetzt und deshalb übergangen werden können.

Nach langen und mit verschiedenen Opfern verknüpften Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, der sich durch die europäischen Verwickelungen endlich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah, hatte Kurfürst Friedrich III. im Dezember 1700 die Zusicherung erhalten, dass seine Erhebung zum König von Preussen anerkannt werden würde, sobald er den Königlichen Titel durch eine Krönung angenommen habe."

Der Vortragende extrahiert nun aus dem Besserschen Werk, wie der Kurfürst ohne Verzug die Reise nach Königsberg antritt, wie dort die einzelnen Akte der Erhebung zum Könige vor sich gehen, welche Festlichkeiten in Königsberg und später beim Einzuge in Berlin sich daran schliessen.

Es folgt dann eine Erläuterung der einzelnen Akte an den ausgestellten Bildwerken. Insbesondere sind dies:

Der Herold ruft die Königliche Proklamation am 15. Januar aus und wirft die Zettel unter das Volk.
Der König setzt sich selbst die Krone auf das Haupt.
Der König setzt der Königin die Krone auf das Haupt.
Die darauffolgende Huldigung.
Die Stiftung des Ordens vom schwarzen Adler (wozu das Original-Statut mit ausgelegt ist).
Die grosse feierliche Prozession nach der Schlosskirche.
Die Salbung des Königs in der Kirche.
Die Salbung der Königin (Photographie eines im Königl. Schloss befindlichen Gemäldes).

Digitized by Google

König und Königin in der Kirche auf ihren Thronen sitzend.
Ausstreuung von Münzen unter das Volk.

Ferner waren ausgestellt:

16 Portraits des ersten Königs.
3 „ der Königin Sophie Charlotte.
2 „ des damaligen Kronprinzen als Knabe.
Das Original „Reglement für die kirchliche Salbung".
„Ein Strohmgedichte beim ersten Königlichen Einzuge in Berlin" von Ricke, 6. Mai 1701.
Eine grössere Zahl von Münzen und Medaillen auf Friedrich I., unter denen die wegen der Verschönerung Berlins von ortsgeschichtlichem Interesse sind.
Mehrere Glaspokale und Faiençekrüge mit den Devisen Friedrichs I.
Verschiedene Raritäten aus der Zeit des ersten Königs.
Portraits von Leibnitz, Danckelmann u. Wartenberg.

Nach dieser Besichtigung folgte ein Rundgang durch die Säle des Museums in 3 Gruppen unter Führung je einer derselben durch Geheim-Rat Friedel, Kustos Buchholz und Assistent Dr. Pniower.

Thätigkeit der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in Brandenburg.

In der am 22. Januar 1900 unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Bethmann-Hollweg stattgehabten Jahressitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg gedachte derselbe der im abgelaufenen Jahre der Versammlung durch den Tod entrissenen Mitglieder, des Oberpräsidenten, Staatsministers Dr. von Achenbach und des Geheimen Regierungsrats, Professor Dr. Schwartz, mit warmen, anerkennenden Worten und hob dabei die hervorragende Thätigkeit hervor, welche diese Mitglieder auf dem Gebiete der Denkmalforschung und -Pflege, sowie der Geschichte der Mark Brandenburg entfaltet haben; ferner teilte er mit, dass die Mitglieder der Kommission, Ober-Konsistorialrat Todt und Professor Dr. Schwarze zu Frankfurt a. O., welche gleichfalls den Bestrebungen der Kommission ein reges Interesse zugewendet und dieselben gefördert hätten, mit Rücksicht auf ihr vorgerücktes Alter aus der Kommission ausgeschieden seien. Nach Begrüssung der neu eingetretenen Mitglieder, Konsistorialrat Zitelmann zu Berlin und Sanitätsrat Dr. Behla zu Luckau berichtete der Provinzial-Konservator über die zur Herbeiführung einer Restauration der romanischen Nicolai-Kirche zu Brandenburg a. H. im abgelaufenen Jahre

Digitized by Google

stattgehabten Vorbereitungen durch die seitens der Stadtgemeinde Brandenburg bewirkte Erneuerung des Dachgestühles und der Dacheindeckung, sowie durch die Beseitigung der in den Seitenschiffen vorhandenen Erbegräbnisse. Von der Ausführung dieser vorgängigen Arbeiten hatte der Herr Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten die Vornahme der eigentlichen Restauration abhängig gemacht.

Oberbürgermeister Hammer teilte sodann mit, dass behufs Sicherung des Marienberges zu Brandenburg gegen Abgrabungen, die den Bestand des auf diesem Berge zur Erinnerung an die in den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 gefallenen Söhnen der Kurmark errichteten Denkmals gefährden könnten und zur Verhinderung der Aufführung von Gebäuden, welche den Blick von der Stadt aus auf das Denkmal beeinträchtigen möchten, ein Bebauungsplan für die Umgebung des Berges festgestellt sei. Zur weiteren Sicherung des letzteren gegen die Werbung von Kies und Sand beabsichtige die Stadt, eine etwa 80000 qm grosse Fläche um das Denkmal zu erwerben und in einen Schmuckplatz umzuwandeln, für welchen Zweck die Stadt bereits 15000 M. aufgewendet habe, während durch das Vermächtnis einer Wohlthäterin, Frau Leue, 50000 Mark, sowie durch ein Geschenk des kurmärkischen Kommunallandtages weitere 4018 M. zur Verfügung ständen.

In der Angelegenheit wegen würdiger und stilgemässer Wiederherstellung der Kirche St. Petri u. Pauli zu Wusterhausen a. D. berichtete der Provinzial-Konservator, dass das Bedürfniss hierzu von dem Patron und dem Gemeinde-Kirchenrate anerkannt worden sei und dass er in Gemeinschaft mit einem Kommissar der Königlichen Regierung zu Potsdam die zur Wiederherstellung nötigen Ausführungen ermittelt habe. Der zuständige Kreisbaubeamte ist mit Anfertigung eines Kostenüberschlages beauftragt worden, so dass die weitere Förderung des Restaurationsbaues in Aussicht stehe.

Von den an der Kirche zu Hohenfinow stattgehabten Ermittelungen machte der Provinzial-Konservator, unter Vorlegung von Zeichnungen und ferner von der Aufdeckung des sogenannten Königsgrabes bei Seddin an der Hand von Aufnahmen von diesem Grabe, sowie unter Vorzeigung der von dem Märkischen Provinzial-Museum für diesen Zweck in dankenswerter Weise dargeliehenen Fundstücke Mitteilung (vergl. No. 15 des Jahrgangs I der Denkmalpflege bezw. No. 8 des Jahrganges 8 der Brandenburgia).

Die Versammlung, welche mit grossem Interesse von diesem bedeutsamen Funde Kenntnis nahm, ersuchte den Herrn Landesdirektor, dem Provinzialausschusse ihren Dank für seine Bereitwilligkeit zur Erwerbung und Erhaltung des Seddiner Königsgrabes zum Ausdruck zu bringen.

Digitized by Google

Über die Verhandlungen des Gesamtvereins der deutschen Altertums- und Geschichts-Vereine im Oktober 1899 berichtete Professor Wallé (vergl. No. 13 des Jahrgangs I der Denkmalpflege). An diesen Vortrag schlossen sich Erörterungen über die Schwierigkeit der Durchführung des Verfahrens zur Enteignung von Denkmälern und von vorgeschichtlichen Funden und über die Unterbringung der letzteren in den centralen Museen oder in Bezirkssammlungen.

Dem Antrage des Provinzial-Konservators um Befürwortung eines Gesuches des Magistrats zu Templin wegen Gewährung von Beihülfen aus Staats- und Provinzialfonds zu der Wiederherstellung der mittelalterlichen in Feldsteinen errichteten Stadtmauer zu Templin, welche noch in ihrem ganzen Umfange und auch in ihrer Höhe nebst zahlreichen halbrunden und zwei vollrunden Türmen fast vollständig erhalten ist, jetzt aber einiger umfangreicher Reparaturen bedarf, stimmt die Provinzial-Kommission zu.

Ebenso erklärt sie sich damit einverstanden, dass die Gewährung von Beihülfen an die Stadtgemeinde Beelitz zur Ausführung einer auf 27000 M. veranschlagten stilgemässen und würdigen Restauration der dortigen mittelalterlichen Kirche und der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts am Chore derselben errichteten Kapelle zum heiligen Blute, bei dem Herrn Kultusminister und dem Provinzialausschuss befürwortet wird.

Über die bisher beobachteten Grundsätze für die Behandlung von Anträgen auf Beseitigung von mittelalterlichen Stadtmauern wird Auskunft erteilt und finden dieselben die Billigung der Kommission. Ein Gesuch der Stadt Soldin auf Beseitigung des Pyritzer Thores ist abgelehnt. In Beeskow ist die Wiederherstellung des Luckauer Thorturmes unter Gewährung von Beihülfen aus Staats- und Provinzialfonds bewirkt worden, während die Restaurierung des Pulverturmes zu Mittenwalde, gleichfalls unter Gewährung solcher Unterstützungen, im Jahre 1900 zur Ausführung gelangen wird.

Der Königl. Domänenverwaltung ist von dem mangelhaften Zustande der von ihr zu unterhaltenden mittelalterlichen Befestigungswerke von der ehemaligen Residenz der Havelberger Bischöfe zu Wittstock Kenntnis gegeben mit dem Ersuchen, diese Bauwerke (Bergfried und Ringmauer um den Schlosshof) einer umfassenden Reparatur zu unterziehen, um sie vor weiterem Verfalle zu bewahren.

Die Bemühungen des Provinzial-Konservators zur Verhütung der vorübergehenden Verlegung und einer vorläufigen Aufspeicherung der Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums hierselbst, für welche letzteren aus dem zweimaligen Umzuge grosse Nachteile zu befürchten waren, sind leider ohne Erfolg gewesen und ist die Übersiedelung dieser Sammlungen nach dem städtischen Sparkassengebäude in der Zimmerstrasse im Oktober v. J. bewirkt worden.

Digitized by Google

Die Stadt Jüterbog beabsichtigt das Rathaus daselbst, einer der interessantesten spätmittelalterlichen Profanbauten in der Provinz Brandenburg, welches sich im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Verstümmelungen — durch Aufbringung von Putz auf den für den Rohbau bestimmten Aussenflächen, durch Veränderungen an der vor der nördlichen Front vorgelegten Halle, durch Verlegung des Einganges in die letztere und den im Jahre 1801 erfolgten Abbruch der Ziergiebel, soweit sie über die Dachfläche hinausreichen — hat gefallen lassen müssen, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Der Provinzial-Konservator hat über die vorzunehmende Restauration im Auftrage des Herrn Kultusministers ein Gutachten abgegeben. In Puttrichs und Ottes „Mittelalterlichen Bauwerken zu Jüterbog, Kloster Zinna und Treuenbrietzen" sind uns wertvolle Aufschlüsse über die Architektur dieses Baudenkmals hinterlassen, welche für die Restauration einen wünschenswerten Anhalt gewähren.

In Prenzlau ist der Uckermärkische Museums- und Geschichtsverein begründet, der die Sammlung und Erhaltung wissenschaftlicher, geschichtlich und künstlerisch bedeutsamer Gegenstände und Denkmäler der Uckermark, sowie die Erforschung der Geschichte und kulturellen Entwickelung dieses Landesteiles, ferner die Hebung des Kunstsinns und des Kunstgewerbes zum Zwecke hat. Für die Unterbringung seiner Sammlungen ist ihm mit Genehmigung der Königlichen Regierung die ehemalige Kirche St. Spiritus eingeräumt worden, welche der Verein mit Beihilfen des Staates und der Provinz je von 1000 M. in einfacher und stilgerechter Weise ausgestattet hat. Bei der im September v. J. stattgehabten Eröffnung des Museums zeigten die Sammlungen bereits einen erfreulichen Umfang. Der Provinzial-Konservator hat, entsprechend einem Beschlusse der Provinzial-Kommission das Verlangen an den Verein gerichtet, dass in den Satzungen desselben Bestimmungen zur Sicherung des Bestandes der Sammlungen aufgenommen werden und hat dieserhalb, da dies nicht geschehen war, die Entscheidung des Herrn Kultusministers nachgesucht.

Fernerhin berichtet der Provinzial-Konservator über seine Mitwirkung bei beabsichtigten Restaurationen an den Thor- und Mauertürmen der Stadt Schönfliess, der Kirchen zu Münchehofe, Kreis Lebus, zu Kirchhain und Alt-Golssen, zu Bornim, Gottberg, Gross-Lüben, Lankwitz, Marienfliess, Techow, zu Kyritz u. A. m. In der letztgenannten Kirche wurde bei der an den Pfeilern derselben vorgenommenen Beseitigung des Putzes festgestellt, dass die Ecken dieser Pfeiler aus fein profilierten Formsteinen gebildet und die Flächen derselben früher für den Rohbau ausgeführt gewesen sind.

Gegen eine von der Königlichen Militär-Verwaltung beabsichtigte

Digitized by Google

Veräusserung des Altstädtischen Rathauses zu Brandenburg a. H. hat der Provinzial-Konversator Widerspruch erhoben.

Von den stattgehabten Restaurationen des in der Dammvorstadt zu Frankfurt a. O. zur Erinnerung an den vom Herzog Leopold von Braunschweig beim Hochwasser 1785 unternommenen Rettungsversuch, der ihm das Leben kostete, in Sandstein errichteten Denkmals, sowie der in Sandstein ausgeführten Architekturteile an der Hoffront des Schlosses zu Coepenick und eines Altarschreines in der Kirche zu Dobbrikow wurde Mitteilung gemacht und ebenso von dem Funde einer dem Ende des 12. Jahrhunderts angehörenden gravierten Bronceschale auf dem Marktplatze zu Guben durch den Professor Dr. Jentsch daselbst.

Schliesslich wurden die von den Konservatoren, sowie von den Provinzial-Kommissionen und den Geschichts-Vereinen anderer Provinzen eingegangenen Berichte über ihre Thätigkeit zur Kenntnis der Versammlung gebracht und Nachricht über die von dem Herrn Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und anderen Behörden und Personen der Provinzial-Kommission bezw. dem Konservator überwiesenen Druckwerke gegeben. B.

Am Werbellinsee.

Wanderfahrt der Pflegschaft des Märkischen Museums.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Das freundliche Städtchen Joachimsthal und die idyllischen Ufer des Werbellinsees wurden am 14. August 1898 von Mitgliedern der Pflegschaft des Märkischen Museums unter Führung des Herrn Geheimrats E. Friedel aufgesucht, um die vielen historischen Stätten der landschaftlich schönen Gegend in Augenschein zu nehmen.

Joachimsthal ist jetzt leicht von Berlin zu erreichen, da seit dem Jahre 1897 eine Zweigbahn von Eberswalde dorthin führt, die später nach Fürtenberg und Lychen verlängert werden soll. An den Dörfern Britz, Golzow und Alt-Hüttendorf vorüber führt die Bahn durch bewegtes Gelände — Forst und Seen wechseln mit einander ab — zwischen dem Grimnitz- und dem Werbellinsee hindurch nach Joachimsthal und Grimnitz. Die beiden Orte, Stadt und Dorf, bilden ein zusammenhängendes Ganze, und wenn man in Joachimsthal fragt, wo Grimnitz liegt, so erhält man die Antwort, Grimnitz beginnt, wo Joachimsthal aufhört, und umgekehrt.

Dem Dorfe Grimnitz wurde der erste Besuch abgestattet. Der auf einer kleinen Anhöhe liegende Friedhof enthält eine grosse Zahl verfallener Gräber mit alten verwitterten Grabkreuzen, unter denen besonders der Stumpf eines eisernen Kreuzes mit der Inschrift:

Durch Wilddiebe erschossen am 21. Oktober 1832

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit erregt. Es ist die Grabstätte des Feldjägers Schulze, der an dem genannten Tage bei einem Zusammentreffen mit 5 Wilddieben, während er mit einem derselben rang und seine Kameraden die andern verfolgten, von dem Garnweber Schüler meuchlings erschossen wurde. In der Schorfheide, wo die That geschah, erhebt sich das einfache „Schulzedenkmal". Das Dorf, welches in der flachen Senkung zwischen dem Friedhof und dem alten Burgberg liegt, besteht nur aus wenigen, aber ganz ansehnlichen Häusern, an der Ostseite nach dem See erhebt sich die Oberförsterei und daneben auf dem Burgberge die Wohnstätte eines Forstaufsehers, welche über den umfangreichen Kellereien des ehemaligen Schlosses errichtet ist.

Von der alten Burg, die schon zur Askanierzeit bestand, wie dort ausgestellte Urkunden aus den Jahren 1301 und 1304 beweisen, ist nur wenig erhalten. Die Gleichgiltigkeit einer früheren Generation gegen vaterländische Altertümer hat es zugegeben, dass die stattliche Ruine nach und nach abgebrochen wurde und dass die Feldsteine zum Bau anderer Gebäude und als Pflastersteine verwendet wurden. Erst nachdem die Ruine durch Schenkung in den Besitz Kaiser Wilhelms I. gelangt war — vorher befand sie sich im Privatbesitz eines Steinhändlers — wurde dem weiteren Abbruch Einhalt geboten und die kümmerlichen Reste erhalten. Noch vor 25 Jahren sollen sich an der Seeseite die Überreste von sechs grossen Türmen mehrere Meter hoch erhoben haben, jetzt sind nur die Rondells der beiden Ecktürme einzelne schmale Gemächer, vier grosse Kellerräume mit dicken Mauern und die westliche Umfassungsmauer mit davorliegendem Graben erhalten, alles natürlich, ausser den Kellern, in sehr verwahrlostem Zustande, über und über mit Gebüsch und Unkraut bewachsen. Die Anlage der Burg lässt sich aus den vorhandenen Resten ungefähr noch erkennen.

Auf der Anhöhe lag das Hauptgebäude, dessen Umfang die erwähnten Kellerräume andeuten, nach der Seeseite war es mit sechs Türmen, zwei grossen Ecktürmen und vier kleineren in der Mitte, befestigt, auf der Landseite zog sich eine starke Feldsteinmauer mit tiefem Graben um die Burg herum, auf dieser Seite hat sich auch die Einfahrt befunden, durch Thorturm und Zugbrücke sicher gewahrt. Nach dem See zu lag, etwas tiefer als die Burg und durch eine Feldsteinmauer umgeben, der Burghof, wenigstens deuten die spärlichen Grundmauerreste darauf hin. Im Norden scheint ein Backsteinbau, welcher in späterer Zeit, vielleicht im 15. Jahrhundert, im Anschluss an das Hauptgebäude, errichtet wurde, gestanden zu haben. Die Stärke des Mauerwerks und die Art der Befestigung zeigen, dass die Burg Grimnitz hauptsächlich zu Verteidigungszwecken angelegt war (vermutlich 1247 von Markgraf Johann) und nur nebenher als Jagdschloss diente. Sie scheint auch in den unruhigen Zeiten nach Markgraf Waldemars Tode mehrfach der Belagerung ausgesetzt gewesen zu sein, vermutlich bei dem Einfall der Polen und Littauer im Jahre 1323, denn die Sage berichtet, dass die Polen sie lange Zeit vergeblich belagert hätten und dass ein polnischer Fürst, der bei einem Ausfalle der Markgräflichen gefangen genommen sei, zur Strafe an eine Hundehütte angekettet worden wäre und so seine fernere Lebenszeit hätte zubringen müssen. Die Hundehütte, welche, sobald sie zerfallen ist, stets wieder erneuert werden muss, befindet sich noch heutzu-

Digitized by Google

tage auf Burg Grimnitz, und zwar an einem abseits gelegenen Orte, da eifrige Sammler durch Mitnahme von Holzschnitzeln ihr ein vorzeitiges Ende zu bereiten drohten.*)

Schloss Grimnitz ist auch weiterhin von der Sage bedacht worden. In einem Verliesse der Burg, nach andern in einer Nische des Kellers (vermutlich eine frühere Herdstelle) soll Markgraf Waldemar seinen Kanzler Nikolaus von Buch haben anschmieden lassen, weil dieser gegen den Willen des Fürsten bei der Kaiserwahl Ludwig dem Bayern die Stimme der Kurmark gab, und, um die Qualen des Gefesselten zu erhöhen, soll man in der Nähe desselben täglich frische Äpfel hingelegt haben, die er nicht erreichen konnte. Wie das Volk erzählt, hat der Kerkermeister aus eigener Ruchlosigkeit diese Qual ersonnen und muss nun zur Strafe als Hund ohne Kopf umgehen. Ausserdem lässt sich in dem alten Gemäuer nachts von 12 bis 1 Uhr eine weisse Dame sehen, die unter gewaltigem Kettengerassel rings um die Burgstelle herschreitet. Über den Ursprung dieser Sage wusste die Frau des Forstaufsehers, welche diese und andere Geschichten erzählte, nichts anzugeben.

Weisse Gestalten treten in der Umgebung des Werbellinsees vielfach hervor, so in den Lehmbergen bei Joachimsthal, an einem See auf dem Wege nach Golzow und auf einem Kreuzwege südlich von der Königlichen Ziegelei, ohne dass man weiss, weshalb diese Gestalten erscheinen. Vermutlich hat man es mit Resten alter Nixensagen zu thun.

Möglich ist auch, dass die Sage von der weissen Dame auf der Burg Grimnitz im Anschluss an den Unglücksfall der Kurfürstin Hedwig von Polen, der Gemahlin Joachims II., entstanden ist, welche im Herbst 1549 durch den morschen Boden des oberen Gemaches stürzte und sich an einem Geweih in der unteren Halle so stark verletzte, dass sie zeitlebens siech blieb. Wie bekannt, wandte sich Joachim später der schönen Giesserin, Anna Sydow, zu, und der Volksmund hat vielleicht durch jene ruhelos umherschweifende Gestalt die Trauer der Kurfürstin über ihr Unglück ausdrücken wollen. Die Sage hat sich übrigens dieser historischen Begebenheit auch in anderer Form bemächtigt. Wie das Volk erzählt, hatte ein polnischer Edelmann, der die Kurfürstin heimlich liebte, den Fussboden durchsägt, um den Kurfürsten zu beseitigen. Als indes der Fürst mit den Armen auf den Zwischenbalken hängen blieb und die Kurfürstin verunglückte, ergriff den Übelthäter bittere Reue, er zog sich in die Einsamkeit zurück und lebte in der „Mönchsbude", einer noch jetzt durch einen Steinkreis bezeichneten Stelle der Schorfheide, als Einsiedler.

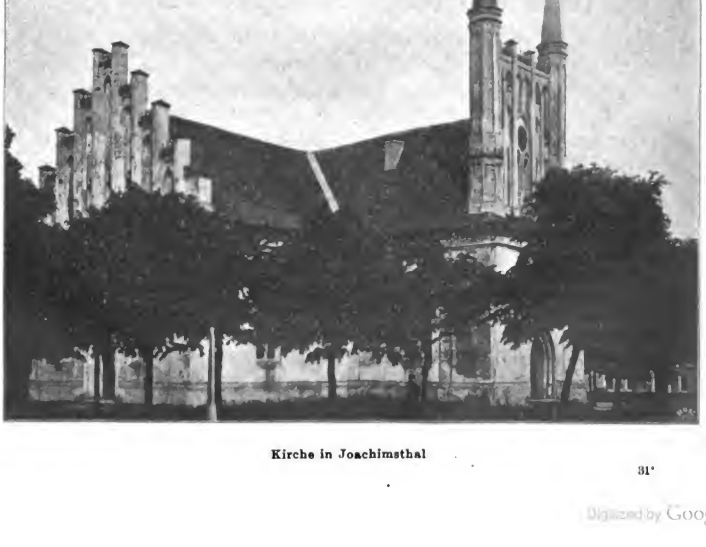
Nach anderer Überlieferung soll dieser Unglücksfall der Kurfürstin Hedwig sich in einem anderen, östlich vom Grimnitzsee gelegenen Jagdschlosse ereignet haben. Gewährsmann dafür ist, wie Dr. Böttger im 24. Jahrgang des „Bär" (1898 S. 244) angiebt, der Oberförster Ichler zu Grimnitz, der 1748 berichtet, dass das Schloss Grimnitz aus zwei Gebäuden bestanden habe, wovon das ostwärts vom See gelegene nur ein Fachwerkbau gewesen sei, in welchem die Kurfürstin durch einen Spundboden hinab-

*) Die Sage von der Hundehütte klingt etwas sehr abenteuerlich und scheint mir die Erfindung eines phantasiebegabten Kopfes zu sein. d. Verf.

Digitized by Google

gestürzt wäre. Diese Annahme ist durch nichts erwiesen, viel wahrscheinlicher ist, dass das alte, beständig benutzte Schloss an der Westseite des Grimnitzsees der Schauplatz dieser Begebenheit war. Desgleichen wird der von Joachim I. 1529 mit den Pommernherzögen abgeschlossene Erbvertrag im westlichen Schlosse unterzeichnet worden sein und nicht, wie an obiger Stelle und auch sonst vielfach angenommen wird, in dem neuen östlichen Jagdschlosse. Wenn auch die betreffende Urkunde angiebt, dass der Vertrag in der „newen Kemnade an der Grimnitz" abgeschlossen wurde, so kann damit ebensogut ein neuer Anbau, vielleicht der obenerwähnte Backsteinanbau auf Burg Grimnitz gemeint sein. Möglich, dass auch Ichler mit dem östlich gelegenen Fachwerkbau nur diesen Anbau gemeint hat. Jedenfalls ist die Sache mit den beiden Jagdschlössern am Grimnitzsee noch ziemlich dunkel und bietet dem Geschichtsforscher Stoff zu weiteren Studien dar.

In der Nähe der Burg Grimnitz legte Kurfürst Joachim Friedrich im Jahre 1602 eine Glashütte an, damit die umfangreichen Holzbestände der Werbelliner Heide besser ausgenutzt werden könnten. Die Holzverwüstung war indes so gross, dass die Hütte 1607 wieder einging. Um die Hütte herum hatte sich inzwischen die Kolonie Joachimsthal angesiedelt und hier wurde im August 1607 mit Benutzung der verlassenen Hüttengebäude eine Fürsten-



Kirche in Joachimsthal

Digitized by Google

schule gegründet, die durch die Gunst des Kurfürsten eine eigene Kirche, umfangreiche Baulichkeiten und zahllose Privilegien und Einkünfte erhielt. Die Schule blieb bis zum Jahre 1636 in Joachimsthal, in welchem Jahre die Gebäude durch die Sachsen zerstört wurden, und wurde 1650 nach Berlin verlegt, wo sie lange Zeit in der Burgstrasse untergebracht war, während sie jetzt in ihr neues Heim auf Wilmersdorfer Gebiet übergesiedelt ist.*) Durch die Fürstenschule und den häufigen Besuch des kurfürstlichen Hofes blühte Joachimsthal schnell empor und noch heut zeugen die sauberen Strassen und einfachen Häuser von einer gewissen Wohlhabenheit der

Brunolds Wohnhaus in Joachimsthal.

Bürger. Auf dem Joachimsplatz steht die unter Schinkels Leitung 1817—20 in Kreuzesform erbaute gothische Kirche und in ihrer Nähe so ziemlich an der Stelle der Fürstenschule die Präparanden-Anstalt.**)

*) Nähere Angaben über Joachimsthal und die Fürstenschule findet man in dem Aufsatze von Dr. Böttger im „Bär" 1898 S. 245 f.

**) Auf dem Joachimsplatz sollte auch das Denkmal des märkischen Sängers Brunold (L. F. Meyer), der lange Zeit in Joachimsthal als Lehrer thätig war und dort im Februar 1894 starb, aufgestellt werden, und sicherlich hätte sich die Marmorbüste von dem buschigen Hintergrunde der Anlagen vorteilhaft abgehoben. Nach dem Beschluss der Joachimsthaler Stadtväter ist aber der Rektorenberg gewählt und die Büste Brunolds dort am 18. Juni 1899 aufgestellt worden. Durch eine Friedenseiche ziemlich verdeckt und in Gesellschaft einer hohen Pumpe fristet hier der Dichter des „Haidegrab" ein ziemlich verstecktes Dasein. Weshalb man nicht die Anlagen des Joachimsplatzes, in dessen Nähe sich Brunolds langjährige Wirkungsstätte befand, gewählt hat, ist ganz unverständlich. Oder aber, wenn schwerwiegende Gründe dagegen sprachen, weshalb wählte man nicht den nördlichen Abhang am Ufer des Werbellinsees, wo Brunold so gern geweilt hat und dessen Aufstieg zum Andenken daran „Brunolds Blick" getauft worden ist? Hier, im Angesicht des Sees, den er so sehr geliebt hat, hier wäre der richtige Platz für das Brunolddenkmal gewesen.

Digitized by Google

Von Joachimsthal begaben sich die Teilnehmer der Wanderfahrt nach dem Werbellinsee, an dessen östlichem Ufer eine Wanderung nach Altenhof angetreten wurde. Die herrliche Umgebung des Sees, die quellenreichen, bewaldeten Abhänge mit ihren tiefen Schluchten, die schönen Ausblicke auf den See an den mannigfachen Ausbuchtungen des Ufers, die verschiedenartige Färbung der umrahmenden Waldungen, in denen Laub- und Nadelholz vielfach gemischt steht, gewähren ein unvergleichlich schönes Bild, und man kann es wohl verstehen, dass die brandenburgischen Fürsten sich seit alter Zeit hier wohl gefühlt haben.

Der Werbellinsee ist seit jeher ein Liebling der Märker und besonders seiner Herrscher gewesen. An den Ufern des Sees hatten schon die askanischen Markgrafen ihre Schlösser erbaut, um auf ihnen nach den Freuden der Jagd der Ruhe zu pflegen und einen guten Trunk zu thun. Nach ihnen haben die hohenzollernschen Kurfürsten oft dem

Jagdschloss Hubertusstock (Rückseite.)

frohen Waidwerk in der „merica Werbellin“ gehuldigt und noch heutigen Tages weilt unser Kaiser oft tagelang im neuen Jagdschlosse Hubertusstock, um sich an der edlen Jägerei zu erfreuen. Der See zieht sich inmitten eines ausgedehnten Waldreviers von Norden nach Süden, 11 Kilometer lang und oft 1½ Kilometer breit, bogenförmig dahin und wird an der Ost- und Nordseite von ziemlich steil abfallenden, bewaldeten Höhen eingeschlossen, während sich an dem westlichen Ufer die wildreichen Jagdgründe der Schorfheide ausdehnen. Der ca. 3010 Morgen grosse See ist an einigen

Digitized by Google

Stellen sehr tief, so bei Altenhof 51 Meter, an andern wieder sehr flach, dass einzelne Erhebungen, wie der Maränen-, Hessel- und Michenberg bis an die Oberfläche herantreten; er ist sehr fischreich, namentlich kommen Hechte, Karpfen und Muränen vor, und hat stellenweise grünliches, durchsichtiges Wasser. Verschiedene an den Ufern zerstreute Ziegeleien deuten auf den Thonreichtum der Umgebung hin, namentlich wird der in den Anhöhen vorkommende Septarienthon hier verarbeitet, und lange Züge der mit Steinen und Holz beladenen Zillen zeigen, dass der abseits liegende See

Jagdschloss Hubertusstock (Vorderseite.)

in reger Geschäftsverbindung mit der Aussenwelt steht: am südlichen Zipfel vermittelt der Werbellinkanal die Verbindung mit dem Finowkanal.

Die älteste Ansiedelungsstätte am Werbellin scheint sich bei Altenhof befunden zu haben, wo Professor Virchow im See Reste von alten Pfahlbauten entdeckt hat, die vermutlich germanischen Ursprungs sind, während die in der Nähe von Altenhof gefundenen Urnen und Grabstätten den Wenden anzugehören scheinen, die, durch den Fischreichtum des Sees angezogen, hier eine kleine Niederlassung gründeten. Auf dem Förstereigrundstück von Altenhof erhob sich im Mittelalter gleichfalls eine Askanierburg, Schloss Breden oder Breten, das indes nur eine untergeordnete Stellung eingenommen zu haben scheint und mehr als Jagdschloss wie als Verteidigungspunkt gedient hat.*) Schloss Breden wird nur dreimal urkundlich erwähnt und ist, wie auch das am Südende des Sees belegene

*) Vgl. hierzu Bär XXIV S. 231 f.

Digitized by Google

Schloss Werbellin vermutlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. An der Stelle von Schloss Werbellin erhebt sich der vom Prinzen Karl von Preussen am 2. Oktober 1879 errichtete Askanierturm, der die beim Ausschachten gefundenen Waffen und Geräte birgt. Von Schloss Breden sind nur ein alter Keller aus Backsteinen beim Försterhaus, etwa 50 Meter vom Seeufer entfernt, und meterhohe Mauerreste von Feldsteinen im Garten des Eigentümers Poppe übrig geblieben. Im Keller sollen seinerzeit, als das Försterhaus erbaut wurde, kupferne Gerätschaften und ein Fass Wein gefunden worden sein. Der Wein hatte sich

Brunold-Denkmal

eine eigene Kruste gebildet, so dass er, trotzdem das Fass zerfiel, nicht ausfloss. Das Dorf Altenhof wurde 1748 angelegt, es bestand nur aus einigen Fischerhütten; später wurde eine Försterei dorthin gelegt und in neuerer Zeit haben die Bewohner verschiedene Neubauten zur Aufnahme von Sommergästen errichtet. Südlich von Altenhof dehnt sich auf den Abhängen herrlicher Buchenwald aus, dessen Wipfel ein dichtes, grünes Dach über dem moosigen Boden bilden: der prächtige Ausblick auf den See macht den Aufenthalt in den schattigen Buchenhallen äusserst lieblich und angenehm.

Der frühe Untergang des Schlosses Werbellin und die Kunde von den prächtigen Hofhaltungen der Askanier, namentlich des Minnesängers Otto mit dem Pfeile und des kriegerischen Waldemar haben im Volke die Meinung wachgerufen, dass im Werbellinsee eine grosse Stadt Werbelow mit einem herrlichen Schloss versunken sei. Wenn man an stillen Abenden auf der Höhe hinter Altenhof unter den dichtverzweigten Buchen ruht, dann tönen leise Glockenklänge aus dem See herauf, das

Digitized by Google

sind die Glocken der versunkenen Stadt Werbelow, welche wegen der Ungastlichkeit ihres Schlossherrn, eines mächtigen Zauberers, von einer armen Frau verwünscht worden ist. Von Zeit zu Zeit steigt eine Jungfrau aus der Tiefe herauf, um ihre Erlösung zu erlangen. Wer ihr folgt und schweigend verrichtet, was von ihm gefordert wird, der kann sie erlösen, und alsbald wird die Stadt und das Schloss sich in einstiger Herrlichkeit wieder inmitten des Sees erheben. Bisher hat noch keiner die Probe bestanden, alle sind vom See verschlungen worden oder haben sich, von Trübsinn umfangen, hineingestürzt. Alljährlich will auch der See sein Opfer haben; besonders um Johanni herum ist eine unheimliche Zeit, wer dann Hundegekläff aus dem See vernimmt, ist dem Verderben geweiht. Unterirdische Gänge haben von einem Schloss zum andern geführt, sie sind mit Schätzen angehäuft, die von Hunden mit glühenden Augen bewacht werden. In diese Schatzkammern führt die Jungfrau aus dem See ihre Erlöser und dort erleben diese mancherlei Überraschungen, die sie schliesslich zu Schreckensrufen veranlassen. So schlingt die Sage ihre wunderbaren Zauberfäden um Baum und Stein, um Heide und Burg rings um den See, und wer das Raunen der Quellen und das Rauschen der Wipfel zu deuten versteht, der vermag herrliche Kunde zu vernehmen.

Eine kurze Dampferfahrt, die neue Ausblicke und Schönheiten enthüllte, brachte die Teilnehmer der Wanderfahrt nach dem Restaurant Zabel an der Nordspitze des Sees zurück. Zu dem geplanten Besuch des Askanierturms und des Jagdschlosses Hubertusstock reichte leider die Zeit nicht mehr aus, und man musste sich mit einem Besuch der dem Zimmermeister Müller gehörigen Besitzung Elsenau und von „Brunolds Blick“ auf dem nördlichen Abhange begnügen. Hier hat der Dichter Brunold stundenlang geweilt, im Anschauen des herrlichen Bildes, der weiten Fläche des Sees mit ihrer verschiedenfarbig grünen Umrahmung versunken, hier hat er seine schönsten Lieder gesungen, die das Leid über schwere Verluste ihm auspresste, die der freudige Stolz über die Schönheit der Natur ihn hinausjubeln liess in die märkische Landschaft. Der Ausblick ist hier wohl der schönste, den man am ganzen See hat, wenn sich überhaupt von einem „schönsten“ Ausblicke in dieser landschaftlich bevorzugten Gegend sprechen lässt. Über die weite Fläche des Sees bis nach Altenhof hinüber schweift der Blick, und die bewaldeten Anhöhen umrahmen das im Lichte der Abendsonne blitzende Juwel und strecken ihre Wipfel schützend rings herum, dass kein Unberufener die Stätte störe, wo Markgraf Otto mit dem Pfeile seine süssesten Minnelieder sang.

Durch die waldigen Schluchten der Mörderberge wurde der Rückweg nach Joachimsthal angetreten, von wo aus die Heimfahrt nach Berlin erfolgte.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

16. (7. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Januar 1901, abends 7½ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh.-Reg.-Rat Friedel. (Von demselben rühren die Mitteilungen unter 3 bis 12 her.)

1. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder, Gönner und Freunde in der ersten ordentlichen Sitzung zum neuen Jahr 1901 und diejenigen, welche trotz amtlicher Anordnung den Beginn des 20. Jahrhunderts erst am 1. Januar 1901 gelten lassen, gleichzeitig auch zum neuen Jahrhundert in der Hoffnung, dass dieser chronologische Streit, wenn er auch nicht allgültig entschieden sei, doch vorläufig, d. h. 99 bezw. 100 Jahre ruhen werde.*)

*) Für die Zähigkeit der Berliner Volksanschauung sei festgestellt, dass zum 1. Januar 1901 eine Menge — auch gedruckter — Neujahrswünsche als zum Jahrhundertwechsel ausgegeben sind. Da in anderen Ländern deutscher Zunge überhaupt, auch amtlich, der Jahrhundertswechsel erst zum 1. Januar 1901 stattgefunden hat und die Berliner Industrie nach diesen Ländern Glückwunschkarten absetzt, so sind für den Export viele dergleichen Karten zum 1. Januar 1901 als zum Jahrhundertswechsel ausgestattet worden. — Auch die Volksdichtung hat sich des Streits vielfältig bemächtigt und führen wir des Beispiels halber zwei Verse von Uneinverstandenen an. Der eine vom Sylvesterabend 1899 sagt:

„Und ob Ihr auch Euch wundert,
Noch lang ist's Zeit, — ich mein's:
Für mich schliesst das Jahrhundert
Mit Neunzehnhunderteins."

Ein anderer vom Sylvesterabend 1900 lautet mit Travestie der bekannten Schillerschen Verse:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,
Stehst du mit grossem Stolz und Selbstgenügung
Zum zweitenmal an des Jahrhunderts Neige!
Im Vorjahr war's nur preussische Verfügung."

Digitized by Google

2. Auch der Zweihundertjahr-Feier des Königreichs Preussen gedachte der Vorsitzende noch einmal unter Hinweis auf die Versammlung am 19. d. M. und die Sonder-Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums, sowie auf den Hauptvortrag des heutigen Abends.*)

Auch der Heilige Vater und mit ihm die gesamte katholische Kirche lässt das neue Jahrhundert erst mit 1901 beginnen. Hierzu hat Leo XIII ein Carmen saeculare gedichtet, das den Titel trägt: „Jesus Christus der Schutzherr des neuen Jahrhunderts" und das mit den Strophen beginnt:

„Cultrix bonarum nobilis artium
Decedit aetas: publica commoda,
Viresque naturae retectas,
Quisquis avet, memoret canendo.

Saecli occidentis me vehementius
Admissa tangunt; haec doleo et fremo.
Pro! quot, retrorsum conspicatus,
Dedecorum monumenta cerno."

Zu Deutsch:

Die Zeit, die Geistesschätze in Ehren hielt,
Geht nun zu Ende. Leichtere Daseinsart
Und der Natur enthüllte Kräfte
Möge, wer will, fortan besingen.

Was uns gebracht das scheidende Säculum,
Seh ich mit Schmerz, mit Zittern und Zagen an,
Rückblickend ruht der Blick, o Jammer,
Auf einem Heer von Schändlichkeiten."

Eine rechnerische Prüfung der Jahrhundertsfrage findet sich in der Nummer 5 der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift Berlin, Januar 1901, vom Professor Dr. Wilhelm Förster, der sich natürlich für den 1. Januar 1901 ausspricht. Mit diesen Einzelheiten möge der „Jahrhundertstreit" für uns zu Ende sein.

*) Erwähnt sei noch, dass auch die Feldzeichen des preussischen Heeres am 18. d. M. eine Doppeljahrhundert-Feier begingen. Im Preussenliede heisst es: „Die Fahne weht mir weiss und schwarz voran." Am 18. sind es 200 Jahre gewesen, seit Preussens Fahnen in diesen Farben voranwehen. Seit dem 18. Januar 1701, seit der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum Könige in Preussen, sind die Feldzeichen des preussischen Heeres in Schwarz und Weiss, den Farben des ehemaligen souveränen Herzogtums Preussen, gehalten. Gleichzeitig wurde bestimmt, dass die Schärpen der Offiziere in Silber und schwarzer Seide ausgeführt werden sollten. Unter dem Grossen Kurfürsten besassen die Fahnen ein sehr mannigfaches Aussehen. Sie durften jede beliebige Farbe aufweisen; nur die grüne war verboten. Grün ist bei den Türken die Fahne des Propheten, und gegen die Türken haben die Brandenburger damals in mancher Schlacht gefochten. Wahrscheinlich ist das Verbot der grünen Farbe darauf zurückzuführen. Die Fahnen waren auch mit Sinnbildern und Wahrzeichen geschmückt. Das Infanterie-Regiment Nr. 2, das jetzige Grenadier-Regiment Nr. 1, das bis vor wenigen Jahren für das älteste Regiment der jetzigen preussischen Armee galt, führte unter dem Grossen Kurfürsten schwarze Fahnen mit einem roten Adler. Dagegen war die Leibfahne weiss und ihr Schmuck ein schwarzer Adler. Friedrich I. war es, der über die Herstellung und das Aussehen der Fahnen bestimmte Vorschriften erliess, und merkwürdig ist es, dass der Fürst, dessen Prachtliebe sonst

Digitized by Google

3. Durch den unvermuteten Tod unseres langjährigen Ersten Vorsitzenden, dann Ehrenmitgliedes, Oberbürgermeister a. D. Robert Zelle hat unsere Brandenburgia einen schweren Verlust erlitten. Viele unserer Mitglieder sahen den rüstigen, lebensfrohen Mann noch ganz in seiner altgewohnten Art bei der Bestattungsfeier des Bürgermeisters Brinkmann am 12. d. M. Niemand ahnte, dass unsern Zelle sobald nachher am 25. d. Mts. in Folge einer tückischen Lungenentzündung der Tod ereilen sollte.

Es ist nicht die Stelle hier, Zelles kommunale Verdienste, seine Verdienste um Berlin und die Berliner zu rühmen; in dieser Beziehung kann man von ihm das schöne Wort anwenden, welches der Königsberger Stadtrat Schaff dem verewigten Bürgermeister Brinkmann in die Gruft nachrief: „Er war nicht nur ein Meister, sondern vielmehr ein Freund der Bürger."

Wie man in den höchsten Kreisen über Zelle dachte, geht aus der Kundgebung Sr. Majestät des Kaisers und Königs hervor, der im Jahre 1892 noch an dem Tage der Wahl zum Oberbürgermeister an Zelle folgendes Glückwunsch-Telegramm richtete: „Spreche meinen Glückwunsch zur Wahl aus, die ich um so freudiger bestätige, als ich weiss, wie sehr Ihnen das Wohl meiner Residenzstadt am Herzen liegt. Ich hoffe, Sie recht lange an der Stelle zu sehen und mit ihnen manches Werk zur Verschönerung Berlins und zu seiner Fortentwicklung durchzuführen. Ihre treuen Gesinnungen gegen mich und mein Haus wohl kennend, bin ich der Überzeugung, die Wahl konnte keinen Besseren und Geeigneteren treffen."

Über den Lebensgang des Dahingeschiedenen sei Folgendes erwähnt:

Robert Zelle war am 19. September 1829 zu Berlin geboren. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster, studierte von Ostern 1848 bis Ostern 1851 Rechts- und Staats-Wissenschaften zu Bonn und Berlin, machte 1851 das Auskultator-, 1853 das Referendar-, 1856 das Assessor-Examen in der Hauptstadt und wurde 1861 zum Berliner Stadtrat erwählt, 1862 wurde er Stadtsyndikus, 1891, nach Dunckers Tode, Bürgermeister und 1892, obwohl seine Wahl zum Oberbürgermeister von Stettin nicht bestätigt worden war, Oberbürgermeister von Berlin. Am 25. März 1898 zeigte Zelle dem Magistrat an, dass er zum 1. Oktober sein Amt niederzulegen wünsche. Dem Abgeordnetenhause gehörte er als Mitglied der Fortschrittspartei seit 1873, zuerst für den zweiten

unbegrenzt war, hier den Grundsätzen der Einfachheit huldigte. Erwähnt sei noch, dass früher, wenn Regimenter nach Beendigung eines Feldzuges aufgelöst wurden, ihre Fahnen der Vernichtung anheimfielen. Die Gepflogenheit, solche Fahnen aufzubewahren, datiert erst von 1680, so dass ältere Feldzeichen zu den grössten Seltenheiten zählen würden.

Digitized by Google

Berliner Wahlkreis, später infolge von Doppelwahlen für Zauch-Belzig, dann für Breslau und zuletzt wieder für den zweiten Wahlkreis von Berlin an. Nach seiner Berufung zum Bürgermeister legte Zelle das Mandat nieder, um sich ganz der Gemeindearbeit zu widmen. Als Oberbürgermeister hat er Berlin im Herrenhause vertreten. Auch schriftstellerisch hat sich Zelle mehrfach bethätigt, insbesondere durch seine Ausgabe der Städteordnung und sein Handbuch des öffentlichen und Privatrechts, Werke, die in mehreren Auflagen erschienen sind.

Nach seiner Amtsniederlegung ging Zelle seinen Lieblingsneigungen in Kunst und Wissenschaft nach und hielt sich auf Reisen, die ihn bis in den Orient führten, längere Zeit auf. Gestorben ist Zelle auf der Besitzung seines Schwiegersohns, Rittergutsbesitzer Lessing in Meseberg bei Gransee, jenem am Huvenow-See belegenen, 1738 und 1739 vom Grafen Wartensleben mit grosser Pracht erbauten Schloss, welches im Jahre 1774 der Günstling des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Grossen, der Major Christian Ludwig von Kaphengst bezog. Theodor Fontane (Die Grafschaft Ruppin. 2. Aufl. Berlin 1865 S. 160—167) hat die interessante, aber tolle Wirtschaft, welche damals zu Meseberg geführt wurde, mit seiner gewohnten, geistreichen Médisance geschildert.

Der Vorstand hat ein Beileidsschreiben an die Angehörigen gerichtet und einen Nachruf in Zelles Lieblingsorgan der Vossischen Zeitung veröffentlicht. An der Trauerfeier im Rathaus am 28. nahm eine Deputation des Vorstandes und Ausschusses der Brandenburgia unter Überreichung eines prächtigen Kranzes mit Widmungsschleife teil. Zelles Andenken wird von uns allzeit in Ehren gehalten werden. — Zur Bekräftigung dessen erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

4. Hundertjährige Jubelfeier der Armenspeisungs-Anstalt zu Berlin. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde mit besonderer Rücksicht auf dieselbe*) durch den Berliner Stadtrat Dracke im Verein mit dem Zeug-Kapitän Buddée und andern Wohlthätern eine Stiftung begründet, welche die unentgeltliche Speisung Armer in den Wintermonaten bezweckte. Am 23. Dezember 1800 trat die Armenspeisung mit zwei Küchen ins Leben, einer im Ansbachschen Palais, Wilhelmstrasse (jetzt Palais des Prinzen Albrecht), und einer in der Sophien-Kirchgasse (jetzt Sophienstrasse). Die erste Abspeisung dauerte 97 Tage, vom 23. Dezember 1800 bis 1. April 1801 und es wurden täglich 100 Arme mit im Jahr 8248 Portionen (1 Quart) nahrhafter Suppe, zunächst ohne Fleischbeigabe erquickt. 1811 wurden Erbsen-, Linsen-, Hirse-, Grütz- und Graupen-Suppen zubereitet, wobei erforderlich waren zu je 500 Portionen oder Quart:

*) Selbstverständlich hat man auch bei dieser Gelegenheit seiner Zeit den Anfang des neuen Jahrhunderts auf die Zahl 1, d. h. auf 1801 normiert.

Digitized by Google

1. 18 Mtz. Graupe, oder
2. 2 Scheffel 4 Mtz. Linsen, oder
3. 2 „ 4 „ „ oder
4. 1 „ 5 „ Buchweizengrütze, oder
5. 2 „ 4 „ Hirse.

Eine Portion (Quart) Suppe wog $2^1/_2$ Pfd. und kostete $4^1/_6$ Pf. Dazu auf 500 Quart 3 Pfd. Butter und Fett, sowie 7 Pfd. Salz, nur zu Linsensuppe wurden $3^1/_2$ Pfd. Butter und 7 Pfd. Salz hinzugefügt. — Fleisch ist erst seit dem Cholerajahr 1831 hinzugefügt worden. Jetzt existieren 15 derartige Anstalten meist im Norden und Osten der Stadt. Die Steigerung der Portionenzahl ist natürlich eine bedeutende geworden von 1800/1801: 8 248, auf 517 520 im Winter 1898/99. Danach ist ein gewisser Rückgang festzustellen, da bereits 1891/1892 751 180 und 1892 bis 1893 751 190 Portionen verteilt wurden. Seit 1863/1864 zahlt die Stadtgemeinde Berlin einen regelmässigen Zuschuss, welcher zur Zeit 40 000 Mark beträgt. Das Büchlein, welches ich heut vorlege: „Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier der Armen-Speisungs-Anstalt" enthält beachtenswerte Hinweise in kultur- und ortsgeschichtlicher Hinsicht. Die Jubelfeier fand gleichzeitig in allen 15 Lokalen am 23. Dezember 1900 statt.

5. Der Vorsitzende macht auf die interessanten Veröffentlichungen der XXXI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. im Jahre 1900, insbesondere auf die Erörterung über die Stammesfrage der Wenden aufmerksam. Mit den slavischen Rassentypen, welche die Brandenburgia wegen unserer vorgeschichtlichen wendischen Bevölkerung lebhaft interessieren, beschäftigte sich der Deutsche Anthropologen-Kongress in seiner zweiten Sitzung am 26. September 1900 eingehend, indem der Altmeister der deutschen Anthropologen, unser Rudolf Virchow, über das Erscheinen der Slaven in Deutschland redete. Virchow sprach von vornherein sein Bedauern darüber aus, dass deutsche sowohl wie slavische Schriftsteller die Frage mit Präjudiz und in beschränktem Sinne zu beantworten gesucht haben. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich Virchow mit diesem verwickelten Problem. Fragt man, wie denn die Slaven früher waren, so versucht man darauf aus der Betrachtung der Haut- und der Haarfarbe und der Beschaffenheit der Schädel eine Antwort zu erhalten. Hierbei ergiebt sich nun folgendes: Je weiter wir von Berlin aus südlich nach Sachsen und dem Erzgebirge gelangen, desto grösser wird die Zahl der Brünetten und der Menschen mit dunklen, feurigen Augen, die bei den Südslaven, den Kroaten und Serben heute vorherrschen. Diese Thatsache ist schon für das 12. Jahrhundert durch den Reisebericht eines arabischen Arztes belegt, der von Cordova nach Norddeutschland reiste. Bei den Finnen besteht das umgekehrte Verhältniss. Die nörd-

Digitized by Google

lichen Finnen und Lappen sind dunkel, während die Südfinnen blond sind. Auch bei den Slaven in Hinterpommern und Nordposen überwiegen die Blonden. Danach scheint der rein physische Standpunkt eine Klassifizierung der Slaven und deren Abgrenzung nicht möglich zu machen, denn die Untersuchung der Schädel führt zu einem ähnlichen negativen Resultat. Virchow fasste seine Darlegungen dahin zusammen, dass es kein einziges Merkmal gebe, auch nicht zwei, die ausreichend wären, um mit Bestimmtheit zu sagen, seit dieser Zeit sind die Slaven in diesen bestimmten Grenzen in Deutschland. Man muss vielmehr erst die Chronologie feststellen und dann die Stämme begrenzen. Die Untersuchung ergiebt, dass eine Aufeinanderfolge von Einwanderungen anzunehmen ist. Von Cettinje bis nach Moskau sitzen die Slaven aber in zum Teil parallel, zum Teil fächerartig angeordneten Zonen. An einzelnen Stellen nun sind diese Zonen durchbrochen werden, wie im hannoverischen Wendland, wo noch jetzt slavische Dörfer zwischen germanischen Distrikten vorkommen. Die Slaven sind vom Osten über die Elbe gekommen und haben — Zeugnis dafür sind die Gräberfelder bei Naumburg — längs der Saale bei Halle einen Vorstoss bis an den Harz hin gemacht. Auch vom Fichtelgebirge sind sie in den Maingau und nach Mittelfranken und in zerstreuten Zügen nach Schwaben vorgedrungen. Noch heute ist die Verschiedenheit der Dorfanlagen beider Stämme deutlich erkennbar. Dagegen hat Virchow bisher nicht erkannt, was ein slavischer oder was ein germanischer Schädel ist. Es scheint zu einer Zeit schon eine Vermischung beider Stämme eingetreten zu sein, für die wir sonst keinen Anhalt besitzen. In der sich anschliessenden sehr lebhaften Diskussion legte Professor Montelius (Stockholm) seine Ansicht nochmals dahin fest: bis zum Jahre 300 n. Chr. finden wir aus den Resten eine übereinstimmende Kultur in Skandinavien und in Norddeutschland, und daher muss bis zu diesem Zeitpunkt in beiden Gebieten dasselbe, d. h. ein nordgermanisches Volk gelebt haben. Nach dieser Zeit ist das Land nicht, wie Virchow annehme, leer gewesen, vielmehr seien die Slaven allmählich dahin eingewandert. — Also auch auf diesem gelehrten Kongress wieder der alte, leidige Streit, ob die Germanen in den Ländern, welche später von den Wenden besiedelt wurden, gänzlich, sozusagen mit Kind und Kegel, ausgewandert seien, so dass die allmählich vordringenden Slaven ein völlig menschenleeres Land vorfanden.

Ich habe mich wiederholt gegen diese Annahme aussprechen müssen. Die Geschichte kennt kein Beispiel, dass grosse Völkermassen der Art, dass überhaupt kein Rückstand daheim bleibt, ausgewandert sind. Es wäre das gänzlich gegen die gesicherten Erfahrungen der Völkerpsychologie. Fast überall werden einzelne germanische Familien und Sippschaften, die besondere Anhänglichkeit am altväterlichen Grund

Digitized by Google

und Boden, d. h. echtes Heimatgefühl besassen, ferner auch ältere und schwächere Personen mit ihrem Anhang, die nicht die Lust und die Fähigkeit zu weiten, meist kriegerischen Wanderzügen hatten, zurückgeblieben sein. Diese Elemente sind alsdann allerdings slavisiert worden, aber nur oberflächlich, wie die gründliche und schnelle Regermanisierung seit 900 n. Chr. sattsam lehrt. Für das Fortleben germanischer Stammesteile auf den von den Wenden besetzten Gebieten sprechen ferner auch die daselbst erhaltenen, genau geographisch abgegrenzten deutschen Dialekte, wie Wilhelm Schwartz überzeugend dargethan hat. Ebenso die durch die Slavenperiode bis zur christlichen Verdeutschung des Wendlands erhaltenen Ortsnamen und die teilweise ebenfalls nach Gaugrenzen gesonderten germanischen Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche.

Der Streit ist auch recht überflüssig, denn schliesslich machen auch die Gegner nach den bezeichneten Richtungen, namentlich wenn man mit den Herren mündlich verhandelt, nicht unerhebliche Zugeständnisse. Es gilt schliesslich mehr einen Streit um das Quantum des erhalten gebliebenen urgermanischen Residuums; man nehme mir's nicht übel: mit andern Worten, es handelt sich hier mehr um Rechthaberei oder um den bekannten Streit um des Kaisers Bart.

6. Ein Werk über die Rechtsprechung des Brandenburgischen Schöffenstuhls ist in erfreulich nahe Aussicht gestellt.

Der Präsident der Justizprüfungs-Kommission, Wirkliche Geheime Rat Dr. Stölzel, hat gelegentlich der Bearbeitung einer Schrift über Brandenburg-Preussische Rechtsverwaltung Ende der 1880er Jahre in Erfahrung gebracht, dass das Amtsgericht und der Magistrat zu Brandenburg a. H. gemeinsam in 108 Folio-Bänden Akten mit etwa 15 000 Sprüchen des ehemaligen dortigen Schöffenstuhls, einst des ältesten Hauptgerichtes der Mark, aus der Zeit von 1432 bis 1806 besitzen.

In diesen Akten ist ein überaus reiches Material für die märkische Spezialgeschichte, namentlich für eine Geschichte des genannten Schöffenstuhls und überhaupt der deutschen Rechtsprechung enthalten, in einer Vollständigkeit, wie sie sich kaum irgendwo sonst in Preussen finden lassen dürfte. Der Obengenannte hat darum schon vor Jahren den Entschluss gefasst, sich der Bearbeitung dieses Materials zu widmen. Der Justizminister im Verein mit dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und der Minister des Innern haben dem Unternehmen dadurch eine wesentliche Förderung zu Teil werden lassen, dass die märkischen Stadtmagistrate und die beteiligten Staatsarchive veranlasst worden sind, thunlichst hilfreiche Hand zu leisten.

Die Durchsicht und Excerpierung der 108 Folianten naht jetzt ihrem Ende. Während dieser Durchsicht hat sich der Plan der in Aussicht zu nehmenden Veröffentlichung vorläufig dahin gestaltet, den überreichen Stoff in einer auf zwei starke Bände berechneten Geschichte

Digitized by Google

der „Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung auf Grundlage der Akten des Brandenburgischen Schöffenstuhls („1432—1812“)“ zusammenzufassen, wofür ein Verleger bereits gefunden und von dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten eine Beisteuer zu den Druckkosten bewilligt ist.

Den Wert dieser Publikation würde es aber bedeutend erhöhen, wenn ihr die für die Geschichte der Mark besonders wichtigen, überaus zahlreichen Urkunden, die abschriftlich Teile der Schöffenstuhl-Akten sind, in einem Urkundenbuche beigegeben werden könnten. Diese Urkunden dürfen wohl nahezu sämtlich als noch unbekannt bezeichnet werden. Sie sind von den Prozess-Parteien als die Grundlagen der gestellten Rechtsfragen eingereicht und betreffen meist Eheberedungen, letztwillige Verfügungen, Schuldverschreibungen, Veräusserungen und Verpfändungen von Grundstücken und Gerechtigkeiten, Belehnungen, Gildewesen und dergleichen.

Die Urkunden haben aber keineswegs bloss juristische Bedeutung, sondern ebensoviel Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte der Provinz Brandenburg.

Ausserdem gewähren sie einen neuen Einblick in die landwirthschaftlichen Verhältnisse der märkischen Ritter- und Bauerngüter, in die märkischen Preis- und Münzverhältnisse, wie in die Entwicklung der Sprache.

So würden sich den obenerwähnten zwei Bänden Text noch etwa 2 bis 3 starke Bände anschliessen. Die dafür zu fertigenden Abschriften sind zum grossen Teil beendet und soll die Drucklegung bald beginnen, ihre Vollendung wird sich auf 2 bis 3 Jahre hinziehen. Die Kosten eines Bogens belaufen sich für Satz, Druck und Papier bei einer Auflage von 500 Exemplaren auf 64,50 Mk. und bei einer solchen von 1000 Exemplaren auf 76,50 Mk.

Für ein dreibändiges Urkundenbuch wird jährlich — auf drei Jahre verteilt —, ein Zuschuss von dreimal 3000 Mk. erforderlich werden.

6000 Mark hierzu haben die Stände, in deren gastlichem Heim wir heut tagen, bewilligt, den Rest mit 3000 Mk. die städtischen Behörden von Berlin.

Gerade für verschiedene Spezialgebiete der brandenburgischen Heimatkunde wird das in den besten Händen ruhende Werk uns darbieten. Wir sehen demselben mit Teilnahme und Spannung entgegen.

7. Das neueste Heft der Niederlausitzer Mitteilungen Bd. VI Heft 6 enthält neben einer von mir verfassten kurzen Beschreibung des Grabes von Goethes Freundin, Corona Schröter zu Ilmenau, einer Gubenerin, der hoffentlich endlich in ihrer begüterten Vaterstadt ein Denkzeichen errichtet werden wird, zwei interessante Mitteilungen über

Digitized by Google

eine aus Finsterwalde stammende, für das Vereinsmuseum in Kottbus angekaufte Kirchenglocke mit wendischer Inschrift und einen Vortrag von Direktor Dr. Franz Weineck: Die Spuren der Verehrung Donars im Brauch und Glauben der Lausitz. — Auch sonst enthält das Heft, wie Sie sich überzeugen wollen, manches Heimatgeschichtliche der Niederlausitz.

8. Naturkundliches (unter Nr. 8—11.) Vgl. auch Nr. 11. Ich lege drei von unserem Mitglied Herrn Rönnebeck bei dem Ausfluge des Märkischen Museums am 23. September 1900 aufgenommene Photographieen aus der Gegend des Gamengrundes und Blumenthal-Waldes vor, der uns in 2 Sitzungen beschäftigt hat und durch die ihm drohende teilweise Abholzung zur Zeit u. a. auch die Bildung einer von dem Botanischen Verein für die Mark Brandenburg ausgehenden Vereinigung hervorgerufen hat, welche die Aufzeichnung, Klassierung und Beschützung denkwürdiger Gewächse, insbesondere Bäume, in unserer Provinz abzweckt.*) Das eine Bild stellt den Gamensee, das andere den mit vorgeschichtlichen Näpfchen ausgestatteten Teufelstein im Blumenthal, das dritte das Denkmal für den ermordeten Förster Lisser dar.

9. Desgleichen gebe ich vier von Herrn Maurer in Gesellschaft mehrerer unserer Mitglieder am 6. Januar 1901 bei strenger Kälte aufgenommene Photographieen des grossen Riesenblocks herum, der bei den Rieselarbeiten auf dem städtischen, zu unserm Vorort Französisch-Buchholz gehörigen Gelände blossgelegt worden und über welche bereits in der Dezember-Sitzung seitens der Herren Monke und Maurer berichtet ist. Gelegentlich der ersten Exkursion des Märkischen Museums nach dem Riesengeschiebe hat Herr Rektor Monke folgende Bemerkungen über das letztere niedergeschrieben:

Lage unter der Humusschicht ca. 0,05 m.
Tiefe des Grundwasserstandes 1,80 m.
Maase: Länge 5,65 m,
Breite 4,70 m,
Dicke { bei a} 1,50 m,
„ b}
„ c 1,00 m.
Umfang an der oberen Kante 17,61 m.
Kubischer Inhalt: $5{,}65 \times 4{,}70 \times 1{,}5 = 39{,}8325$ cbm, wobei vorausgesetzt wird, dass der Stein nach der Mitte zu an Dicke zunimmt, so dass die durchschnittliche Dicke ca 1,5 m beträgt.

*) Auch hier sei auf die diesseitigen verwandten Bestrebungen verwiesen, welche in der Brandenburgia erst kürzlich wiederholt ausführlich besprochen worden sind. Die erste Sitzung jener Vereinigung von Waldfreunden fand im Botanischen Museum am 23. d. M. statt.

Digitized by Google

Gewicht: 39,83 × 2650 kg (spez. Gewicht auf 2,65 angenommen) = 105 549,5 kg = rund 2111 Centner.

Material: anscheinend grobkörniger Granit mit viel Glimmer.

Eigentümlichkeit: Oberfläche unregelmässig, nicht glatt, rauh, wie die Bauchfläche eines abgesprengten Stückes zeigt.

Seitenflächen weniger rauh gestaltet.

Näpfchen oder sonstige künstliche Zeichen wurden nicht gefunden.

Schliffe waren nicht deutlich zu bemerken; an der Oberfläche bestimmt keine.

Risse gehen durch die ganze Masse; doch liegen sie in der Struktur und sind wohl nicht später entstanden.

Organische Reste in der Nähe nicht beobachtet. Die von der Kanal-Verwaltung eingesendete krümelige schwarze Masse halte ich nicht für Kohle, sondern für Verwitterungsprodukte der Steinmasse, Glimmer. (Obgleich der Kohle ähnlich im Aussehen.) Also keine Aschen- und keine Getreidereste.

Andere Verwitterungsprodukte; thonig-kalkige Masse. Probe anbei.

Auch etwas Eisenverbindungen.

Der Stein liegt im gewachsenen Boden.

Topfreste und andere Kunst- oder Hand-Erzeugnisse nicht gefunden.

Die Gegend ringsum ist, wie zahlreiche Steinhaufen in der Nähe zeigen, sehr steinreich. Die Geschiebesteine sollen ca. 1,5 m tief liegen und so massig im Boden stecken, dass man die Sache ausbeuten könnte.

Der Stein dürfte bis zum Grundwasser hinunterreichen; da zur Zeit in unmittelbarer Nähe ein Rieselgraben vorübergeht, sickerte das Wasser schon bei ca. 1,00 m hervor.

Da das Grundwasser früher vermutlich höher stand als heute, scheint das Vorkommen von Knochen, Urnen, Bronzen unwahrscheinlich zu sein. Unter den Rändern wurde nichts gefunden.

Es ist nicht anzunehmen, dass der Stein als vorgeschichtlicher Herdstein gedient hat.

Der Stein ist sonst wohlerhalten, und es wäre durchaus wünschenswert, dass er als höchst seltenes geologisches Vorkommnis erhalten bliebe; jedenfalls ist er einer der grössten Findlinge der Mark Brandenburg. Transport ist wahrscheinlich ausgeschlossen der Schwere wegen. Aber vielleicht könnte der Stein gehoben werden, so dass er vollkommen gesehen werden könnte.

Ich benutze die Gelegenheit, den städtischen Beamten, welchen wir die erste Kunde über dies interessante geologische Vorkommen eines der riesigsten Irrblöcke in Berlins Umgegend verdanken, dem Herrn Esser und dem Direktor der Kanalisationswerke Herrn Adams den verbindlichsten Dank für ihre Bemühungen auszusprechen. Der Riesenblock liegt im Rieselfeld Nr. 125 nahe (westlich) der Landstrasse von Französisch-Buchholz nach Kolonie Buch gerade in der Nordostecke des abgeteilten Rieselvierecks.

Digitized by Google

10. Dr. F. Höck, Oberlehrer in Luckenwalde: Pflanzen der Kunstbestände Norddeutschlands als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat. (Forsch. zur deutschen Landes- und Volkskunde) Bd. XIII, Heft 2, Stuttgart 1900.

Eine höchst dankenswerte pflanzengeographische Untersuchung lege ich hiermit vor, welche, wie schon der Titel zeigt, in unsere Heimatkunde wesentlich hineingreift, wie denn auch auf die Provinz Brandenburg seitens des Verfassers vielfältig gerücksichtigt wird. Durch ähnliche Arbeiten, insbesondere Untersuchungen über die Waldflora Norddeutschlands (a. a. O. Bd. VII, 4 u. IX 4) bereits vorteilhaft bekannt, beschäftigt derselbe sich mit den heutigen und früheren Anbaupflanzen, den Unkräutern des Ackers und Gartens, den Schutt- und Stätteplatz-Pflanzen und teilt die Einwanderung dieser aus allen Weltteilen stammenden Eindringlinge in solche ein, die schon von 1850 bezw. seither beobachtet worden sind.

11. Die unter No. 8 angeregte Angelegenheit betreffend die Ausdehnung des amtlichen Schutzes der Denkmäler auf Gegenstände der Natur wird auf Wunsch des Vorsitzenden nochmals besprochen.

Herr Direktor Dr. Müllenhoff macht auf die von dem jetzt von Königsberg i. O. nach Berlin versetzten Landesgeologen Dr. Jentzsch verfasste kürzlich erschienene Arbeit aufmerksam, welche in einer umfassenden illustrierten Publikation die des Schutzes bedürftigen Bäume, Baumgruppen und grossen Geschiebeblöcke der Provinz Ostpreussen umfasst. Der Vorsitzende bemerkt, dass ihm Herr Dr. Schwalbe, Direktor des Friedrich-Werderschen-Realgymnasiums, dies Werk inhaltlich gerühmt und den Wunsch geäussert habe, es möge etwas Aehnliches auch für die Provinz Brandenburg geschaffen werden, nötigenfalls durch Anregung seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums und mit Unterstützung der Stadt Berlin, als einer der grössten Grundbesitzerinnen innerhalb der Provinz Brandenburg.

Herr Professor Dr. Paul Ascherson macht eine Mitteilung über die Ergebnisse der vom Vorsitzenden (unter VIII) bereits erwähnten Konferenz vom 23. d. Mts. im Kgl. Botanischen Institut. Die Meinungen über die Publikationsform seien noch geteilt, manche der Anwesenden hätten ein grosses Illustrationswerk im Sinne, andere dächten an ein mittleres Werk wie das des Dr. Jentzsch, oder wie das noch kleinere des Dr. Conwentz.

Der Vorsitzende warnt davor, zunächst ein grosses teures Illustrationswerk anzustreben. Selbst wenn es zustande käme, würde es seiner Beschaffenheit wegen den wenigsten zugänglich sein.

Man müsse vor allen Dingen ein billiges, handliches und dabei zuverlässiges, lediglich forstbotanisches Buch veröffentlichen, in der Weise, wie es für die Provinz Westpreussen durch Herrn Direktor

Digitized by Google

Dr. Conwentz-Danzig geschehen. Ein solches Buch könne jeder Naturkundige und Naturfreund bei seinen Streifzügen bequem in der Tasche bei sich führen. Gegen ein später herauszugebendes, opulent auszustattendes, von den Behörden dotiertes Bilderwerk sei im übrigen selbstverständlich nichts einzuwenden. Dasselbe käme aber erst in zweiter Linie in Frage. Ebenso müsse ein geologisches Merkbüchlein, aber gesondert für sich für die Provinz Brandenburg geschrieben werden, welches sich — wie die geologischen Verhältnisse liegen — hauptsächlich die Inventarisierung beziehungsweise den Schutz der grossen Geschiebeblöcke zum Ziele setze. Hierbei werde das Gebiet des heut anwesenden Herrn Konservators der Denkmäler der Provinz Brandenburg, Geheimrat Bluth, berührt, der diese Bestrebungen sicherlich gern unterstützen wird. (Der genannte Herr giebt ein Zeichen der Zustimmung.)

Der Vorsitzende empfiehlt hiernach die Herstellung eines forstbotanischen Merk- und Schutzbüchleins nach dem Muster des westpreussischen Conwentzschen für die Provinz Brandenburg und daneben eines ähnlichen Buchs betreffend die zu inventarisierenden, klassierenden und schützenden geologischen Objekte unserer Provinz.

Die sonst anwesenden Sachverständigen, als Geheimrat Bluth, Professor Dr. Paul Ascherson, Direktor Otto Reinhardt, Dr. Karl Bolle, Dr. Eduard Zache, Dr. Gustav Albrecht, Rektor Monke, Revisor Maurer und so weiter, sowie die übrigen Mitglieder der Brandenburgia, ingleichen deren anwesende sachverständige Gäste erklären sich übereinstimmend hiermit einverstanden.

Die Vertretung des Märkischen Museums verspricht nach den beiden angedeuteten Richtungen hin ebenfalls ihre Kräfte in den Dienst des Schutzes der Natur-Denkmale der Provinz Brandenburg zu stellen.

12. Seitens der vom 18. Jahrhundert her durch ihren eigentümlichen Bilderverlag weltberühmten Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin ist dem Märkischen Provinzial-Museum eine reiche Folge bunter Bilderbogen aus den letzten Jahren geschenkt worden.

Diese Bilder wurden vorgelegt und verwies der Vorsitzende hierbei auf den interessanten Vortrag, welchen Herr Geheimrat W. Schwartz am 23. Oktober 1895 (Brandenburgia IV. 220) über die volkstümliche Thätigkeit der Firma hielt. Leider hat der Tod unsern verewigten Freund Wilhelm Schwartz verhindert, den Vortrag in erweiterter Form im „Archiv“ erscheinen zu lassen (siehe S. 220 u. a. O.). Was heut vorgelegt wird unter den uns von der Kindheit her geläufigen Devise „gedruckt in Neu-Ruppin bei Gustav Kühn“ bezieht sich auf die letzten zeitgenössischen Ereignisse und allerhand Vorgänge aus dem Volksleben. Die Bilder verraten noch immer, oder richtiger immer wieder, den

Digitized by Google

derben patriotisch-volkstümlichen, gelegentlich humoristisch angehauchten Ton, wie in der besten Zeit. Der Buren-Krieg, bei dem der Künstler sich selbstverständlich auf Seiten des seine Unabhängigkeit so hartnäckig verteidigenden kleinen Heldenvolkes stellt, und die China-Wirren mit den mannhaften Thaten unserer Seeleute und Soldaten geben natürlich den Hauptstoff ab. Man hat der Firma öfter geraten, gewissermasen von dem Standpunkt aus des bekannten Buchs „Rembrandt als Erzieher", die Bilder weniger grell und mehr künstlerisch zu gestalten. Die Firma hat das auch versucht — Sie werden sich dieser „épreuves d'artiste" vom Jahr 1895 her noch erinnern; es sind diese Versuche aber völlig fehlgeschlagen. Das Volk hat diese vielleicht dem modernsten, kritisch-ästhetischem Übermenschen mehr zusagende Ausstattung einfach abgelehnt und seine alten derben, farbenfreudigen Ruppiner Bilderbogen wieder verlangt. Die Zeichnung hat sich aber bedeutend gegen früher „berichtigt". Nicht zu unterschätzen sind die kurzen, teils gereimten, teils in ungebundener Rede abgefassten Begleitworte der Bilder, die sich dem Gedächtnis gewissermassen formelhaft fest einprägen. Vom Standpunkt der Volkskunde können wir nur wünschen, dass die Gustav Kühnschen sowie die verwandten Unternehmungen noch recht lange freudig gedeihen mögen.

13. Unser Mitglied Herr Karl Wilke hat folgende Mitteilung über die wirtschaftliche Lage der Stadt Eberswalde eingesendet, die von speziellem heimatkundlichen Interesse ist. Gewöhnlich schiebt man einzig und allein dem 30jährigen Kriege den Verfall der Stadt Eberswalde und auch anderer Orte in die Schuhe, aber mehr denn 100 Jahre vor seinem Beginn hatte der Niedergang schon begonnen und aus wesentlich anderen Ursachen als Kriegsdrangsalen.

Der städtische Grundbesitz hatte zu jener Zeit einen besonders schweren Stand. Angesichts seiner Besteuerung kann man wahrhaftig nicht von einer „guten alten" Zeit sprechen. Das Schuldenmachen auf Immobilien hatte überhand genommen, dazu kam, dass durch die Auffindung neuer Weltteile und ihres Reichtums an Edelmetallen eine allgemeine Geldentwertung herbeigeführt wurde, so dass eine nicht zu beschreibende Unordnung einriss. Anstatt diesem Übel durch Aufstellung amtlicher Hypothekenbücher entgegenzutreten, erliess die damalige Landesregierung eine umfassende, aber höchst einseitige Polizeiverordnung, um die misslichen Zustände zu beseitigen. Im Jahre 1515 verordnete Kurfürst Joachim I. von Brandenburg für die neue Stadt Eberswalde, sowie andere Städte, dass jede Schuldverschreibung auf Haus- und städtischen Grundbesitz ungiltig und bei Betretungsfällen gleich Wucher hart zu ahnden sei. (Mylius, märk. Ediktensammlg., Bd. 6. 1.) Diese kategorische Massregel, welche den leidigen Geldmangel der bedrängten Bürgerschaft eher vergrössern als beheben musste, ist der Stadt Ebers-

Digitized by Google

walde, wie wir an Zahlen sehen werden, verhängnisvoll genug geworden. Nicht nur die Werte für Grundbesitz in der Stadt mussten hierdurch gedrückt werden, sondern auch seinen bedauernswerten Eignern war es nunmehr bei eintretender Notlage, bei Brand oder Umbau besonders erschwert, sich Hilfsquellen aus diesem Besitz zu eröffnen. Eine weitere Folge musste sein, dass man für den so entwerteten Besitz keine besonderen Aufwendungen mehr machte, sondern ihn nur notdürftig erhielt, bis er dem Zahn der Zeit völlig anheim fiel. Während in allen anderen Teilen Deutschlands das Baugewerbe zu einer unerreichten Blüte sich aufschwang, konnte uns die nicht etwa arme Mark in ihren Städten keine Kunstdenkmäler privater Bauthätigkeit aus der Renaissance überliefern. Die in der Mark aus Holz und Lehm notdürftig hergestellten Baulichkeiten jener Epoche waren von so geringer Widerstandsfähigkeit und den damals häufigen grossen Stadtbränden förmlich prädestiniert, dass nicht erst die Schwedenzeit zu kommen brauchte, diese Baracken spurlos von der Bildfläche fortzufegen. Grundstücks-Subhastationen und die damit Hand in Hand gehende Abnahme der Einwohnerzahl waren unausbleiblich, bis nach langer Zeit das Grundübel entdeckt und die verderbliche Polizei-Verordnung wieder aufgehoben wurde.

Aber auch in das städtische Mietsrecht griff sie schädigend ein, denn der Mieter, kurzweg Inlieger genannt, wurde hiernach einer besonders kräftigen Besteuerung unterworfen. So hatte derselbe für seine Stadtwohnung gewissermassen als Mietssteuer ein Schutzgeld zu entrichten, welches pro Jahr und Kopf der Familien-Angehörigen je 12 Groschen (nach heutigem Geldstand etwas über 6 Mk.) betrug. Erst die Kämmerei-Quittung über den bezahlten Betrag gestattete dem Hausbesitzer die Vermietung des Quartiers an den Interessenten. Kinderreichen Familien war somit der Wohnsitz in einer Stadt verschlossen und was uns heute im Märchen von Hänsel und Gretel als besondere Härte der Eltern erscheint, nämlich die Kindesaussetzung, sie war gang und gäbe und hierdurch begreiflich.

Aber selbst den eingesessenen Bürgern erging es nicht viel besser, sie hatten, durch Steuerlast hart bedrückt, schwer zu ringen. Trockene Zahlen werden am besten illustrieren, dass schon vor dem 30jährigen Kriege der Rückgang zu verzeichnen war. Die Stadt Eberswalde hatte

im Jahre	1490	248	besetzte Bürgerstellen,	
„ „	1520	228	„	„
„ „	1600	160	„	„
„ „	1635	30	„	„
„ „	1637	20	„	„
„ „	1650	60	„	„
„ „	1682	66	„	„

Anno 1612, also vor Ausbruch des grossen deutschen Religions-

Digitized by Google

krieges, hatte der Magistrat von Eberswalde bereits 70 wüste, ihm angeheimgefallene Bürgerstellen um jeden Preis losgeschlagen, um die landesherrlichen Schossabgaben bezahlen zu können. In einer Kämmerei-Rechnung des Jahres 1620, als feindliche Kriegsvölker hierher den Fuss noch nicht gesetzt hatten, sind allein 3 Thaler für 195 Krammen verausgabt, womit weitere Häuser der Steuer-Restanten, denen bereits Mobiliar, Inventar, sogar die Dachbedeckung ansgepfändet war, zugeschlagen und einer Benutzung bis zum Verkauf entzogen wurden. So fand der 30jährige Krieg bereits die neue Stadt Eberswalde vor; an anderen Orten, wo weniger Verkehr herrschte, sah es noch trostloser aus. Vergl. hierzu den Preuss. Stadt- und Landboten, Eberswalde 13. Januar 1901.

14. Herr Dr. Otto Pniower: Wiederholt sind Ihnen schon hier die Agenden vorgelegt worden, die die Firma Rudolph Hertzog alljährlich herauszugeben pflegt. Sie wurden Ihnen vorgelegt, weil sie Darstellungen lokalgeschichtlichen Charakters enthielten. Nun giebt aber auch die bewährte, seit dem Jahre 1815 existierende Firma N. Israel seit einiger Zeit alljährlich ein Album heraus, das nicht minder lokalgeschichtlichen Charakter besitzt und darum hier wohl auch Erwähnung verdient.

Das erste zum Jahr 1899 herausgegebene schildert in dem allgemeinen Teil die im Herbst 1898 unternommene Reise unseres Kaisers nach Palästina in Originalzeichnungen von Ismael Gentz. Text ist ihm nicht beigegeben. — Das zweite zum Jahr 1900 giebt aus der Feder des Korvetten-Kapitäns Grafen Bernstorff eine Darstellung des Aufenthaltes des Prinzen Heinrich in Ostasien. Sie ist von einer Reihe von Karten und Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen vom Marinemaler Willy Stoewer, Ewald Thiel u. a. unterstützt. — Im neuesten Album schildert der Direktor des Deutschen Kolonial-Museums, G. Meinecke, die deutschen Kolonieen. Auch dieser Darstellung ist eine Fülle von Abbildungen, grösstenteils nach photographischen Aufnahmen, aber auch nach Originalzeichnungen, beigegeben.

Was uns aber hauptsächlich an diesen Albums interessiert und weshalb ich sie Ihnen vorlege, ist die dem ersten beigegebene Geschichte der Firma mit den Abbildungen der Häuser, in denen sich das Geschäft in früheren Zeiten befand. Eröffnet wurde es in dem Hause Molkenmarkt 2, das heute noch in demselben Zustande erhalten ist, in dem es damals war und das augenblicklich einige Abteilungen des Amtsgerichts I beherbergt. Es ist offenbar im 17. Jahrhundert erbaut. 1654 besass es ein Licentiat Behme. Später fiel es der Kommune zu, die die Hintergebäude zur Erweiterung der Stadtvoigtei-Gefängnisse benutzte. Erst im Jahre 1844 wurde das Geschäft nach seiner so zu sagen historischen

Digitized by Google

Stätte, Spandauerstrasse 28, verlegt. Sie finden das Haus abgebildet, wie es in jenem Jahr aussah. Es ist ein bescheidenes, kleines, zierliches Gebäude. Im 18. Jahrhundert (von 1747—1753) bewohnte es der Landgerichtsrat und Kammerherr Leopold v. Görne. Es giebt aber von ihm eine sehr viel ältere Abbildung, die es im grossen und ganzen schon so zeigt, wie wir es im Jahre 1844 wiederfinden. Ich meine die Abbildung, die Johann Stridbeck in seinem 1690 angelegten Skizzenbuch, von dem Wilhelm Erman 1881 eine Reproduktion hat erscheinen lassen, in dem 13. Bild die „Spantauische Strass in Berlin“ von ihm giebt. Bis auf den unten ausgebrochenen Laden ist die Front des Gebäudes dieselbe. 1690 war die „Spantauische Strass“ offenbar eine vornehme Gegend. Wir finden auf der Stridbeckschen Darstellung, die im wesentlichen die Häuser 25—30 umfasst, stattliche Gebäude, eins mit schönen Giebeln geschmückt, eins mit einer reich gegliederten, mit Säulen ausgestatteten Façade. Was später an die Stelle dieser Bauten trat, ist jetzt alles im Besitz der Firma Israel, deren Geschäftshaus sich, wenn es fertig geworden ist, bis zur und in die Probststrasse hinein ausdehnen wird. Der grösste Teil der Fläche, die jene Häuser einnehmen, ist schon mit dem neuen Geschäftshaus bedeckt. Das eine dieser Gebäude, Nr. 29, wurde von dem Minister Paul v. Fuchs, einem der bedeutendsten Staatsmänner des Grossen Kurfürsten und Friedrichs I. erbaut. Bis auf einige Änderungen im Erdgeschoss, namentlich die Beseitigung der Freitreppe, hatte es sich bis in die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Dann wurde es niedergerissen, um einem provisorischen Erweiterungsbau der Firma N. Israel Platz zu machen. Dieses interimistische, dem alten keineswegs ebenbürtige Haus, wurde kürzlich wieder abgebrochen und an seiner Stelle die Fortsetzung des neuen Kaufhauses aufgeführt. Das bei Stridbeck malerische, giebelgeschmückte Haus Nr. 30 enthielt schon im 16. Jahrhundert einen Gasthof „Zum Hirsch“ genannt, „in welchem die vornehmsten Passagiers abzutreten pflegten“, wie Küster (Altes und Neues Berlin 3, 61) sagt. Noch 1704 befand sich ein Wirtshaus darin. Von den alten, dem Neubau zum Opfer gefallenen Häusern, ist noch das Königs-, Ecke Spandauerstrasse gelegene, die Nummer 25 führende, erwähnenswert, indem es im 16. und 17. Jahrhundert den Hofpredigern zur Wohnung diente.

15. Herr Mielke spricht über „die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen“ von Bodo Ebhardt. Berlin 1901. Verlag von Wilh. Ernst u. Korn.

Die jüngst gegründete Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine grosse Thätigkeit entfaltet. Nicht allein, dass sie durch eine eigene Zeitschrift „den Burgwart“ sich bemüht, dem weiteren Zerstören alter Bauwerke Einhalt zu thun; sie hat auch durch Anlehnung an die bestehende

Digitized by Google

Denkmalpflege bestimmte Forderungen betreffs Erhaltung bezw. Wiederherstellung zerfallender Burgen geltend gemacht. Diesem Streben ist ein Vortrag entwachsen, den der Architekt Bodo Ebhardt auf dem Denkmalstage in Dresden gehalten hat und den ich an dieser Stelle im Abdruck vorlegen kann. Als Grundlagen zur Erhaltung setzt der Verfasser eine eingehende Kenntnis der technischen Behandlung und der litterarischen Quellen voraus. Als solche Quellen erkennt er die vorhandenen Reste, die geschichtlichen Überlieferungen, etwaige ältere Abbildungen und die sich mit der Burgenkunde beschäftigende Litteratur an. Als Architekt betont er besonders die Kenntnis der bautechnischen Pläne, die – falls solche vorhanden sind — erst das Verständnis der Trümmerwelt ermöglichen. Wenn auch zur Zeit wohl mancher Kunsthistoriker alter Schule nicht von dieser kritisch auflösenden Thätigkeit des Architekten erbaut sein wird, der gerade die letzte der oben angeführten Quellen mit berechtigtem Misstrauen betrachtet, so hat Bodo Ebhardt doch das Verdienst, zu den Fragen der Erhaltung bezw. Erneuerung der Burgen frische Anregungen gegeben zu haben. Durch die Folgerungen, die sich an die beabsichtigte Wiedererrichtung der Hohkönigsburg geknüpft haben, die in die Hand Ebhardts gelegt ist, wird die Frage der Burgenpflege aus dem engen Zirkel des Historikers in die Beurteilungsweite der Allgemeinheit gerückt, was wieder manchem alten Bauwerke zugute kommen wird. Die Grundsätze Ebhardts, die aus einem langjährigen Studium alter Burgen hervorgegangen sind, verdienen von allen zur Kenntnis genommen zu werden, die der Denkmalpflege und Heimatkunst ihr Interesse zugewandt haben, also von unserer Gesellschaft in erster Reihe. R. M.

16. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner: „Zur Erinnerung an den 18. Januar 1701“. (Im Auszuge.) Eines der bewundertsten Kunstwerke des Berliner Doms — des alten, wie demnächst des neuen — ist der Prachtsarkophag des ersten preussischen Königs, dessen Gedächtnis wir heute an dem 200jährigen Krönungsjubiläum feiern. In seiner Ausschmückung ist das Werk vielleicht das letzte grössere Andreas Schlüters: es führt uns in seiner Fülle kriegerischer Ruhmeszeichen hinein in den düsteren Waffenglanz der vorletzten Jahrhundertwende. Dieser Eindruck wird noch gewaltiger, wenn wir wenige Schritte vom Dome am andern Ufer in der Ruhmeshalle verweilen vor dem farbenprächtigen Gemälde der Turiner Schlacht mit dem alten Dessauer, den Fahnen und Beutestücken brandenburgischer Truppen von den italienischen und wallonischen Schlachtfeldern. In der That hat jener erste preussische König 21 Jahre lang Krieg geführt, nur drei Friedensjahre sind ihm beschieden gewesen. Und doch wird durch diesen Herrscher niemand zuerst an die mit Blut und Eisen geschriebenen Seiten des Hohenzollernstaates erinnert werden; sein Name ist lebendig vielmehr durch die

Digitized by Google

Begründung des preussischen Königtums. Auch er selbst, obwohl er fast ununterbrochen seine Heere auf dem Schlachtfelde wusste, hat offenbar nicht anders empfunden. Die Erwerbung des preussischen Krönungstitels ist der Inhalt einer Reihenfolge kunstvoller Bildteppiche, hervorgegangen aus der von Friedrich selbst ins Leben gerufenen Gobelinweberei. Genau so tritt in den Kupferstichserien, welche dem Leben des ersten Herrschers gewidmet sind, alles übrige hinter der Königskrönung zurück.

Vielfach sind Sie, hochverehrte Damen und Herren, in den eben verflossenen Jubiläumstagen an jenes denkwürdige Ereignis, das uns mehr als eine blosse Rangerhöhung bedeutet, durch Wort und Bild erinnert worden. Um so mehr darf es daher heute vergönnt sein, zu verweilen bei den grossen Schöpfungen jener ersten Königstage auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete, bei den geist- und kraftvollen Männern, deren Name dauernd verknüpft ist mit dem königlichen Preussen in seinen ersten Anfängen und deren Werke wir zum Teil noch heute mit Ehrfurcht betrachten. Was könnte uns auch am heutigen Tage näher liegen, als die Erinnerung an jenen glänzenden friedericianischen Hof, an welchem kein Werk der Wissenschaft und der Kunst ins Leben trat ohne die persönliche Mitwirkung und den Anteil Friedrichs und der Sophie Charlotte.

Einen bleibenden Wert gewann an erster Stelle der persönliche Anteil des Königs an der Entwicklung der drei preussischen Landes-Hochschulen. Als die älteste derselben, einst die Hochburg der Scholastik im Kampfe gegen den aufgehenden Humanismus, die Vorläuferin Berlins, Frankfurt a. O., die Feier ihres 200jährigen Bestehens festlich beging, kam als ihr erster Gratulant mit reichlicher Spende ihr allergnädigster König. Keiner anderen noch so erlauchten Körperschaft gestattete ebenderselbe in Königsberg den Vortritt, als den Lehrern der dortigen Albertina, welche mit ihren schwarzen, violetten, scharlachroten und braunen Kostümen den Krönungszug in malerischer Weise eröffneten. Nicht mehr wollte Friedrich die studierende Jugend seiner sächsischen Landesteile nach Leipzig, Wittenberg und Jena ziehen lassen: einen neuen Musensitz schuf er ihnen da, wo bald ein Thomasius, ein August Hermann Francke Hunderte begeisterter Zuhörer um sich sammelten: in Halle a. S.

Noch in frischer Erinnerung leben uns die Jubelfeiern der preussischen Akademieen: vor vier Jahren derjenigen der Künste, ganz vor kurzem der der Wissenschaften. Die Studienreisen der Berliner Maler und Bildner, welche der König nach Italien entsandte und welche von dort die Gipsabgüsse der damals am höchsten bewunderten Antiken, des Laokoon, des Reiterbildes von Marc Aurel, der knidischen Venus, in die vaterländischen Kunststätten heimbrachten, haben auf lange hin

Digitized by Google

die Richtung des Berliner Kunstlebens bestimmt. Die glänzende Entwicklung der Akademie der Wissenschaften, damals aus bescheidenen Anfängen erwachsend, fast nur von Leibniz Geiste erfüllt, der Kalender-Reform und -herausgabe vor allem zugewandt, hat der königliche Gründer nur ahnend geschaut.

Die Vertreter der einzelnen Künste selbst finden wir sämtlich in engster Beziehung zum Hofe: in der Architektur Nehring und Eosander, unter den Bildhauern allen voran Andreas Schlüter, im Kupferstich den Holländer Peter Schenk und den Augsburger Johann Georg Wolfgang, durch seine voraufgehende Gefangenschaft in algerischer Haft eine den Berlinern auch sonst interessante Persönlichkeit, den Illustrator der Preussischen Krönungsgeschichte; die Maler Josef Werner aus Bern, den ersten Präsidenten der Akademie der Künste; und den durch den Freiherrn von Knyphausen aus Venedig nach Berlin gebrachten Franzosen Antoine Pesne. Die Musik fand eine bis dahin am brandenburgischen Hofe nie gekannte Pflege durch die Königin selbst; bei längerem Aufenthalte in Paris mit der klassischen Musik der Franzosen vertraut geworden, ging sie ganz auf in dem Eifer für musikalische Aufführungen, vor allen in ihrer Lietzenburger Residenz, wo sie persönlich vom Klavier aus Konzerte dirigierte, unterstützt von dem aus Bologna an den Königshof berufenen Attilio Ariosti, den der Volksmund zum Mönch gemacht hat. Auf ihre Veranlassung trat der damals 12jährige Händel zuerst an einem ihrer musikalischen Abende auf. Nicht minder fand das Theater an Sophie Charlotte eine eifrige und unermüdliche Gönnerin. Die rohen Späße der auch in Berlin auftretenden wandernden Truppen de Scios und seiner Genossen verletzten empfindlich das feine Gefühl der durch die Hannoversche Musterbühne verwöhnten jungen Fürstin. Umso lieber erwirkte sie dem feingebildeten Magister Veltheim ein umfassendes Privileg, schützte ihn gegen die Anfeindungen des zelotischen Kantors von St. Nicolai und setzte auch ihren Einfluss dafür ein, dass einem hervorragenden Mitgliede des Theaters, dem Wiener Jacob Scheller, entgegen dem bisherigen Brauche bei seinem Tode ein ehrliches Begräbnis zu teil wurde. Je üppiger so ringsum die übrigen Künste aufblühten, um so kümmerlicher gedieh die Poesie, mühsam gepflegt von Hofdichtern wie Canitz, Besser u. a., von denen der letztere jedoch als Verfasser der offiziellen preussischen Krönungsgeschichte auf anderem Gebiete sich rühmlich hervorthat.

In diesem glänzenden Zeitalter, in diesem — im besten Sinne — aufgeklärten Kreise war kein Raum mehr für das kleinliche Konfessionsgezänk zwischen Kalvinisten und Lutheranern. An demselben Hofe, von dem einst ein Menschenalter früher Paul Gerhard der Glaubensstreitigkeiten wegen hatte weichen müssen, entwarf man jetzt unter der begeisterten Unterstützung der ersten Männer wie Leibniz und Thomasius

Digitized by Google

umfassende Pläne zu einer Union nicht nur mit den Lutheranern, sondern sogar mit den Katholiken. Schon konnte es den Anschein haben, als ob der u. a. auch durch eifriges Bemühen zweier vornehmer Jesuiten vom Kaiser anerkannten Königskrone der höchste Ruhm beschieden sein sollte, für ganz Deutschland ein einziges einigendes Glaubensbekenntnis getroffen zu haben: da führte die Enttäuschung jener beiden Ordensgeistlichen zu einer vorläufig andauernden Verstimmung mit Rom und damit zum Scheitern aller unionistischen Pläne. Der jüngst veröffentlichte Briefwechsel des preussischen Oberhofpredigers Jablonsky mit Leibniz lässt uns den Eifer der damals ersten Geister für jenes erträumte Ziel deutlich erkennen.

Alles zusammengenommen war der Erfolg jener ersten königlichen Regierung in Preussen aber so überraschend, der Glanz, der vom Hofe ausging, überstrahlte alles derartig, dass jetzt niemand mehr auf die Unglücksprophezeiung aus dem Dunkel der Lehniner Wälder achtete, welche gerade dieser Regierung besonderes Unheil verhiess. Bis zu diesem Zeitpunkte war das Ansehen dieser so oft als Fälschung enthüllten, auf ihren richtigen Wert zurückgeführten Prophetie ungebrochen: Vernunft und Wissenschaft kämpften vergebens gegen das Wunderbare und Geheimnisvolle an; denn es war damals wie zu aller Zeit: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind".

17. (8. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Februar 1901, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen unter Nr. 1, 2, 4—8 her.

1. Unser langjähriges Mitglied, Herr Rentier Oskar Lehnerdt in Gross-Lichterfelde ist uns durch den Tod entrissen worden.

2. Ich lege den Katalog der „Historischen Ausstellung zur Feier des Königlich Preussischen Kronjubiläums im Jahre 1901", welche in der Königl. Akademie der Künste, Unter den Linden 38, stattgefunden hat, zur Einsichtnahme vor.

Die Ausstellung hat nur 99 Nummern umfasst, war aber für die Landesgeschichte und Heimatkunde dennoch recht ausgiebig. Die Ausstellung umfasste 1 Nr. des Grossen Kurfürsten, 12 Friedrich I., 6 Friedrich Wilhelm I., 9 Friedrich II., 5 Friedrich Wilhelm II., 5 Friedrich Wilhelm III., 5 Friedrich Wilhelm IV., 17 Kaiser Wilhelm I., 5 Kaiser

Digitized by Google

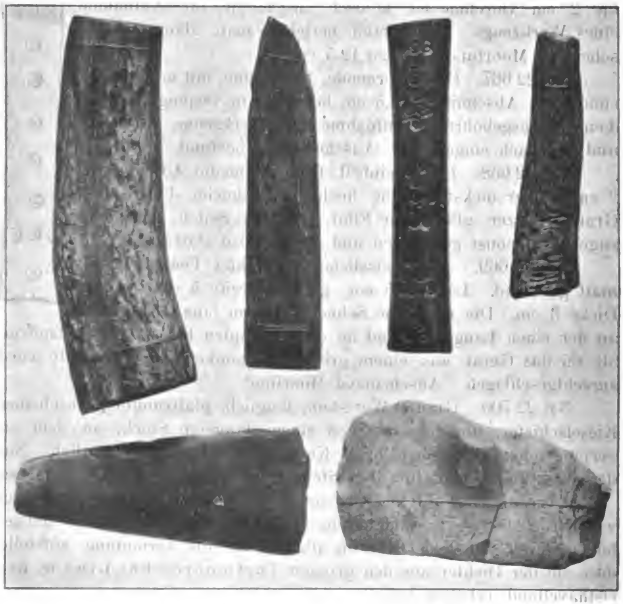
Friedrich, 4 Kaiser Wilhelm II., 23 Nummern Kupferstiche, darunter die interessanten Kupferstiche Johann Georg Wolfgangs aus „der Königlich Preussischen Crönung Hochfeyerliche Solennitäten“ und 7 Nummern Teppiche und Möbel, darunter zwei silberne Thronsessel, für König Friedrich I. verfertigt wahrscheinlich von Seb. Mylius in Augsburg um 1700. Originell sind Bilder Friedrich Wilhelms I. in der Gestalt Davids mit der Schleuder im Kampf gegen Goliath von Antoni Schoojans und ein Kniestück desselben Kronprinzen, zeitgenössisch, von Romandon. Von brillanter Wirkung ist das Kniestück Friedrich II. als älterer Mann den Hut zum Gruss ziehend, ein Geschenk des Königs an seinen Bankier D. Splittgerber, im Besitz der Firma Gebrüder Schickler hierselbst. Von einer unglaublichen Naivetät zeugt das Gruppenbild J. H. Schmidts (1791) Zusammentreffen des Königs Friedrich Wilhelm II mit Kaiser Leopold im August 1791 zu Pillnitz, trotzdem wegen der Porträts, Trachten und Ausstattung immerhin historisch wichtig.

3. Hohenzollern-Medaillen. Das königliche Münzkabinet hat in seinen im Erdgeschoss des Alten Museums belegenen Räumen eine höchst sehenswerte Ausstellung der schönsten und merkwürdigsten Medaillen der Hohenzollern veranstaltet, auf welche hierdurch aufmerksam gemacht wird. Seit längerer Zeit mit der Herstellung eines prachtvollen Werkes über diese Medaillen beschäftigt, hat es diese Arbeit vor kurzem vollendet und damit ein Seitenstück zu den Bearbeitungen der Medaillen der Häuser Habsburg und Wittelsbach geschaffen, das an wissenschaftlicher Genauigkeit wie an Schönheit der Abbildungen in der numismatischen Litteratur seinesgleichen nicht so bald finden dürfte. Ein Teil der hier beschriebenen Stücke ist aus diesem Anlass, zugleich auch zur Verherrlichung der Jubelfeier im Königshause, öffentlich ausgestellt: 543 Stücke im ganzen, die Zeit von Joachim I., von dem wir die ersten Bildnismedaillen besitzen, bis in unsere Tage hinein umfassend. Auch die ausgestorbenen fränkischen Linien und die Grafen und Fürsten von Hohenzollern sind mit einbezogen, neben jedem Herrscher erscheinen seine Gemahlin, seine Kinder und deren Ehegatten. Nicht nur der Münzfreund wird an diesen herrlichen Reihen, die, wie sich von selbst versteht, in keiner anderen Sammlung so vollständig vorhanden sind, auch niemals wieder in dieser Fülle vereinigt werden könnten, da sehr viele Stücke „Unica“ sind, seine Freude haben. Jeder, der sich für Geschichte und Kunst interessirt, mag hier mannigfache Anregung und Belehrung finden. Den Sammlern werden ja die kostbaren Seltenheiten der Sammlung, wie die Medaille Joachims I., der Doppelthaler Joachims II. und so viele andere, bekannt sein. Den Fernstehenden machen wir namentlich auf die unerreicht schönen Erzeugnisse der Kleinkunst des 16. Jahrhunderts aufmerksam; auch die mit Schmelz- und Edelsteinen verzierten Anhänger von Johann Sigismund und Georg

Digitized by Google

Wilhelm, die Fehrbelliner Siegesmedaillen, die Parademedaille Friedrich Wilhelms I., mit ihrem 12½ Centimeter Durchmesser, eine der grössten aller je geprägten Medaillen, und die neuerlichen Versuche zur Wiederbelebung der bei uns noch so sehr im Argen liegenden Medailleurkunst verdienen und lohnen die Anteilnahme aller Gebildeten.

4. Vorgeschichtliche Altertümer aus dem Nachlass des Dichters Adelbert von Chamisso.



Ich lege Ihnen zur Ansicht vor folgende zur Zeit als Leihgaben im Märkischen Provinzial-Museum befindliche vorgeschichtliche Altertümer, welche mir die verwittwete Frau Laura von Blessingh geborene von Winterfeldt, eine Verwandte des Dichters, überlassen hat. Die sechs Altertümer sind unter B. II. Nr. 22 665 für 22 670 eingetragen und werden durch die beigefügten Abbildungen wiedergegeben.

Nr. 22 665. Röhrknochen eines Wildtiers (Reh oder Hirsch) Hirsch) 10,5 cm lang, 5—6 cm im Umfang. Sehr glatt, schön gebräunt, auf langes Lagern im Torfmoor deutend. Die Aussenseite dieses Ge-

Digitized by Google

rätes, welches vielleicht als Griff gedient hat, ist mit vertieft eingeschnittenen augenartigen Verzierungen (Doppelkreisen) bedeckt. Auf der einen aus der Abbildung ersichtlichen dunkleren Seite ist die Anordnung dieser Verzierungen aus der Abbildung ersichtlich.

Die entgegengesetzte Seite ist etwas weniger gebräunt und einfacher wie folgt verziert.

Nr. 26 666. Hirschhornende mit ovalem Durchschnitt, oben und unten glatt abgeschnitten, am dickeren Ende 1,5 bis 2 cm Durchmesser konisch ausgehöhlt zur Aufnahme eines Werkzeugs. Lederbraun, berieben, matt glänzend, anscheinend Moorfund. Länge 12,5 cm.

Nr. 22 667. Hirschhornende, lederbraun, mit mehr kreisrundlichen Abschnitten, 8,5 cm lang. Am verjüngten Ende 4 cm tief ausgebohrt zur Aufnahme eines Werkzeugs. Berieben und mehrfach eingekerbt. Anscheinend Moorfund.

Nr. 22 668. Feuersteinbeil, flach, in medio 9,5 cm lang, 2 cm an der dicksten Stelle hoch; die Schneide 4 cm lang. Grauschwarzer glänzender Flint, an den Seiten muschelig zugehauen, sonst geschliffen und stellenweise glatt poliert.

Nr. 22 669. Grauweisslicher, gefleckter Feuersteinkeil, matt glänzend. Länge 8,5 cm, grösste Breite 5 cm, grösste Dicke 3 cm. Die rundliche Schneide 4,3 cm lang. Es macht an der einen Längsseite und an dem stumpfen Keilende den Eindruck, als sei das Gerät aus einem grösseren Steinkeil, der schadhaft wurde, zurechtgeschlagen. Anscheinend Moorfund.

Nr. 22 700. Grauer Wetzstein, länglich, plattrundlich, anscheinend Kieselschiefer, abgeschnitten von einem längeren Stück, an dem sich verjüngenden Ende mehrfache Kerbe und Schnitte ersichtlich. Nach der eigentümlichen Patina des Steins zu urteilen, ebenfalls Moorfund.

Über die Herkunft der Gegenstände, welche — etwa mit Ausnahme von Nr. 22 668 — bestimmt lange Zeit in torfigem Wasser gelagert haben, lässt sich leider nur im allgemeinen die Vermutung aufstellen, dass sie der Dichter aus den grossen Torfmooren bei Linum, Kreis Osthavelland, erhalten habe.

Die Beziehungen Adelberts von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaïde de Chamisso, geboren Ende Januar 1781 auf Schloss Boncourt in der Champagne, zu unserer Heimat sind in den Hauptzügen bekannt: 1790 verlässt er in Folge der Revolution mit seinen Eltern die Heimat. Im Mai 1796 wird er Page bei der Königin Luise von Preussen, welche ihm gestattet, das Französische Gymnasium zu besuchen. Anfang 1798 überreicht er Friedrich Wilhelm III. einen militärwissenschaftlichen Aufsatz, dem er es wahrscheinlich verdankt, dass er am 31. März d. J. zum Fähnrich bei dem Regiment von Götze

Digitized by Google

ernannt wird, welches damals in Berlin stand. Anfangs 1801 wird er zum Leutnant befördert. (Heinrich Kurz: Chamissos Werke, I. S. 5.) 1803 bis 1805 beteiligt er sich in Berlin an schönwissenschaftlichen Unternehmungen. 1808 erhält er den Abschied als Offizier. Seit 1810 wirft er sich auf das Studium der Pflanzenwelt und lässt sich am 17. Oktober 1832 als Studierender der Medizin bei der hiesigen Universität eintragen. Vom 15. Juli 1815 bis 31. Oktober 1818 währt seine Beteiligung an der Reise um die Welt, welche Fahrt unter dem Befehl des russischen Marine-Kapitäns von Krusenstern unternommen wurde. Er kehrt 1818 nach Berlin zurück, die Universität ernennt ihn 1819 zum Doktor der Philosophie, er erhält das Amt eines Adjunkten beim Königlichen Botanischen Garten. Chamisso wohnte nahe demselben in Schöneberg, zog aber nach einem Brande in seiner Wohnung nach Berlin. Um diese Zeit und noch einige Jahre später beschäftigte sich Chamisso viel mit der heimischen Flora*) und machte zu diesem Behufe auch Exkursionen nach verschiedenen Teilen der Mark.

In dem von Dr. C. I. B. Karsten herausgegebenen „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen", also in einer Zeitschrift, worin man Botanisches nicht gleich suchen wird, findet sich nun eine wissenschaftliche Arbeit, an der der Botaniker Chamisso beteiligt ist, und die uns heut Abend besonders angeht, weil sie Licht auf die Herkunft der Ihnen vorliegenden, aus der Verlassenschaft des Dichters stammenden vorgeschichtlichen Altertümer, welche der jüngeren Steinzeit anzugehören scheinen, wirft. Im V. Band des Archivs, Berlin 1822 S. 253 bis 277 ist ein Aufsatz betitelt: „Ueber das Torfmoor zu Linum, von den Herren Adalb.**) v. Chamisso, F. Hoffmann und Chr. Poggendorf." Dieser Aufsatz ist wesentlich gegen Alexander von Humboldt***) gerichtet, der sonderbarer Weise die Entstehung des Linumer

*) Von Chamisso ist: Adnotationes quaedam ad Floram Berolinensem C. S. Kunthii. Als Nachtrag, anonym, zu: Verzeichnis der auf den Friedlandschen Gütern kultivierten Gewächse nebst Beitrag zur Flora der Mittelmark 1815 (von Walter, Gärten auf Cunersdorf.). Ferner: Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen. Nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche. Berlin 1827. — Vergleiche ferner Abbildung von Chamissos Gartenhaus (Zeichnung unseres Mitgliedes W. von Schulenburg nebst Gedicht auf Chamisso von unserem Mitglied Carl Bolle in der Zeitschrift „Deutscher Garten" 1881. S. 280. E. Fr.

**) Chamisso schreibt sich selbst Adelbert, nicht Adalbert. E. Fr.

***) Alexander von Humboldt, geb. zu Berlin, Jägerstrasse 22, am 14. September 1769, hatte 1787—88 zu Frankfurt a. O. studiert, schloss sich dann in Berlin an den berühmten Botaniker Wildenow an, studierte 1789 in Göttingen, bereiste im Frühjahr und Sommer 1790 von Mainz aus mit Georg Forster Belgien, Holland, England und Frankreich, ging dann nach Hamburg und von hier mit fünfmonatlichem Aufenthalt zu seiner Mutter nach Berlin und Schlösschen Tegel. Von dort aus dürfte er das nicht weit entfernte Linumer Torfmoor besucht haben. 1791 finden wir ihn auf der

Digitized by Google

Moores wenigstens zum Teil auf Anhäufung von Meeres-Tang schrieb. Selbst für den Laien, sofern er sich nur einmal in einem Torfmoor und Torfstich umgesehen hat, erscheint eine so kühne Hypothese schier unglaublich. Vor 110 Jahren und auch noch später wurde sie aber von namhaften Gelehrten verfochten und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass sich drei namhafte Naturforscher zusammenthun mussten, Chamisso für das Anthropologische, Zoologische und Botanische, Hoffmann für das Topographische, Geologische und Mineralogische, Poggendorf*) für das Physikalische und Chemische, um eine Autorität, wie Alexander von Humboldt ad absurdum zu führen. Wie thaten dies nun diese vortrefflichen Leuchten der Wissenschaft? Ganz anders, als es wahrscheinlich heute der Fall sein würde, wo auch in der Gelehrtenwelt der Subjektivismus überhand gegriffen hat, der Art, dass man zunächst dem Gegner dadurch zu widerlegen sucht, indem man ihn zunächst nach Möglichkeit persönlich angreift und als wissenschaftlich unzulänglich darstellt. Nichts von alledem in der Widerlegungsschrift, die eine für alle Zeiten geradezu musterhafte Ruhe und Klarheit der Darstellung besitzt, welche stets objektiv bleibt und gerade dadurch umso überzeugender wirkt. Es ist ein wahrer Genuss, diese Abhandlung zu lesen, welche sich gegen eine Darlegung Humboldts im Bergmännischen Journal von Köhler und Hoffmann, 5. Jahrg. I. Bd. 1792, S. 551 wendet. A. v. Humboldt sagt darin:

„Herr Bergassessor Wachtel nimmt in seiner mineralogischen Abhandlung vom Torfe gegen Linnés und anderer Meinung die Hypothese an, dass der Torf grösstenteils zusammengehäuften Meerespflanzen seinen Ursprung verdanke. Bei meinem letzten Aufenthalte auf dem grossen Hakenberg-Linumschen Torfmoore hatte ich Gelegenheit eine Beobachtung anzustellen, welche jene Hypothese in ein höheres Licht setzt. Ich fand in dem dortigen Torfe 8—10″ lange und 1½″ breite Blätter eines Seegrases**), Fucus sacharinus, frisch und unversehrt, wie ich ihn im

Freiberger Bergakademie, 1792 als Bergassessor und 1793 als Oberbergmeister in Bayreuth, das damals preussisch war. Das weitere Leben v. H.'s interessiert für den vorliegenden Fall nicht. Vergl. W. C. Wittwer. Al. v. Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken. Leipzig. 1860. E. Fr.

*) Johann Christian Poggendorf, geb. 29. Dez. 1796 zu Hamburg, studiert seit 1820 in Berlin Chemie und Physik. Später Professor an der hiesigen Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, besonders bekannt als Herausgeber (seit 1824) der gewöhnlich nach ihm genannten, berühmten „Annalen der Physik und Chemie". E. Fr.

**) Die Bewohner der Ostseeküsten unterscheiden sehr wohl Seegras, d. h. die zu der Phanerogamen-Familie der Potamogetonaceae gehörige Gattung Zostera mit zwei Arten Z.-marina, das gewöhnliche, zu Polsterungen benutzte, fast 1 m lang werdende grosse Seegras, und Z.-nana, kleiner bis 40 cm lang, von Danzig her bekannt, von mir aber auch mit Professor Münter zusammen im Dänischen Wieck nahe der Ryck-Mündung bei Greifswald gefunden. Humboldt meint aber den aus den

Digitized by Google

offenen Meere zwischen Neuwerk und Helgoland sahe. Sollten sich die sich so weit erstreckenden 1 bis ¾ Lachter hohen Torfschichten in den aufgeschwemmten baltischen Ländern alle pelagischen Ursprungs sein? Sind jene Depots von Meerespflanzen, welche den Kohlenstoff ersetzen, den die jetzige Vegetation uns versagt, aus der alten allgemeinen Wasserbedeckung oder aus einer späteren Periode? Dies ist der Punkt, wo die Geschichte der Pflanzen im strengen Sinne des Wortes sich an die Geschichte des festen Erdkörpers anschliesst. Dass ich nicht annehme, aller Torf sei aus zusammengehäuften Fucis entstanden, dass es frühere und spätere Formationen, wie bei den Steinkohlen giebt, dass einiger Torf auf seiner jetzigen Lagerstelle wirklich erzeugt ist, erinnere ich nicht."

Die 3 Experten sagen S. 255:

„Unter den Thatsachen, welche für eine der seltneren Meinungen aufgestellt sind, mag nicht leicht eine von grösserer Bedeutung erscheinen als die, welche Alex. v. Humboldt nach einer Beobachtung im Linumer Moore bekannt werden liess. Das wichtige Resultat davon begegnet uns später als einzig in seiner Art in den Schriften Aller, die den berührten Gegenstand von neuem zu beleuchten Gelegenheit fanden. Leopold v. Buch hat es in den Eingang seiner Reise nach Norwegen*) aufgenommen und Hausmanns spätere Äusserungen scheinen sichtlich dadurch bestimmt worden

Ost- und Nordseebädern uns allen sattsam bekannten Seetang, der zu den Cryptogamen gehörig, zahlreiche Species umfasst. Der von Humboldt gedachte Zuckertang Laminaria saccharina Lamx) variiert bei Helgoland ausserordentlich (Ernst Hallier: Helgoland. 2. Ausg. 1869. S. 204); er hat einen stielrunden oder wenig abgeplatteten Stamm aufwärts, welcher sich in einen bis zwölf Fuss langen, bis zwölf Zoll breiten, olivenfarbigen Blattkörper verlängert. Ich habe diese stattliche Tangart häufig bei Helgoland in mässig tiefem Wasser bis zur unteren Flutmarke und höher hinauf gefunden. Wie ihn Humboldt bei Linum im Moor „frisch und unversehrt" gefunden haben kann, bleibt völlig rätselhaft. Fast möchte man glauben, es habe sich jemand mit H. ein Spässchen erlaubt, gerade wie es ihm i. J. 1842 auf seiner wissenschaftlichen Reise nach dem Altai etc. erging: „In Gesellschaft von mehreren Marine-Offizieren und Bürgern machte ich (von Astrachan aus) eine Spazierfahrt auf dem kaspischen See. — Ich hörte bei dieser Gelegenheit von mehreren, welche den Alexander Humboldt auf seiner kurzen Spazierfahrt im kaspischen Meere begleitet, dass sie ihm, als er geschlafen, viel Salz in seine Krüge gethan hätten, welches er dann mitgenommen, um der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu kosten zu geben, wobei sie dann ihr attisches Salz beimischen werden." — Theodor Freiherr v. Hallberg-Broich: Deutschland, Russland, Kaukasus, Persien 1842—1844. II. Teil. Stuttgart 1844 S. 23. — E. Fr.

*) Die interessante Stelle bei L. v. Buch: Reise durch Norwegen und Lappland (vom 2. Juli 1806 ab unternommen) Berlin 1810 I. Teil S. 4 lautet: „Was die traurige, ich möchte sagen, geistlose Gegend zwischen Berlin und Hamburg für Beiträge zu liefern vermag, beschränkt sich auf einige wenige und fast unbedeutende Punkte. Auch dies Wenige fällt nur dem in die Augen, welcher mit der Topographie des Landes bekannt ist; dem Reisenden schwerlich. Wichtig sind freilich die Torfmoore bei Linum, fünf Meilen von Berlin und ganz nahe bei Fehrbellin; aber wichtiger werden sie dem Erdforscher, wenn er erfährt, dass in diesem Torfe sich nicht selten Meerespflanzen finden."

Digitized by Google

zu sein. Uns durch eigene Ansicht diese merkwürdige Thatsache, deren erneuerte Wahrnehmung nach Humboldt nicht weiter gemacht worden ist, zu bestätigen, war der nächste Zweck einer Untersuchung, die wir gemeinschaftlich unternommen."

Poggendorf widerlegt Humboldt chemisch, indem er nachweist, dass der Torf keinerlei Jodine und sonstige Bestandteile von Meerespflanzen enthalte, Hoffmann widerlegt Humboldt vom geologischen, geognostischen und mineralogischen Standpunkt und Chamisso zeigt, wie das Linumer Moor von oben bis unten nur die üblichen Moor- und Süsswasserpflanzen enthalte: Arundo Phragmites, Typha latifolia, Eriophorum angustifolium, Sparganium ramosum, Menyanthes trifoliata, Scheuchzeria palustris, Carex-Arten u. s. f. Liegende Baumstämme, wie sie aus Ostfriesland, Bremen, Mecklenburg und so weiter bekannt seien, kämen im Linumer Moor nicht vor.*) Dagegen sagt Chamisso S. 262:

„Eine sehr interessante Erscheinung ist das Vorkommen von Holzkohlen im Torfe 6—7″ unter der jetzigen Oberfläche, sie finden sich auf einer einzigen Stelle von etwa 4—5 Quadratruten Umfang in dem jetzt in Bestich befindlichen Terrain. Die uns zugesandten Proben schienen halb und gleichsam über der Erde verbrannte Wurzeln und Kohlen von kaum zolldicken Reisern zu sein. Spuren von Rinde deuteten auf Betula, das Gefüge der Kohlen verriet ein weicheres Holz (etwa Weidenarten). Es ist gewiss, dass dort ein Feuer gebrannt hat zu einer Zeit, in welcher die Oberfläche des Moores noch so tief unter dem jetzigen Niveau stand. Ein ähnliches Faktum wird von Voigt angeführt"**).

Buch citiert hierauf Humboldt und sagt alsdann weiter:

„Denn nun sehen wir diese mächtige Torfschicht mit in die Reihe der Gegenstände treten, welche uns über Geschichte und progressive Ausbildung des Erdkörpers belehren. Ob diese Pflanzen sich aber durchaus in der ganzen Schicht finden oder nur in den unteren Teilen, das wissen wir nicht. — Ob wohl die Entstehung norddeutscher Torfmoore im Zusammenhang steht mit der Aufhäufung so vieler Dünenreihen, welche man, denen an den holländischen Küsten ganz gleich, durch viele Sandwüsten des nördlichen Deutschlands sich hinziehen sieht?"

L. v. Buch schien also in Verbindung mit der Humboldtschen Hypothese nicht abgeneigt, auch unsere alluvialen Sanddünen als Meeresprodukte anzusehen. E. Fr.

*) Dergleichen hauptsächlich vom Winde umgestürzte Bäume, viele Kiefern, aber auch einzelne Eichen, kommen dagegen häufig in den Grunewald Mooren vor den Thoren Berlins vor. Als man die alten Moore, welche jetzt in den Hubertus-, Hertha-, Königs- und Diana-See verwandelt sind, zu diesem Behufe ausgrub, wurden so viele umgestürzte Bäume (meist Kiefern) in dem Moor gefunden, zerkleinert und öffentlich meistbietend verkauft, dass man dazu einen bekannten Gassenhauer dichtete und komponierte, der durch die ganze „zivilisierte" Welt ging und mit den Worten anfing: „Im Grunewald ist Holzauktion". — Übrigens spricht Bekmann, Beschreibung der Kurmark Brandenburg I. 632 von grossen Eichbäumen mit Wurzeln und Zweigen, die man im Linumer Moor gefunden. E. Fr.

**) S. E. W. Voigt: Versuch einer Geschichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes. 1802. — E. Fr.

Digitized by Google

Das Moor wurde auf Tiere und Pflanzen von Chamisso und Hoffmann bis auf den Grund untersucht. S. 264 heisst es:

„Der Grund der ganzen Torfmasse ist, seiner inneren Beschaffenheit nach, herrschend ein feiner, weisslicher Triebsand, seltner und an isolierten Punkten ein hellgrauer, staubiger Mergel, der namentlich im Boden der Rhinschleuse und im Cremmenschen Luch angetroffen wird. In ihm haben sich auf den Gross-Ziethenschen Wiesen und bei der Neuen Mühle unmittelbar unter dem Torf, umgeben von dessen Wurzelfasern, kleine gebleichte, sehr bröckliche Süsswasserschnecken gefunden. Bei näherer Betrachtung sind sie deutlich für Arten der Gattungen Cyclostoma*), Valvata, Planorbis erkannt worden, Trümmer grösserer Arten schienen der Gattungen Limneus oder Succinea anzugehören, (vergl. Draparnaud histoire naturelle des Mollusques terrestres et fluviatiles de la France), eine genauere Bestimmung der Arten war schwer mit Zuverlässigkeit möglich, doch glaubte Chamisso mit Bestimmtheit Planorbis Spirorbis und Cyclostoma obtusum zu unterscheiden; ein operculum, das sehr häufig und wohlerhalten vorkommt, gleicht in Form und concentrischer Streifung ganz dem von Cyclostoma viviparum, ist aber zwei- bis dreimal kleiner als dieses."

Hierbei wie bei der Sammlung der Mineralien, Pflanzen, Tierknochen, anthropologischen Reste war der Ober-Inspektor Steinkopf, der den Betrieb des Linumer Torfmoors leitete und selbst sehr schöne Fundstücke daraus besass, sehr thätig.

Chamisso führt S. 265 folgende weitere zoologische Funde auf:

„Reste von Tieren. Ein Geweih von einem Gabelhirsch des Elenntiers (Cervus Alces), zwei Zähne eines sehr jungen Tieres derselben Art und zwei Pferdezähne, sämtlich in 5' Tiefe gefunden. Zwei andere Pferdezähne, die im Langeschen Moore etwa 3" tief gefunden worden, trifft man in der Sammlung des königl. Ober-Bergamtes. In 4' Tiefe fand sich der Hauzahn eines Ebers. Spuren von Röhrknochen sind schon erwähnt worden, sie waren mit feinem Wurzelgewebe von der Farbe des Torfes ausgewachsen. — In 7' Tiefe fanden sich die Überreste eines Käfers. Es sind die Elythra

*) Klöden, Beiträge zur mineral. und geognostischen Kenntnis der Mark Brandenburg, IX. Stück. Berlin 1835, der bei der Beschreibung des Havelländischen Luchs die Abhandlung der drei Experten auszugsweise S. 36 flg. mitteilt, führt dieselben Konchylien an. Ich habe öfters im Havelländischen Luch sowohl subfossile als auch recente Süsswasser-Konchylien gesammelt und könnte deren Zahl namentlich durch Süsswasser-Muscheln, wenn es noch weiterer Widerlegung Humboldts überhaupt bedürfte, vermehren. Cyclostoma wird jetzt lediglich auf ein Geschlecht gedeckelter Landschnecken bezogen, die erst weit südlich der Provinz Brandenburg leben; C. impurum Drap. heisst jetzt Bythinia tentaculata Linné; Cyclostoma viviparum Drap. heisst jetzt Paludina vivipara Linné oder Vivipera vera v. Frauenf. Der kleinere Deckel (Operculum) mag von der kleineren Paludina fasciata Müller herrühren. – Klöden ignoriert übrigens die Humboldtsche Hypothese vom meerischen Ursprung der Märkischen Moore gänzlich. E. Fr.

Digitized by Google

einer Donacia, welche Herr Professor Kluge zuversichtlich für D. Menyanthidis erkannt hat.“*)

Ausser Münzen von 1656, 1666, 1675 führt Chamisso S. 262 an folgende:

Überreste von Menschen: Sind nicht mit Sicherheit bemerkt worden, von mehreren unbestimmbaren Knochenstücken ist es ungewiss, ob sie Menschen oder Tieren zugeschrieben werden müssen. Werke von Menschenhand sind indess häufiger gefunden; dahin gehören eine kleine Axt von Feuerstein, welche $3^3/_4$″ lang und an der Schärfe $1^1/_2$″ breit ist und in 4′ 7″ Tiefe vorkam, ebenso eine Pfeilspitze von Feuerstein in der Nähe des alten Rhin's in 3′ 2″ Tiefe gefunden. Die Axt ist geschliffen, die Pfeilspitze durch Absplittern des Steins verfertigt, eine schwierige Kunst, welche unter den Völkern, die ihrer bedürfen, wie noch heute die Aleuten nur von einzelnen Geschicktesten ausgeübt wird. Die erst erwähnte Axt wird in der Sammlung des königl. Ober-Bergamtes zu Berlin aufbewahrt, die Pfeilspitze befindet sich bei Herrn Steinkopf.“

S. 265: „Eine Vergleichung dieser gesamten Erfahrungen und Beobachtung muss es notwendig zur Evidenz bringen, dass im Torfmoor zu Linum kein Meeresprodukt mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden könne. Wir selbst haben mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts wahrgenommen, was nur irgend pelagischen Ursprungs verdächtig sein könnte.“

5. Eine vorgeschichtliche Fischspeer-Spitze aus alluvialem Thon des ehemaligen Havelbettes bei Gross-Kreuz, Geschenk der Herren Gebrüder Lehmgrübener an das Märkische Museum (Kat. B. II Nr. 22 593). Die vermutlich aus Elentierknochen geschnitzte Harpunen-Spitze, für den Fang grosser Hechte, Welse und Störe dienend, ist lang und hat, wie die in halber Grösse beigefügte Zeichnung ergiebt, 5 Widerhaken oder Zähne gehabt. Ein seltenes Stück, das wohl der

älteren Epoche der jüngeren Steinzeit zuzurechnen und wenigstens auf 4 bis 5000 Jahre alt, geschätzt werden mag. In dem ebenfalls heut ausgelegten Buch Sven Nilssons über das Steinalter (deutsch von J. Mestorf) beschäftigt sich der Verfasser mit den auf Taf. IV. Figur 69—79 abgebildeten Fisch-Stechgabeln und Fisch-Harpunen ausführlich. Es sind darunter Stücke von Schweden Fig. 69, von Feuerland (70), von Seeland (74), Grönland (78), welche dem Gross-Kreuzer Fischspeer aus unserer Havel sehr ähneln. Manche sind mit gegen einander gekehrten Zähnen paarig gebraucht worden. Dann sind es Gabelspeere, die besonders gegen sich windende kräftige Fische, also

*) Es handelt sich um einen zweifellosen Süsswasserkäfer. E. Fr.

Digitized by Google

in erster Linie gegen Aale gebraucht wurden. Von anderer Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass das Werkzeug keine Harpune, sondern ein Netzstrickapparat sei.

6. Drei neue Erinnerungsbänder, welche die städtische Lehrerin in Spandau, Fräulein Johanna Descours nebst anderen Kleinkunstsachen dem Märkischen Museum verehrt, lege ich, weil sie sich inhaltlich und äusserlich auszeichnen, vor, indem ich wegen der in der Brandenburgia mehrfach besprochenen Erinnerungs-Bänder und Tücher auf die Jahrgänge III. 305 flg., IV. 11 flg., IV. 257 flg., IV. 332 u. V. 445 verweise.

Die vorgelegten drei seidenen Bänder gehören unter die bereits vor Jahren besprochenen sogenannten Vivat-Bänder und haben folgenden Inhalt.

Kat. B. VI Nr. 13 958 ca. 32 cm lang gewesen; leider fehlt unten und oben etwas. Breite ca. 5 cm. Zart und farbenfrisch von oben bis unten bemalt in Roccocostil. Unter einer Krone mit dem Namenszug F. R. hält Minerva, durch Aegir, Fahne und Eule gekennzeichnet, einen Lorbeerkranz, neben welchem „Vivat“ steht. Darunter:

„Zittre, falle, beuge dich
Für den grossen FRIDERICH.“

Folgt ein mit der Königskrone gekrönter pyramidaler Fels, von dem ein Blitzstrahl den russischen Doppeladlerschild zerschmettert. In einer Roccaille-Umrahmung steht: „Verwegene Feinde! fühlt ihr nun des Höchsten Zorn und FRIDRICHS Waffen? mein Held soll neue Wunder thun, um sich und Deutschland Ruh zu schaffen. Zehnmal hat schon sein Schwerd gesiegt: der Russe fällt, er stürzt, er liegt; O Gott! was lässt dein Schluss auf Erden durch unsern FRIDRICH möglich werden.“

Das unten fehlende Schild scheint eine Schlachtbezeichnung (vielleicht Zorndorf) mit Datum und Jahr enthalten zu haben.

Kat. B. VI. 13 959. Ebenfalls zierlich bunt ausgemalt. ca. 32 cm lang; 5 cm breit.

Oben vier Zeilen, von denen die zwei letzten:

unser Koenig
der hilft uns!

teilweise noch kenntlich sind.

Folgt das Auge Gottes, darunter „Jes. 8, 10.“ Dann eine Hand, welche eine Wage hält. Ein preussischer Aar sitzt auf dem Züngelein, das mit fünf Lorbeerkränzen behängt ist, innerhalb deren fünf abgekürzte Schlachtennamen stehen: „Lob., Prag, Ross., Liss., Zornd.“ Daneben: „Jes. 54, V. 15.“ Und ein Spruchband mit der Devise: „Memoire raisonné“. Die obere zu leicht befundene Wage hat ein

Digitized by Google

Spruchband mit der Devise „Tekel"*). In der Wagschale von Blitzen umzüngelt die 3 Wappen von Österreich, Russland und Schweden. Daneben schwebend das Wappen von Chur-Sachsen; ein Unhold, in der Linken eine verkehrte, brennende Fackel und Frankreichs Wappenschild haltend, versucht vergeblich, die Wage herunter zu ziehen.

In der unteren Wageschale drei lorbeergekrönte Wappenschilde: in der Mitte Preussen, rechts Hannover, links Hessen.

In einem Roccaille-Schild:

„FRIDRICHS Bündnis wird bestehn,
wenn der Neid muss untergehn.
FRIDRICHS Weissheit, Recht und Waffen
sollen Deutschland Frieden schaffen."

Darunter in einem Spruchband:

Victoria! Zorndorf
den 25. August 1758.

B. VI. 13960. Gelbliches Seidenband, gerippt. 31 cm lang, über 6 cm breit. Im Stil Louis Seize bedruckt. In einem mit Festons geschmückten Portal:

„Vivat Fridericus Borussorum Rex."

Dann folgen die Worte:

„Zur Feier des 67. Geburtstages des besten und grössten Königs. Magdeburg am 24. Januar 1779.

Wer heut als Christ und Patriot
Gesegnet hat das Morgenroth,
Das uns im Feierkleide
Dies Wonnenfest heraufgeführt,
Der nehme froh und tiefgerührt
Itzt Theil an unserer Freude."

Mittlerer Vers unvollkommen erhalten. Dritter und letzter Vers also lautend:

„Schon ist zum Schlage hoch erhöht
Sein Schwert — den Feind der stolz sich bläht,
Wird bald Sein Blitz zerstreuen.
Hier Schwerdt des Herrn und FRIEDERICHS!
Bald wird sein Volk des grossen Siegs
Im Frieden sich erfreuen."

(Bezieht sich auf den Bayerischen Erbfolgekrieg, der durch den Frieden zu Teschen den 13. Mai 1779 beendet wurde.)

Unten eine kriegerische Trophäe.

7. Endlich lege ich noch die „Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, der unter dem Vorsitz

*) Anspielung auf Daniel 5, 27: Tekel, d. i. man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden.

Digitized by Google

unsers Mitgliedes, Geheimen Justizrat Uhles, blüht, Heft 3 von 1900, vor. Der sehr segensreich wirkende Verein, dessen Unterstützung ich Ihnen angelegentlichst ans Herz lege, teilt hier allerhand Nützliches und Interessantes mit. Ein Aufsatz in dem Heft betitelt „Handel mit Fischen, Schaltieren und Kaviar lässt erkennen, wie hoch leider die heimischen Süsswasserfische im Preise gestiegen sind. Dabei werden nur die Grosshandelpreise, nicht die Kleinverkaufspreise mitgeteilt, die noch viel höher sind. Den Vogel schiesst ein Fisch ab, der früher wenig geachtet, sich allmählich an die Spitze unserer märkischen Fische dem Preise nach gestellt hat.

Ich meine den Schleih (Tinca vulgaris L.); in diesem Herbst wurde das Pfund Schleih in Berlin mit 1 M. 40 Pf., der der Portions-Forelle gleich grosse lebende Schleih sogar mit 1 M. 60 Pf. oder 1 M. 70 Pf. bezahlt. Das übersteigt alles Dagewesene, und stellt diesen allerdings sehr zarten, wohlschmeckenden, jetzt meist nach Forellen-Art zubereiteten Fisch unserer stillen Gewässer der edlen Bachforelle im Preise fast gleich.

Ich möchte hiernach doch empfehlen, es einmal mit der Schleihzucht in geschlossenen Gewässern, wie wir sie für die Karpfenzucht und für die Karausche besitzen, zu versuchen. Der Schleih ist ein ruhiger, genügsamer und ziemlich träger Fisch; gerade deshalb dürfte er sich zur geschlossenen Binnenzüchtung eignen.

8. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage von Photographieen:

Die hier vorliegenden Photographieen sind Abzüge des Hofphotographen Albert Schwartz von zurückgesetzten Platten, die in dem Nachlass des von 1856—1870 thätig gewesenen Photographen Philipp Graff vorgefunden wurden. Ausser einer Anzahl Choriner Aufnahmen sind es durchweg Bilder aus Berlin. Einige sind darunter, von denen sich sonst aus der Zeit vor 40 Jahren absolut nichts erhalten hat; einige andere ergänzen bis zur völligen Naturtreue, was in dieser Beziehung vorhandenen Zeichnungen und Aquarellen aus derselben oder aus früherer Zeit mangelt.

Interessant ist auch ein Blick auf die Beschaffenheit des damaligen Berliner Pflasters und der Rinnsteine, die auf vielen der Photographieen recht deutlich erkennbar ist.

1. Das Kurfürsten-Denkmal, im Hintergrunde die „alte Post“ und Blick auf die linke Seite der Königstrasse.
2. Das Königliche Schloss, Wasserseite, von der „alten Post“ aus gesehen.
3. Das Palais des Kronprinzen, noch in dem Zustande, in dem es König Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Ende bewohnt hat; von der Hauptwache aus gesehen, so dass rechts das Prinzessinnen-Palais, links die Kommandantur, die Schloss-

Digitized by Google

freiheit und das Schloss mit aufgenommen sind. Dies Bild scheint im Jahre 1856, kurz vor dem auf Veranlassung des Kronprinzen nach Strackschem Plan durchgeführten Umbau aufgenommen zu sein.

4. Das Palais des Kronprinzen nach dem vorgedachten Umbau, mit derselben Umgebung wie das vorige. Beim Vergleich beider Bilder lassen sich die mit dem alten Palais vorgenommenen Veränderungen deutlich erkennen. Diese Aufnahme dürfte bald nach Vollendung des Umbaues zwischen 1858 und 1860 erfolgt sein.
5. Das Königl. Museum, im Vordergrunde der Lustgarten, im Hintergrunde rechts der Rest des ehemaligen Orangeriehauses, links die Strasse am Kupfergraben; um 1860.
6. Die Dorotheenstädtische Kirche vor dem Umbau, etwa 1860.
7. Das Krankenhaus Bethanien.
8. Unter den Linden 1—5, mit dem alten Gebäude des Kultus-Ministeriums, um 1860.
9. Unter den Linden 76—78, mit der Durchfahrt nach der Neuen Wilhelmstrasse.
10. Das alte Gebäude des Finanz-Ministeriums am Kastanienwäldchen, um 1860.
11. Das Itzigsche Palais in der Burgstrasse, auf dessen Stelle Anfang der 1860er Jahre die neue Börse erbaut wurde.
12. Die neue Börse in der Burgstrasse, mit Blick auf die ganze Burgstrasse, die Dammühlen und die Spreebrücken (Friedrichsbrücke, Kavalierbrücke und Kurfürstenbrücke) um 1865.
13. Das Potsdamer Thor von der Südseite des Leipziger Platzes aus.
14. Die beiden Kirchen und das Schauspielhaus auf dem Gensdarmen-Markt von der Ecke der Mohren- und Markgrafenstrasse aus.
15. Die Klosterkirche.
16. Das Graue Kloster.
17. Das alte Haus der französ. Gemeinde, Französische und Markgrafenstrassen-Ecke, um 1860.
18. Der Loose'sche Silberladen bei den Werderschen Mühlen.
19. Das Blüchersche Palais am Pariser Platz.
20. Das einstöckige alte Haus Alexanderstrasse 40, neben der jetzigen Secessionsbühne.
21. Das Feuerwehr-Depôt in der Georgenstrasse.
22. Partie am Grünen Graben mit dem „Wusterhausener Bär".
23. Die Häuser Stralauer Strasse 51—54.
24. Die Häuser Oranienburgerstrasse 12—14, (Phaland & Dietrich.)

Digitized by Google

25. Ein grosses, dreistöckiges Haus von 11 Fenster Front, mit Vorgarten und Kreuzbogen-Mauer, epheubewachsen, rechts Baum-Partie, links grenzt ein ebenso hohes Haus an. Auf der Strasse Fuhrwerks-Verkehr. Scheint an einer Berliner Strasse ausserhalb der Stadtmauer zu liegen.
26. Das Innere einer kleinen protestantischen Kirche ohne Apsis, mit Spitzbogen-Fenstern und Gurtbogen-Gewölbe über einem Mittelpfeiler. Eine Berliner Kirche dieser Beschaffenheit gab es nicht, vielleicht ist es eine Hospitalkirche einer benachbarten Stadt.
27. 4 Ansichten des alten Berliner Rathauses und seiner Umgebung von 1859.
    a. Ansicht der Gerichtslaube, von der Ecke der Probststrasse aus gesehen.
    b. Ansicht des Rathauses mit der Gerichtslaube von derselben Stelle aus, zugleich mit den benachbarten Häusern der Spandauer Strasse bis zur damaligen Papen-, jetzigen Kaiser Wilhelm-Strasse hin.
    c. Ansicht der Gerichtslaube und des Rathausflügels an der Königstrasse, vom Hause Königstrasse 58 aus gesehen.
    d. Ansicht der Thoreinfahrt zum Rathaushof und des darüber befindlichen Erker-Ausbaus mit den verzierten Consol-Steinen von 1555, daneben noch die Häuser Nr. 16, 17 und 18 der Königstrasse, die 1860 zum Rathausbau mit abgerissen wurden.

Im Anschluss an diese letzteren Rathaus-Erinnerungen rekapituliere ich kurz:

die Geschichte des Berliner Rathauses.

Um 1230, als Berlin Stadtrecht erhielt, wurde das Rathaus ungefähr auf der Stelle erbaut, wo jetzt die Häuser Molkenmarkt No. 12 bis 14 stehen, also auf der Nikolaikirchen-Seite des Molkenmarkts. Es lässt sich im Hinblick auf die damaligen Gewohnheiten annehmen, dass der Nikolaikirchhof, sowie das Gelände, auf dem die genannten und noch einige benachbarte Häuser stehen, nebst dem Molkenmarkt, einen grösseren freien Platz bildeten, auf dem allein die ursprünglich kleinere Nikolaikirche und das Rathaus standen. Die Stadt selbst reichte damals nur bis zur Westseite der Kloster- und bis zur Südseite der König-Strasse. Eine dauernde Befestigung mit Mauer und Wallgraben scheint sie bei der kurzen Zeit ihres Bestehens und der Schnelligkeit ihrer Ausdehnung gar nicht erst erhalten zu haben.

Schon um 1270, also 40 Jahre nach Einführung des Stadtrechts, sind weitere Ansiedelungen auf der nordwestlichen Seite der Stadt so

Digitized by Google

zahlreich geworden, dass dort ein eigenes Kirchspiel mit der Marienkirche und ein eigener Markt, der „neue Markt", errichtet wird, zum Unterschiede von dem ersten Marktplatz, der von jener Zeit an der „alte Markt" und später, nach erheblicher Verkleinerung „Molkenmarkt" heisst.

In Folge dieser Vergrösserung beginnt die Stadt, sich förmlich, nach dem Muster älterer Städte, zu organisieren. Um das neu abgerundete Gebiet wird eine feste Mauer mit Thoren und Türmen angelegt, die sich vor der inneren Linie des Bogens der jetzigen neuen Friedrichstrasse hinzog und deren letzte Reste sich noch unmittelbar hinter der Klosterkirche befinden. Wall und Graben nahmen ungefähr die Stelle der heutigen neuen Friedrichstrasse ein.

Da das Rathaus weder nach seiner Grösse noch nach seiner Lage der neuen Stadt entsprach, so wurde unter gänzlicher Aufgabe des alten ein neues auf der Grenze der Alt- und der Neustadt, in der Mitte der vergrösserten Stadt und ziemlich gleich weit von beiden Kirchen entfernt, erbaut. In der für den Neubau erwählten Gegend lag damals die erste Niederlassung der Franziskaner-Mönche; diesen wurde eine freie Stelle zwischen der alten und der neuen Stadtgrenze zum Klosterbau zugewiesen (Klosterkirche und Gymnasium zum grauen Kloster). So entstand das Rathhaus um das Jahr 1270 auf der Stelle, auf der es die älteren, jetzt lebenden Berliner noch zu sehen gewohnt waren.

Es bestand aus einer im frühgotischen Stil gehaltenen offenen Halle, mit vier von einer Mittelsäule getragenen Kreuzgewölben überdeckt, im ganzen circa 9,5 m im Quadrat gross, die als Gerichtslaube diente, sowie aus einem daran stossenden, im Erdgeschoss ebenfalls überwölbten Hause von circa 16 m Länge und 13 m Breite. Das Ganze war von einem freien Platz umgeben, der „Krautmarkt" hiess.

Eine Vergrösserung dieses Baues wäre wohl schon nach wenigen Jahrzehnten nötig geworden, wenn nicht die im Jahre 1307 erfolgte Vereinigung von Berlin und Cölln zu einer Verwaltung die Verlegung des gemeinsamen Ratsstuhls erforderlich gemacht hätte. Um beiden Teilen gerecht zu werden, wurde dieses gemeinsame Rathaus an die Grenze beider Städte gesetzt und zwar, da sonst kein passender Raum mehr war, an die erst kurz vorher errichtete „lange Brücke".

Das bisherige Berliner Rathaus wurde aber für gewisse Zweige der Verwaltung weiter benutzt und als es im Jahre 1380 abbrannte, wurde es beim Wiederaufbau nach der Königstrassen-Seite hin in der Ausdehnung vergrössert, wie sie dort das alte Rathaus bis zuletzt hatte. Gleichzeitig wurde auch, angelehnt an die nördliche Seite der Gerichtslaube und an den westlichen Rathausgiebel, der grosse Seigerturm erbaut, der beiden Städten dienen sollte, und dessen oberer Teil im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen erfahren hat.

Digitized by Google

1442 wurde die gemeinschaftliche Verwaltung beider Städte wieder aufgehoben; jede Verwaltung begab sich wieder in ihr eigenes Rathaus, und das Gebäude bei der langen Brücke wurde Amtsstelle des Hofrichters, bis es, dem Verfall nahe, 1514 ganz abgebrochen wurde.

Um 1460 fand eine Vermehrung der Räumlichkeiten des Rathauses um ein anstossendes Haus an der Spandauerstrasse statt, wohin dann die Stadtschreiberei verlegt wurde.

1484 wurde das Rathaus wieder von einem grossen Brande heimgesucht. Mit der Erneuerung zugleich erhielt es in dem Winkel, den der Turm mit der Königstrassenfront bildet, einen schmalen, aber starken Vorbau, dessen untere Teile zum Gefängnis bestimmt wurden („Krautgarten").

Das zweite Stockwerk des Rathauses wurde aber dann allmählich sehr baufällig; die Balkenlage bedurfte einer Erneuerung. Als diese im Jahre 1555 vorgenommen wurde, errichtete man über der Gerichtslaube ein gewölbtes Stockwerk und verlegte dorthin den Ratsstuhl. Zu dem Zweck erhielt dieser Raum eine architektonische Ausstattung in edlen Renaissance-Formen, die uns bildlich erhalten ist. (Denkschrift „Das Berliner Rathaus 1860".) Die beiden offenen Seiten der Laube wurden zugemauert, und in den gewonnenen Raum die Städtekasse gelegt.

Der dritte grosse Brand im Jahre 1581 (also nach je 100 Jahren ein neuer Brand) vernichtete wiederum das ganze Rathaus, so dass nur die gewölbten Teile erhalten blieben. Der Turm wurde darauf sehr schnell erneuert; er wurde schon 1583 fertig, die übrigen Teile erst 1584. Dabei wurde die Einfahrt an der Königstrasse überwölbt, und mit zwei Stockwerken nebst vorspringendem Erker überbaut. (Also so, wie die vorliegende Photographie ihn als Anbau des Rathauses zeigt.)

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Flügel an der Spandauerstrasse sehr baufällig. Er wurde 1692—95 von Grund auf neu erbaut und zwar nach Nehrings Entwürfen; die Schlusssteine in den Fensterbogen, menschliche Köpfe darstellend, werden Schlüters Mitarbeit zugeschrieben. Vom Jahre 1709 ab, in dem sämtliche um Berlin entstandene Städte zu einer Verwaltung zusammengezogen wurden, die im Berliner Rathause ihren Sitz erhielt, mangelte es natürlich bald an Raum für die verschiedenen Verwaltungs-Abteilungen. Man behalf sich, indem man den Flur an dem Festsaal in Zimmer abteilte und 1798 auch den Hof durch Bebauung ausnutzte. 1808, bei Einführung der Städteordnung, entstand dadurch etwas Platz, dass das inzwischen königlich gewordene Stadtgericht nach dem Gouverneur-Hause, Ecke Jüden- und Königstrasse, zum grössten Teil verlegt wurde.

Da in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts der Turm sehr bedenklich baufällig geworden war, so musste man sich entschliessen, seine oberen Teile, bis auf den Unterbau, sowie den schmalen Vorbau (Gefängnis, Krautgarten), abzubrechen, was 1819 geschah. 1840 wurde

Digitized by Google

auch der Turmunterbau beseitigt, weil er den Verkehr in der Königstrasse zu sehr beengte.

Als im Laufe der 1850er Jahre mit der Entwicklung Berlins auch das Bedürfnis nach vermehrten Räumlichkeiten für die Verwaltung wuchs, entschloss man sich nach zehnjährigen Beratungen und Verhandlungen zum Abbruch des alten Rathauses und zur Errichtung eines grösseren neuen. Zur Gewinnung des grösseren Bauplatzes wurden nicht allein sämtliche Häuser des Blocks zwischen Spandauer-, Königs-, Jüden-Strasse und Nagel-Gasse angekauft, sondern unter Ankauf der Häuser auf der anderen Seite der Nagelgasse, diese selbst noch etwas zurückgelegt. Die Gerichtslaube aber blieb noch bis 1870 stehen; aus ihren Bauteilen wurde sie auf Babelsberg wieder in möglichst ursprünglicher Form rekonstruiert.

Die vorgelegten vier Photographieen zeigen uns nun den letzten Zustand des alten Rathauses. Man sieht den Nehring-Schlüterschen Flügel von 1695 an der Spandauer Strasse; die Gerichtslaube in der Gestalt, wie sie seit Zumauerung der Bogenöffnungen in der Mitte des 16. Jahrhunderts sich erhalten hatte; den Flügel an der Königsstrasse mit dem Portal von 1584 und das gewölbte Einfahrtsthor mit dem Erker-Aufbau, ebenfalls von 1584.

Zugleich wird noch eine Photographie des Aktes der Grundsteinlegung zum neuen Rathause vom 11. Juni 1861, sowie eine Ansicht des geräumten Bauplatzes mit dem Hintergrunde der Nagelgasse, vorgelegt. Auf ersterem Bilde — leider regnete es gerade — sieht man deutlich König Wilhelm und die Königin mit Gefolge und der ganzen Fest-Aufstellung, die manche durch die Witterung erklärliche Lücken aufweist.

9. Der märkische Wald und seine Erhaltung.

Von Professor Müllenhoff.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass unter den zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen, welche in den neun Jahrgängen unserer Brandenburgia veröffentlicht sind, kein einziger sich speciell mit dem Walde beschäftigt. Man könnte hiernach vermuten, dass die Mitglieder, die bisher durch Wort oder Schrift Beiträge zur Kunde unserer Heimat geliefert haben, der Ansicht waren, der Wald biete nichts, was zur Besprechung in unserem Kreise geeignet sei. Das ist nun gerade nicht sehr ermutigend, und es möchte daher mein Unternehmen, hier etwas vom märkischen Walde zu erzählen, gewagt erscheinen. Um es zu rechtfertigen, dass ich mir trotzdem gerade diese Aufgabe gestellt habe, möchte ich zunächst das Eine hervorheben, dass der Wald keineswegs nur für den Botaniker und für den Forstmann, sondern ebenso sehr auch für jeden Zoologen, ja für jeden Naturbeobachter ein reiches Feld für mannigfache Beobachtungen bietet.

Digitized by Google

Dadurch dass zahlreiche Laubbäume oder Nadelbäume zu einem Walde vereinigt sind, werden für diese Bäume selbst und für die zahlreichen im Walde wachsenden Pflanzen besondere Lebensbedingungen geschaffen, durch die sie in gewissem Grade von einander abhängen. Man bezeichnet dieses Verhältnis der gegenseitigen Abhängigkeit als Lebensgemeinschaft. Wir haben bei uns sowohl in den Nadelwäldern wie auch in den Laubwäldern vorzügliche Beispiele solcher Lebensgemeinschaften.

Leicht erkennt man, dass die Tiere des Waldes einen bedeutsamen und für das Verständnis der Gesamtheit der Erscheinungen unentbehrlichen Bestandteil dieser Lebensgemeinschaften bilden. Indem nämlich die im Walde lebenden Tiere einerseits ihre Nahrung, ihre Wohnung und ihre gesamten Lebensbedürfnisse durch den Wald erhalten, beeinflussen sie doch auch andererseits durch ihre Thätigkeit die Pflanzenwelt in der mannigfachsten Weise und es ist eine anziehende Aufgabe, diese Wechselbeziehungen zwischen der Pflanzenwelt und der Tierwelt für einige specielle Fälle ins Auge zu fassen.

Naturgemäss muss die Wirksamkeit der Tiere auf den Wald umso stärker sein, je allgemeiner verbreitet und je häufiger sie sind, und ich werde mich daher auf die Besprechung einiger der allerverbreitetsten und häufigsten Tierarten — als der für den Wald wichtigsten — beschränken können.

Ein solches durch die Allgemeinheit seiner Verbreitung und die Häufigkeit des Vorkommens ausgezeichnetes Tiergeschlecht sind die Spechte. Von den Arten, die wir hier beobachten können, sind der grosse Buntspecht und der Grünspecht am häufigsten, doch findet sich auch der Schwarzspecht, der mittlere und der kleine Buntspecht und der Grauspecht; selten der Weissspecht.

Der Specht sorgt selbst dafür, dass man ihn nicht übersieht. Weithin durch Wald und Flur schallt sein lautes Geschrei; es klingt wie ein ausgelassenes fröhliches Gelächter; niemand kann durch den Wald gehen, ohne auf den lustigen Gesellen aufmerksam zu werden. Wer hätte ihm nicht schon zugesehen, wie er mit kräftigen Schnabelhieben die Baumrinde zersplittert, um Borkenkäfer und andere Insekten und ihre Larven herauszuholen. Wer hätte nicht schon der lebhaften Trommelmusik zugehört, durch welche im Frühjahr der verliebte Specht sein Weibchen lockt und seine Nebenbuhler zum Kampfe herausfordert. Am interessantesten aber ist der Vogel dann, wenn er sein Nest zimmert.

Er sucht sich einen dafür geeigneten Baum, d. h. einen, der kernfaul ist. Mit seinem Schnabel, der zugleich Hammer und Meissel ist, zerspaltet er die Rinde und das äussere gesunde Holz und hackt ein langes, schmales Loch, so tief, dass er auf das morsche Holz im Innern

Digitized by Google

gelangt. Hier arbeitet er sich einen Raum von passender Grösse und kleidet ihn mit feinen Spähnen aus. Diese Höhlung dient ihm als Brutraum.

Der Specht schläft stets in der Kletterstellung; er hängt sich nachts in senkrechter Körperhaltung an die inneren Wände von Baumhöhlungen an. Daher legt er sich auch während der Streichzeit überall da, wo er nicht gleich einen passenden Raum zum Übernachten findet, derartige Höhlen an. Jeder Specht stellt also im Laufe eines Jahres recht zahlreiche Höhlungen her.

Der Specht verwendet seinen Schnabel in sehr mannigfacher Weise und mit grossem Geschick. Weiss er ihn doch selbst zum Herausholen der Samen aus den Kiefernzapfen zu verwenden.

Zur Zeit, wo die Kiefernsamen reif werden, sucht sich der kluge Vogel einen Baum, der ein der Grösse der Kiefernzapfen entsprechendes Loch hat, oder er zimmert sich ein solches zurecht. In diese Vertiefung steckt er die reifen Zapfen und zwar mit dem Stielende voran hinein und klemmt sie durch kräftigen Druck fest. Sodann spaltet er mit dem Schnabel die Schuppen auf, um die Samen zu erlangen. Den oft nur halb entleerten Zapfen zerrt er dann wieder heraus und lässt ihn zur Erde fallen. Darauf holt er sich einen neuen herbei.

Zu dieser Arbeit benutzt der Specht stets dieselben Stellen im Walde; die massenhaft am Boden liegenden Zapfen verraten uns die Arbeitsstätten des fleissigen Vogels. Spechtschmieden heissen sie daher beim Volke.

Bei oberflächlicher Betrachtung sieht es so aus, als ob der Specht dem Walde mancherlei Schaden brächte. Er zerspaltet, so erzählen uns wohl die Förster, die Rinde und macht dadurch das Holz frei, so dass die Feuchtigkeit und die Pilze ihr Zerstörungswerk beginnen können. Er frisst eine Menge Kiefernsamen und neben den schädlichen im Holz lebenden Insekten, vertilgt er doch auch die nützlichen Waldameisen, ja frisst sogar des Försters Bienen.

Doch werden diese Missethaten durch den Nutzen, den der Specht stiftet, vollkommen ausgeglichen.

Wohl meisselt er die Baumrinde an, doch zeigt die Beobachtung an gefällten Bäumen, dass selbst unter ganz alten Spechtschmieden das Holz sich meist kerngesund erhält. Es ist also wohl nicht allzu gefährlich mit den Pilzwucherungen, die der Specht herbeiführen soll.

Und wenn er auch viele Kiefernsamen verzehrt, so lässt er doch zugleich, indem er die Zapfen zur Spechtschmiede trägt, gar manchen Kiefernsamen aus dem Zapfen herausfallen und trägt dadurch zur Verbreitung der Kiefer bei.

Vor allem aber wird der Specht dem Walde nützlich durch seine bereits angeführte Gewohnheit, sich in kernfaulen Bäumen im Laufe

Digitized by Google

des Jahres zahlreiche Höhlungen herzustellen. Dadurch, dass der Specht diese vielen Höhlungen zimmert, liefert er für ebenso viele Pärchen von Höhlenbrütern, für Kleiber und Staare, Meisen und Baumläufer und viele andere fertige Wohnräume, die diese Vögel selbst sich nicht zu schaffen im Stande sind. Nun sind, wie die Beobachtung zeigt, gerade diese kleinen Höhlenbrüter die wirksamsten Vertilger von Schmetterlingen, ihren Raupen und Eiern; und es ist somit der Specht, der ihnen ihre Wohnungen zimmert, der allerwichtigste Hüter des Waldes.

Es ist daher durchaus rationell, wenn, wie es beispielsweise bei uns im Grunewald geschieht, zwischen den forstmässig gezogenen Kiefern einzelne alte hohle Eichen ruhig stehen gelassen werden.

Wohl nehmen diese alten Eichen einen nicht unbedeutenden Raum für sich in Anspruch und beschränken dadurch den Raum für die Kiefernkultur, aber sie bieten in ihrem kernfaulen Innern den Spechten die Gelegenheit zur Errichtung der Brut- und Schlafplätze für sich und die ganze Schar der Höhlenbrüter und schützen dadurch den Wald vor seinen gefährlichsten Feinden, den waldzerstörenden Insekten.

So bietet uns der Specht ein Beispiel für die Wechselbeziehungen zwischen den Bäumen des Waldes und der Tierwelt, die sich gegenseitig in der mannigfachsten Weise bedingen. Das Beispiel zeigt zugleich, dass der Mensch nicht wohlthut, in dieses Getriebe allzu gewaltsam einzugreifen.

Während der Specht jetzt ganz allgemein als nützlich angesehen und demgemäss geschont wird, ist man sich über ein zweites, ebenso allgemein verbreitetes Tier, über das Eichhörnchen, weniger einig.

Die anmutige Gestalt und das possierliche, muntere Wesen machen das Eichhörnchen überall beliebt und man ist daher geneigt, nur Gutes von ihm zu glauben. Es gilt daher bei der Mehrzahl der Naturfreunde geradezu als ein Unrecht, wenn die Nützlichkeit und Unschädlichkeit des Tierchens in Zweifel gezogen wird. Und doch erweist sich bei genauerer Beobachtung das Eichhörnchen durchaus nicht als so gutartig, als man meint.

Ausser den Früchten der verschiedensten Waldbäume, Bucheckern, Haselnüssen, Eicheln, Kiefernsamen u. s. w. verzehrt das Eichhörnchen auch Knospen und junge Triebe zumal von Nadelbäumen, und wirft von ihnen im Frühjahr im Uebermut weit mehr zu Boden, als es verzehrt. Das Schlimmste aber ist, dass das Eichhörnchen die Nester unserer Singvögel auf's Ärgste plündert. Es verzehrt sowohl die Eier als auch die jungen Vögel, ja, es verschont selbst die alten Vögel nicht. Bei einer solchen Plünderung der Nester kommt der kleine Bösewicht allerdings manchmal schlecht an. So hörte ich einst im Tiergarten nahe bei Bellevue ein wütendes Geschrei zahlreicher kleiner Vögel und sah dann, als ich rasch hinzukam, wie ein Eichhörnchen von 15—20

Digitized by Google

Buchfinken, und zwar, soweit ich sehen konnte, lauter Männchen unter heftigem Geschrei verjagt und weithin verfolgt wurde.

Immerhin mag es doch nur selten vorkommen, dass die kleinen Vögel gegen den kräftigen Räuber sich mit Erfolg wehren. Man beobachtet, dass, wenn im Tiergarten die Eichhörnchen gar zu sehr überhand nehmen, die sonst so zahlreichen Singvögel sich in auffälliger Weise vermindern. Es werden daher im Frühjahr in den frühen Morgenstunden durch den Tiergartenförster viele Eichhörnchen mit dem Teschinggewehre abgeschossen.

Trotz dieser gelegentlich vorkommenden Verfolgung ist das Eichhörnchen im Tiergarten noch häufig genug und man hat täglich Gelegenheit, seinem possierlichen Treiben zuzusehen. Sehr niedlich sieht es aus, wenn das Eichkätzchen wie ein Äffchen auf einem Zweige hockt und seinen buschigen Schwanz im Bogen aufwärts hält, als wenn es sich damit beschatten wollte. Diese für das Eichhörnchen höchst charakteristische Stellung ist zweifellos die Veranlassung gewesen, dass die alten Griechen es Skeiuros, d. h. Schattenschwanz, nannten. In Wirklichkeit braucht das Tier den Schwanz nicht als Sonnenschirm, sondern als Fallschirm bei seinen 4 bis 5 m weiten Sprüngen. Wenn im März und April die Männchen sich um den Besitz eines Weibchens balgen und herumjagen, kann man oft sehen, dass das gejagte Tier sich ohne Scheu und ohne alle Gefahr von hohen Bäumen auf die ebene Erde herabfallen lässt.

Die Behendigkeit des Tierchens zeigt sich am schönsten, wenn es Nüsse knackt oder aus den Kiefernzapfen die Samen herausholt. Es fasst eine Haselnuss mit den Vorderpfoten, dreht sie mit grosser Geschwindigkeit hin und her und öffnet sie, indem es an der Spitze die scharfen Schneidezähne so einsetzt, dass die Haselnussschale in zwei gleiche Hälften zerspalten wird. Derartig regelmässig geteilte Haselnussschalen findet man z. B. im Brieselang häufig am Fusse der Bäume, namentlich der alten Eichen.

Man kann das praktische Verfahren der Eichhörnchen beim Öffnen der Haselnüsse leicht nachahmen und mit einem schwachen Federmesser ohne alle Anstrengung die härteste Haselnuss öffnen, indem man die oberste Spitze abschabt und die Messerspitze in die dadurch sichtbar werdende Naht einsetzt.

Etwas anderes aber ist mir nie gelungen. Ich habe nicht ermitteln können, wie ein in der Gefangenschaft gehaltenes Eichhörnchen von zahlreichen vorgelegten Haselnüssen die guten von den tauben unterscheidet und sich, ohne die tauben auch nur zu berühren, nur die guten heraussucht.

Wunderlich ist das Benehmen des Eichhörnchens, wenn man ihm Äpfel oder Birnen giebt. Von diesen Früchten verschmäht es das

Digitized by Google

Fruchtfleisch und holt sich nur die Samen aus dem Kerngehäuse heraus, um sie zu verzehren.

Wenn das Eichhörnchen sich die Samen aus den Kiefernzapfen herausholt, so beisst es die Zapfenschuppen ab und lässt sie einzeln zur Erde fallen. Man kann daher an jedem zerfressenen Kiefernzapfen, den man im Walde findet, mit Leichtigkeit erkennen, ob das Frassstück vom Specht oder vom Eichhörnchen herrührt. Die Kiefernzapfen, die ein Specht in seiner Schmiede verarbeitet hat, haben aufgespaltene und ziemlich unregelmässig zerteilte Zapfenschuppen; aber die sämtlichen Schuppen des ganzen Zapfens bleiben an der Spindel. Das Eichhörnchen dagegen streut zahllose einzelne Zapfenschuppen und die bis auf einen kleinen Schopf vollständig kahlen Spindeln auf den Boden.

Die Wohnungen legen die Eichhörnchen zuweilen in hohlen Bäumen, meistens dagegen in den Astquirlen von Kiefern, Buchen und Eichen an. Auf einer Unterlage von dürren Reisern oder, indem es ein altes verlassenes Elsternnest als Grundlage benutzt, formt das Eichhörnchen dicke Ballen von trockenen Moosen und Flechten zu einem kugligen Hohlkörper, und umgiebt dann das Ganze mit losen, dürren Reisern.

In diesem Neste überwintert es, hält aber keinen eigentlichen Winterschlaf, sondern es verlässt von Zeit zu Zeit, durch den Hunger getrieben, sein Versteck, um die Wintervorräte aufzusuchen, die es am Fusse der Bäume oder auch in Astlöchern verborgen hat.

Oft genug kann freilich im Winter wegen der Kälte und des Schnees das Eichhörnchen nicht zu seinem Futter gelangen, und manches der Tierchen erlebt daher das Frühjahr nicht, und dann kann im nächsten Jahre die eine oder die andere in der Erde verborgene Eichel oder Nuss zur Keimung gelangen, und es trägt dadurch das Eichhörnchen gelegentlich zur Ausbreitung der Pflanzen bei.

Etwas Ähnliches leistet in Bezug auf solche unfreiwillige Aussaat von Pflanzen der Dachs. Von diesem ist beobachtet (Natur und Haus IX pag. 177), dass er durch die Sämereien, die er in seinen Exkrementen ausscheidet, ganze Dickichte von Brombeeren, wilden Rosen, Holunder und anderen Sträuchern anlegt.

Wenn das Eichhörnchen auch zahllose einjährige Kieferntriebe abbeisst, so dass dieselben oftmals den Boden dicht bedecken, wenn es auch viele Sämereien im Walde verzehrt und, was schlimmer ist, ein arger Nesträuber ist, so wird es doch andererseits gelegentlich dem Walde nützlich, indem es zur Aussaat von Eicheln und Haselnüssen beiträgt und gar manche Eiche, die einzeln im Nadelwalde steht, und manches Haselgebüsch ist durch das Eichhörnchen gepflanzt worden.

Wenn schon über die Lebensweise des Spechtes und des Eichhörnchens gar mancherlei Zweifel und Irrtümer verbreitet sind, so ist

Digitized by Google

dieses noch in viel höherem Masse beim Maulwurf der Fall. Und das ist begreiflich genug. Leben doch der Specht und das Eichhörnchen frei und vor jedermanns Augen. Den Maulwurf dagegen, den unterirdisch lebenden Einsiedler, bekommt man nur selten zu sehen. Daher haben sich über ihn gar mancherlei falsche Meinungen bilden und erhalten können.

Wer so im Verborgenen lebt, muss ein Bösewicht sein, so meint man wohl, und sagt bis auf den heutigen Tag dem Maulwurf allerlei Böses nach. Er soll von Wurzeln und anderen unterirdischen Pflanzenteilen leben, so hört man. Schon vor hundert Jahren gab sich Hebel in seinem Schatzkästlein Mühe, den Maulwurf gegen solche falschen Beschuldigungen zu verteidigen. Und es ist in der That leicht genug, diese Meinung, dass der Maulwurf ein Pflanzenfresser sei, zu widerlegen. Die zahlreichen Schneidezähne, die langen spitzen Eckzähne und die spitzhöckerigen Backzähne zeigen, dass der Maulwurf ein Insektenfresser und kein Pflanzenfresser ist. Niemals findet man im Magen des Maulwurfs Reste von Pflanzenstoffen, sondern nur von Regenwürmern, Engerlingen und anderen unterirdisch lebenden Tieren. Versuche mit lebenden Maulwürfen zeigen, dass sie Pflanzenstoffe aller Art verschmähen, dass sie dagegen Fleisch von Tieren aller Art verzehren und dass sie ganz enorme Mengen von Nahrung nötig haben.

Trotzdem Hebel in seinem Schatzkästlein, einem der verbreitetsten Bücher von allen in der deutschen Litteratur, ausführlich dargelegt hat, dass der Maulwurf durchaus unschädlich, ja sogar sehr nützlich sei, und trotzdem eine jede Nachprüfung die vollkommene Richtigkeit der Hebelschen Darstellung erweist, so hält sich doch das alte Vorurteil gegen den Maulwurf. Überall von Schlesien bis zur Nordsee und von Ostpreussen bis zum Schwäbischen Meer wird dem armen Tiere aufs grausamste nachgestellt. Man sieht: „Les erreurs ont la vie dure", nicht nur in Frankreich, sondern auch diesseits der Vogesen.

Versuche mit gefangenen Maulwürfen zeigen, dass er täglich eine Futterration an Engerlingen und Regenwürmern verzehrt, die sein eigenes Gewicht bedeutend übersteigt. Um sich die Erlangung dieser grossen Menge von Nahrung zu sichern, legt der Maulwurf einen so weitläufigen und kunstvollen Bau an, wie ihn kein anderes Tier überhaupt fertig bekommt.

Seine Wohnung besteht in ihrer vollkommensten Form aus einer Höhle, zwei verschieden grossen kreisförmigen Gängen und einem System von zahlreichen, aufwärts und abwärts führenden Röhren, sowie der horizontalen Laufröhre, an die sich dann die eigentlichen Jagdgänge anschliessen.

Die Höhle liegt in einer Tiefe von etwa $\frac{1}{2}$ m unter der Erdoberfläche. Sie hat die Gestalt einer Kugel, misst reichlich 12 cm im Durch-

Digitized by Google

messer und ist mit weichen Blättern, Stroh und zarten Wurzeln zum Lager ausgepolstert. Von ihr gehen schräg nach oben und aussen drei Röhren, die Steigröhren; sie führen in die obere und kleinere Galerie, eine Kreisröhre von 30 cm Durchmesser. Abwechselnd mit den Einmündungsstellen der drei Steigröhren gehen von der kleineren Galerie schräg nach unten und aussen 5—6 Fallröhren; sie münden in die zweite Kreisröhre, die grössere untere Galerie. Diese hat etwa 50 cm Durchmesser und läuft in einem Abstande von circa 20 cm um die Höhle herum. Von der unteren Galerie gehen, und zwar wieder abwechselnd mit den Mündungen der Fallröhren 8—10 horizontale Gänge nach allen Richtungen hin. Die meisten dieser Gänge, die sogenannten Verbindungsröhren, führen in einiger Entfernung mit bogenförmiger Krümmung zu einer grossen und ganz besonders weiten Röhre, der Laufröhre hin, welche die Wohnung des Maulwurfs mit dem Jagdgebiete verbindet. Von der Laufröhre, die oft bis 50 m lang ist, gehen die Jagdgänge aus, es sind dieses Röhren, welche, dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend, fortwährend neu angelegt und dann verlassen werden.

Als gewöhnlicher Aufenthalt in diesem kunstvollen Bau dient dem Maulwurf die Höhle; wird er hier beunruhigt, so kann er entweder nach oben durch die Steigröhren und von da aus nach jeder beliebigen Richtung hin entwischen, oder er schiebt das weiche Lagerpolster der Höhle bei Seite und flüchtet nach unten in den Notausgang, der von der Höhle erst abwärts führt und dann im Bogen aufwärts steigend in die Laufröhre einmündet.

Der Maulwurf erbaut also ausser der Höhlung nicht weniger als acht verschiedene Arten von Röhren: die Steigröhren, die Fallröhren, die beiden Galerien, die Verbindungsröhren, die Laufröhre, den Notausgang und die Jagdgänge. Das Ganze stellt einen so komplizierten Bau dar, dass man schwer ohne Zeichnungen eine klare Anschauung von dem Zusammenhange aller Teile erhält. Will man sich die Lage und Grösse aller einzelnen Teile in diesem kunstvollen Labyrinth klar machen, so ist es das Zweckmässigste, sich aus Holz oder Wachs ein kleines Modell herzustellen, was ohne grosse Mühe gelingt.

(Der Vortragende legte ein solches von einem 10jährigen Schüler gefertigtes Modell vor).

Abweichend vom Igel hält der Maulwurf keinen Winterschlaf, sondern verlegt nur sein im Sommer dicht unter der Erdoberfläche befindliches Jagdgebiet tiefer in die Erde hinein. Er folgt dabei einfach seiner Beute, den Regenwürmern und Engerlingen; denn auch diese gehen bei beginnender Winterkälte in die Tiefe. Doch kommt der Maulwurf nicht selten an die Oberfläche, wie die frisch aufgeworfenen Hügel beweisen, die man mitten im Winter sieht. Auch kann man oft unter weichem Schnee bei eingetretenem Tauwetter die Gänge des Maulwurfs

Digitized by Google

dicht unter der Oberfläche der Erde weithin verfolgen. Bei mildem Wetter lässt sich gerade zur Winterzeit die Thätigkeit des Maulwurfs besonders gut beobachten, indem die weisse aufgeborstene Schneedecke das Auffinden der neuen Gänge sehr erleichtert.

Eine der wunderbarsten, erst in neuester Zeit von den Zoologen genau untersuchten Lebensgewohnheiten des Maulwurfs ist das Anlegen von Wintervorräten.

Er häuft sich in den Röhren, welche seine Lagerstätte umgeben, eine grosse Menge von Regenwürmern und Engerlingen an. Auf einer Wiese bei Barsbek im östlichen Holstein wurden nicht weniger als 1280 Regenwürmer (2 kg) und 18 Engerlinge aufgefunden. Ganz ähnliche Beobachtungen sind auch in Holland gemacht. Die Würmer waren jedesmal zu einem Knäuel zu 7 und 8 vereinigt und diese durch eine geringe Menge Sand oder Erde von einander geschieden. (Natur und Haus IX, pag. 179.) Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus dass allen Würmern der Kopf fehlte; der Maulwurf hatte ihnen die vorderen 2—5 Segmente abgebissen. Über dem verwundeten Körperteile hatte sich eine neue Haut gebildet, im übrigen keine Regeneration stattgefunden; in Folge der niedrigen Wintertemperatur war das Ergänzungswachstum unterblieben.

Durch diese Art der Verletzung erreicht der schlaue und gefrässige Wühler einen doppelten Zweck. Indem er den Würmern die Kopflappen abbeisst, werden diese nur gelähmt und nicht getötet. Sie bleiben frisch und für den Maulwurf geniessbar, können ihm aber nicht entrinnen, da der für das Fortschieben respektive auch Verschlucken der Erde nötige Kopf fehlt.

Nun müsste ich eigentlich, um die Thätigkeit des Maulwurfs für den Wald vollständig zu beurteilen, im Anschluss an die Beschreibung des Maulwurfs und seines Lebens auch die Tiere besprechen, die ihm zur Nahrung dienen. Ich müsste die Regenwürmer und ihren Einfluss auf die Bildung des Humus, sowie auch die Engerlinge und ihre Verheerung der Baumwurzeln schildern. Ähnlichen Stoff bietet der Igel und die Spitzmaus, der Dachs, der Fuchs und die Marderarten, die Waldmäuse und die Wasserratte, der Hase und das Kaninchen, die Eulen, die Tagraubvögel und zahlreiche andere Vögel. Ein ganz unerschöpfliches Gebiet bildet die unendliche Schaar der forstschädlichen Insekten und ihrer Feinde. Das Gesagte möge genügen um zu zeigen, in wie mannigfacher Weise Tierleben und Pflanzenleben miteinander im Walde verbunden sind und wie sie sich gegenseitig bedingen.

Nur auf einen Punkt möchte ich noch zum Schlusse hinweisen, auf die Erhaltung unseres Waldes.

Häufig sind Klagen laut geworden, dass bald hier bald dort ein schöner Wald der grausamen Axt überliefert sei; nicht selten hört man

Digitized by Google

die Ansicht aussprechen, dass in Folge der rücksichtslosen Ausbeutung durch den Menschen der Wald gefährdet sei und dass die Entwaldung immer mehr fortschreite.

Es sei mir gestattet diesen oft gehörten Klagen gegenüber einige Zahlen zusammenzustellen, die zeigen, wie gross unser Reichtum an Wald hier in der Mark noch immer ist, und auf einige durch die Natur unseres Landes gegebene Umstände hinzuweisen, die einer allzugrossen Entwaldung entgegenstehen.

	Flächeninhalt in Quadrat-Kilometern	Wald in Quadrat-Kilometern	Wald in % des Flächeninhaltes
Baden	15 100	5 600	37.0
Bayern	75 900	25 000	33.0
Brandenburg	40 000	13 000	33.1
Elsass-Lothringen	14 500	4 400	30.6
Hannover	38 000	6 100	16.0
Hessen-Darmstadt	7 700	2 400	31.2
Hessen-Nassau	15 700	6 300	40.0
Mecklenburg	16 200	2 900	18.0
Oldenburg	6 400	591	9.2
Ostpreussen	37 000	6 600	18.0
Pommern	30 000	6 000	19.8
Posen	29 000	5 900	20.2
Rheinprovinz	27 000	8 300	30.8
Sachsen Königreich	15 000	4 100	27.4
Sachsen Provinz	25 300	6 300	20.5
Schlesien	40 300	11 600	28.9
Schleswig-Holstein	18 800	1 200	6.3
Thüringische Staaten	12 300	4 000	32.2
Westfalen	20 200	5 700	28.0
Westpreussen	25 500	5 400	21.0
Württemberg	20 000	6 000	30.0
Königreich Preussen	350 000	81 000	23.0
Deutsches Reich	540 000	137 000	25.4

Eine Vergleichung der verschiedenen in vorstehender Tabelle aufgeführten Teile Deutschlands kann nun in doppelter Weise vorgenommen werden; erstens kann man, nach Kolumne 2, die Grösse der in den einzelnen Gebieten vorhandenen Wälder mit einander vergleichen; zweitens kann man die Vergleichung in der Art ausführen, dass man die in Kolumne 3 gegebenen Zahlen ins Auge fasst, die angeben, wieviel Prozent der Gesamtfläche eines jeden Gebietes von Wald bedeckt sind.

Kolumne 2 zeigt nun, wenn man von den kleinsten Zahlen zu den grossen aufsteigt, dass der Waldbestand beträgt in

Digitized by Google

Oldenburg	591 qkm	Posen	5 900 qkm
Schleswig-Holstein .	1 200 „	Württemberg . . .	6 000 „
Hessen-Darmstadt . .	2 400 „	Pommern	6 000 „
Mecklenburg	2 900 „	Hannover	6 100 „
Thüringische Staaten	4 000 „	Hessen-Nassau . . .	6 300 „
Königreich Sachsen .	4 100 „	Provinz Sachsen . .	6 300 „
Elsass Lothringen . .	4 400 „	Ostpreussen	6 600 „
Westpreussen	5 400 „	Rheinprovinz . . .	8 300 „
Baden	5 600 „	Schlesien	11 600 „
Westfalen	5 700 „	Brandenburg . .	13 000 „
		Bayern	25 000 „

Es wird also Brandenburg in Bezug auf die Grösse seines Waldes nur von dem Königreich Bayern übertroffen, das beinahe den doppelten Flächeninhalt hat und daher mit der Provinz Brandenburg nicht ohne Weiteres vergleichbar ist.

Eine Anordnung der deutschen Landesteile nach dem relativen Waldreichtum ermöglicht Kolumne 3. Diese zeigt, dass die Waldfläche, in Prozenten der Gesamtfläche ausgedrückt, ist in

Schleswig-Holstein . . .	6.3 %	Schlesien	28.9 %
Oldenburg	9.2 „	Elsass-Lothringen . . .	30.6 „
Hannover	16.0 „	Rheinprovnz	30.8 „
Mecklenburg	18.0 „	Württemberg	30.8 „
Ostpreussen	18.0 „	Hessen-Darmstadt. . . .	31.2 „
Pommern.	19.8 „	Thüringische Staaten . .	32.3 „
Posen	20.2 „	Bayern	33.0 „
Prov. Sachsen	20.5 „	Brandenburg	33.1 „
Westpreussen.	21.0 „	Baden	37.0 „
Königreich Sachsen . . .	27.4 „	Hessen-Nassau	40.0 „
Westfalen	28.0 „		

Auch nach dieser Art der Berechnung ist also die Mark eines der waldreichsten Gebiete des Deutschen Reiches; nur das Grossherzogtum Baden (mit 37 pCt. Wald) und die Provinz Hessen-Nassau (mit 40 pCt.) besitzen ein noch grössere Menge Wald für denselben Flächeninhalt berechnet. — Es trägt daher unsere Provinz Brandenburg mit ihren 33,1 pCt. Wald eine relativ sehr viel reichere Bewaldung als das Königreich Preussen, das nur 23,9 pCt. Wald besitzt, und als das Deutsche Reich mit seinen 25,4 pCt. Wald.

Unzweifelhaft war in früheren Zeiten, wie in ganz Deutschland so auch in der Mark Brandenburg, die Waldbedeckung noch viel bedeutender als jetzt. Dafür zeugen, um nur ein Beweisstück anzuführen, die vielen auf Wald bezüglichen Namen in Gegenden, die jetzt waldarm sind. So giebt es Ortschaften, die die Namen Buchholz, Buchhorst, Buch oder Bukow (bei Rudow) führen, und jetzt sucht man vergebens nach den Buchen; ähnlich ist es mit Eichberg (bei Rüdersdorf), Eiche und Eichstedt, hier fehlen die Eichen, ebenso wie bei Birkholz die Birken.

Digitized by Google

Und das Städtchen Mittenwalde trägt seinen Namen jetzt durchaus nicht mit Recht.

Aber mag auch der Wald hier und da vermindert sein, so hat man doch bei uns in der Mark nicht so schonungslos mit ihm gewirtschaftet, wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands. Nur der auf dem reichen Lehm- und Thonboden gewachsene Buchenwald musste dem Ackerbau Platz machen. So in der Uckermark, wo an Stelle der ursprünglichen ausgedehnten Laubwälder sich jetzt üppige Weizenäcker und Zuckerrübenfelder ausbreiten. — Erhalten sind vom Laubwalde nur noch 1000 Quadratkilometer.

Ganz anders steht es dagegen in den ausgedehnten Distrikten, in denen die Bodenbeschaffenheit einen ertragreichen Ackerbau fast unmöglich macht, während die genügsame Kiefer sehr gut gedeiht. „Das ist der geborene Kiefernboden," spricht der märkische Bauer und Förster; und sie hüten sich im allgemeinen sehr wohl den Kiefernwald anzutasten. Als im Anfange des 19. Jahrhunderts einmal die Rodungen in einer unverständigen und unwirtschaftlichen Weise ausgedehnt wurden, mussten die Landwirte, welche das Rodeland bebauten, den begangenen Irrtum bald genug empfinden, und die Kiefer trat wieder in ihre Rechte. Jetzt sehen wir daher grosse Gebiete wieder schön bewaldet, die auf den alten Generalstabskarten aus den Jahren 1830—1840 als waldlos bezeichnet sind.

Dadurch erklärt es sich, dass die märkischen Kiefernwälder 12 000 Quadratkilometer einnehmen.

Der von Friedrich dem Grossen (s. Brandenburgia 1894. III. pag. 164) ausgesprochene Grundsatz: „es soll keine Handbreit Boden im Lande ohne Kultur und Produktion bleiben" ist, was die Mark angeht, aufs vollkommenste auch jetzt noch befolgt, indem überall da wo der Ackerbau aufgegeben werden musste, sofort die Forstkultur sich des Bodens bemächtigte.

Und wir dürfen wohl hoffen, dass dem auch in Zukunft so sein wird, und brauchen nicht um den Fortbestand der märkischen Wälder uns allzu grosse Sorgen zu machen.

Digitized by Google

Inhalt des IX. Jahrganges 1900|1901.

A. Vorträge.

Albrecht: Berlin vor 100 Jahren . . . . . S. 7
Buchholz: Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters „ 45
Galland: Zur Erinnerung an Gottfried Schadow . . . . „ 51
Krüner: Märkischer Handel im Mittelalter . . . . . „ 86
„ Zur Erinnerung an den 18. Januar 1701 . . . . „ 489
Meyer: Im altberlinischen Triangel und seiner Umgebung „ 338
Mielke: Totengebräuche und Totensagen in der Mark . . „ 16
Müllenhoff: Der märkische Wald und seine Erhaltung . . „ 509
Pniower: Fontanes Grete Minde . . . . . „ 389
Zache: Die märkischen Seeen . . . . . „ 111

B. Aufsätze.

Albrecht: Am Werbellinsee . . . . . „ 464
Friedel: Das Königliche Fassadenrecht in den Residenzen Berlin und Potsdam . . . . . „ 195
Pütz: Die Lage von Berlin . . . . . „ 212
Seiffert: Aktenstücke betreffend einen Prozess des Rates von Strausberg . . . . . „ 201
Spieker: Von den Grabsteinen der Germanen, Wenden u. s. w. „ 220
Thätigkeit der Provinzial-Kommission . . . . . „ 460
Werwach: Die Kremmener Studenten auf den deutschen Universitäten bis zum Jahre 1700 . . . . . „ 144
Zimmermann: Niedergörsdorf bei Jüterbog . . . 161, 297, 417

C. Besichtigungen und Wanderfahrten.

Aschingersche Centrale . . . . . S. 65
Jüterbog, Wanderfahrt nach . . . . . „ 129
Märkisches Provinzial-Museum . . . . . „ 458
Mittenwalde, Wanderfahrt nach . . . . . „ 268
Musikwerke-Fabrik der Firma Cocchi, Bacigalupo & Graffigna . . . . . „ 353
Tegel, Wanderfahrt nach . . . . . „ 139
Tietz Warenhaus, Besichtigung von . . . . . „ 275
Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstrasse . . . . „ 358
Volkstrachten-Museum . . . . . „ 307

D. Besprechungen.

Agenda der Firma Rudolf Hertzog . . . . . „ 368
Albrecht. Die Denkmäler der Sieges-Allee in Berlin . . . „ 258
Album der Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft . . . . . „ 257
Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin . „ 254
Buchholz. Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin von 1850—1900 . . . . . „ 250
Deutsche Geschichtsblätter von Dr. A. Tille . . . . . „ 311
Eckartsberga, Kalender für ortsgeschichtliche Heimatkunde „ 319
Erckert: Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa . . . . . „ 313

Digitized by Google

Fieberg: Die Wasserzufuhr und die Entwässerung der Stadt Berlin . . . . . S. 74
Gander: Führer durch Guben und Umgegend . . . . . „ 71
Gerstenberg: Zur Geschichte des Friedrich-Realgymnasiums „ 74
Goldschmidt: Zur Geschichte des Friedrich-Gymnasiums . „ 74
Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrh. . . . . „ 74
Harnack: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin . . . . . „ 255
Hundertfünfzig Jahre einer deutschen Drogenhandlung . . „ 75
Jacobi: Das Römerkastell Saalburg 98, 315
Jentsch: Joh. Gottfried Pilarik, ein geistl. Dichter der Nieder-Lausitz . . . . . S. 43
„ Steinzeitliche Funde der Nieder-Lausitz . . . . . „ 44
Lackowitz: Flora von Berlin und der Provinz Brandenburg „ 335
Mielke: Der Einzelne und seine Kunst . . . . . „ 259
Templin, die Perle der Uckermark . . . . . „ 6
Wagner: Aus der Jugendzeit der Kurfürsten Johann und Joachim I. von Brandenburg . . . . . „ 260
Wald: Heimatkunde des Kreises Teltow . . . . . „ 257
Wolff: Das Oderbruch, eine histor. landw. Skizze . . . . „ 15

E. Abbildungen.

Brunold: Denkmal, 47.
„ Wohnhaus, 468.
Fischspeerspitze, vorgeschichtliche, 501.
Hausgeräte, mittelalterliche, 46—50.
Jagdschloss Hubertusstock, 469, 470.
Kirche in Joachimsthal, 467.
Kirche und Glockenturm in Kreuzburg, 321.
Malerische Volkstrachten, 337, 352.
Medaille aus dem Pagenhof, 5.
Pagenhof, 5.
Pfarrbronn, Spreequelle, 445.
Rätselhaftes Bronzegerät, 263.
Romanischer Taufstein, 374.
Schlepzig, 445.
Schloss Kossenblatt, 446.
Seddiner Hünengrab, 324.
Spreeborn, 444.
Spreequelle, 445.
Spreethal bei Berlin, 216.
Stadtmühle in Spremberg, 446.
Tafel zur Dorfchronik von Niedergörsdorf, 352.
Thorhaus in Kreuzburg, 322.
Totenbrett, Totenkränze, Kreuze u. s. w., 26.
Untergrundbahn in Treptow, 447.
Vorgeschichtliche Altertümer, 494.
Wandbogen in der Kirche zu Jüterbog, 137.

Digitized by Google

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Akademie, Kgl., d. Wissenschaften 255.
Albrecht d. Bär 161.
Albrecht, Dr. Gustav 1, 128, 258, 267, 381, 444, 464.
Altertumskunde, germanische 264.
Altertümer in Jüterbog 135.
Altfränkische Bilder 455.
Anodonta piscinalis 293.
Ansichtspostkarten 449.
Antependium d. St. Gotthardskirche zu Brandenburg 101.
Anthropologie, deutsche Ges. f. 249
Anthropologische Gesellschaft 477.
Archäologische Reise durch Norddeutschland 312.
Aristoteles 62.
Armenspeisungsanstalt 476
Artillerie-Schiessplatz 431.
Ascherson, Prof. Dr 33, 483.
Aschinger-Centrale 65.
Auerhähne, ausgestopfte 230.
Aufhocker 20.
Aufführungen, dramat. 74.
Ausflüge des Märkischen Museums 365
Aussätzigen-Häuser 36.
Ausschuss 35, 38.
Aussichtsturm im Spreewald 255.

Backschat Fr., cand. jur. 7.
Bänder, Totengebrauch 22.
Bär, Zeitschrift 310.
Bären 281.
Ballhaus 339.
Bank des Berliner Kassenvereins 452
Barbarossa 28.
Bauopfer 135.
Bauschau-Brautschau 178.
Bautzen, Ostereier 80.
Belustigungen, Volks- 180.
Berlin vor 100 Jahren 1.
Berlin, geogr. Lage 213.
Besprechungen 183.
Besser, Johann v. 458.
Bethmann-Hollweg, v. 67.
Beutkiefer 14.
Bialowiczer Pussta 230.
Bibliothekar, Bericht 83.
Bienen 18.
Bildwirkerkunst, Berlinische 369, 490.
Bismarck 197.
Blücher-Denkmal 60.
Blumenthal, der 258, 384, 481.
Bluth, Geh. Baurat 13, 270, 322, 484.
Böten, vom 126.
Böthke, Amtsrichter 268.
Böttcher, M., Turnlehrer 45.
Bolle, Dr. C. 139, 335.
Boosen, Grabaltar 220.
Botanischer Garten 11.
Brandenburgischer Schöffenstuhl 179.
Brendicke, Dr. Hans 448.
Briefmarkensammler, d. 448.
Brieselang, d. 331.
Bronze, Herkunft d. Wortes 123.
Bronzeschalen im Mittelalter 99, 375.
Brotkorn 172.
Brückner, Lampe u. Co. 76.
Brunold-Denkmal 468.
Buchholz, Dr. Arnd 250.
Buchholz, R., Kustos 45, 264, 265, 336, 452, 459, 504.
Bücherdiebstahl 73.
Bürkner, Justizrat 134.
Buderose 72.
Bufo vulgaris 204.
Burgen, Erhaltung deutscher 488.
Burgwälle 31.

Chamisso, Adelbert v. 494.
Chodowiecki 52.
Clausilia laminata 293.
Cocchi, Bacigalupo Graffigna Musikwerke 353.
Conventz, Prof. 13.
Cüstrin, Sage 20.

Dampfschiff, erstes Berliner 200.
Damwild, gefährliches 235.
Danneeker, Bildhauer 56.
Daur, Bürgermeister 269.

Digitized by Google

Denkmalpflege 43, 364.
Denkmalschutz 10.
Dennewitz, Denkmal 7.
„ Feier 254, 438.
„ Schlachtfeld 161, 185.
Dialekt, Berliner 310.
Doppelsauger 19.
Drachensage von Seddin 77.
Drogenhandlung, 150 Jahre deutscher 75.
Düngung, künstliche 193.
Duhan de Chandun 349.

Eckartsberga, Kr. 319.
Eckenberg, Karl v. 342.
Eberswalde, wirtschaftl. Lage 485.
Ehrenmitglieder 35, 79.
Eiben, giftig 198.
Eiben, d., in Buch 327.
Eibenkunde 197.
Eierschieben 80.
Einhorn, Geschichte 103.
Elch-Elen 240.
Elisabeth, Kurfürstin 269, 377.
Endmoräne 214, 326.
Elsbeere 15, 330.
Erckert, Roderich v. 314, 443.
Erinnerungsbänder 502.
Erdkröte 294.
Erntegebräuche 176.
Euler, Schulrat Prof. Dr. 44.

Fassadenrecht 195.
Festlichkeiten 177.
Feuer und Licht 49.
Fickert, Frau Tilly 33.
Fickert R., Kommerzienrat 97.
Fieberg, Prof. Dr. 74
Findlingsblock bei Franz. Buchholz 448, 481.
Fischereiverein der Prov. Brandenburg 504.
Flora der Prov. Brandenburg 335.
Flurnamen 175.
Flussthäler Norddeutschlands 211.
Folterwerkzeuge 135.
Fontane, Theodor 126, 389.
Fontange, Kopfbedeckung 37.
Forstbotanisches Merkbuch 13, 484.
Friedel, E., Geh. Reg.-Rat 4, 11, 34, 67, 90, 95, 97, 125, 134, 195, 235, 249, 268, 291, 292, 295, 296, 307, 310, 352, 357, 358, 362, 384, 443, 458, 473, 492.
Friedrich d. Gr. 158, 159.
Friedrichs-Gymnasium, Geschichte 74.
„ Realgymnasium „ 74.
Frisch, Leonh., Konrektor 75.
Fürstenwalde, Plünderung 18.

Gabel, d. 48.
Galland, Prof. Dr. 51, 74, 97.
Gamengrund 481.
Gedächtnistuch 376.
Gedenksteine 245.
Gedenktafeln in Berlin 367.
Gefäss, seltenes mittelalterliches 99, 375.
Gemeindefriedhof Berlin 128.
Gemeindeverwaltung, Bericht 254.
Gerät, rätselhaftes 263.
Gerhardt, Paul 269.
Germanische Stämme 313.
Gerstenberg, Direktor Dr. 74.
Geschichtsblätter, deutsche 311.
Geschichtsverein, Rügisch-pommerscher 311.
Geschichts- und Altertumsverein 249.
Geweih-Ausstellung 237.
Glasmosaikgesellschaft 256.
Gobelin-Manufaktur 256, 369, 381.
Goldschmidt, Prof. Dr. 74.
Goldschmiedetag 318, 377.
Gossler, Minister v. 12.
Grabkreuze 21.
Grabsteine d. Germanen u. Wenden 220
Gräberfelder bei Tegel 76.
Graf v. d. Mark, Grabdenkmal 56.
Gregow, Geh. Reg.-R. 417.
Graupe, Prof. Dr. 417.
Grempler, Dr. Wilh. 99, 375.
Grete Minde 389.
Grimnitz-See 467.

Digitized by Google

Gross Berlin 70.
Grunow 160.
Guben, Führer 71.
Gudopp, Ernst 74.
Güstebiese 159.
Gustav Adolf-Denkmal 58.

Hainotter-Storch 3.
Hängende Gärten 212.
Halbfass, Dr. 107.
Hamann, Pastor 133.
Hammerstein, v., Minister 13.
Handel, märkischer, im Mittelalter 86.
Harnack, Prof. Dr. 41, 255.
Hase, schwimmender 228.
Hasen, lebend in Kisten 229.
Hasselkampf 374.
Hauslaub 328.
Hauswirtschaftliche Geräte 45
Heilige Geistkirchhof 30.
Heimatkunde, Bedeutung 311, 383.
Heinrichsdorf, wüste Mark 424.
Helios, Zeitschrift 326.
Helix pomatia 293.
„ rotundata 293.
Hermelin 325.
Hertzog, Rudolf, Agenda 368.
Hexenbesen 15.
Hirsch, weisser 234.
Hirsch, Ritt auf einem 234.
Hochzeitsgebräuche 178.
Hochzeitszug 124.
Höck, Dr. 483
Hohenzollern-Medaillen 493.
Hohlkannen 48.
Hubertusstock, Jagdschloss 241, 469.
Hügelgräber d. Prignitz 78.
Humboldt, Wilhelm v. 54, 139.
„ Alexander v. 497.
Humpen 48.
Hungerturm in Berlin 93.

Jagdabenteuer 287.
Jagdbeute d. Kaisers 236.
Jagdglück d. Kaisers 243.
Jagdwesen 227, 280.
Jacobi, L., 315.
Ibenhorst, Oberförsterei 240.
Jentsch, Prof. Dr. 43, 127, 447.
Joachim II. 272
Joachimsthal 467.
Johann und Joachim I 260.
Jonas, Dr. 458.
Israel, N., Agende 487.
Judenschächter 62.
Jüterbog 8, 129.
Jungfernmühle 125.

Känguruh 230.
Kaisermünze, römische 135.
Kaninchenfalle 234.
Karl d. Gr. 28.
Kassenstatus 109.
Keilhack, Dr. 107.
Kiefer, kurznadlige 15.
Kienspanhalter 50.
Kirschner, Oberbürgermeister 97.
Klemm 264.
Knaak, Prof. Dr. Georg 6.
Kobold 83.
Kosaken 186.
Kossinna Dr. 97, 312.
Königsgrab v. Seddin 77, 322.
Körnereiche 328.
Körner, F. 33, 337.
Kostüm-Wissenschaft 36.
Kränze in d. Kirche 22.
Krause, Dr. E. 76.
Kremmener Studenten 144.
Kreuzburg, Dorf 320.
Krönungsfeierlichkeiten 459.
Kronen in der Kirche 21.
Krüner, Prof. Dr. 86, 269, 489.
Knäppner-Storch 31.
Kühnlein, Architekt 136.
Kurella, Dr. 347.

Lackowitz G. 328.
Lackowitz W. 335.
Lampen 50.
Leichenbegängnis 179.
Leichensammelstelle 358.
Leichenschmaus 21.
Lessing, Gotthold 347.

Digitized by Google

Liesenkrüz 414.
Liepe 326.
Lipperheide, Franz v. 36, 69.
Lokomotive, erste deutsche 91.
Longfellow 96.
Luisendenkmal 59.
Lutherdenkmal 60.

Maränenberg 470.
Märkisches Provinzialmuseum 362, 458.
Mansfeld, Dorf 30.
Manteuffel, Freiherr v. 97.
Mariensee, d., b. Kloster Chorin 292.
Maurer, Herm. 448, 481.
Meilenstein, Schöneberger 126.
Messer 48.
Meyer, Ferd. 33, 139, 338.
Mielke, Robert 16, 259, 266, 455, 488.
Mittenwalde, Wanderfahrt nach 268, 320
Möbius, Geh. R.-R. 134.
Molkereigenossenschaft 193.
Mondamin 96.
Monke, O. Rektor 351, 413, 448, 481.
Montelius, Oskar 324.
Mordkiefer b. Zühlsdorf 416.
Mord und Totschlag 413.
Müllenhoff, Prof. Dr. 483, 509.
Müller, Dr. Traugott 32.
Muscheln-Verwendung 93.

Nachzehrer 19.
Näpfchen 48.
Nationalpark, deutscher 288.
Nehring, Prof. Dr. 325.
Neupert, Stadtverord. 68, 80.
Niedergörsdorf, Dorfchronik 162 297, 417.
Niedergörsdorf, Postkarten 320.
Niederlausitz 44.
Niederlausitzer Mitteilungen 480.

Oberlausitz, Photographien 81.
Oderberg 326, 411.
Oderbruch 3, 15.
Ostereier, Osterkultus 80, 98.

Packetfahrt Aktienges. 257.
Pagenhof 5.
Parforcejagd, königl. 236, 285.
Pariser Platz, Ausschmückung 259.
Parthey, G. P.'s Jugendzeit 351.
Peten, bei P. Berliner Redensart. 64.
Pfingstberg b. Grünefeld 95.
Pflanzen der Kunstbestände 483.
Pfuel-Prozess 201.
Physiologus 104.
Photographien 35.
Pichelsdorf 80.
Pilarik, Dichter 43.
Pniower, Dr. O. 389, 487.
Pomologische Ausstellung 337.
Potsdam, Führer 376.
Preussische Geschichte, 200 Jahre 458.
Programme, Schul- 74.
Provinzial-Kommission 400.
Pudor, Christian 126.
Pütten-Brunnen 175.
Pütz, W. 35, 212, 326.

Quilisch, Rektor 383.

Rana esculanta 294.
R. muta 294.
Rathaus, Berliner 506.
Raubtiere 246.
Rauch, Christian 53.
Raule, Benjamin 346.
Raumer, Fried. v. 250.
Ravené, Jakob 367.
Rebhühner, Aussetzen von 231.
Rebhühner, Jagd 231.
Reh und Fuchs 233.
Rehbock 233.
Rhinoceros 123.
Rieseljagd 289.
Riesenblock bei Frz. Buchholz 481.
Riesenwachholder 79.
Rippenknochen von Walen 136.
Rode, Maler 52.
Rönnebeck 481.
Roland Bildsäulen 312.
Ruppiner Bilderbogen 484.

Saalburg, Römerkastell 98.

Digitized by Google

Saalburg, Feier 315.
Sandmann, Probst 269.
Saatzeit 175.
Schaber 263.
Schadow, Gottfried 51, 74.
Schatzgraben 172.
Schirmer, Konrektor 75.
Schläge der Aecker 175.
Schleih (Tinca vulgaris) 504.
Schlüter, Andreas 491.
Schmetterlinge, überwinternde 125.
Schmiedecke, Bürgermeister 134.
Schnecken, Verwendung d. 93.
Schneehasen, Ansiedlung d. 229.
Schriftenaustausch 84.
Schriftwart, Bericht d. 82.
Schrodegge 193.
Schule von Nieder-Görsdorf 172.
Schulenburg, W. v. 91.
Schwäne der Havel 231.
Schwartz, Geh. Reg.-Rat 68, 484.
Seddin, Altertümer 77, 320.
Seen der Provinz 106, 111.
Sello, Dr. 312
Sempervivum soboliferum 328.
Senseneisen 64.
Seydlitz 246.
Siegesallee, Denkmäler d. 258, 319.
Siegfried, Bischof v. Brandenburg 162.
Siegmund v. Halberstadt 28.
Sökeland 307.
Sonnenblumen 95.
Sorbus torminalis 332.
Spandau, Ansichten 67.
Sparr, General v. 18.
Speisen 177.
Sphaerium corneum 293.
Spiecker, Dr. Christian 220.
Spieker, Vorbau 165.
Spielhahn, ausgestopft 230.
Spinneten 176.
Splitgerber 90.
Spreequelle 445.
Sporen v. Wittstock 264.
Sprey, Dorf 81.
Spuck 183.
Stechow, Bürgermeister a. D. 97.
Steinzeitliche Funde 44.
Stiftungsfest 33.
Storch, Klugheit d. 124.
Strausberg, Prozessakten 201.
Struve & Soltmann 455.
Svarez, Buchdrucker 37.

Tagewählerei 183.
Taufstein, romanischer 374.
Tegel 138.
Telge, Hofjuwelier 5, 33, 380.
Teltow, Heimatkunde d. Kr. 257.
Tempelhof, Nationalhymne 6.
Templin, Stadt 6.
Teufelseiche 351.
Teufelssee 351.
Thietmar v. Merseburg 29.
Thongefässe, wendische 275.
Tieraberglaube 247.
Tiergarten, alter Plan 71.
Tietz, Waarenhaus 275.
Torfmoore 106, 496.
Totenbrauch i. d. Neumark 9.
Totengebräuche 16.
Totenbretter 21.
Totenmünze 19.
Totenrunge 19.
Totschlag b. Sähle 413.
" b. Fürstenberg 413.
Tracht im Fläming 174.
Trachten 37, 309.
Trauungen, merkwürdige 167.
Triangel, altberlinischer 338.
Trojan, Joh. 198.
Trunksucht, Heilung 19.
Turnier in Ruppin 457.

Uhles, Geh. Justizrat 417.
Unio batavus 293.
U. tumidus, U. pictorum 293.
Urne 176.
Urstrom Norddeutschlands 213.

Verbrennungsofen, städtischer 358.
Verkehrtbäume 90.
Versammlungen 1, 4, 33, 34, 65, 67, 83, 97, 129, 138, 249, 268, 275, 307, 310, 350, 358, 362, 443, 458, 492.

Digitized by Google

Verwünschungsverse 73.
Vierundvierzigender, Alter d. 245.
Virchow, Geh. Rg.-R, 249, 477.
Vivat-Bänder 502.
Vivipara vera, V. achatina 293.
Völkerkunde, Museum f. 1.
Vogelsteller in Berlin 227.
Volksbibliotheken in Berlin 250.
Volkskunde f. Sachsen 456.
Volkstrachten, malerische 336.
Volkstrachten-Museum 307.
Volkswitz, Berliner 351.
Vorgeschichtliche Altertümer 494.
Vorstand, Neuwahl 34.

Wachholder 79.
Wagner, Richard 73.
Wagner, Prof. Dr. Friedrich 260, 377, 457.
Wahnschaffe, Prof. Dr. 323.
Wallstelle, wendische 447.
Wapiti als Jagdwild 230.
Wappenscheiben 365.
Wasserzufuhr d. Stadt Berlin 74.
Weichbild, Bedeutung 295.
Weinbau, Rückgang 295.
Weinbergsschnecke 293.
Werner, Rektor 130.
Wernicke, Pfarrer 102.
Werwach, Geh. R.-R. 144.
Wesendonck, Frau 73.
Werbellinsee 464.
Wichmann, Erzbischof 161.
Wik, Bedeutung 295.
Wild, innerhalb Berlins 291.
Wildbestand 232.
Wildkatze 246.
Wilhelm II. 317.
Wilke, Karl 485.
Wölmsdorf 161.
Wohnungseinrichtungen 266.
Wolf 246, 280.
Wolfsjagden 287.

Yellowstone-Park 12.

Zache, Dr. 15, 111.
Zehden u. die Burg Kinz 9.
Zelle, Robert 475.
Ziesch & Co. 256, 369.
Zieten-Denkmal 58.
Zimmermann, Pastor 7, 130, 161, 297
Zinna, Kloster 181.
Zopfstiel 52.
Zuckerraffinerie in Berlin 89.
Zweihundertjahr-Feier 474, 489, 492.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 40 Z. 4 v. u. lies „Impromptu".
„ 80 Z. 16 v. u. statt „Diese" lies „Die".
„ 80 Z. 21 v. o. statt „Karl" lies „Wilhelm".
„ 101 Z. 18 v. u. lies „wurden".
„ 103 Z. 4 v. u. hinter „also" fehlt das Wort „nicht".
„ 107 Z. 18 v. o. lies „Fischerei-Zeitung".
„ 217 Z. 25 v. o. lies „Parkgelände".
„ 289 Z. 23 v. u. hinter „Durchzusetzen" fehl ein „Komma".
„ 293 Z. 1 v. u. lies „Frauenf.".
„ 294 Z. 19 v. o. lies „gezwungen".
S. 296 Z. 9 v. o. lies „Grünberg".
„ 333 Z. 16 v. u. lies „Marsson".
„ 365 Z. 2 v. o. lies „B. X".
„ 365 Z. 8 v. u. lies „Westhavelland".
„ 376 Z. 14 v. u. statt „enthaltenen" lies „bewohnten".
„ 379 Z. 17 v. u. lies „Zopfstil".
„ 430 Z. 3 v. o. lies „des".
„ 448 Z. 3 v. o. statt „hoben" lies „haben".
„ 448 Z. 10 v. o. hinter „byzantinischen" lies „Ländern".
„ 448 Z. 15 v. u. muss „einen" fortfallen.
„ 470 Z. 4 v. o. lies „Maränen".

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

3 2044 025 658

APR 22 1910

Digitized by Google

Digitized by Google